THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834S85
I1904
v.15-16

REMOTE STORAGE

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

NOV 2 9 1986

NOV 0 9 1986

L161—O-1096

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/sammtlichewerke1516stif

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Bibliothek
Deutscher Schriftsteller
aus Böhmen, Mähren und Schlesien

Herausgegeben
im Auftrage der
Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik

Begründet von
August Sauer

Band XV

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke. XV. Band
Vermischte Schriften. 2. Abteilung

Mit 3 Bildern

Reichenberg 1935
Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus

Adalbert Stifters
Sämmtliche Werke

Fünfzehnter Band
Vermischte Schriften. Zweite Abteilung.

Herausgegeben
von
Gustav Wilhelm

Mit 3 Bildern

Reichenberg 1935
Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus

Gedruckt bei Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Microfilm Negative # 92-D869/3
Humanities Preservation Project

3+3 85
1904
v. 15-16
REMOTE STORAGE

Inhalt.

Seite

Vorwort VII

Einleitung XI

Vermischte Schriften. Zweite Abteilung.

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842 (1842) . . 3

Aus dem Sammelwerke „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben“ (1844)

Vorrede 19

Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes (Als Einleitung) 21

Ein Gang durch die Katakomben 47

Der Prater 69

Die Streichmacher 84

Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten 98

Die Wiener Stadtpost 126

Der Tandelmarkt 131

Die Charwoche in Wien 155

Waarenauslagen und Ankündigungen 167

Wiener-Wetter 181

Ausflüge und Landparthieen 206

Wiener Salonscenen 229

Winterbriefe aus Kirchschlag (1866) 255

Beiträge zur „Gartenlaube für Österreich“ (1866)

Gartenlaube 287

Weihnacht 295

Der Silvesterabend 307

Aus dem bairischen Walde (1867) 321

107211

Anhang Seite

Der Tandelmarkt (Zweite Fassung) (1845) 357
Aus Wien 376
1. Vom St. Stephansthurme 377
Aus Stifters Abrechnung für „Wien und die Wiener" . 385

Lesarten und Anmerkungen 389

Register 433

Bilderbeilagen.

1. Wiener Streichmacher 84
2. Die Briefpost 126
3. Tandler 130

Vorwort.

Mit dem vorliegenden Bande kommt die drei Bände unserer Ausgabe umfassende Reihe der „Vermischten Schriften" Adalbert Stifters zum Abschluß. Ihre Benennung war durch ihn selbst nahegelegt, der sich durch zwei Jahrzehnte mit dem Gedanken, einen oder zwei Bände „Vermischte Schriften" zusammenzustellen und erscheinen zu lassen, getragen hat, ohne über den Plan und die ersten Ansätze zu einer Umarbeitung seiner Beiträge zu „Wien und die Wiener" hinauszukommen.

Bei der Herstellung des Textes habe ich den Beiträgen zur „Gartenlaube für Österreich" und der Skizze „Aus dem bairischen Walde" die erhaltenen Handschriften Stifters zugrunde gelegt, da die Abweichungen des Druckes in der Gartenlaube nicht durch nachträgliche Korrekturen Stifters zustande gekommen sind, sondern auf die Redaktion dieser Zeitschrift zurückgehen und die oben genannte Skizze erst nach Stifters Tod gedruckt worden ist. Hingegen mußten die Wiener Artikel, die „Winterbriefe aus Kirchschlag" und die im Anhang mitgeteilte zweite Fassung des „Tandelmarkt" nach den ersten Drucken wiedergegeben werden.

Für die Rechtschreibung und Zeichensetzung blieben im allgemeinen die bisher in der Ausgabe befolgten Grundsätze maßgebend, abgesehen von einigen Abweichungen, namentlich betreffs der Groß- und Kleinschreibungen, die sich mir auf Grund meiner Kenntnis der Schreibungen

Stifters als notwendig ergaben. In der Zeichensetzung erwiesen sich die Drucke begreiflicherweise nicht als verläßlich, wenn auch scheinbare Widersprüche belassen werden mußten, da Stifter bei der Aufeinanderfolge von Satzgliedern gleicher Art hie und da absichtlich einer besonderen Wirkung zuliebe jede Zeichensetzung unterläßt, andrerseits aber durch ihre dem herkömmlichen Gebrauche widersprechende Verwendung Einschnitte markiert, die den Leser veranlassen, innezuhalten, und den ihnen folgenden Satzteil nachdrucksvoll abheben. Es wäre verfehlt, hier normalisierend einzugreifen. Was August Sauer in seinem Vorworte zur Gesamtausgabe der Werke Grillparzers sagt: „Er bedient sich einer besonderen, eigentümlichen, mitunter eigensinnigen Interpunktion, die von schulmäßiger Pedanterie und öder Gleichförmigkeit gleich weit entfernt ist", gilt auch von Stifter. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, seinen gesamten handschriftlichen Nachlaß dafür heranzuziehen, um an Hand zahlreicher Belege die Eigenart seiner Interpunktionen klarzustellen und zu begründen. Hiefür müßte auch das im Anhang mitgeteilte Bruchstück „Vom St. Stephansthurme" verwertet werden, das ebenso wie das für die geplante Umarbeitung der Wiener Artikel bestimmte Vorwort „Aus Wien" nach der Handschrift gedruckt worden ist.

Die 3 Bilderbeilagen geben die von Wilhelm Böhm gezeichneten und von Carl Mahlknecht gestochenen Bilder wieder, die unter den 30 Bildern des Werkes „Wien und die Wiener" die einzigen zu Beiträgen Stifters gehörenden sind.

Als Herausgeber dieses Bandes danke ich der Leitung der Münchener Staatsbibliothek, die von dem Erstdruck der Skizze „Aus dem bairischen Walde" Photogramme anfertigen ließ, ferner den Herren Staatsbibliothekar a. D.

Dr. Max Stefl in München und Professor Dr. Otto Erich Deutsch für wichtige Nachweise und den Herren Beamten der Wiener Stadtbibliothek für ihr allerzeit bewiesenes Entgegenkommen. Außerdem stand mir vom Beginn der Arbeit an der Leiter der Ausgabe, Herr Professor Dr. Franz Hüller, mit seinem bewährten Rate zur Seite. Nebst ihm bin ich auch der Sekretärin der „Deutschen Gesellschaft", Fräulein Marie Kaulfersch, zu bestem Danke verpflichtet.

Wien, 20. Mai 1935.

Dr. Gustav Wilhelm.

Einleitung.

Der zweite Band der Vermischten Schriften faßt in seinem Rahmen zwei zeitlich weit auseinanderliegende Gruppen zusammen. „Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842" und Stifters Beiträge zu „Wien und die Wiener" fallen in die Zeit des Erscheinens seiner ersten Studien in Almanachen und Zeitschriften; die „Winterbriefe aus Kirchschlag" jedoch, die drei in der Gartenlaube für Österreich erschienenen Artikel „Gartenlaube", „Weihnacht" und „Der Silvesterabend" und die Skizze „Aus dem bairischen Walde" hat Stifter in seinen zwei letzten Lebensjahren geschrieben. Am Eingang steht wie am Ende die Schilderung eines Naturereignisses, das mit seiner Außergewöhnlichkeit einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht hat.

Der Verfasser des „Condor" leistete vermutlich einer Aufforderung des Redakteurs Friedrich Witthauer Folge, als er ihm die Beschreibung der totalen Sonnenfinsternis für die „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" übergab, da Witthauer seine besondere Eignung hiefür erkannt haben mochte. Schon in frühen Jahren erregten die Erscheinungen am Himmel Stifters Interesse, viele seiner Bilder sind hauptsächlich Wolkenstudien, und noch während seines Aufenthaltes in Kirchschlag (Herbst 1865 bis Frühjahr 1866) beobachtete er mit Vorliebe das Spiel der Wolken und pries die Erhabenheit und Schönheit der stets wechselnden Gebilde. In

seiner Schilderung dieser Finsternis steckt noch ein Stück romantischer Subjektivität, an deren Stelle später ruhige wissenschaftliche Beobachtung trat.

Ein Jahr weiter zurück liegt der Beginn der Arbeit Stifters an dem Werke „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben" als Redakteur und Verfasser von 12 Beiträgen. Am 21. Juli 1841 berichtete er, offenbar an vorausgegangene Erörterungen des Planes anknüpfend, an Heckenast: „Stelzhammer, Langer, und ich sind zusammengetretten, und beschloßen das Werk zu liefern, und zwar zu je 14 Tagen 2 Bogen", und befragte zugleich den Verleger um seine Einwilligung, daß er die Verpflichtungen Stelzhamers, der abreisen und einige Monate abwesend sein müsse, nämlich die Redaktion und Ordnung der Stoffe, übernehme. Zugleich macht er seine Bedenken gegen die bereits vorliegenden ersten Nummern von Daniel Reiberstorffer geltend: „Lauter solche einzelne Figuren würden ... die Sache eintönig, und seelenlos machen ... ferner kann ja das Buch nicht plözlich mit einer einzelnen Figur, und noch dazu mit der kläglichen eines Ladendieners beginnen, hat denn Wien nichts größeres, massenhafteres?" Um diesem Übelstande abzuhelfen, schlug Stifter vor, das Werk mit seinem Artikel „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes" beginnen zu lassen, „wo dem Leser das Tableaux der Stadt auseinander gerollt wird, dann kommen die Aufsäze und zwar zuerst massenhafter, dann einzeln die Sache behandelnd, und da würden die Nummern des Herrn Reibersdorfer eingelegt werden". Am liebsten hätte Stifter sie ganz weggelassen, aber Heckenast hatte Reiberstorffer schon „Honorare anticipando" gegeben[1]).

[1]) XVII 74_{23}, 75_{5} ff., 75_{31} und XVII Anm. S. 358.

Auch ihre Aufteilung unter andere Artikel erwies sich als untunlich, da sie offenbar schon gedruckt vorlagen. Daraus erklärt es sich, daß Stifters Artikel den Zusatz „Als Einleitung" erhielt und mit römischen Zahlen paginiert wurde.

Am 19. August 1841 kam bei Heckenasts Anwesenheit in Wien ein Vertrag betreffs des Werkes zustande, in dem er auf alle Vorschläge einging, auch auf den, daß Stifter als Redakteur die Mitarbeiter gleich nach Ablieferung der Manuskripte dem schätzungsweise bestimmten Umfang gemäß — Heckenast zahlte für den Druckbogen 20 fl. C. M. — aus den ihm monatlich überwiesenen Beträgen honoriere und nach der Drucklegung die erforderlichen Ausgleichungen durchführe. Stifter erblickte darin eine Aufspornung der Mitarbeiter, die nicht erst die Zensur abwarten müßten[1]). Auch ihm selbst war diese Einrichtung sehr willkommen. „Ich bin aber auch", schrieb er am 20. August seiner Frau, „recht fleißig und schreibe täglich, ehe ich zu mahlen anfange eine Aufgabe von vier Druckseiten, und nehme mir aus dem Fonde 4 fl. C. M.[2])." Dieses Zahlungsverfahren brachte eine ziemlich umständliche Abrechnung mit sich; sie erfolgte in Abrechnungsheften, in denen die Mitarbeiter den Empfang der Honorare mit ihrer Unterschrift bestätigten, und einer Schlußabrechnung auf Grund einer die Zahlungen ausweisenden Tabelle[3]). Außerdem erlegte Stifter über die von Heckenast bis Ende Dezember 1841 gesendeten Beträge in seinen Briefen an ihn Rechnung. Diese Ausweise gewähren Einblick in die Entstehung des ganzen Werkes und ermöglichen auch die nähere Datierung der Beiträge Stifters. Mit der Einreichung der kopierten Manuskripte bei der Zensur, die in 2 Exemplaren vorgelegt werden

[1]) XVII 83_{23}, 81_{16} ff.
[2]) ebda 84_{7}.
[3]) Vgl. Anhang S. 385 und Anm. S. 430.

mußten, hatte Heckenast den in der Gerold'schen Buchhandlung angestellten Herrn Prandel betraut.

Mit seinen ersten Mitarbeitern hatte Stifter wenig Glück. Stelzhamer ließ ihn, „faul, wie immer“[1]), im Stich. Stifter mußte die von ihm übernommene Vorrede selbst schreiben und ihn veranlassen, seinen „oberflächlich und sogar frivol“ gearbeiteten Artikel „Wiener-Kunst und geistiges Leben überhaupt“ durch einen anderen zu ersetzen[2]). Auch Langers erste Probe befriedigte ihn nicht; „der Mann scheint auch viel zu jung für solchen Stoff zu sein“[3]). Wir wissen nicht, worauf sich Stifters Kritik bezieht, und können nur vermuten, daß damit Carl Edmund Langer (geb. am 10. Nov. 1819 in Wien) gemeint ist. Das Werk enthält nur einen mit diesem Namen gezeichneten Artikel, „Die Zeiselkutscher“[4]), außerdem 3 mit C. F. Langer unterzeichnete. Auf dem Titelblatte sind nebeneinander C. E. Langer und C. F. Langer als Mitarbeiter genannt. In Stifters Abrechnungsheft aber sind alle diese Artikel und außerdem der nicht gezeichnete „Allerseelentag“[5]) als Beiträge von C. E. Langer ausgewiesen, der die hiefür erhaltenen Honorare mit seiner Unterschrift als empfangen bestätigt hat (beim „Zeiselkutscher“ mit C. E. Langer, sonst ohne Vornamen). Ebenso lautet ein von ihm mit diesem Namen gefertigter Bestätigungsbrief auf den Betrag von 47 fl. 30 kr. C. M., der der Summe der 5 Einzelhonorare entspricht. War etwa dieser nicht näher nachweisbare C. F. Langer der von Stifter trotz Heckenasts Empfehlung zurückgewiesene Langer und wurde dem schon

[1]) XVII 84_5.
[2]) ebda 100_{10} ff.
[3]) ebda 76_2.
[4]) Wien und die Wiener, S. 270.
[5]) ebda S. 105.

gedruckten Titelblatte zuliebe die Fiktion seiner Mitarbeiterschaft dadurch aufrechterhalten, daß Beiträge C. E. Langers mit seinem Namen gezeichnet wurden? Der ungehinderte Fortgang der Arbeit an dem Werke war erst durch die Mitarbeiterschaft des Sylvester Wagner (geb. am 31. Dez. 1807 zu Hendorf, gest. am 10. Oktob. 1865 ebda) gesichert, der mit seinen 21, fast durchwegs Wiener Typen behandelnden Artikeln den Hauptanteil an dem 54 Beiträge enthaltenden Werke hat, in dem außer ihm, Stifter und Langer auch noch Anton Ritter von Perger, Ludwig Scheyrer und Stelzhamer mit je 2 Beiträgen, Johannes Nordmann (urspr. Rumpelmaier[1]) mit einem Beitrag vertreten sind, und auch 2 von Daniel Reiberstorffer verfaßte und gezeichnete Beiträge stehen, die Stifters Beifall fanden[2]). Von den 9 nicht gezeichneten Artikeln stammt einer (Allerseelentag) von Langer, während „Der Ladendiener eines Modehändlers" und die 5 darauffolgenden Artikel sicher von Reiberstorffer verfaßt sind. Vermutlich gilt dies auch von den 2 an späterer Stelle eingereihten „Die Harfenisten" und „Der Schusterjunge"[3]), da auch für sie keine Belege in den Abrechnungen Stifters mit Heckenast vorliegen, der Reiberstorffer schon vor Abschluß des Vertrages im vorhinein honoriert hatte. Von Karl Stegmayer und Heinrich Ritter von Levitschnigg[4]) scheint Stifter vergebens Beiträge erwartet zu haben. Seine Redaktionstätigkeit nahm Stifter sehr genau; er besprach sich mit den Mitarbeitern wegen Verbesserungen, die „dann auch meistens" von ihnen durchgeführt wurden, und ließ seine eigenen Artikel eine Zeit-

[1]) Vgl. XVII Anm. S. 374.
[2]) XXII 193_{12}.
[3]) **Wien und die Wiener**, S. 165 ff., 170 ff.
[4]) XVII 82_{17}, 98_{25}, Anm. S. 361, 366.

lang liegen, um sie dann gewissenhaft durchzugehen; im „Gang durch die Katakomben“ und in den „Ausflügen und Landparthieen“ änderte er, nachdem sie bereits kopiert waren, so viel, daß neue Kopien notwendig waren[1]). Wie Stelzhamer mußte auch Wagner einen Artikel zurücknehmen und schließlich durch einen anderen ersetzen. An die Stelle der von Stifter aus unbekanntem Grunde ausgeschiedenen „Salonscenen“ der ihm befreundeten Baronin Josefine von Münk[2]) traten seine „Wiener Salonscenen“. Auch von seinen eigenen Artikeln ließ er drei bei Seite: „Die nächtliche Ballonfahrt über der Residenzstadt Wien“, „Das Frohnleichnahmfest in Wien“ und „Der Brigittenkirchtag“[3]), letzteren zu einer Zeit, als bereits der Hinweis auf ihn (211 $_{32}$) vorlag und nicht mehr beseitigt werden konnte. Vielleicht war für die Ausscheidung dieser Artikel maßgebend, daß Stifter in der „Ballonfahrt“ wieder das Panorama von Wien wie in seinem Einleitungsartikel hätte aufrollen müssen, und daß er bereits ein Kirchenfest, nämlich Ostern in der „Charwoche in Wien“, und den Mariabrunner Kirchtag in den „Ausflügen und Landparthieen“ geschildert hatte.

Stifter hatte nach den mit Heckenast getroffenen Vereinbarungen sofort zu arbeiten begonnen und noch im August 1841 (vgl. Anhang, S. 385 ff.) die Artikel „Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes“, „Der Prater“ und „Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten“ in ununterbrochener Folge geschrieben; dann folgten nach einer durch seine Reise nach Ungarn veranlaßten Unterbrechung im Oktober „Ein Gang durch die Katakomben“ und „Der Tandelmarkt“, im November

[1]) XVII 104 $_{2}$, 107 $_{23}$, 116 $_{22}$.
[2]) ebda 101 $_{25}$, 103 $_{9}$, Anm. S. 367.
[3]) ebda 101 $_{27}$, 103 $_{11}$ ff.

„Die Charwoche in Wien" und „Die Wiener Stadtpost" und im Dezember „Ausflüge und Landparthieen" und „Waarenauslagen und Ankündigungen"; im Juli 1842 kamen „Die Streichmacher", im Januar 1843 „Wiener Wetter" und im Februar „Die Salonscenen" hinzu, die am 8. Dezember noch nicht von der Zensurstelle zurückgesendet waren[1]). Die Reihenfolge der Artikel in „Wien und die Wiener" entspricht nicht genau ihrer Entstehung. Stifter behielt wohl absichtlich einige seiner Artikel zurück, um sie, wenn Mitarbeiter mit ihren Beiträgen im Rückstande waren, einschieben zu können.

Das anfangs 1844 erschienene Werk war in Lieferungen aufgelegt worden, deren zwei erste am 8. Juni 1842 in der „Wiener Zeitung" als eben erschienen angekündigt wurden und im nächsten Monat ihre Fortsetzung durch die 3. und 4. Lieferung erhielten[2]). Beigegeben waren jeder Lieferung die von Wilhelm Böhm gezeichneten und von Carl Mahlknecht gestochenen Bilder, deren manche Stifter früher vorlagen, als die Artikel, zu denen sie gehörten, wie aus seiner Mitteilung an Heckenast vom 15. April 1842 hervorgeht: „Für die Wiener sind Manuscripte eingegangen, aber leider keine Bildererklärungen, ich werde ... selbst sogleich mehrere Erklärungen schreiben[3])." Hat Stifter diese Absicht überhaupt ausgeführt, so kämen hiefür nur „Die Streichmacher" (siehe oben) in Betracht;

[1]) XVII 119_{21}.

[2]) Den Vertrieb hatte der Buchhändler C. F. Mörschner (Kohlmarkt, Nr. 257) übernommen.

[3]) XXII 193_{3}. Eine Anzeige der Wiener Buchhandlung Kaulfuß und Prandel (Folioblatt mit Reklame-Holzschnitt, im Besitze des Professors Dr. O. E. Deutsch), im Jahre 1842 aufgelegt, führt als Inhalt der 1.—14. Lieferung das Vorwort und 24 Artikel mit 22 Illustrationen an.

tatsächlich gab er den Lieferungen auch Bilder bei, die gar nicht zu deren Artikeln gehörten, wie dies aus der Anzeige der 3. und 4. hervorgeht. Unter den 30 Bildern befinden sich 5 nicht signierte: „Das Stubenmädchen" (zu S. 10), „Der Bettler" (zu S. 23), „Praterharfenist" (zu S. 165), „Der Schusterlehrjunge" (zu S. 170) und „Der Werkelmann" (zu S. 404), die sich in der Technik der Wiedergabe von den andern unterscheiden. August Sauer nahm an, daß ihnen Zeichnungen Stifters zugrunde liegen, und berief sich auf Stifters Mitteilung an Heckenast vom 24. Juni 1842: „Für die Wiener arbeite ich selber fleißig an den Bildern, auch liegen schon welche bei der Censur[1])." Diese Äußerung bezieht sich vielleicht doch nur auf die in dem oben herangezogenen Briefe in Aussicht gestellten Bildererklärungen. Es muß also wohl die Frage, wem diese Bilder zuzuweisen sind, offen bleiben.

Das Wien des Vormärz und seine Bewohner waren, bevor „Wien und die Wiener" erschien, besonders in dem vorausgegangenen Jahrzehnt, Gegenstand einer kaum übersehbaren Zahl von Schriften, angefangen von Wolfgang Menzels „Reise nach Österreich im Sommer 1831" (Stuttgart, Metzler, 1832), dem 1833 Wilibald Alexis (W. Häring) mit seinen als „Wiener Bilder" gebotenen Reiseeindrücken und 1836 Adolf Glaßbrenners „Bilder und Träume aus Wien" folgten. Im Jahre 1838 erschien das Werk der Francis Trollope „Vienna and the Austrians with some account of a yourney through Swabia, Bavaria, the Tyrol, and the Salzbourg. In two volumes, London, Richard Bentley", das noch in demselben Jahre von Johann Sporschill (Leipzig, Georg Wigand) übersetzt wurde, und knapp vor der Ausgabe der ersten

[1]) XVII 113_{24}. Vgl. Euphorion XXVII S. 271.

Lieferungen von „Wien und die Wiener" das denselben Titel mit dem Zusatze: „Historisch entwickelt und im Verhältnisse zur Gegenwart geschildert" tragende Werk von Matthias Koch (Karlsruhe, Macklot, 1842). Noch zahlreicher sind in dieser Literatur die Wiener vertreten, die sich durch die an ihnen oft mit Selbstüberhebung geübte Kritik veranlaßt fühlten, auch ihrerseits das Wort zu ergreifen. Da sind vor allem die in Lieferungen erscheinenden „Mittheilungen" von Franz Pietznigg (Wien, 1833 ff.) zu nennen, die mit ihren Bildern aus dem Volksleben dem Wienerbuche Stifters nahestehen, ferner Heinrich Adamis „Alt- und Neu-Wien" (1841), das Beiträge vieler Autoren enthält, und eine von Braun v. Braunthal verfaßte, unter dem Pseudonym Jean Charles 1840 herausgegebene Schrift „Wien und die Wiener, ihr öffentliches und häusliches, geistiges und materielles Leben". Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich Stifter in dieser Literatur umgesehen hat, beraten und auf sie hingewiesen in den Kreisen seines Verkehres und wohl auch durch Heckenast, der als Verleger ein Interesse daran hatte, daß das Wiener Buch stofflich nicht hinter anderen zurückstehe und sich von ihnen abhebe. Eine Quellenuntersuchung für Stifters Artikel wäre von vornherein verfehlt, da die sich ergebenden Parallelen durch die Gleichheit des Stoffes bedingt sind.

In „Wien und die Wiener" tragen die Artikel, die Stifter zuerst vollendet hat, am meisten das Gepräge seiner Individualität. Die erste mit glücklichem Griff gewählte Skizze „Aussicht und Betrachtungen vom St. Stephansthurme" verrät in ihrem Titel, worauf es ihm ankam. Die Fragen, die das rastlose Treiben der Menschen in ihm rege macht, betreffen nicht nur die Wiener, sondern die Menschheit überhaupt. Wie Herder

in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“[1]) macht Stifter die Menschen verantwortlich für ihr Schicksal, das sie sich „selber durch langsamen tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufgerichtet haben“ (46 $_{16}$). Solchen Betrachtungen gibt sich Stifter noch mehr in dem „Gang durch die Katakomben“ hin. Seine gleichzeitig auch in der „Narrenburg“ erhobene Klage über die Vergänglichkeit des Menschen: „Ach! welch eine furchtbare, eine ungeheure Gewalt muß es sein, der wir dahin gegeben sind, daß sie über uns verfüge . . .“ (60 $_{32}$ ff.), ist kein Bekenntnis zum Pessimismus. „Mitten im Reiche der üppigsten Zerstörung“ regt sich in ihm die Unsterblichkeitsüberzeugung und der Glaube an eine Erziehung des Menschengeschlechtes durch die ihm von Gott gegebene „moralische Freiheit“ (61 $_{8}$, 48 $_{20}$). Hier zeigt sich der engste Anschluß an Herder, der sich im 15. Buch seiner „Ideen“ in denselben Erwägungen ergeht: „Trauriges Schicksal des Menschengeschlechts, das mit allen seinen Bemühungen an Ixions Rad, an Sisyphus Stein gefesselt und zu einem Tantalischen Sehnen verdammt ist“[2]), aber nur, um sie durch den Hinweis auf die weise Güte, die im Schicksal der Menschen waltet, zu entkräften: „Im Charakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit . . . gegeben[3]).“ Der „Gang durch die Katakomben“ bedeutet eine Abkehr Stifters von der düsteren Weltanschauung, die er, noch im Banne der Romantik stehend, im „Hochwald“ verkündet hat. Herder wurde sein Führer auf dem Wege zur Klassik und zu Goethe[4]). Der

[1]) Sämtliche Werke, hrg. v. B. Suphan, XIV, S. 245.
[2]) ebda 204 ff.
[3]) ebda 243.
[4]) Vgl. Stifters Werke, Bong (1910), T. VI, S. 14 und Otto

unleugbare Einfluß seiner Humanitätsphilosophie auf Stifter ist ein geistesgeschichtliches Faktum und ist mehr als ein „platter Nachschwatz von Ideen", dessen Friedrich Gundolf, an eine Stelle der „Zwei Schwestern" anknüpfend, Stifter zeiht[1]). Im „Tandelmarkt" bekennt sich Stifter ebenso als Liebhaber von Altertümern wie in dem gleichzeitig entstandenen Kapitel „Die Antiken" der ersten Fassung der „Mappe meines Urgroßvaters" und seiner späteren Erweiterung für die „Studien", die an die „Dichtung des Plunders" dieselben Betrachtungen knüpft, wie der „Gang durch die Katakomben"[2]). Mit der „Mappe" steht auch die Skizze „Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten" in Zusammenhang; fast gleichzeitig hat Stifter an der nicht in die „Mappe" der Studien übernommenen „Geschichte der zween Bettler"[3]) gearbeitet und hier wie dort Erinnerungen aus seiner eigenen Studentenzeit wiedererstehen lassen. In dem Franz Xaver Pfeiffer erhalten wir sein etwas karikiertes Selbstporträt: er „trug bereits breite Schultern und einen Ansatz zu einem felsenmächtigen Brustkasten, den er keck der Luft entgegen, und bei der Nußdorfer Linie hineinschob . . . sein unendlich grüner Rock hing ihm am Körper, wie eine Standarte hernieder", und am ersten Vorlesungstage stand er im Universitätsgebäude „im grünen Flause da, wie ein Specht, und schaute verwundert unter der Stirne hervor" (103_{31}, 107_{5}, 118_{27}). Die beiden anderen Studenten, Heinrich Quirin und Urban Schmidt, sind bekanntlich Stifters Landsleute und Freunde Anton Mugerauer und

Pouzar, „Ideen und Probleme in Adalbert Stifters Dichtungen", Prager deutsche Studien, 43. Heft (Reichenberg, Fr. Kraus, 1928), S. 20.

[1]) Adalbert Stifter, Werkstätten der Stadt Halle, 1931, S. 40.

[2]) II 135_{7} ff.

[3]) IV 2, 1. Hälfte, 118_{21} ff.

Franz Xaver Schiffler, die mit ihm einige Jahre zusammen wohnten. Wieweit aber Stifter sich in ihren Abbildern an die Wirklichkeit gehalten hat, läßt sich nicht feststellen. Diese Skizze allein ist durchwegs humoristisch gehalten; aber auch sonst entspricht Stifter der Ankündigung in der Vorrede und stellt neben ernste Szenen heitere hin. Stifters Studenten sind freilich, wie er selbst erklärt, keine eigentlichen, eingeborenen Wiener Studenten (98 12 ff.). Noch weniger können die „Streichmacher" als charakteristische Erscheinungen des Wiener Lebens gelten, was Stifter gleichfalls selbst bekannt hat (86 30). Dieses Leben in seinen nur ihm zugehörigen typischen Gestalten aus dem Volke darzustellen war nicht seine Sache, er stand doch ein wenig daneben oder über ihm, wenn er sich auch in Wien eingewöhnt hatte und seinen Bewohnern nachrühmt, daß sie es dem Fremden leicht machen, „einer der Ihren" zu werden, und die guten Eigenschaften des Volkes sowie die Liebenswürdigkeit und Natürlichkeit der Frauen hervorhebt (38 29, 77 10, 209 8, 39 4, 242 19). Das Buch war ja wohl als eine Verteidigungsschrift gedacht, wenn auch jede Polemik gegen die einseitigen und scharfen Urteile der Nörgler unterblieb. Vielleicht war diese Absicht auch für die Aufnahme der „Wiener Salonscenen" maßgebend. Die Engländerin Francis Trollope hatte, mit Auszeichnung aufgenommen, in den Salons des höchsten Adels und der Geldaristokratie verkehrt und urteilte in ihrem Reisewerke über letztere abfällig, wobei sie besonders hervorhob, daß man in deren Salons nur ausnahmsweise Dichtern und Schriftstellern begegne. Matthias Koch hingegen bedauert nur, daß sie dort in zu geringer Zahl angetroffen werden. Da weder Stelzhamer noch die Baronin Münk ihn mit ihren einschlägigen Artikeln befriedigten, übernahm Stifter diese Ergänzung des Werkes und

bezog auch das Bürgertum in seine Darstellung durch den Spielsalon und die beiden Musiksalons ein, die er den beiden des Adels anreiht, nämlich dem der Fürstin Anna Schwarzenberg und dem der Baronin Henriette Pereira-Arnstein, die von den Lesern des Buches leicht erkannt werden konnten, wenn auch Stifter jede Namensnennung vermeidet. Nur Grillparzer ist durch den Hinweis auf Lord Byrons Ausspruch deutlich herausgehoben und wird von Stifter mit der Verehrung gekennzeichnet, die er ihm zeitlebens bewahrt hat. Indessen lassen sich auch fast alle anderen Besucher des „Geistsalons" der Baronin feststellen. Auch hier gelingt ihm in der Schilderung des Musiksalons des Herrn Quänger eine anmutige Humoreske. Stifters Kritik richtet sich nur gegen die überall vorhandenen Salons, in denen weibliche Putzsucht und Eitelkeit vorherrscht, und in einer Nebenbemerkung gegen die Schriftsteller, die vor allem ihr Ich geltend zu machen suchen, womit er auf Saphir zielt, der damals in Wien sein Unwesen trieb (253 $_{1}$, 246 $_{29}$).

Die Aufnahme der „Ausflüge und Landpartieen" wird einem Wunsche des Verlegers entsprochen haben, der auf Vielseitigkeit des Inhalts des Buches bedacht sein mochte. Stifter kannte wohl alle Wege und Stege im Wienerwalde, hatte in ihm gedichtet und gemalt und hatte auch die weitere Umgebung der Stadt durchwandert; er hatte auch in dem von den Steilabfällen der Rax und des Schneeberges flankierten Höllental „lange vor der Entstehung der Eisenbahn manche einsame Stunde in seinen Felsen versessen" (224 $_{26}$). Mit seiner Arbeit war Stifter zufrieden und glaubte, sie werde „gut ansprechen" [1]). Aber das Bestreben, seinen Stoff möglichst zu erschöpfen, und andererseits die Nötigung, diese

[1]) XVII 104 $_{8}$.

Skizze nicht weit über das Ausmaß der anderen anschwellen zu lassen, brachten es mit sich, daß er oft in bloßen Aufzählungen stecken bleibt oder sich mit nichtssagenden Beiwörtern begnügt. Fast scheint es, als hätte ihm das innere Verhältnis zu diesem Stoffe gefehlt, wenn er in der Einleitung sagt: „Es ist in Wien ein stehender Ausdruck geworden, ‚unsere reizenden Umgebungen' zu sagen; allein so wie am Ende jede Stadt, die nur irgend Umgebungen hat, sogleich ‚reizende' Umgebungen hat, oder wenigstens ‚reizende Parthieen', so geht es wohl auch hier" (206 $_{23}$ ff.). Hermine Cloeter hat zuerst auf diese merkwürdige, auf den ersten Blick fast befremdende Äußerung Stifters aufmerksam gemacht und mit Recht hiezu bemerkt: „Sein Herz blieb zeitlebens im Böhmerwald, wo er den Traum seiner Kindheit und den noch holderen Traum seiner Jugendliebe genossen[1])." Seine Erzählungen, deren Handlung in Wien und seiner Umgebung spielt, können nicht als Gegenbeweis herangezogen werden. Auch in den „Feldblumen" ist die Landschaft nicht viel mehr als ein äußerer Rahmen. Das Heimweh blieb, wenn auch durch die allmähliche Eingewöhnung gelindert, in ihm rege. Es spricht aus seinem im „Linzer Bürgerblatt für Verstand, Herz und gute Laune" im Jahre 1830 veröffentlichten Distichon: „Wende dich ab, mein Herz, von den lastenden Massen der Hauptstadt; Dort, wo im Abendroth goldene Streifen erglühn, Dorthin liegt mein Land, mein abgeschlossenes Waldthal" und aus den Worten Albrechts in den „Feldblumen": „da kommen mir dann Träume von glänzenden Lüften . . . wie Heimwehgefühle, von sonnigen Abhängen, von Waldesdunkel und kühlen Wässern

[1]) „Poetenwinkel im Wienerwald": Neue Freie Presse, 28. Oktober 1908, und „Zwischen Gestern und Heute" (Anton Schroll, 1912), S. 480.

drinnen . . .[1])." Amalia hatte keinen Sinn für die Schönheit der Natur, und vergebens dürfte Stifter versucht haben, ihr Sinn und Herz dafür zu erschließen. In den Lackenhäusern fürchtete sie sich vor dem Wald und seinen Eidechsen und vor Räubern und ertrug nur schwer die Einsamkeit[2]). Konnte Stifter der Wiener Landschaft nicht gerecht werden, weil keine Gefühlsuntertöne mitschwangen wie in den heimatlichen Wäldern? — Viel anmutender berichtet Stifter über das Wiener Wetter dank seiner Erdichtung des Klubs der Beobachter und der Verwertung vieler selbsterlebter komischer Situationen und Szenen, die Unbilden des Wetters mit sich bringen. Wenn Raoul Auernheimer an diesem und anderen Artikeln das Schulmeisterliche ausstellt und sagt: „man spürt allenthalben die Disposition und die ängstliche Bemühung, sie einzuhalten[3])", so übersieht er dabei, daß Stifter sich hier ja selbst ironisiert und darauf ausgeht, mit seinem Einleitungsprinzip erheiternd zu wirken. Aber im allgemeinen trifft Auernheimer mit seiner Kritik tatsächlich eine Eigentümlichkeit dieser Artikel, die mit Stifters Art, zu unterrichten, zusammenhängen mag. Ein „Definitionsmagazin" hatte ihn ja auch einmal der Fürst Joseph Colloredo genannt[4]).

Als „empfindsame Wanderung" hat Stifter seine Prater-Skizze bezeichnet. Das gilt auch von seinen anderen Beiträgen zu „Wien und die Wiener", und gerade diese Eigenart bringt es mit sich, daß wir aus ihnen allerlei Züge für das Bild seiner Persönlichkeit gewinnen können,

---

[1]) I 103 $_{24}$. Vgl. Frank Matzke, Die Landschaft in der Dichtung Adalbert Stifters, Lit. Ad.-Stifter-Gesellschaft in Eger, 1932, S. 15 ff.

[2]) XX 197 $_{32}$, XXI 301 $_{28}$, XXII 72 $_{6}$.

[3]) Das ältere Wien, Bilder und Schatten (Österreichische Bücherei, Nr. 6, Hartleben), S. 31 ff.

[4]) XXI 173 $_{33}$.

die er gewiß auch um wenige Jahre später viel mehr hinter den Stoff hätte zurücktreten lassen. In Sprache und Stil, wie aus Franz Hüllers Anmerkungen[1]) hervorgeht, den ersten Studien-Erzählungen nahestehend, bilden sie doch zugleich durch ihren Gehalt eine Brücke zu den Werken Stifters, die bereits Schöpfungen gereifter Kunst sind.

Die Besprechungen des Werkes befaßten sich vor allem mit Stifters Beiträgen. Während der „Humorist" (3. August 1844, Nr. 186) und die „Sonntagsblätter" (3. Jahrg., 16. August 1844) nur kurze, anerkennende Anzeigen brachten, beschäftigte sich Adolf Schmidl in den „Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst" (2. Jahrg., Nr. 81, 8. Juli 1845) in einem Sammelberichte „Schriften über Wien" eingehend mit dem Werke. An dem „Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten" stellte er aus, daß diese keine Wiener Studenten sind, und daß von dem Wiener geistigen Leben und Treiben keine Spur zu finden sei. Die Sonntagsblätter brachten außer der mit L–g (Levitschnigg?) gezeichneten Anzeige auch „den Gang durch die Katakomben" in einem stark gekürzten Abdruck (vgl. S. 401).

Bald nach Erscheinen des Werkes faßte Stifter den Plan, einen Band Vermischter Schriften herauszugeben, „nehmlich es wird ein ältlicher freundlicher spaßhafter Herr gedichtet, der in Wien lebt und so seine Anmerkungen über alles macht. Da kommen die besseren Sachen aus Wien und die Wiener hinein, ... dann die Sonnenfinsterniß, und endlich soll als Fortsezung dieses Buches die St. Stephanskirche kommen, in der Art, nur ernster, wie die Allhambra von Washington Irwing, wo als Grundton immer die Kirche bleibt, und an ihr sich Situationen

[1]) IV 2, 2. Hälfte, S. 568 ff.

und Begebenheiten aus der Geschichte und dem Leben abwickeln“[1]). Im Zusammenhang mit diesem Plane steht die in dem „Sammler“ zu Anfang 1846 erschienene Umarbeitung des Tandelmarkt (vgl. S. 357 ff.). Weiter dürfte Stifter damals trotz der Notiz der Redaktion dieser Zeitschrift, er habe manche in „Wien und die Wiener“ erschienenen Artikel umgearbeitet und beabsichtige, demnächst sein Skizzenbuch erscheinen zu lassen, nicht gekommen sein; denn am 16. November 1846 schreibt er seinem Verleger: „In Bezug auf die Aufsäze in den Wienern muß ich bekennen, daß ich Bedenken habe. Es mangelt ihnen nach meinem jezigen Standpunkte zu vieles, ich fürchte, daß ich bei der Umänderung zu tief hinein geriethe, und dafür etwas anderes, Schöneres zu kurz käme[2]).“ An dem Plane aber hält er noch weiter fest und berichtet darüber Heckenast noch einmal, am 25. Juni 1865: „Dann will ich meine ‚Erinnerungen aus Alt-Wien‘ doch auch heraus geben, wenn die Schrift deinen Beifall hat, sie bekömmt jezt nachgerade geschichtlichen Werth, da das neue Geschlecht ein ganz andres geworden ist, und ich auch besonders frühere Kunst in mein Bereich ziehen will, und Personen, die jezt fast der Geschichte angehören[3]).“ Hat Stifter hiebei an den am 11. Juni 1859 gestorbenen Fürsten Metternich gedacht? Vermutlich hatte er damals bereits die Vorrede „Aus Wien“ zu diesen „Erinnerungen“ und die drei beiderseits beschriebene Großquartblätter umfassende, aber nicht über das erste Drittel gelangte Umarbeitung der ersten Skizze, die nun den Titel „Vom Sankt-Stephansthurme“ erhielt, geschrieben. Vielleicht sind beide schon etwas früher anzusetzen, die Vorrede aber nicht vor 1859, da sie

[1]) XVII 126_{27} (17. Juli 1844).
[2]) ebda 182_{30}.
[3]) XX 326_{21}.

auf die „sogenannte Neugestaltung" Wiens, die Niederlegung der Wälle und die damit verbundene Erweiterung der Stadt, Bezug nimmt. Aprent hat in seiner Ausgabe der Vermischten Schriften diese Vorrede den Artikeln aus „Wien und die Wiener" vorangestellt und die erste Skizze aus dem umgearbeiteten Stücke und der ersten Fassung zusammengesetzt. Dadurch ermöglichte er ein Mißverständnis, wie es nach Rudolf Fürst[1]) auch Auernheimer unterlaufen ist, wenn er sagt: „Das Wien um 1844 ist für ihn nämlich das moderne"[2]), da er die Entstehung und Bestimmung dieser Vorrede nicht gekannt hat.

Die „Winterbriefe aus Kirchschlag" hat Stifter in den ersten Monaten des Jahres 1866 während seines Aufenthaltes in Kirchschlag verfaßt. Auf ihr Erscheinen bereitet er Amalia in seinem Briefe vom 25. Januar 1866 vor: „Es werden in der Linzerzeitung einige Aufsäze über Kirchschlag von mir stehen, lasse dich nicht anfechten. Dort ist auch das Gute aufgezählt, und zwar aus dem Grunde, weil hier so gut wie in der Schweiz ein Heilort sein könnte, der vielen Menschen höchst nüzlich würde. Ich will ein gutes Werk thun, das ist Alles[3])." Stifter hatte auf dem Berge „schnell fortschreitende Genesung und Lebensfreude gefunden" (275_3), die Linzer aber hatten ihn vor einem Winteraufenthalte in Kirchschlag gewarnt und meinten, daß dort „im Winter Heulen und Zähnklappern herrsche"[4]). Bestärkt wurde er in seinem Glauben an die Heilkraft der Bergluft durch ein Buch des Schweizer Arztes Werber (vgl. S. 419), das ihm der in Kirchschlag ansässige Linzer Buchhändler Haslinger geliehen und dann für ihn bestellt

[1]) Neues Wiener Tagblatt, 5. Mai 1911.
[2]) Das ältere Wien, S. 27.
[3]) XXI 143_{27}.
[4]) ebda 131_{31}.

hatte. Hier erlebte Stifter ein Stück des Nachsommers, den er sich stets für sein Alter erhofft und erträumt hatte, freilich nur ein kleines und verkümmertes. Die Grundlage für die 6 Winterbriefe boten ihm seine vielen an Amalia gerichteten Briefe, in denen er wiederholt die Landschaft und den Wechsel der Farben und Formen in ihr und an dem Himmel und seinen Wolken geschildert und viele Temperaturbeobachtungen gebucht hat. Vermutlich hat er während der Unterbrechungen seines Aufenthaltes in der Weihnachtszeit und im Februar 1866 in Linz seine Briefe eingesehen und ihnen entnommen, was ihm der Mitteilung wert zu sein schien. Aber er wollte mehr bieten als ein bloßes Loblied auf die Eigenschaften des „wundervollen" Berges[1]), er wollte diese auch wissenschaftlich begründen. Daher leitet er 5 Briefe mit volkstümlich gehaltenen Darlegungen über Licht, Wärme, Elektrizität, Luft und Wasser ein, um jedesmal den Nachweis zu erbringen, wie wohltuend sich deren Wirkung auf seinem Berge äußert. Im 6. Briefe geht er zu den Wirkungen auf die Gefühle über, vor allem zu denen der Schönheit der Natur, die sich ihm darbot in der Pracht des Sternenhimmels, in der Beleuchtung der Landschaft und des Himmels bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang und in dem wechselnden Spiele der Wolken und Nebel. Stifters Eingehen auf Grundtatsachen der Naturlehre dürfte mit seinem lang gehegten Plane, ein Physiklehrbuch zu schreiben, zusammenhängen. Vielleicht hat er bereits ausgearbeitete Abschnitte in diesen Artikeln verwertet. Schon im September 1851 kündigte er Heckenast seine Absicht an, ein solches Lehrbuch zu schreiben[2]), und kam dann noch wiederholt darauf zurück, bis er durch die unliebsame Erfahrung, die er mit dem

[1]) XXI 131_{25}.
[2]) XVIII 73_{11}.

„Lesebuche für Realschulen" gemacht hatte, davon abgehalten wurde: „Wir haben für Physik lauter (dem Zweke und der Natur einer Realschule nach) wahrhaft fürchterliche Bücher. Ich habe eins angefangen, fertige es aber nicht aus, weil die, welche die jezigen Bücher machen, Richter darüber wären[1])." Dennoch scheint Heckenast fast zehn Jahre später nochmals Stifter an seinen Plan erinnert zu haben, der am 17. Dezember 1864 erwidert: „Für die Physik werde ich thun, was ich kann[2])."

Im Oktober 1866 brachte die Gartenlaube für Österreich, die eben in Graz, von Josef Pack, später von Leopold Ritter v. Sacher-Masoch redigiert, zu erscheinen begann, Stifters Erzählung „Der Kuß von Sentze", die er dem Stuttgarter Verleger Carl Hoffmann für eine der von ihm herausgegebenen Zeitschriften überlassen, jedoch zurückgesendet erhalten hatte. Ihre Aufnahme dürfte vermutlich auf ein Angebot Stifters zurückzuführen sein, der andrerseits einer Aufforderung der Redaktion durch die Abfassung der drei Artikel „Gartenlaube", „Weihnacht" und „Der Silvesterabend" Folge leistete. Den ersten sendete er am 20. September 1866 von den Lackenhäusern ab[3]), während er die beiden anderen erst um die Mitte des Dezember in seinem „katarrhalisch-rheumatischen Leiden Nachts im Bette" geschrieben hat[4]). Zwar schrieb er am letzten Tage seines durch das Schneewetter verlängerten Aufenthaltes im bairischen Walde seiner Frau, er fange heute noch den Aufsatz „Weihnacht" an[5]); er dürfte aber in dem Aufregungszustande, der ihn nötigte,

[1]) XVIII 242 $_{18}$.
[2]) XX 240 $_{28}$.
[3]) XXI 304 $_{25}$.
[4]) XXII 99 $_{25}$.
[5]) ebda 70 $_{16}$.

den Schwarzenberger Arzt zu sich zu bitten, nicht die Muße gefunden haben, von der Beschäftigung mit dem Stoffe zur Ausarbeitung überzugehen. Der Weihnachtsartikel mußte Stifter an seinen „Bergkristall" erinnern und berührt sich tatsächlich an manchen Stellen so nahe mit ihm, daß die Annahme naheliegt, er habe auf diese Erzählung zurückgegriffen. Die eingeflochtenen Kindheitserinnerungen waren damals in ihm um so lebendiger geworden, da er sich mit dem Plane trug, eine Selbstbiographie zu schreiben und ihr zuliebe auch Ende August 1866 seine Heimat aufgesucht hatte[1]). Im „Silvesterabend" erörtert Stifter über die sich von selbst ergebenden Jahresschluß-Betrachtungen hinausgehend die Probleme der Zeit und des Raumes, die ihm durch den Stoff nahegelegt waren und auch in demselben Zusammenhang von Wilhelm von Humboldt in seinen „Briefen an eine Freundin" besprochen wurden. Es geschieht dies in der populären Art J. P. Hebels, die auch in den Volkskalendern der Zeit Stifters gepflegt wurde, in die sich diese Artikel gut hätten einfügen lassen. Sacher-Masoch wünschte, auch einen Osterartikel von Stifter zu erhalten[2]), der ihm außerdem eine „längere, zur Hälfte fertige Erzählung" — vielleicht ist damit „Der fromme Spruch" gemeint — und „eine dichterische Erzählung, Cactus" in Aussicht stellte[3]). Die Grazer Gartenlaube erhielt aber von Stifter keinen Beitrag mehr, da Pack und Sacher-Masoch ihn auf das ganze Honorar von 160 fl. 77 kr. Ö. W. trotz eindringlichster Mahnungen monatelang warten ließen, es vielleicht überhaupt nicht zahlten[4]). Das war die „sehr bittere Erfahrung", die

[1]) XXI 280_{27}.
[2]) an Stifter, Graz, 18. November 1866.
[3]) XXII 90_{14} ff.
[4]) Vgl. die Briefe XXII, Nr. 785, 787, 788, 790, 793.

Stifter mit einer ihm „unbekannten Verlagshandlung" gemacht hat[1]).

Die Skizze „Aus dem bairischen Walde", Stifters letzte vollendete literarische Arbeit, ist durch das Mißgeschick veranlaßt, das ihm mit seiner Erzählung „Der fromme Spruch" widerfuhr. Leo Tepe, der Redakteur der in Aachen erscheinenden Zeitschrift „Die katholische Welt", hatte Stifter um einen Beitrag für das Blatt ersucht, dessen Zusage erhalten und im vorhinein 150 Thaler als Honorar bezahlt, das Stifter sich zur Bestreitung der Kosten seines Karlsbader Aufenthaltes erbeten hatte[2]). Als er aber fünf Monate später den „frommen Spruch" erhielt, glaubte er, seine Aufnahme in Stifters eigenem Interesse ablehnen zu müssen, und ersuchte ihn um eine andere Erzählung. Stifter sicherte ihm dies am 31. Oktober 1867 zu, versprach aber außerdem, ihm „nach mehreren Tagen" eine Schilderung des von ihm im bairischen Walde erlebten Schneefalles zu schicken: „Ich . . . gehe lange schon mit einer Schilderung um, weil alle, denen ich die Sache erzählte, sehr davon ergriffen waren[3])." Tepe hoffte, mit Stifters Beitrag den neuen, mit dem Dezember beginnenden Jahrgang seines Blattes eröffnen zu können, aber Stifter konnte, durch die Erkrankung seiner Frau an Grippe und eigenes Unwohlsein gehemmt, erst am 26. November 1867 seine Zusage erfüllen[4]) und erlebte die Veröffentlichung des Artikels nicht mehr. Der Verleger der „Katholischen Welt", Albert Jacobi, ersuchte anläßlich der Rücksendung des Manuskriptes an Johannes Aprent um Tilgung des nach Abzug des Honorars noch 73 Thaler betragenden

[1]) XXII 114_9.
[2]) ebda 114_5.
[3]) ebda 161_{16}.
[4]) ebda 172_3.

Vorschusses[1]), ohne zu berücksichtigen, daß Stifter auch noch einen Lebensabriß für die Zeitschrift gesendet hatte, den Tepe in seinen Nekrolog auf Stifter aufnahm[2]). Erst die zweite Hälfte der Skizze enthält die Schilderung des Unwetters, das Stifter in den Lackenhäusern festhielt; der erste Teil bringt in dem ausführlichen Bericht über seinen Aufenthalt bis zur Abreise Amalias eine Schilderung des Waldes, der Wanderungen in ihm, des Rosenbergerhauses und seiner Umgebung und der im Süden durch die Alpen begrenzten Landschaft. Die Wälder des Blöckensteines und Dreisessels hatte Stifter alljährlich im Sommer mit Kameraden durchstreift und hatte oft an dem See geweilt, den er, der Dichter des „Hochwald", einmal als „gewissermaßen" seinen See[3]) bezeichnet hat. Und nun ließ er diese Erinnerungen noch einmal zu Worte kommen und verkündete noch einmal die Größe der Allmacht, die sich in der Natur im Kleinsten zeigt (328_{26}). Diese Landschaft einschließlich des nahen heimatlichen Moldautales ist die eigentliche Stifter-Landschaft. In ihren Raum führt der Dichter uns im „Nachsommer" und im „Witiko", und ebenso auch im „Waldbrunnen", in der letzten unvollendet gebliebenen „Mappe" und in dieser letzten Schilderung des ihm seit seiner Kindheit vertrauten Waldes.

Der Schilderung des Schneefalles hat Stifter seine täglichen ausführlichen Berichte an Amalia zugrunde gelegt. Die Vergleichung ergibt gelegentliche Abweichungen von den das Erlebte unmittelbar wiedergebenden Berichten, die Stifter entgangen sein dürften, da er sich hie und da

[1]) Aachen, 10. April 1868.

[2]) Die katholische Welt, Jahrg. 1868, S. 102 ff., fortgesetzt mit Besprechung der Werke S. 351 ff.

[3]) XVIII 270_{2}.

auch auf sein Gedächtnis verlassen haben wird, das die Erlebnisse der einzelnen Tage doch nicht scharf auseinanderhalten konnte. Manches aber hat Stifter auch absichtlich übergangen oder anders dargestellt, als es sich in Wirklichkeit verhielt[1]). Vor allem verschweigt er seine von ihm selbst als „lächerlich" bezeichnete Furcht vor der Cholera[2]), die in der Umgebung von Linz verbreitet war und auch in der Stadt einige Opfer forderte. Die Vermutung liegt nahe, daß er seine Abreise ihretwegen um einige Tage verschob, obwohl sein Fernbleiben nicht mehr durch den Zustand seiner Frau, die auf den Wunsch des Arztes vor der mit seinem Kommen verbundenen Aufregung bewahrt bleiben sollte, geboten war, und dadurch sich selbst der Nötigung aussetzte, den knapp vor dem festgesetzten Termin der Abreise eingetretenen Schneefall abzuwarten. Noch unmittelbar vor seiner Rückkehr bat Stifter seinen Linzer Arzt Dr. Karl Essenwein um Auskunft über den Stand der Seuche: „Bei mir ist es besser, ich bleibe fern, bis Alles sicher ist, und doch verlangt es mich schon heftig nach meiner Gattin und nach meinem Hause." Diesen Zustand bezeichnet er als „höchst unerquiklich" und den Mangel an Appetit als eine Folge seiner Aufregungszustände. „Meiner Gattin habe ich über meine Gesundheit gar nichts geschrieben. Und den Schneefall habe ich als Ursache des Wartens dargestellt"[3]).

Diese Rücksicht auf seine ohnedies empfindliche und nun nach der überstandenen Krankheit besonderer Schonung bedürftige Gattin bestimmte ihn auch, in seinen Briefen den von ihm erbetenen Besuch des Arztes nicht zu erwähnen; er tut dies erst in seiner Darstellung des Erleb-

[1]) Vgl. Anm. S. 425 ff.
[2]) XXII 28_{21}.
[3]) ebda 73_{5} ff.

nisses im bairischen Walde, die also hierin die Briefe berichtigend ergänzt (346 $_1$). Es ist kaum anzunehmen, daß Stifter schon, während er in den Lackenhäusern festgehalten war, daran gedacht hat, dieses Naturereignis zu schildern. Frank Matzke zieht aus Stifters Äußerung: „die ungeheure Schneelandschaft macht einen gewaltigen Eindruk. Wenn die ganze Wirthschaft vorüber ist, dann werde ich mich beim warmen Ofen in meinem Zimmer in Linz freuen, daß ich das gesehen habe, und werde mir die Erscheinungen und ihre Eindrüke erst zurecht legen“[1]) den Schluß, er habe „sich so sehr der Landschaft entwöhnt, daß er mit ihrem Erlebnis in ihr selbst nicht mehr zu Ende kam, sondern es erst in die ihm nun vertrautere Sphäre der Wohnung übertragen mußte“[2]). Damit verkennt er die Situation, in der sich Stifter damals befand, und diese Äußerung besagt auch nicht, daß er sich noch während seines Festgehaltenseins im Rosenberger-Hause mit der Absicht getragen hat, das Erlebte und Beobachtete zu schildern. Erzählt hat er es gewiß wiederholt und vermutlich auch in diesen mündlichen Berichten zuerst den Schauplatz vor dem Zuhörer aufgerollt. Dies soll er während seines letzten Aufenthaltes in Karlsbad im Hause des Professors Josef Seegen getan haben, und zwar so umständlich, daß man nach einer Stunde vor lauter Einleitung und Vorgeschichte noch keine einzige Schneeflocke zu Gesicht bekommen hat[3]).

[1]) XXII 66 $_{13}$ ff.

[2]) Die Landschaft in der Dichtung Adalbert Stifters, S. 21.

[3]) Louise Hackl, Zur Erinnerung an Adalbert Stifter, Neue Freie Presse, 25. Oktober 1903 (Beilage).

Vermischte Schriften.

Zweite Abteilung.

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842.

(1842.)

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842.

Es gibt Dinge, die man fünfzig Jahre weiß, und im einundfünfzigsten erstaunt man über die Schwere und Furchtbarkeit ihres Inhaltes. So ist es mir mit der totalen Sonnenfinsterniß ergangen, welche wir in Wien am 8. Juli 1842 in den frühesten Morgenstunden bei dem günstigsten Himmel erlebten. Da ich die Sache recht schön auf dem Papiere durch eine Zeichnung und Rechnung darstellen kann, und da ich wußte, um so und so viel Uhr trete der Mond unter der Sonne weg, und die Erde schneide ein Stück seines kegelförmigen Schattens ab, welches dann wegen des Fortschreitens des Mondes in seiner Bahn, und wegen der Axendrehung der Erde einen schwarzen Streifen über ihre Kugel ziehe, was man dann an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten in der Art sieht, daß eine schwarze Scheibe in die Sonne zu rücken scheint, von ihr immer mehr und mehr wegnimmt, bis nur eine schmale Sichel übrig bleibt, und endlich auch die verschwindet — auf Erden wird es da immer finsterer und finsterer, bis wieder am anderen Ende die Sonnensichel erscheint und wächst, und das Licht auf Erden nach und nach wieder zum vollen Tage anschwillt — dieß Alles wußte ich voraus, und zwar so gut, daß ich eine totale Sonnenfinsterniß im Voraus so treu beschreiben zu können vermeinte, als hätte ich sie bereits gesehen. Aber, da sie nun wirklich eintraf, da ich auf einer Warte hoch über der ganzen Stadt stand, und die Erscheinung mit eigenen Augen anblickte, da geschahen freilich ganz andere Dinge, an

die ich weder wachend noch träumend gedacht hatte, und an die keiner denkt, der das Wunder nicht gesehen. — Nie und nie in meinem ganzen Leben war ich so erschüttert, von Schauer und Erhabenheit so erschüttert, wie in diesen zwei Minuten — es war nicht anders, als hätte Gott auf einmal ein deutliches Wort gesprochen, und ich hätte es verstanden. Ich stieg von der Warte herab, wie vor tausend und tausend Jahren etwa Moses von dem brennenden Berge herabgestiegen sein mochte, verwirrten und betäubten Herzens.

Es war ein so einfach Ding. Ein Körper leuchtet einen andern an, und dieser wirft seinen Schatten auf einen dritten: aber die Körper stehen in solchen Abständen, daß wir in unserer Vorstellung kein Maß mehr dafür haben, sie sind so riesengroß, daß sie über alles, was wir groß heißen, hinaus schwellen — ein solcher Complex von Erscheinungen ist mit diesem einfachen Dinge verbunden, eine solche moralische Gewalt ist in diesen physischen Hergang gelegt, daß er sich unserem Herzen zum unbegreiflichen Wunder emporthürmt. Vor tausendmaltausend Jahren hat Gott es so gemacht, daß es heute zu dieser Secunde sein wird; in unsere Herzen aber hat er die Fibern gelegt, es zu empfinden. Durch die Schrift seiner Sterne hat er versprochen, daß es kommen werde nach tausend und tausend Jahren, unsere Väter haben diese Schrift entziffern gelernt, und die Secunde angesagt, in der es eintreffen müsse; wir, die späten Enkel, richten unsere Augen und Sehröhre zu gedachter Secunde gegen die Sonne, und siehe: es kommt — der Verstand triumphirt schon, daß er ihm die Pracht und Einrichtung seiner Himmel nachgerechnet und abgelernt hat — und in der That, der Triumph ist einer der gerechtesten des Menschen — es kommt, stille wächst es weiter — aber siehe, Gott gab ihm auch für das Herz etwas mit, was wir nicht voraus gewußt, und was millionenmal mehr werth ist, als was der Verstand begriff und voraus

rechnen konnte: das Wort gab er ihm mit: „Ich bin“ — — „nicht darum bin ich, weil diese Körper sind und diese Erscheinung, nein, sondern darum, weil es euch in diesem Momente euer Herz schauernd sagt, und weil dieses Herz sich doch trotz der Schauer als groß empfindet.“ — — Das Thier hat gefürchtet, der Mensch hat angebethet.

Ich will es in diesen Zeilen versuchen, für die tausend Augen, die zugleich an jenem Momente zum Himmel aufblickten, das Bild, und für die tausend Herzen, die zugleich schlugen, die Empfindung nachzumalen und festzuhalten, in so ferne dieß eine schwache, menschliche Feder überhaupt zu thun im Stande ist.

Ich stieg um fünf Uhr auf die Warte des Hauses Nr. 495 in der Stadt, von wo aus man die Uebersicht nicht nur über die ganze Stadt hat, sondern auch über das Land um dieselbe bis zu dem fernsten Horizonte, an dem die ungarischen Berge wie zarte Luftbilder dämmern. Die Sonne war bereits herauf und glänzte freundlich auf die rauchenden Donauauen nieder, auf die spiegelnden Wässer, und auf die vielkantigen Formen der Stadt, vorzüglich auf die Stephanskirche, die ordentlich greifbar nahe an uns aus der Stadt, wie ein dunkles, ruhiges Gebirge aus Gerölle, emporstand. Mit einem seltsamen Gefühle schaute man die Sonne an, da an ihr nach wenigen Minuten so Merkwürdiges vorgehen sollte. Weit draußen, wo der große Strom geht, lag eine dicke, langgestreckte Nebellinie, auch im südöstlichen Horizonte krochen Nebel und Wolkenballen herum, die wir sehr fürchteten, und ganze Theile der Stadt schwammen in Dunst hinaus. An der Stelle der Sonne waren nur ganz schwache Schleier, und auch diese ließen große, blaue Inseln durchblicken.

Die Instrumente wurden gestellt, die Sonnengläser in Bereitschaft gehalten, aber es war noch nicht an der Zeit. Unten ging das Gerassel der Wägen, das Laufen und Treiben

an — oben sammelten sich betrachtende Menschen; unsere Warte füllte sich, aus den Dachfenstern der umstehenden Häuser blickten Köpfe, auf Dachfirsten standen Gestalten, alle nach derselben Stelle des Himmels blickend, selbst auf der äußersten Spitze des Stephansthurmes, auf der letzten Platte des Baugerüstes stand eine schwarze Gruppe, wie auf Felsen oft ein Schöpfchen Waldanflug — und wie viele tausend Augen mochten in diesem Augenblicke von den umliegenden Bergen nach der Sonne schauen, nach derselben Sonne, die Jahrtausende den Segen herabschüttet, ohne daß Einer dankt — heute ist sie das Ziel von Millionen Augen — aber immer noch, wie man sie mit den dämpfenden Gläsern anschaut, schwebt sie als rothe oder grüne Kugel rein und schön umzirkelt in dem Raume.

Endlich zur vorausgesagten Minute — gleichsam wie von einem unsichtbaren Engel empfing sie den sanften Todeskuß — ein feiner Streifen ihres Lichtes wich vor dem Hauche dieses Kusses zurück, der andere Rand wallte in dem Glase des Sternenrohres zart und golden fort — „es kommt" riefen nun auch die, welche blos mit dämpfenden Gläsern, aber sonst mit freien Augen hinauf schauten — „es kommt" — und mit Spannung blickte nun Alles auf den Fortgang. Die erste seltsame fremde Empfindung rieselte nun durch die Herzen, es war die, daß draußen in der Entfernung von Tausenden und Millionen Meilen, wohin nie ein Mensch gedrungen, an Körpern, deren Wesen nie ein Mensch erkannte, nun auf einmal etwas zur selben Secunde geschehe, auf die es schon längst der Mensch auf Erden festgesetzt. Man wende nicht ein, die Sache sei ja natürlich, und an den Bewegungsgesetzen der Körper leicht rechenbar; die wunderbare Magie des Schönen, die Gott den Dingen mitgab, frägt nichts nach solchen Rechnungen, sie ist da, weil sie da ist, ja sie ist trotz der Rechnungen da, und selig das Herz, welches sie empfinden kann; denn

nur dieß ist Reichthum, und einen andern gibt es nicht — schon in dem ungeheuern Raum des Himmlischen wohnt das Erhabene, das unsere Seele überwältigt, und doch ist dieser Raum in der Mathematik sonst nichts als groß.

Indeß nun Alle schauten, und man bald dieses, bald jenes Rohr rückte und stellte, und sich auf dieß und jenes aufmerksam machte, wuchs das unsichtbare Dunkel immer mehr und mehr in das schöne Licht der Sonne ein — Alle harrten, die Spannung stieg; aber so gewaltig ist die Fülle dieses Lichtmeeres, das von dem Sonnenkörper niederregnet, daß man auf Erden keinen Mangel fühlte, die Wolken glänzten fort, das Band des Wassers schimmerte, die Vögel flogen und kreuzten lustig über den Dächern, die Stephansthürme warfen ruhig ihre Schatten gegen das funkelnde Dach, über die Brücke wimmelte das Fahren und Reiten, wie sonst, sie ahneten nicht, daß indessen oben der Balsam des Lebens, das Licht, heimlich wegsieche — dennoch draußen an dem Kahlengebirge und jenseits des Schlosses Belvedere war es schon, als schliche Finsterniß, oder vielmehr ein bleigraues Licht, wie ein böses Thier heran — aber es konnte auch Täuschung sein, auf unserer Warte war es lieb und hell, und Wangen und Angesichter der Naheſtehenden waren klar und freundlich wie immer.

Seltsam war es, daß dieß unheimliche, klumpenhafte tiefschwarze vorrückende Ding, das langsam die Sonne wegfraß, unser Mond sein sollte, der schöne sanfte Mond, der sonst die Nächte so florig silbern beglänzte; aber doch war er es, und im Sternenrohr erschienen auch seine Ränder mit Zacken und Wulsten besetzt, den furchtbaren Bergen, die sich auf dem uns so freundlich lächelnden Runde thürmen.

Endlich wurden auch auf Erden die Wirkungen sichtbar, und immer mehr, je schmäler die am Himmel glühende Sichel wurde; der Fluß schimmerte nicht mehr, sondern war ein taftgraues Band, matte Schatten lagen umher,

die Schwalben wurden unruhig, der schöne sanfte Glanz des Himmels erlosch, als liefe er von einem Hauche matt an, ein kühles Lüftchen hob sich und stieß gegen uns, über den Auen starrte ein unbeschreiblich seltsames, aber bleischweres Licht, über den Wäldern war mit dem Lichterspiele die Beweglichkeit verschwunden, und Ruhe lag auf ihnen, aber nicht die des Schlummers, sondern die der Ohnmacht — und immer fahler goß sich's über die Landschaft, und diese wurde immer starrer — die Schatten unserer Gestalten legten sich leer und inhaltslos gegen das Gemäuer, die Gesichter wurden aschgrau — — erschütternd war dieses allmälige Sterben mitten in der noch vor wenigen Minuten herrschenden Frische des Morgens. Wir hatten uns das Eindämmern wie etwa ein Abendwerden vorgestellt, nur ohne Abendröthe; wie geisterhaft aber ein Abendwerden ohne Abendröthe sei, hatten wir uns nicht vorgestellt, aber auch außerdem war dieß Dämmern ein ganz anderes, es war ein lastend unheimliches Entfremden unserer Natur; gegen Südost lag eine fremde gelbrothe Finsterniß, und die Berge und selbst das Belvedere wurden von ihr eingetrunken — die Stadt sank zu unsern Füßen immer tiefer, wie ein wesenloses Schattenspiel hinab, das Fahren und Gehen und Reiten über die Brücke geschah, als sähe man es in einem schwarzen Spiegel — die Spannung stieg auf's höchste — einen Blick that ich noch in das Sternrohr, er war der letzte; so schmal, wie mit der Schneide eines Federmessers in das Dunkel geritzt, stand nur mehr die glühende Sichel da, jeden Augenblick zum Erlöschen, und wie ich das freie Auge hob, sah ich auch, daß bereits alle Andern die Sonnengläser weggethan, und bloßen Auges hinauf schauten — sie hatten auch keines mehr nöthig; denn nicht anders, als wie der letzte Funke eines erlöschenden Dochtes, schmolz eben auch der

letzte Sonnenfunken weg, wahrscheinlich durch die Schlucht zwischen zwei Mondbergen zurück — es war ein ordentlich trauriger Augenblick — deckend stand nun Scheibe auf Scheibe — und dieser Moment war es eigentlich, der wahrhaft herzzermalmend wirkte — das hatte Keiner geahnet — ein einstimmiges „Ah“ aus Aller Munde, und dann Todtenstille, es war der Moment, da Gott redete, und die Menschen horchten.

Hatte uns früher das allmälige Erblassen und Einschwinden der Natur gedrückt und verödet, und hatten wir uns das nur fortgehend in eine Art Tod schwindend gedacht: so wurden wir nun plötzlich aufgeschreckt und emporgerissen durch die furchtbare Kraft und Gewalt der Bewegung, die da auf einmal durch den ganzen Himmel lag; die Horizontwolken, die wir früher gefürchtet, halfen das Phänomen erst recht bauen, sie standen nun wie Riesen auf, von ihrem Scheitel rann ein fürchterliches Roth, und in tiefem kalten schweren Blau wölbten sie sich unter und drückten den Horizont — Nebelbänke, die schon lange am äußersten Erdsaume gequollen, und blos mißfärbig gewesen waren, machten sich nun gelten, und schauderten in einem zarten furchtbaren Glanze, der sie überlief — Farben, die nie ein Auge gesehen, schweiften durch den Himmel; — der Mond stand mitten in der Sonne, aber nicht mehr als schwarze Scheibe, sondern gleichsam halb transparent wie mit einem leichten Stahlschimmer überlaufen, rings um ihn kein Sonnenrand, sondern ein wundervoller, schöner Kreis von Schimmer, bläulich, röthlich, in Strahlen auseinander brechend, nicht anders, als gösse die oben stehende Sonne ihre Lichtfluth auf die Mondeskugel nieder, daß es rings auseinander spritzte — das Holdeste, was ich je an Lichtwirkung sah! — Draußen weit über das Marchfeld hin lag schief eine lange, spitze Licht-

pyramide gräßlich gelb, in Schwefelfarbe flammend, und unnatürlich blau gesäumt; es war die jenseits des Schattens beleuchtete Atmosphäre, aber nie schien ein Licht so wenig irdisch und so furchtbar, und von ihm floß das aus, mittelst dessen wir sahen. Hatte uns früher Eintönigkeit verödet, so waren wir jetzt erdrückt von Kraft und Glanz und Massen — unsere eigenen Gestalten hafteten darinnen wie schwarze, hohle Gespenster, die keine Tiefe haben; das Phantom der Stephanskirche hing in der Luft, die andere Stadt war ein Schatten, alles Rasseln hatte aufgehört, über der Brücke war keine Bewegung mehr; denn jeder Wagen und Reiter stand, und jedes Auge schaute zum Himmel — — nie, nie werde ich jene zwei Minuten vergessen — es war die Ohnmacht eines riesenhaften Körpers, unserer Erde. — — Wie heilig, wie unbegreiflich und wie furchtbar ist jenes Ding, das uns stets umfluthet, das wir seelenlos genießen, und das unseren Erdball mit solchen Schaudern überzittern macht, wenn es sich entzieht, das Licht, wenn es sich nur so kurz entzieht. — Die Luft wurde kalt, empfindlich kalt, es fiel Thau, daß Kleider und Instrumente feucht waren — die Thiere entsetzten sich; — was ist das schrecklichste Gewitter, es ist ein lärmender Trödel gegen diese todesstille Majestät — mir fiel Lord Byrons Gedicht ein: „Die Finsterniß", wo die Menschen Häuser anzünden, Wälder anzünden, um nur Licht zu sehen — — — aber auch eine solche Erhabenheit, ich möchte sagen, Gottesnähe war in der Erscheinung dieser zwei Minuten, daß dem Herzen nicht anders war, als müsse er irgendwo stehen. — — Byron war viel zu klein — es kamen, wie mit einmal, jene Worte des heiligen Buches in meinen Sinn, die Worte bei dem Tode Christi: „Die Sonne verfinsterte sich, die Erde bebte, die Todten standen aus den Gräbern auf, und der Vor-

hang des Tempels zerriß von oben bis unten." Auch wurde die Wirkung auf alle Menschenherzen sichtbar. Nach dem ersten Verstummen des Schrecks geschahen unarticulirte Laute der Bewunderung und des Staunens: der Eine hob die Hände empor, der Andere rang sie leise vor Bewegung, Andere ergriffen sich bei denselben und drückten sich — eine Frau begann heftig zu weinen, eine andere in dem Hause neben uns fiel in Ohnmacht, und ein Mann, ein ernster, fester Mann, hat mir später gesagt: daß ihm die Thränen herabgeronnen. Ich habe immer die alten Beschreibungen von Sonnenfinsternissen für übertrieben gehalten, so wie vielleicht in späterer Zeit diese für übertrieben wird gehalten werden; aber alle, so wie diese, sind weit hinter der Wahrheit zurück. Sie können nur das Geschehene malen, aber schlecht, das Gefühlte noch schlechter, aber gar nicht die namenlos tragische Musik von Farben und Lichtern, die durch den ganzen Himmel liegt — ein Requiem, ein Dies irae, das unser Herz spaltet, daß es Gott sieht, und seine theuren Verstorbenen, daß es in ihm rufen muß: „Herr, wie groß und herrlich sind deine Werke, wir sind wie Staub vor dir, daß du uns durch das bloße Weghauchen eines Lichttheilchens vernichten kannst, und unsere Welt, den holdvertrauten Wohnort, in einen wildfremden Raum verwandelst, darin Larven starren!"

Aber wie Alles in der Schöpfung sein rechtes Maß hat, so auch diese Erscheinung, sie dauerte zum Glücke sehr kurz, gleichsam nur den Mantel hat er von seiner Gestalt gelüftet, daß wir hineinsehen, und augenblicks wieder zugehüllt, daß Alles sei wie früher. Gerade da die Menschen anfingen, ihren Empfindungen Worte zu geben, also da sie nachzulassen begannen, da man eben ausrief: „Wie herrlich, wie furchtbar!" — gerade in diesem Momente hörte es auf: mit eins war die Jenseitswelt verschwunden,

und die hiesige wieder da, ein einziger Lichttropfe quoll am obern Rande wie ein weißschmelzendes Metall hervor, und wir hatten unsere Welt wieder — er drängte sich hervor, dieser Tropfe, wie wenn die Sonne selber ordentlich froh wäre, daß sie überwunden habe, ein Strahl schoß durch den Raum, ein zweiter machte sich Platz — aber ehe man nur Zeit hatte, zu rufen: „Ach!" bei dem ersten Blitz des ersten Atomes, war die Larvenwelt verschwunden, und die unsere wieder da: das bleifarbene Lichtgrauen, das uns vor dem Erlöschen so ängstlich schien, war uns nun Erquickung, Labsal, Freund und Bekannter, die Dinge warfen wieder Schatten, das Wasser glänzte, die Bäume waren grün, wir sahen uns in die Augen — siegreich kam Strahl an Strahl, und wie schmal, wie winzig schmal auch nur noch erst der leuchtende Zirkel war, es schien, als sei uns ein Ozean von Licht geschenkt worden — man kann es nicht sagen, und der es nicht erlebt, glaubt es kaum, welche freudige, welche siegende Erleichterung in die Herzen kam: wir schüttelten uns die Hände, wir sagten, daß wir uns zeitlebens daran erinnern wollen, daß wir das mit einander gesehen haben — man hörte einzelne Laute, wie sich die Menschen von den Dächern und über die Gassen zuriefen, das Fahren und Lärmen begann wieder, selbst die Thiere empfanden es; die Pferde wieherten, und die Sperlinge auf den Dächern begannen ein Freudengeschrei, so grell und närrisch, wie sie es gewöhnlich thun, wenn sie sehr aufgeregt sind, und die Schwalben schossen blitzend und kreuzend, hinauf, hinab, in der Luft umher. Das Wachsen des Lichtes machte keine Wirkung mehr, fast Keiner wartete den Austritt ab, die Instrumente wurden abgeschraubt, wir stiegen hinab, und auf allen Straßen und Wegen waren heimkehrende Gruppen und Züge in den heftigsten, exaltirtesten Gesprächen und

Ausrufungen begriffen. Und ehe sich noch die Wellen der Bewunderung und Anbethung gelegt hatten, ehe man mit Freunden und Bekannten ausreden konnte, wie auf Diesen, wie auf Jenen, wie hier, wie dort die Erscheinung gewirkt habe, stand wieder das schöne holde, wärmende, funkelnde Rund in den freundlichen Lüften, und das Werk des Tages ging fort; — wie lange aber das Herz des Menschen fortwogte, bis es auch wieder in sein Tagewerk kam, wer kann es sagen? Gebe Gott, daß der Eindruck recht lange nachhalte, er war ein herrlicher, dessen selbst ein hundertjähriges Menschenleben wenige aufzuweisen haben wird. Ich weiß, daß ich nie, weder von Musik noch Dichtkunst, noch von irgend einem Phänomen oder einer Kunst so ergriffen und erschüttert worden war — freilich bin ich seit Kindheitstagen viel, ich möchte fast sagen, ausschließlich mit der Natur umgegangen, und habe mein Herz an ihre Sprache gewöhnt, und liebe diese Sprache, vielleicht einseitiger, als es gut ist; aber ich denke, es kann kein Herz geben, dem nicht diese Erscheinung einen unverlöschlichen Eindruck zurückgelassen habe.

Ihr aber, die es im höchsten Maße nachempfunden, habet Nachsicht mit diesen armen Worten, die es nachzumalen versuchten, und so weit zurückblieben. Wäre ich Beethoven, so würde ich es in Musik sagen; ich glaube, da könnte ich es besser.

Zum Schlusse erlaube man mir noch zwei kurze Fragen, die mir dieses merkwürdige Naturereigniß aufdrängte.

Erstens. Warum, da doch alle Naturgesetze Wunder und Geschöpfe Gottes sind, merken wir sein Dasein in ihnen weniger, als wenn einmal eine plötzliche Aenderung, gleichsam eine Störung derselben geschieht, wo wir ihn dann plötzlich und mit Erschrecken dastehen sehen? Sind diese Gesetze sein glänzendes Kleid, das ihn deckt, und muß er es lüften, daß wir ihn selber schauen?

Zweitens. Könnte man nicht auch durch Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge von Lichtern und Farben eben so gut eine Musik für das Auge wie durch Töne für das Ohr ersinnen? Bisher waren Licht und Farbe nicht selbstständig verwendet, sondern nur an Zeichnung haftend; denn Feuerwerke, Transparente, Beleuchtungen sind doch nur noch zu rohe Anfänge jener Lichtmusik, als daß man sie erwähnen könnte. Sollte nicht durch ein Ganzes von Lichtaccorden und Melodien eben so ein Gewaltiges, Erschütterndes angeregt werden können, wie durch Töne? Wenigstens könnte ich keine Symphonie, Oratorium oder dergleichen nennen, das eine so hehre Musik war, als jene, die während der zwei Minuten mit Licht und Farbe an dem Himmel war, und hat sie auch nicht den Eindruck ganz allein gemacht, so war sie doch ein Theil davon.

Aus dem Sammelwerke „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben“.

(1844.)

Vorrede.

Es ist Zweck und Ziel dieser Blätter, nicht etwa eine Statistik Wiens zu bringen, sondern in ernsten und heitern Bildern, wie in einem Kaleidoskop Scenen dieser Hauptstadt vorüber zu führen, die nur ihr zukommen, so daß sich dem Leser nach und nach ein Bild des Lebens und Treibens dieser Residenz zusammen male, welches dem, der es nie selbst gesehen, eine Vorstellung gibt — dem aber, der hier gewesen oder noch ist, eine ergötzliche Erinnerung. Wie wahr oder falsch beides, Vorstellung und Erinnerung sein wird, hängt dann freilich von der Güte der Aufsätze und von der Phantasie des Lesers ab. Da jede große Stadt nothwendig durch den Conflict von Leidenschaften und Thorheiten für den feinern Beobachter etwas Humoristisches hat, aber auch durch das Zusammenströmen großartiger Bestrebungen etwas furchtbar Ernstes, ja da eben jenes Humoristische durch die Folie dieses Ernstes bedingt ist: so wird auch nothwendig jene Komik und dieser Ernst in unserem Buche vorkommen müssen, und der Leser wird sich nicht verwundern, wenn ihm Figuren aus den untersten Ständen begegnen, und aus den höchsten. — Der Bettler, der Bänkelsänger, der Leiermann, Fiaker, Tagelöhner, Schusterbuben werden nicht minder als der Dandy, der Gelehrte, der Künstler, der Staatsmann, der Rentist, der Adel und der reiche Kaufmann durch unsere Blätter gehen, wie sie ja auch durch unsere Stadt gehen, und in die Kneipe

und in den Gasthausgarten, so wie in den Salon und Privatpark wird uns der Leser folgen müssen; Volksfeste werden vor ihm ausgebreitet, und der Ballsaal der Reichen geöffnet, Narren die Hülle und Fülle, aber auch Herzen und Geister, vor denen er Ehrfurcht hat, einzelne Bilder und wieder auch Massen, das Gefühl des Einsamen und das Jubeln und Brausen der Menge — die weltgeschichtliche That, und der leichtsinnige Sprung nach einem Vergnügen, und so bunt, wie das Leben selber, wünschen es diese Blätter zu bringen, und ihr Ziel ist erreicht, wenn der Leser die Wiener auslacht, aber auch liebt, und wenn er sagt: „Das muß doch eine erstaunliche Stadt sein, wir müssen doch auch dieselbe vor unserm Lebensende noch besuchen und besehen, ob es denn gar so lustig und so herrlich und so gemüthlich und so bedeutungsvoll dort sei, wie Diese hier schreiben, oder ob es eitler Wind ist, den sie in die Welt hinausblasen" — — nein! komme nur, lieber Leser, und siehe selber, wie wahr Alles ist, und wie weit noch unsere Feder zurückblieb. Wenn der Kritiker sagt, daß doch Werth und Gehalt dieser Aufsätze so sehr verschieden sei, so antworten wir ihm: der Leser ist selber nicht anders.

Und somit urtheilet freundlich über „Wien und die Wiener".

Wien im Monat August 1841.

Die Verfasser.

Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes.

(Als Einleitung.)

So entrollen wir denn vorerst vor dem geneigten Leser dieser Blätter die ungeheure Tafel, auf der dieß Häusermeer hinauswogt, ein Leben in sich tragend, so bunt und heiter, daß man wähnt, es diene nur dem Augenblicke und der Stunde, und die Göttin, die hier herrschet, sei die Freude — und sie ist es auch — denn der Mensch, die Tausende, die hier strömen, arbeiten, sorgen, sich vergnügen, und in Hast und bewundernswerthem Geschicke die Frucht jeder Minute zu brechen wissen — sie ahnen es nicht, daß sie Lettern sind, heitere schöne Lettern, womit die Muse das furchtbare Drama der Weltgeschichte schreibt; sie fühlen es nicht, daß hier der Herzschlag einer großen Monarchie ist, die im Rathe der Völker sitzt, und das Geschick des Erdballes bestimmen hilft, und daß von diesem Herzschlage die Frische und Gesundheit der andern Glieder abhängt — sie wissen es nicht, und können es nicht wissen; aus Gemüth und Streben jedes Einzelnen baut sich jener Geist der Zeit zusammen, der die That gebiert, die That und das Antlitz des Jahrhunderts, oft des Jahrtausends — Keiner that die That und formte das Antlitz, aber Alle thaten's, wenn sie auch dann vielleicht dastehn und staunen — das Blut, der einfach rothe Balsam, strömt fröhlich durch alle Adern des ganzen Körpers, und ahnt nicht, daß es *selbst*

dieß Wunderwerk von Körper aufgebauet hat: Das Volk, das hier jubelnd strömet, Jeder seinem Zwecke, meist dem der Freude dienend, dieses Volk bauet rastlos emsig in Kindern und Kindes-Kindes-Kindern an einem Baue, den es nicht kennt, nach einem Plane, den es nicht weiß — sie bauen unermüdlich fort, und stürzt Einer, so steht schon wieder ein Anderer mit Hammer und Kelle an seinem Platze und sputet sich — und wenn der Bau fertig ist, so erstaunen die Einigen, die eben zugegen sind! Dann geht einer hin, und erzählt in vielen Blättern, wie das Alles gekommen ist, aber auch er weiß es nicht. — Weise Lenker waren bei dem Baue, aber auch sie konnten nur Theile sehen und bestimmen. — Wer das Ganze anbefahl und überwachte, den hat noch nie ein Auge gesehen!

Nun lieber Leser, schaue dir noch einmal im Geiste dieses bewegte Leben an, und es wird dir bedeutungsvoller scheinen, als vordem, und dann, wenn du dein Herz vorbereitet hast zu Erhabenheit und Scherz, zur Freude, wie zur Betrübniß — dann folge mir, daß wir unsere Augen schweben lassen über dieser Riesenscheibe, die da wogt und wallt und kocht und sprüht, und sich ewig rührt in allen ihren Theilen.

Wenn man Süd und Südwest ausnimmt, so mag der Wanderer kommen von welcher Weltgegend immer, und er wird, bevor er noch ein Atom von der großen Stadt erblicken kann, schon jene schlanke zarte luftige Pappel erblicken, die still und ruhig in einem leichten blauen Dufte steht, und die Stelle anzeigt, an der sich die noch nicht gesehene riesige Stadt hindehnet, dann, wenn er weiter geht, reitet oder fährt, münden sich allerwärts Straßen, wie Adern, zusammen, der Gefährten werden immer mehr, die schneller oder langsamer theilnahmslos an ihm vorüberjagen, wie Treibholz, demselben Strudel zu, bis sich endlich

rechts und links, nahe und ferne, die Massen der Stadt heben, hier sanft rauchend, und hinausdämmernd, dort nahe schreitend mit Dächern, Giebeln, Thürmen, funkelnden Punkten — bis er endlich bei einer unscheinbaren Barriere hineintritt, und nun schlagen die Wogen über ihm zusammen. Eine endlose Gasse nimmt ihn auf; ein Strom, der schmutzige und glänzende Dinge treibt, wird immer dichter, und immer lärmender, je näher er jener Pappel kömmt, die er aber jetzt nirgends sieht — ja dort tritt sie vor, ein dunkler schlanker riesiger Stift in der glänzenden Luft — nein, sie ist es nicht; denn weiter rechts steht mit einem Male eine noch größere, ruhigere, graublau dämmernd, den Adler auf der Spitze tragend — diese ist's — man sieht fast das zarte Laubwerk an ihrem Schafte emporstreben. — Jetzt tritt wieder eine Häuserparthie dazwischen — die Gasse will kein Ende nehmen; allerorts Drängen und Brausen, und Vergnügen und Freude, nur dem Fremdling will es einsam werden in dieser tosenden Wüstenei. Fast betäubt geht er weiter; mit einem Male ist die Gasse zu Ende, und auch die Stadt. Ein weiter grüner Platz voll Laubgrün und geputzter Menschen steht vor ihm, aber jenseits wieder eine Stadt, die ewig unerreichbare Pappel wieder in ihrer Mitte tragend. — Unverdrossen durchschreitet er den seltsamen Garten; ein finsteres Thor schlingt ihn ein; eine Versammlung glänzender Palläste tritt um ihn herum, und nimmt ihn in die Mitte, ihn hier und dort hindurchgeleitend, immer zu neuen, fast noch glänzenderen weisend. — Dem armen Landbewohner ist's, als seien hier ja gar keine Häuser, lauter Palläste und Kirchen — seine Pappel ist verschwunden — hier und dort taucht wohl ihre Spitze ein wenig vor, dann wieder lange nicht, dann wieder auf ein Mal an einem ganz anderen Orte. — Er geht darauf zu, weicht

ein wenig an dieser Ecke ab, dann an jener, es kömmt Gasse an Gasse, aber er erreicht sie nicht — ja dort sieht die Spitze wieder hervor, gerade hinter ihm. — Sind ihrer denn unzählige? — — „nein, mein Guter, aber du gehst in der Irre — siehe hier, wo die endlos große Tafel auf dem Hause ist, ist eine Herberge: da ruhe aus, erquicke dich, siehe von deinem Fenster aus dem Schwalle zu, der ewig unerschöpflich um jene Ecke fluthet, und gewöhne dich an ihn — dann morgen früh mit Tagesanbruch geh mit mir, ich führe dich bis zur Spitze deiner geliebten Pappel empor, und zeige dir von dort herab die Zauberei dieser Welt."

So. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es werden Wenige sein von allen denen, die jetzt noch unter uns schlummern, welche schon den Anblick genossen haben, der unser harret; denn sie können das Bett nicht verlassen, oder haben Niemand, der ihnen dazu verhelfen könnte, schon so früh heroben auf dieser Spitze sein zu können. Dort gegen Norden hinaus, wo die leichten weißen Nebel ruhen und ziehen, ist die Donau, und die dunkeln Streifen, die sich im Nebel zu wälzen und mit ihm zu ziehen scheinen, sind schöne Auen, durch die der edle Strom wallet. — Weiter hinaus, das luftige, im Morgengrau schimmernde Fahlroth, ist das Marchfeld, und jener blaue Hauch durch den Himmel, der sich eben mit der ersten Milch des Morgens lichtet, sind die Karpathen, und die Berge gegen Ungarn. Sie schweifen, wie ein aus Luft gewobenes Band um den ganzen Osten, der bereits überraschend schnell in ein immer feineres Licht aufblühet, und schwimmen dort wie in unermeßlicher Ferne in die Luft hinaus. Aber was ist jener Berg gleich rechts daran mit der zum Erschrecken nahen, weißglänzenden Zeichnung? Er steht eine Tagereise weit

von hier gegen Südwesten, und ist der Schneeberg, das letzte jener Häupter, die mit manchem silberweißen Helm und Panzer bedeckt, in jenem Zuge stehen, der vom Lande Schweiz an durch das Tirol herausreicht, und dann zwischen unserm Lande und der Steiermark laufend, hier mit einem Mal ein Ende nimmt. Rechts von ihm siehst du die blaue Mauer weiter westwärts springen, bis sie dir jene dunklen Rücken decken, die uns breit und schwer den auch noch dunklen Westhimmel umlagern. Wie sie auch jetzt mit dem wilden Schwarz um den sich hellenden Himmel liegen, so wirst du doch sehen, wenn über ihnen die Sonne steht, wie sie anmuthige Höhen sind, üppige Laubschöße, in denen die weißen Landhäuser herumgestreut sind, und die Dörfer, und die Schlösser, in deren Schatten die tausend verschlungenen Wege laufen, so daß diese Höhen wie ein riesenhafter heitergrüner Park um die große staubende Stadt herumlaufen, ihren West wie ein sanfter Bogen gürtend. Mitten nun auf dieser dunklen Länderscheibe, die du eben mit deinem Auge aus dem Himmel herausgeschnitten, gerade unten zu deinen Füßen liegt die schwarze Stadt, unberührt von der Morgenröthe, die bereits über ihr heraufflammt, dieses Bild des gestrigen Treibens, nun unbeweglich ruhig, wie in Todesschlummer gestürzt, gespenstig starr heraufglotzend, als wäre sie todt, von keinem einzigen Laute erschüttert, als hier und da von dem grellen Schlag einer geblendeten Nachtigall, die den stillen Nacht- und Morgenhauch in ihren Gliedern fühlend, mitten im Steinmeere von grünen Zweigen träumt, und einen Lieb- und Angstruf thut — — doch horch, das erste Lebenszeichen des schlafenden Ungeheuers gibt sich eben kund. Hörst du das ferne Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschütze im Galopp führen? Es sind die ersten Fähren, die beginnen, dem ungeheuren Magen seine heutige Nahrung

zuzuführen, Fleischerwägen sind es, die durch die Schläfer rasseln und donnern, und in ihre Träume reichen, ohne sie wecken zu können; denn sie haben es schon tausendmal gehört. Jetzt ist es wieder stille — feurige Landzungen ragen durch den Himmel, und legen ein sanftes Purpurroth auf die grauen Steine um uns, die Rippen dieses Thurmes, auf dem wir stehen. — Siehst du, ein graues Schimmern läuft schon hie und da durch Theile der Stadt, die dir immer größer wird, und ihre Glieder, gleichsam wie im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinausstreckt — und in dem Schimmer blitzen rothe Funken auf, wie vortauchende Karfunkel, es sind Fenster, an denen sich die Morgenröthe fängt. — Jetzt rasselt es wieder, und an mehreren Stellen; — jetzt fängt sich's auch hier und dort in andern verworrenen Tönen zu regen an, und dort und da erbrauset es sanft, wie Athemzüge eines Erwachenden — die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie wird sichtbar, wie ein stiller goldner Bach. Einzelne Rauchsäulen heben sich bereits aus der Stadt — das Brausen schwillt — — hui! ein Blitz fliegt an unsern Thurm: die Sonne ist herauf!! Die unten aber haben sie noch nicht — jetzt — ganz draußen brennt plötzlich ein Theil der Stadt an; wie es blitzt und von Zeile zu Zeile lodert! Jetzt brennt's auch dort, jetzt dort, jetzt in der ganzen Stadt, ihr Rauch vermehret sich und wallt, wie ein goldner trüber Brodem in die Morgengluth hinein. Ganze Gassen schimmern im Morgenglanze, ganze Fensterreihen belegen sich mit Gold — Thurmkreuze und Kuppeln funkeln — von einzelnen Thürmen fallen die sanften Klänge der Glocken zum Morgen-Ave. In den Gassen regt sich's; schwarze Punkte werden sichtbar und bewegen sich, und schießen durcheinander, sie werden immer mehr, einzelne frische Schalle schlagen herauf, das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das

verworrene Tönen ergreift alle Stadttheile, als ob sich Gassen und Häuser durcheinander rührten, bis ein einziges dichtes, dumpfes, fortgehendes Brausen unausgesetzt durch die ganze Stadt geht. Sie ist erwacht. Indeß schwingt sich die Sonne siegend und lächelnd, wie ein silbern reines Schild, immer höher über das wirre Babel empor.

Und nun, da der Tag Alles in's Klare gebracht hat, lasse unsere Blicke durch dieß schöne Schauspiel wandern, ehe der Wind sich hebt, und der Staub seinen schmutzigen Schleier über ganze Theile der Stadt, und jenen schönen Schmelz der Fernsicht legt.

Der Theil gerade zu unsern Füßen ist die eigentliche Stadt. Wir sehen sie, wie eine Scheibe um unsern Thurm herumliegen, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Thürmen, ein Durcheinanderliegen von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Parallelopipeden, Kuppeln, als sei das Alles in toller Kristallisation an einander geschossen, und starre nun da so fort. — In der That, von dieser Höhe der Vogelperspective angesehen, hat selbst für den Eingebornen seine Stadt etwas Fremdes und Abentheuerliches, so daß er sich für den Augenblick nicht zu finden weiß. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt sie unten, durchbrochen und gegittert allenthalben, und doch allenthalben zusammenhängend, nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerissne Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stephans, die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht

die schöne schwarze Kuppel St. Peters, von dieser Höhe erst sichtbar, wie weit sie die Häusermasse überragt — hinter ihr der freundliche Thurm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaels, dann die Augustiner, die Kapuziner, und zwischen ihnen allen — (selber eine kleine Stadt) die ehrwürdigen Gebäude der kaiserlichen Hofburg. Dann schwingt sich von Süd gegen Ost herum die Häusermasse des Kärnthnerviertels, durchschnitten von dem sanften Bogen der Kärnthnerstraße, der menschenwimmelnden — dort ragen die Franziskanerthürme, weiter links die der Universität empor, und dort gegen Nordwest — du kleines bescheidenes Thürmchen! St. Ruprecht, ältestes der Stadt — und wieder links davon die zart durchbrochne Spitze von Maria am Gestade — und noch andere und andere Thürme, Giebel, Erker und Balkone. — — Aber sieh, auch das Volk dieser Stadt ist erwacht, und fängt sein Tagewerk zu betreiben an. Man könnte dessen Charakter weissagen aus der Stunde des Erscheinens auf dem Schauplatze der Beschäftigung — doch eh' wir dieß thun, wirf noch einen Blick weiter hinaus über die Grenzen der eigentlichen Stadt — siehe dort ist ein seltsamer Garten, in den du gestern gelangtest, als plötzlich die lange Vorstadtgasse abbrach. Wie ein breiter, grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einst Glacis der Festung, nun in der That ein anmuthiger Garten, mit grünen Rasenplätzen bedeckt, nach allen Richtungen von Alleen durchschnitten, ein wohlthätig Luftreservoir, dahin sich in der Abendkühle gerne und zahlreich die Bevölkerung ergießt, um sich zu ergehen und freier aufzuathmen.

Und jenseits dieses Gartens, in ungeheurem Kreise herumgeschlungen, breit hinausgelagert, liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre Größe gibt, die Masse der Vorstädte, ich glaube, man zählt deren bereits fünf

und dreißig — mit größtentheils sehr schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen das Glacis auf, gleichsam in ihrem Hereinschieben gegen die Stadt hier an einer unsichtbaren Grenze anhaltend und sich anstauend; denn weiter dürfen sie gegen den luftigen, gesundheitbringenden Garten des Glacis nicht vordringen: aber dafür machen sie sich draußen breit, und fressen immer weiter und weiter den Raum hinweg; denn siehst du, obwohl sie dort gegen Südwest über einen Hügel steigen, dann sanft in's Thal sinken, dort breit auseinanderfließen, bis an's Gestade des Donauarmes, ja denselben überschreiten, das jenseitige Inselgestade dicht überfüllend, dann wieder steigen und wieder sinken an's Ufer des Flusses Wien, und dann schnell jenen ersten Hügel anklimmen — obwohl sie an manchen Stellen fast unübersehlich breit hinausgehen, bis sie sich allmählig mit mehr und mehr Gärten mischen, die weißen Punkte der Häuser einzelner auseinanderstreuend, und endlich an das grüne Gefilde stoßen, das wohl die Grenze der Stadt, nicht aber der Häuser ist; denn weit und breit in dasselbe herumgestreut liegen die Landhäuser, winzige weiße Punkte, herüberleuchtend wie ferne Segel in einem duftigen, grünblau dämmernden Meere — obwohl schon unzählige der einstigen Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind, und jetzt als Städte noch meistens ihren einstigen Dorfnamen führen: so ist des Wachsens und des Bauens noch immer kein Ende; denn siehe dort hinaus gen Süden, wo der schöne sanft dunkelgrüne Rücken des Wienerberges hinüberziehet, da siehst du auf seiner Höhe eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuz genannt. — Dort herein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Straße, sie kömmt von unserm Hafen Triest, und knüpft uns an den ganzen Süden. — Nimm nun das Fernrohr hier, und suche die Straße; dort, wo jene ferne schwache Staubwolke aufgeht, muß sie sein — —

nun was siehst du? Einen langen Zug, Wagen an Wagen, langsam fahrend, alle gegen die Stadt — an ihnen vorüberjagend hinein und hinaus die vielerlei leichten Wagen und Reiter, und zwischen ihnen wandelnd die Fußgänger und Wanderer und Heerden von kleinem Vieh und Wagen, die weder zu jenen ganz schweren, noch zu diesen leichten gehören. Jene schweren Wagen, die du siehest, bringen vielnamige Waaren in die Stadt, aber ein großer Theil derselben, die du mit einem dunkelrothen Stoffe beladen siehst, kömmt von jener Gegend, aus der du hinter dem Berge einzelne Rauchsäulen aufsteigen siehest, und bringt unabläßlich und unermüdlich jenes Materiale, woraus sich dieses riesige Häusergewimmel nach und nach erbaut hat: die Ziegel — und im Wienerberge liegen noch und harren unmeßbare Schichten von Thon, daß man noch ein Wien, und noch eins, und, weiß Gott, wie viele an einander fortbauen könnte, bis der Berg erschöpft und eben, aber auch von der Stadt verschlungen wäre! Und sieht man so zu, wie sie sich sputen, und treiben und wirken, so sollte man meinen, sie hätten auch nichts Anders im Sinne.

Und da du das Rohr einmal in Händen hast, so gehe nun damit etwas links — siehst du am Rande der Stadt jenes pallastähnliche Gebäude? Es ist eine Wagenremise, aber von großen mächtigen Wagen, deren gleich immer eine ganze Reihe aneinandergehängt daraus hervorfährt, von furchtbaren unbändigen Rossen gezogen; ihr Schnauben ist erschütternd, und der Dampf ihrer Nüstern geht als hohe dunkle Säule durch den Himmel; sie zermalmen jeden Widerstand, und ihrem Laufe vergleicht sich nur der Flug des Vogels, und dennoch nur ein Mensch, ein kleiner Mensch, du würdest ihn mit deinem Rohre kaum sehen, mit einem sanften Druck seiner Hand bändigt er die Rosse, daß sie dastehen, still und fromm, wie zitternde Lämmer.

Ei — dort fährt er ja — siehe die dunkle Linie schiebt sich durch die Saaten hin — sieh zu, eh' sie dir enteilt. Schon steht ihre erste Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und ihre dritte — jetzt deckt sie jener Abhang, jetzt ist sie wieder sichtbar, deutlich hinausschwebend — — jetzt ist sie verschwunden, und nur der Rauch zerstreut sich langsam am Himmel.

Wie das majestätisch ist! und der Mensch, das körperlich ohnmächtige Ding, hat das Alles zusammengebracht; die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entsetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpallast gespannt, und lenkt sie mit dem Drucke seines Fingers — und so wird er auch noch andere, noch innigere, noch grauenhaftere seinem Dienste unterwerfen, und allmächtig werden in seinem Hause, der Erde. Die Welt wird immer schöner und großartiger — fast ist es betrübend, sterben zu müssen!

Hast du hier den Menschen in seiner Stärke gesehen — gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und du siehest ihn in seiner Schönheit. Ein alter, vornehm belasteter Pallast steht am obern Ende eines Gartens: es ist das Schloß zu Bel vedere. — Ein kleiner schwacher Mann ruhte einst dort aus von seinen Thaten, die die Frucht eines eisernen Willens waren, der in dem kleinen schwachen Manne wohnte, und die in ihrer Gewalt durch Europa klangen, und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete fanatische Halbmond stand. — Jetzt ist es still in den Hallen des Schlosses; denn der kleine schwache Mann ist längst begraben, und obwohl an Hunderte von Helden in dem Schlosse sind, obwohl ein Kranz der schönsten Frauen dort weilet, und Rinder und Rosse, Hirsche und Reiter, und Wälder und Felsen, Gärten und Blumen, und aller Thiere eine unzählige Menge: so ist es doch dort todtenstille; denn als Bilder, als schöne ehrwürdige Blüthen

der Menschenseele hängen sie dort, dicht Wand an Wand bedeckend, als Denkmal der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menschlichen Herzens. Es ist eine würdige Nachkommenschaft des Helden, der einst hier gewandelt[1]).

Weiter vorn ist der Sommerpallast des Fürsten von Schwarzenberg, und rechts davon die gewaltige Kuppel der Kirche des heiligen Karolus mit ihren zwei schlanken, fast orientalischen Säulen, gleich daneben das symmetrische Gebäude mit dem schönen Blechdache ist die polytechnische Schule, und von da weiter links, schönen, fast palaisähnlichen Privatgebäuden vorüber, trifft dein Auge auf ein Haus von großem Ansehen und Umfange — es ist ein seltsam Haus; man macht darinnen ein Ding, das an sich von geringem, man möchte sagen, von gar keinem Gebrauche ist — aber durch Convention schlummert in dem Dinge der Inbegriff aller andern, und es wird täglich erstrebt, heiß erstrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um sie, die großen, plumpen, unbequemen nicht allerorts mitführen zu dürfen — dann sachte wachsend in mählicher Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, der feinste Nervengeist der Volksverbindungen — endlich ein Dämon, seine Farbe wechselnd, statt Bild der Dinge selbst Ding werdend, ja einzig Ding, das all die andern verschlang — ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es Glück, nachjagen, — ein räthselhafter Abgrund, aus dem alle Genüsse der Welt emportauchen, und in den wir dafür das höchste Gut dieser Erde hineingeworfen haben, die Bruderliebe; denn sein leichter Ver-

[1]) Prinz Eugen.

kehr (ein Herzogthum kann man in einer Tasche tragen) reizt zur Anhäufung, sein Allwerth lockt zum Erwerb, dieser, der saure, zum Genuß als Lohn; und dieser als Afterglück reizt zur Steigerung, weil keiner dem lechzenden Herzen hält, was er versprach, und so geht es fort; wieder Erwerb, wieder Genuß, immer steigend, immerzu — größerer Gewinn, größrer Genuß, und der da stürzt in der hastigen Jagd, hat dann Neid und Groll gegen die Andern, weil er wähnt, er sei arm. — Und so in toller Verkehrtheit des Begriffes „Glück" jagen Völker, jagt fast die Menschheit in zitternder Hast nach der Wechselmarter: Erwerben und Verzehren, indeß ihm sein einzig Glück aus den Händen fällt: hold und selig zu spielen im Sonnenschein der Güte Gottes, wie der Vogel in den Lüften: selig und arm — — nein nicht arm; denn zum Bedürfniß ist eine Ueberfülle da, und reich und glücklich macht die Liebe und die Fröhlichkeit der tausend um uns herum Mitspielenden. — — Aber es muß wohl so sein, so gewiß, als es einst anders werden wird; in dem riesenhaft angelegten Erziehungsplane des unbegreiflich räthselhaften Geschlechtes, Mensch genannt, wird es wohl liegen, daß er auch diese Erfahrung mache, und von ihr zu andern und wieder andern sich rette, bis die kurzen Jahrtausende seiner Kindheit vorübergegangen sind, und der Jüngling sich sacht des sanften Gutes in sich bewußt wird, das ihn zu stillerer Menschheit weiter führen wird, seiner moralischen Freiheit. — Und somit rolle das Geld seinem Zwecke und seiner Bestimmung entgegen.

Gleich links von dem Münzhause, blos durch jenen blauen Wasserfaden getrennt, (es ist der Neustädter Kanal) liegt ein anderes Gebäude, wo man auch ein Ding aus Metall macht, das beinahe so nützlich ist, wie das Geld, und fast nicht so schädlich, nämlich die Kanonen, die Zähne, die wir dem Fremden weisen, wenn ihn nach unserm Gute

gelüstet — sie sind nur ein interimistisch Gut, und taugen nur so lange, bis einmal die gesammte Menschheit vernünftig wird. Dann hat blos hie und da das Söhnlein eines Vornehmen ein solch Ding zum Vergnügen, das man ihn losschießen lehret des wundersam starken Schalles wegen. Bis aber jene Zeit kömmt, sind noch immer solche Häuser nöthig, wo man sie macht, aber auch solche, wie du wieder weiter links eines siehest, ein großes schönes Haus, wie der Pallast eines großen Fürsten. Es steht dort gerade an jener Straße, wo du so sehr aus- und einfahren siehest, und ist geschnitten von mächtig großen Pappeln, die in einer Allee dahin führen. — Wenn du das Rohr auf sein Mittelschild richtest, so kannst du die Aufschrift lesen: „Patria laeso militi“ zu deutsch: „Das Vaterland dem beschädigten Krieger.“ Es ist das Invalidenhaus, und zwar wie gesagt, nur so lange tauglich, als man auch das Kanonenhaus braucht, aber es lebt noch keiner, der es wüßte, wann jene Zeit kommen wird, da beide nicht mehr nöthig sind. Die Straße, die an dem Gebäude vorüberführt, und deren Lauf du auch außer der Stadt dort in dem gelben Felde an dem leichten Staubstreifen, der sich hinauszieht, verfolgen kannst, ist die nach Ungarn und in den Orient, Tag und Nacht befahren von den kleinen Rossen des Ungarlandes, deren oft fast eine Heerde vor einem Wagen läuft, gelenkt und ermuntert von jenem malerischen Menschenschlage mit den weiten weißen Beinkleidern und dem breiten Hute, der ein verbranntes, höchst ausdrucksvolles Gesicht beschattet. Es sind noch unverkennbar die Nachkommen der Söhne der Steppe. Aber auch noch eine andere Straße haben wir nach dem Orient, eine noch ergiebigere, ob es gleich auf ihr nicht so wimmelt, wie auf dieser, und gar kein einzig Stäubchen ist. — Wie einen breiten schimmernden Silberbach siehest du sie dort hinausgehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Es ist

unser schöner Strom, die Donau, und der Laubwald ist der Prater, der Garten von Wien. Große schimmernde Häuser gehen auf dieser silbernen Straße abwärts, Menschen und Waaren aller Art nach Osten führend, darunter auch jene zierlichen schlanken Fähren, die Geburt unserer Zeit, die Dampfschiffe, abwärts fliegend, wie die Wasserschwalbe, aufwärts ruhig wandelnd, wie ein Schwan, mit der Gewalt seiner Ruder die Macht der Welle überwindend. Sieh, es wallet dort am Eingange des Waldes die mächtig große weiß und rothe Fahne, ein Zeichen, daß noch heute eines jener Feuerschiffe abgehen wird. — Ei dort steht ja der schwarze Punkt am Ufer, siehst du, draußen auf dem breiteren Wasserbande rechts, wo jene Mühlen sind, das ist das Schiff. Wie viel Freude, wie viel Thränen wird der schwarze Punkt heute noch sehen.

Nun geh noch weiter links, stromaufwärts, da sind zwei dunkle Linien über dem Strom, fast parallel, sie sind die zwei Brücken, die nordwärts führen, die eine links, uralt, für Wagen und Wanderer nach dem Norden, die andere rechts, neu und blos für die Wagenzüge der Eisenbahn. Am Eingange des Praters siehst du auch den Bahnhof. Besieh dir auch rechts ab von den Brücken jenseits des Stromes jene gelblich fahle Fläche, wogend von Getreide, und schier unermeßlich hinausgehend bis zum Horizonte, der in matter Farbe an dem Himmel verschwimmt — mit dem Segen Gottes ist das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptstadt, aber auch einstens einmal Glück, einmal Unglück bringend; es ist das Feld von Aspern und von Wagram. Man hat vor nicht langer Zeit dort einmal eiserne Körner gesäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen goldner, die eben dort der Ernte entgegenreifen, eine Frucht dieser eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß einer besiegt werden konnte, der bis dahin

schier unbesieglich schien. Da man jene Körner säete mit vielen tausend Arbeitern, da war diese Stelle, auf der wir stehen, gedrängt von Menschenangesichtern, und jede andere Stelle unter uns, wo nur der Thurm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur so groß wie ein Menschenauge: da war auch ein solches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde — und manches Auge dort wird ahnungsvoll hieher geblickt haben nach der luftigen befreundeten Pappel seiner Stadt, und in manchem brechenden wird diese Spitze noch wie ein Phantom gezittert haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfer gingen vorüber, und die Natur hüllte schamhaft einen Blumenteppich auf diese Stelle.

Wenn du nun noch weiter links gehst, so streift dein Blick über die Inselstadt, die unser Strom vor wenig Jahren so arg heimgesucht hat. Wieder auch dieser Thurm war der Ort, von wo aus tausend Blicke auf jene Stätte schauten, wie Häuser und Eis ruhig zum Himmel emporstarrte, und wo sie angstvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachsen werde, ob nicht — und draußen lag es gegossen weithin, wie ein silberner Spiegel blitzend, die Dörfer und Häuser hineingelegt, wie ein schwarzer Punkt; der graue Märzhimmel, wie eine ruhige matte Kuppel, sah unbeweglich nieder, und wo die Sonne das Grau durchdringen konnte, da legte sie flimmernde Mosaik und prachtvoll glitzernde Bilder auf den furchtbaren Spiegel. Die Wasser rannen wieder ab, und manches Leben mit — aber die Inselstadt steht wieder heiter und glänzend da, und die Fluth von Leben, die hier wogt, schloß sich über jene verlorne, wie die Luft an jener Stelle wieder zusammenfließt, wo man sie verwundet hat.

Willst du nun wieder zur Stelle gelangen, von der wir unsere Rundschau begonnen haben, so schreite von der

Inselstadt links, dann über den kleinen gewundenen Strom (eine zu uns hereingesendete Ader der Donau), durch eine Masse von Vorstädten, die gerade dort, wo das Glacis wegen kriegerischer Evolutionen und Festlichkeiten ohne Baumpflanzung gelassen ist, eine imponirende, schimmernd weiße Linie ziehen, darunter jenes neue Haus, das sich so kolossal und fast egyptisch ernst und schwer dem Sandplatze entlang zieht — es ist das neue Kriminalgebäude. — Wenn einst jene vernünftige Zeit erscheint, wo man keine Kanonen mehr nöthig haben wird, da wird auch dieses Haus unbrauchbar werden, und vielleicht erschallen dann Freudengesänge in den Zellen, wo jetzt die Reue und Verzweiflung brütet — oder vielleicht ist das feste Haus längst in Staub zerfallen, und etwas Anderes steht wieder an seiner Stelle, ehe jene Zeit gekommen.

So wie dieß Haus vor innerem Unheil wahret, so wahrt das andere rechts gegenüber vor äußerem. Es ist die erste große Alserkaserne, ein regsamer Bienenstock von Krieger- und Waffengewimmel.

Nun gehe noch jenen Schutt von Häusern durch, der links sich über die Höhe lagert, ein Gewirr vielnamiger Vorstädte: Josephstadt, Altlerchenfeld, Neubau, St. Ulrich, Maria-Hülf, Leimgrube u. s. w..... So, und nun siehst du wieder den sanft grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, und unsere Rundschau ist vollendet.

Siehe, die Sonne ist unterdeß heraufgestiegen, und gießt ihren Schimmer weithin und blendend über all den Schmelz und die Abentheuerlichkeit und Mannigfaltigkeit der ungeheuren Stadt. — Den Schauplatz haben wir durchgangen..... und nun, welch ein Volk wohnt und treibt in diesen tausend Mauern?!

Obwohl die Sonne dem Landmanne draußen und uns hier oben längstens aufgegangen ist, obwohl wir schon mit

dem Auge die ganze Stadt durchwandelt haben, so bricht doch für Diese unten erst der Morgen an, und ihre Regsamkeit beginnt. — Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk, durcheinandergewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, und mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte, so wie Scherz und Schalkheit der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagte: so hoffe doch nicht, daß du dieses am ersten, oder zweiten, oder zehnten, oder hunderten Tag herauskostest. — Diese Stadt muß wie ein kostbares Nachessen, langsam, Stückchen für Stückchen mit Prüfung ausgekostet werden, ja du mußt selbst ein solches Stückchen geworden sein, ehe der ganze Reichthum ihres Inhaltes und die Reize ihrer Umgebungen dein Eigenthum geworden sind. Nur der langsamen und anhaltenden Beobachtung gibt sie sich hin, aber dann tief und innig und nachhaltend. Darum geht Mancher von hier fort, und trägt nichts mit, als ein Getümmel in seinem Kopfe. Erst lerne jede Oede überwinden, die dich fassen wird, wenn du täglich aus deiner Wohnung gehst, und täglich andere Menschen auf der Gasse siehest; wenn du an Orten der Freude bist, und Alles um dich braust und jubelt, ohne sich um dich zu kümmern, daß es dir fast gespenstisch einsam wird — harre nur, gehe immer aus, sei immer hier, werde gemach einer aus ihnen, und siehe, in geheimer Sympathie wirst du Alle auf der Gasse erkennen, ja so erkennen, daß du den Fremden sogleich herausfindest. Sie werden überall mit dir reden, sie werden dich einladen, sie werden dir Freude zutheilen; denn du bist jetzt einer der Ihren, sie erkennen dich, und geben sich dir — — und wie du auch jetzt befremdet auf diese Häuser hinabsiehst, wer weiß, ob nicht in einem derselben noch im süßesten Morgenschlummer die zwei Augen zugedeckt sind, in deren

Himmel du rettungslos versinken wirst, daß du dann die Stadt ein Paradies heißest, die dich jetzt noch mit so widerstrebenden Elementen anfaßt; — und hüte dich nur, man trägt hier wunderschöne Augen, und von der Herzensliebenswürdigkeit der Wiener haben die Frauen einen mächtig großen Theil empfangen.

Nun geht das Treiben an, sieh, wie auf dem Platze unten der Menschen immer mehr werden; die Fiaker fahren an und stellen sich auf, die großen eisernen Riegel vor den Gewölben lüften sich, und der Reichthum der Auslagen beginnt sich zu entfalten, ein blendend Verführungsmittel für das schöne und schönheitsliebende Geschlecht. Und wie sie alle laufen und durcheinanderwimmeln, als fürchteten sie sämmtlich zu spät zu kommen. Da fahren die Wagen, und bringen in tausend kleinern Gefäßen das Weltmeer „Milch", das heute verzehrt werden soll — Stand an Stand drängt sich auf dem Markte mit Lebensmitteln belastet. Eine Million Thiere ist heute Nachts gestorben, daß alle Diese unten zu essen haben; ein Wald von Pflanzen wurde abgemähet und hereingebracht — da gehen die Mägde mit ihren reinlichen Einkaufskörbchen, und tauchen hinein in das wogende Gesurre — — siehe auch schon eine Karosse, die über den Platz rollt — und all die Geschäftsleute erscheinen, und die Beamten, die in ihr Bureau gehen — — und es mehrt sich Rauch und Staub über der Stadt; der Wagen und Kutschen werden immer mehr, so daß ein unausgesetztes Donnern gedämpft heraufschlägt zu unserer luftigen Einsamkeit — — siehe, wie lieblich! der Morgenhimmel sammelt nach und nach seine Vormittagswolken, und die Sonne legt deßhalb auf die ausgebreitete Stadt hier Schattenbilder, dort Lichtblicke, daß sie unten liegt wie der Schmelz einer schönen Gold- und Silberstickerei — und ihre Größe kannst du daraus abnehmen, wie dort draußen die Ringe der

Vorstädte in einem schwachen blauen Dufte schwimmen, während die nahen Theile der Stadt mit der Klarheit eines Cameraobscurabildes heraufsehen. Nun erblickt man auch schon die Wagen des Adels und reicher Privaten über das glatte Kirchenpflaster unseres Platzes rollen, am Trottoir des Hauses zieht sich ein ununterbrochener schwarzer Strom von Menschen hin, wie wimmelnde Insekten — Trommelschlag — dort um die Ecke rücken Grenadiere: schön und gleich, wie eine wandelnde Mauer schiebt sich's auf den lichten Platz heraus, vor derselben weicht, und hinter ihr schließt sich das schwarze Gedränge — die Fenster öffnen sich, und schöne neugierige Augen schauen heraus; oder die gestickte Mütze und der rothe Schlafrock eines Müssiggängers oder Spätlings, für den es jetzt erst früh Morgens ist; die Musik und die Krieger ziehen vorüber, und eine neugierige Schaar, theils Männer, theils Knaben ziehen ihnen im Taktschritte nach.

Endlich öffnen sich auch die Fenster jenes schönen Hauses, und die Vorhänge fliegen hinauf. Wer mag dort wohnen? Ganz gewiß Jemand, bei dem Mitternacht erst Abend ist, und später Vormittag Morgen. So, nun sind sie alle erwacht, und der Tag ist da — — nein! Einer oder der Andere vielleicht schlummert noch; siehe, dieser wallende brodelnde Kessel: er treibt und quirlt, als sei das so obenhin, und gehe nach irgend einem geheimen unabänderlichen Gesetze fort: aber da sind Einige in dieser Stadt, du würdest sie auf der Gasse nicht von den Andern kennen, diese sitzen an dem schweren Arbeitstische; ihnen ist von noch einem Höheren die Formel dieses Treibens und Lebens anvertraut, daß sie sich historisch schön und glückselig entwickle, und nicht jetzt und jetzt in Wirrsal überschlage. — Alle fühlen die Wohlthat ungehemmten Ganges, aber Keiner den Zauber, durch den es geschieht — nur wenn er, sei

es auch leise, gehemmt wird, dann meint er, es gehe Alles gefehlt, und er könnte es besser machen. Laß sie, es ist so die Art des menschlichen Geschlechtes! Mancher nun von denen, auf die ich oben deutete, mag wohl noch zur Zeit, als wir heraufstiegen, bei der Lampe gesessen und der Formel nachgesonnen haben, und als da unten das Leben, für dessen Wohl er sorgt, erwachte, löschte er die Lampe aus, und suchte kurzen Schlummer — oder auch er suchte ihn nicht, sondern wandelt jetzt unter den Wachenden, wie einer aus ihnen, und läßt sich von seinen Untergebenen berichten, was sie meinen und was noth thut. Ist dir dieses Treiben noch nichtig? wächst dir nicht eine furchtbare ernste Bedeutung aus dem Gewirre dieses Häusermeers empor? Ein Stück, und manchmal schon bedeutende Stücke der Weltgeschichte wurden hier geprägt, und werden noch gepräget werden.

Aber lasse selbst Weltgeschichte Weltgeschichte sein, und denke und male dir nur recht deutlich die Geschichte eines einzigen Tages, einer einzigen Nacht, wie sie hier etwa sein mag. Es ist kein Glück auf dieser Erde, es sei so intensiv und innig, daß es nur eben noch ein Menschenherz ertragen kann: heute Nacht war es in diesen Mauern. Der verzagende Jüngling — es waren zwei Lippen, so unerreichbar, wie die Sterne des Orion — heute streiften sie zum ersten Male über die seinen, und da saß er auf seiner Stube, und hielt sich mit beiden Händen die Augen zu, daß er's festhalte, ja daß er's nur begreife, das Glück, und daß es ihm beim Licht des Tages nicht entschwinde. — Das Kind entschlief im Arme einer neuen, fast fabelhaft schönen Puppe. — Eine Jungfrau lag vor dem Bilde der Gebenedeiten, und flehte, daß jeder Tag so schön sei, wie heute; denn sie war mit dem Längstgeliebten eingesegnet worden. — Einer hat das große Loos gezogen — einer in den Armen der schönsten Frau gezittert — Tausend Lippen mögen sich geküßt, tausend

Arme in einander geschlungen haben. — Dem Dichter erschien in der trunkenen Sommernacht sein Ideal zum ersten Mal sichtbarlich, und der Astronom zählte die Sterne. — Eine Mutter besuchte mit der Lampe nach Mitternacht ihre rosenrothen, schlummernden Engel. — Geizhälse zählten das Geld — Träume zuckten durch tausend Herzen — Wüstlinge feierten eine Orgie — der Spieler trug das ganze Vermögen von zwei andern nach Hause — und was da ruhte im sorgenfreien Schlummer, über das wurde feenhaft der goldgestickte Traumteppich gewoben, daß sie sanken und schwebten in einem Meere der Wunder. Aber auch, es gibt keinen Jammer und kein Unglück, es sei wie gräulich immer: heute war es auch in dieser Stadt. — Der Tod ging in hundert Häuser, und zerdrückte überall ein Herz. — Ein blasser Mann lud eine Pistole, im Zimmer neben ihm schläft sein Weib und Kind, morgen ist Kassenuntersuchung, und dann Festung, wenn er nicht früher — — — er wischt die Stirne, es ist ihm fast märchenhaft ferne, wie er auch einmal unten gegangen, wie eben die Nachtwandelnden, und unschuldig war, wie sie. — Tausend Kranke zählten die ewig zögernden Schläge unserer Thurmuhr, und die Wächterin schlief neben ihnen. — Jenes Mädchen zerdrückt vor Schmerz das Glas von dem Brustbilde des schönen falschen Mannes, daß ihr das Blut von den Händen rinnt — Eine andere öffnet unter tausend angstvollen Herzschlägen dem Verführer ihre Zimmerthüre — Verschmähte Liebe klagt im Liede ihr Leid in die Nacht hinaus, und eine Wachtel daneben schlägt leichtsinnig darunter — Auf sorgenvoller Armuth liegt der Schlummer, wie Blei, und die Lusttöne heimkehrender Schlemmer klingen in ihn hinein — Das Laster martert seinen Verehrer, und durch Höhlen und Säle schreitet der Vorwurf und webt ein Stachelhemd um das Herz des Schlummernden — die Träume legen heiße Steinhüllen

darüber, indessen oben die Sterne ruhig glitzern, das Rollen der Wagen einzelner wird, und endlich, so wie die Reden und Fußtritte später Heimkehrender, gänzlich schweigt. Diese Zeit ist um zwei Uhr Nachts herum — — dann gemach lichtet sich der Himmel, und bald beginnt jenes Rasseln der Nahrungswagen, indeß der Tag heraufkömmt, und die Sonne, so mild und unschuldig über der Stadt aufgehend, wie über einen grünen Grasteppich, in dem die Thierchen spielten oder schlummerten, und nun freudig an ihr Tagewerk gehen werden.

Welch eine Fülle, unermeßlich reich an Freude und an Schauer liegt nicht in der Geschichte einer einzigen Nacht einer solchen Stadt — und unten treibt sich Alles harmlos fröhlich, und ist harmlos fröhlich; denn der einzelne Unglückliche wird nicht gesehen in dieser Menge, oder er macht ein Gesicht, so heiter wie sie, weil er stolz oder starrköpfig ist.

Sie alle, die du unten so winzig wandeln siehst, sie reden, grüßen sich, es schallt das Pflaster unter ihrem Fußtritte, aber wir hören es nicht, es ist stumm unter dem allgemeinen Brausen, wie wenn die dunkle Heerde der Grundeln in der Tiefe des Wassers, das ober ihnen wallt, ein und aus durch Gassen und Thore ihrer großen feuchten steinernen Stadt schlüpfet.

Was treibt und bewegt nun Alle, daß sie eben so rastlos strömen, und dringen und eilen, als würden bunte Schnüre durch die Gassen gezogen?

Was?! Es ist kein Interesse, so hoch und niedrig es in der Menschheit sei, das da nicht wirkt, um jenen treibenden, kreisenden Wirbel zu erzeugen — Da ist die breite, mächtige, schmähliche Basis der Menschheit, die Habsucht mit ihrer Stiefschwester, der Verschwendung — Ihre Opfer siehest du zu Tausenden unten gestachelt rennen, daß sie es einem Andern zuvor thun, und ihm Weg und Zeit

abgewinnen, daß es einkehre in ihr Haus, auf daß es wieder glänzend hinausgehen könne — Der Eine trägt schon den Gewinn in der Tasche, und hastet weiter; der Andere trägt ein furchtbar pochend Herz; denn Alles kann heute noch verloren sein — und Erwerben, Erraffen, Erlisten den ganzen Tag so fort und fort, und morgen wieder von Neuem begonnen — Dann ist der Hunger, er treibt zu den tausenden der abentheuerlichsten Leistungen und Arbeiten, daß er nur verscheucht werde, der bleiche und schmutzige Geselle — da geht die Grisette und läßt Wimpel und Flagge wallen, daß sie nur die Gier anlocke, die in müssiger Weile herumlauert, um sich zu sättigen und zu ekeln — da geht der Gewerbsmann aus der fernen Vorstadt und trägt die fertige Arbeit den Kunden zu — der Müssiggänger treibt sich — der Eitle hat die schönsten Kleider an und zeigt sie — ihm vorüber, nachlässig gehalten, geht der Dichter, und trägt ein Himmelreich durch das Getose — und der Liebende hat eben die zwei Augen leuchten gesehen — die Zöglinge werden von dem Lehrer in die Luft geführt — der Künstler trägt seine Herzensträume, die Himmelsmelodien, die Farbenwunder in seinem Kopfe mit, an den vergebens die Wellen des äußeren Brausens schlagen — ein unglücklich jammernd Frauenherz sucht den kühlen dunklen Dom unter uns, daß es sich in Andacht ergieße, und der Architekt steht neben ihr und bewundert die Dichtung, die sie hier mit Stein und Mörtel aufgebaut haben — und Tausende strömen noch rechts und links, die all das nicht thun, sondern ein und derselben obwohl vielgestaltigen Göttin nachjagen, der Freude — — Indeß geht der glänzende Tag gemach herauf, so freundlich oder so gleichgültig, wie über eine prachtvolle Wildniß — sein leuchtendes Blau wird beschmutzt von den quellenden Rauchsäulen. — Indeß Die außen treiben, geht es aber im Innern der Häuser

nicht minder lebhaft zu. Es wird gekauft und verkauft, gehämmert und geschnitten, gearbeitet und gefördert; viele tausend Zeilen werden geschrieben, viele tausend gedruckt, musicirt und gespielt, und an die tausend Hände sind beschäftiget, in millionfacher Gestalt das zu bereiten, was heute verzehrt werden soll; denn wenn der Hammer der Uhr unter uns die Stunde zwölf schlägt, von da an ist jede Stunde eine Eßstunde, und dem letzten Mittagmahle im Pallaste reicht das erste Abendessen in einer Kammer die Hand, wenn es nicht etwa noch früher kömmt, als jenes. Und dann ruhen die Geschäfte, und die Welt des Vergnügens beginnet. — Siehest du draußen auf dem Bergesabhang die weißen Punkte im Grünen leuchten? Das sind ihre Landhäuser, das sind die Orte ihrer Lustfahrten, dahin gehen Wagen aller Art und bringen in das Grüne; — dort wogt die Stadt hinaus, daß du meinst, Alle seien an den einen Ort gefahren, und wenn du an den andern kömmst, so sind auch Alle dort, und wenn du in die Stadt wanderst, so geht Keiner ab. Tag und Nacht wird gesonnen, tausend Hände sind in Bewegung, daß neue Altäre ersonnen, neue Altäre gebaut werden der tausendäugigen Göttin Vergnügen, und überall wird es ausgebreitet, und überall wird es in den Weg gelegt, ausgeschmückt, mit großen Zetteln an die Mauern geklebt, was heute noch zu haben ist, daß man sich daran ergötze — und da sind alle Sorten von den Späßen des Hanswurstes im Prater an bis zu dem sublimsten Genusse der Kunst, und Jeder sucht sich, was ihm und dem heutigen Tage zusteht — indeß geht Glück und Unglück dieses Tages gelassen seines Weges, und beseligt hier ein Herz, und drückt dort eins entzwei — aber die Menge weiß das Eine nicht, und nicht das Andere. — Dort klingt Musik und Freude, dort geht die Schaar der Spazierenden, hier ein angehender Selbstmörder, dort ein

Jüngling eben aus der Einsamkeit des Landes gekommen, dem sein Herz in diesem Gewirre vor Heimweh zerspringen möchte — und lustige Reiter jagen vorüber und lachen sich zu — indeß entzündet sich sachte die Abendröthe, und flammet von jenen Bergen herüber dem weiten Lande seinen Abschiedsgruß zu, und auch dem kleinen Pünktchen Wien. Und wenn die Oper ausgeklungen, und die Vorhänge der Theater gefallen, und die Wagen heimrollen, die Zecher die Schenken verlassen, so zünden sich die Sterne an und sehen nieder, und eine Nacht folgt wie die gestrige und ein Tag wie der heutige — — und so schieben sie sich fort, einer gleich dem andern, und jeder so verschieden von dem andern, und so bauen sie im eigenen Treiben und Rollen freithätig und doch bewußtlos jenes räthselhafte Ding auf, das Schicksal, vor dem Reiche entstehen und vergehen, ohne es berechnen zu können, und das wir doch selber durch langsamen tausendfältigen Beitrag an Tugenden und Lastern aufgerichtet haben.

Die Glocke unter uns verkündet Mittag, und von den hundert Thürmen der Stadt hallt es nach — so lasse uns denn wieder hinabsteigen. Tauche denn nun getrost in dieses Treiben, und es wird an dir sein, dir Glück oder Unglück darinnen zu suchen; beides ist in Menge da zu haben.

Nimm die Menschen und Bilder, wie sie kommen. Jetzt ein kleines unbedeutendes Wesen, jetzt ein tiefer Mann voll Bedeutung; jetzt Scherz, jetzt Ernst, jetzt ein Einzelbild, jetzt Gruppen und Massen — und alles dieß zusammen malet dir dann zuletzt Geist und Bedeutung dieser Stadt in allem, was in ihr liegt, sei es Größe und Würde, sei es Lächerlichkeit und Thorheit, sei es Güte und Fröhlichkeit. So nun steige hinab, und trete an das nächst beste Individuum und beachte es und studire es, und werde gemach auch einer aus diesen Allen, welche in Wien leben, und leben und sterben wollen nur in Wien.

Ein Gang durch die Katakomben.

Wir sind so gewohnt worden, unsere Voreltern als gute dumme Hanse zu betrachten, daß, wenn von was immer für geistiger Größe die Rede ist, wir sogleich mit den Fortschritten unsrer glorreichen Zeit da sind, worunter Jeder die versteht, in der er gelebt hat, und daß, wenn von einer Dummheit die Rede ist, die dort oder da geschehen, wir sogleich schreien: „Dieß ist doch unglaublich; so etwas geschieht in dem Jahre 1842!". Ich aber frage: „warum sollte es denn nicht geschehen?" Was wir auch in gewissen Richtungen gewonnen haben, so blieb es doch meistens nur Eigenthum Einzelner, oder Weniger — was wir verloren haben, das verloren Alle. Ich will mich deutlicher erklären. Die Wissenschaft, die Industrie, in gewissen Zweigen auch die Kunst (aber weniger) haben erstaunliche Fortschritte gemacht — aber das Gute, ich meine das Menschlich-Gute, was diese Dinge brachten, wie Vielen wurde es zu Theil? oder liegt nicht die Masse in eben den Banden des Rohen gefangen, wie einst, nur sind diese Bande beweglicher und polirter — und von denen, die sich in den Besitz des menschlich Erworbenen setzten, der Wissenschaft, der Politik, der Kunst, bei wie Vielen ist es zuletzt Sitte und Schmuck des Herzens geworden, als ein wirklich Menschliches (Humanes)?, oder tragen sie es nicht als todten Schatz, als bloßes Wissen oder Können in sich, es höchstens zu Nützlichem verwendend, nicht zum

Guten? — ja durch vervielfältigte geistige und leibliche Communicationsmittel sind wir feiner, glatter, geschmeidiger geworden, wie Kiesel, die sich an einander abreiben: aber ist deßhalb der Kiesel innerlich weniger hart? Mit Betrübniß und Entsetzen müssen wir erfahren, wenn heute diese Politur, diese ach so fälschlich „Bildung“ getaufte Politur, von der Leidenschaft durchbrochen wird, daß da Feuerflammen herausfahren, wie wir sie kaum in alter oder ältester Zeit gesehen haben, — oder gibt an Gräßlichkeit und Ausschweifung die französische Revolution irgend einer Thatsache der frühern Zeit etwas nach? Oder zeigt die pyrenäische Halbinsel Gewinn an rein Menschlichem? — Und dennoch gewannen wir; denn solche Scenen der Weltgeschichte werden, Gottlob, seltener — aber wann wird jene Zeit kommen, in der ein Krieg eben so ein Unding der Vernunft sein wird, wie ein Trugschluß schon heute ein logisches Unding ist? — — Es ist ein seltsam, furchtbar erhabenes Ding, der Mensch!! und schwindelnd für das Denken des Einzelnen ist der Plan seiner Erziehung, die ihm Gott als Geschenk seiner moralischen Freiheit übertragen, daß er sie in Jahrtausenden, vielleicht in Jahrmillionen vollende! — wie lange, wie viel Billionen Jahrtausende, muß dann die Großjährigkeit dauern? Ich sagte oben, daß, was wir verloren haben, Alle verloren. In der Glätte und Verflachung unserer Zeit ging alle tiefe Gemüthskraft und Glaubenstreue unserer Voreltern unter, was sie auch immer unter uns stellen mag an Wissen und Erfahrung: fromme Kraft stellt sie weit über uns, und diese war Allen gemein, sie war Geist der Zeit; denn nur der bringt das Bleibende hervor, was er durch Individuen zwar wirkt, aber er erzeugt selbst die Individuen. Darum baute dieser Sinn einst jene rührend erhabenen Kathedralen, und malte jene Bilder, die wir heute blos

bewundern können, aber trotz aller Trefflichkeit unsrer technischen Mittel nicht mehr nachmachen, indeß unser Zeitgeist auf das sogenannte Praktische geht, worunter sie meistens nur das Materiell-nützliche, oft sogar nur das Sinnlich-wollüstige verstehen; daher wir Eisenbahnen und Fabriken bauen, während sie Dome und Altäre, und wenn es ja heut zu Tage eine Kirche werden soll, so wird sie wieder sehr nützlich gebaut, oder sie sähe, wie ich es leider in meinem Vaterlande schon erfahren, wenn sie keinen Thurm hätte, einem Zinshause ähnlich. Ja oft nicht einmal bewundern mehr kann die Zeit jene kräftig schönen Werke der Vorzeit; denn wie viel tausend Wiener werden täglich über den Platz von St. Stephan gehen, ohne von dem Dome desselben etwas Anders zu wissen, als daß er sehr groß ist. Wenn mir Jemand den Aberglauben unserer Voreltern einwenden will, so muß ich ihm leider entgegnen, daß er schaue, wie heute der religiöse Indifferentismus der sogenannten gebildeten Klassen furchtbar und widerwärtig neben demselben alten Aberglauben der Massen steht — und zuletzt ist Aberglaube schöner, heiliger, kräftiger, als jene sieche Kraftlosigkeit des Indifferentismus, der bei den Worten: Gott, Unsterblichkeit, Ewigkeit, nichts denkt, und sie nur als Redeformen in dem Munde führt, die er überkommen hat, wie andere Worte, bei denen er auch nichts denkt. Dieß ist neben dem so vielen Nützlichen der Buchdruckerei eine Schattenseite derselben, daß, seit sie die Bücher so vervielfältigen, tausend und tausend Menschen aus der Welt gehen, ohne darin einen einzigen Gedanken gehabt zu haben; denn sie lesen sich einen gewissen Vorstellungskreis, eine Art Natur zusammen, und sagen ihn so lange sich selber und Andern vor, bis sie sterben, und wissen nicht, daß sie selber in der Welt gar nichts gedacht haben; darum hat sogar auch unsere Literatur etwas so Wässeriges

und Familienähnliches, während die der Alten so frisch und so unmittelbar ist, trotz der Einfalt und Naivetät, die wir heute belächeln.

Solche, und ähnliche schwermüthige Gedanken hatte ich, als ich eines Tages aus den Katakomben des Stephansdomes wieder an das Licht des Tages trat, und schnell durch das frivole Treiben der Gasse nach Hause ging.

In diese Katakomben nun will ich den freundlichen Leser begleiten, daß er ein ernstes Stück Vergangenheit unserer Stadt vor sich sehe, und daß er, wäre er in obigem Indifferentismus befangen, etwa anfange, über Gott, über Weltgeschichte, Ewigkeit, Vergeltung u. s. w. nachzudenken, und vielleicht ein Anderer zu werden.

Wer immer über die Spinnerin am Kreuz (ein schöner Getreidehügel, über den die Triester Straße führt) oder über einen der Westberge Wiens gegen die Stadt kömmt, der wird die alte, ernste, große Stephanskirche mitten in dem Häusermeere, wie einen Schwerpunkt, ruhen sehen, und sich dieser Symmetrie erfreuen; aber dieß war nicht immer so, sondern bei ihrem Entstehen lag die Kirche sogar außerhalb der Stadt, und wie es eine rührende Sitte unserer Ahnen war, um den Ort, an dem sie sich im Leben Trost und Zuversicht holten, nämlich um die Kirche, auch im Tode zu schlummern, welchen Platz sie mit dem schönen Namen Friedhof belegten: so war es auch um diese Kirche, und manche alten Leute Wiens sagen noch immer statt Stephansplatz Stephans-Friedhof, aber es ist kein Friedhof mehr; denn diese Sitte der Altväter ist ebenfalls aus sehr nützlichen Sanitätsrücksichten abgeschafft worden, und heute ragt jede Kirche geradewegs aus dem lustigen Getümmel des Alltagslebens empor, und ist fast ein gewöhnliches Haus geworden, so wie sie einst aus den Monumenten des Todes emporstieg, und selbst von seinen

Schauern umweht war. Oft, wenn ich über diesen Umstand traurig war, dachte ich: wenn sie nur tief genug grüben, so könnten schon die Todten an ihrer Kirche ruhen, und wie wäre es religiös feierlich, wenn jede Kirche, selbst in den Städten, mit einem großen Garten der Todten umgeben wäre, der durch eine Mauer von der leichten Luft der Lebenden getrennt wäre, daß sie ein Gedanke der Ewigkeit anwandeln müßte, wenn sie durch das Gitter einträten.

Der Stephansfriedhof ist keiner mehr, sondern ein geräumiger Stadtplatz mit schönen Häusern und Waarenauslagen, und glänzende Karossen rollen über das Pflaster, unter dem die Reste unserer Vorfahren ruhen — ihre Kreuze und Monumente sind verschwunden, das Lob ihrer Tugenden auf denselben ist verstummt, die Denkmale, die sie einst gründeten, um die Stätte ihrer Angehörigen auf ewige Zeiten zu bezeichnen, sind von unserer Industrie und unserem Verkehre bis hart an die Mauern der Kirche gedrängt worden, wo noch manche Tafel aus rothem Stein übrig geblieben ist, auf dem ein bethender Vater mit seinen Kindern ausgemeißelt ist, oder ein liegender Todter selber mit gefalteten Händen, oder Heiligenbilder, oder sonst Embleme und Wappen, wovon manch Stück durch die Zeit herabgeschlagen oder verwittert ist, und darunter steht Namen und Amt, und stehen die Tugenden des Todten — aber wie oft weiß man gar nichts mehr aus der Zeit seines Lebens, und es ist da Keiner mehr, um zu sagen: er war unser Ahnherr.

Es ist in neuester Zeit, gegenüber von der Rückseite der Kirche, ein sehr großes Haus aufgeführt worden, und als es bereits prachtvoll und wohnlich mit mehr als hundert Fenstern glänzte, als zu ebener Erde schon die grünen Flügelthüren der Verkaufsgewölbe hoch und elegant eingehängt

waren, und längs derselben ein breites flaches Trottoir hinlief, so ging man auch daran, den Platz vor dem Hause bis zur Kirche zu ebnen, und das bisherige schlechte Pflaster zu verbessern. Es mußten einst die Grabhügel bedeutend höher gelegen haben, als das heutige Pflaster; denn als man zum Behufe der oben angeführten Planierung und Pflasterung die Erde lockerte, so kamen die Knochen und Schädel der Begrabenen zum Vorscheine, und wie ich nebst vielen andern Menschen zufällig da stand und sah, wie man bald die Röhre eines Oberarmes, bald ein Stück eines Schädels, ein Gebiß mit etlichen Zähnen, ein Schulterblatt oder Anderes, gelassen auf einen bereit stehenden Schubkarren legte, und lachend und scherzend und die Pfeife stopfend weiter schaufelte, so dachte ich: vor so und so viel Jahren hat man euch eingegraben, und an eurem Grabe wurde gesungen: „Requiem aeternam dona eis, domine!“[1]), dann deckte man es mit Erde zu, und setzte ein Denkmal auf den Hügel, daß man wisse, wer da in Ewigkeit ruhe — — und jetzt legt man eure Reste, die Niemand kennt, wie das werthloseste Ding auf einen Haufen, um sie an einen andern Ort zu bringen, wo sie wieder nicht bleiben; denn wer weiß, zu welchem Zwecke unsere Nachkommen denselben wieder werden brauchen können.

Außer den Hügeln des Stephansfriedhofes, deren Ruhe, wie wir erfahren haben, nichts weniger als ungestört blieb, haben sich aber jene, deren Rang oder Reichthum es erlaubte, noch ganz andere, festere, sicherere Grabesstätten auserwählt; nämlich nicht nur unter dem ganzen riesenhaften Baue von St. Stephan, sondern auch rückwärts hinaus unter dem ganzen Platze, ja selbst bis unter die umliegenden Häuser, wie z. B. bis unter das sogenannte

[1]) Herr! schenke ihnen die ewige Ruhe.

deutsche Haus, unter die Post, ist ein System von Gewölben und Gängen, nach Art unserer Voreltern äußerst fest gebaut, und man weiß heut zu Tage noch gar nicht, wie weit sie sich erstrecken. Sie sind hier unter dem Namen der Katakomben von St. Stephan bekannt, und waren lauter Begräbnißstätten, gleichsam eine weitläufige unterirdische Todtenstadt. Jedoch trotz der dickern Mauern, aus denen diese Zellen, als Fundament der Kirche, aufgeführt sind, trotz der Quadern, womit Gänge, Gemächer und Bogen überwölbt sind, ja trotz dem, daß jedes Gewölbe, wenn es mit Todten gefüllt war, zugemauert wurde, fanden dennoch die hier liegenden Schläfer die beabsichtigte Ruhe nicht, so wie sie ihre ärmeren Brüder nicht gefunden, die man über ihnen auf dem Friedhofe in bloßer Erde eingegraben hatte. Manche Gänge, manche Gewölbe wurden im Laufe der Zeit geöffnet. Die Einen lockte Neugierde; die Andern jenes Schauergefühl, das den Menschen über Tod und Ewigkeit ergreift, und ihn doch lockt, solche Stätten zu betreten, wo es erweckt wird; wieder Andere wurden durch frevlen Vorwitz hingeführt, so daß Menschenhände, theils fromm ordnend, theils muthwillig zerstörend, das vollendeten, was Zeit und leise Verwesung begonnen hatten, nämlich einen ganz andern Zustand der hier verborgenen Reste hervorzubringen, als den die beabsichtigten, welche sie hier verbargen.

Wir wollen in folgenden Zeilen einen Gang durch diese Katakomben beschreiben.

Es war ein feuchter, neblichter Novembernachmittag, als wir uns, fünfe an der Zahl, auf dem nassen Pflaster des St. Stephansplatzes, rückwärts der Kirche, wo der Thurm emporsteigt, einfanden. Ein Freund hatte uns versprochen, uns in die Katakomben zu führen. Wir standen lachend und scherzend, als wir ihn erwarteten, und machten

Bemerkungen über das trübselige Wetter und die Unpünktlichkeit des Freundes; aber nach einer Stunde war es ganz anders: nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese Stunde unterirdischen Aufenthaltes in mir hervorbrachte.

Als wir einige Zeit gewartet hatten, erschien der Freund, und mit ihm zwei Führer, weil er, obwohl schon öfter unten, doch nicht sicher war, sich und uns vor Verirrung zu bewahren. Nicht von der Kirche aus, wie ich wähnte, war der Hinabgang, sondern einer der Führer winkte uns an ein Haus des Platzes, das einen vorspringenden Winkel bildet, und Wohnpartheien und Handelsgewölbe enthält, — es liegt mit dem Winkel schief gegenüber der Wohnung des Küsters, die sich im Erdgeschoße des Stephansthurmes befindet. — An diesem Hause sperrte er eine dunkle schwarze hohe Thüre auf, an der ich wohl hundertmal vorüber gegangen war, und die ich immer für die zufällig zugemachte Hälfte des Thores einer Bude gehalten hatte. Als wir eingetreten waren, befanden wir uns in einem schmalen Gange; der Führer schloß hinter uns die Thüre wieder zu, und der andere machte Licht, woran er eine Fackel, und wir jeder unsere Wachskerze anzündeten, und dann ging es nicht über eine Treppe, sondern wie über einen sanften Gang abwärts; ein schwacher Tagesschein fiel in das erste Gewölbe durch einen schmalen Schacht herab, der in den Hof des deutschen Hauses mündet. Dieses Gewölb war gleichsam eine Vorhalle, und es lagen Stangen, Stroh, Bretter, Tragbahren und dergleichen in dem Winkel, alles von seltsamem, veraltetem Ansehen.

Dann kamen wir in allerlei Gänge und Gewölbe, die leer waren. Nach Art unserer Voreltern sind die Gänge schmal, und die Gewölbe verhältnißmäßig klein und niedrig, aber das Mauerwerk fest und dicht, als wäre es aus einem

einzigen riesenhaften Granitblocke gegossen worden. Ob wir in diesen Gängen nach Ost oder West, nach Nord oder Süd gingen, konnten wir keiner erkennen, und da sie sich vielfach kreuzten, und die gewölbten Zellen sich alle ähnlich sahen, so war es uns einleuchtend, daß man sich hier verirren, und stundenlange herum suchen könnte, ohne den Ausgang zu finden. Endlich kamen die ersten Bewohner dieser stillen, finstern Stadt, nämlich: wie Holz aufgeschichtet, viele Klafter lang und hoch, lauter Knochen von Armen und Füßen — es überläuft einen ein seltsamer Schauer. — Was werden alle diese Werkzeuge, als sie noch ein denkender Geist belebte, ein liebendes oder hassendes Gemüth stachelte, Schönes, Herrliches oder Entsetzliches gethan haben? und nun liegen sie hier, starr, über einander geschichtet, eine werthlose, schauererregende Masse. — In gewissen Abständen, gleichsam symmetrisch geordnet, stecken zwischen ihnen die Köpfe, aber auch auf der Erde liegen bereits Trümmer herum, und der weiche Tritt läßt merken, daß man auf Moder gehe. Ein Führer bedeutete uns, daß man die vielfach zerstreuten Knochen der Katakomben, und die einst auf dem Stephansfriedhofe ausgegrabenen hier der Ordnung wegen aufgeschichtet habe. Meine Phantasie fing bereits zu arbeiten an, sei es durch den Anblick vor mir aufgeschreckt, oder gedrückt durch das Bewußtsein, unter der Erde zu sein. Die Luft trug nichts bei; denn trotz den hier vorgegangenen Acten der Zersetzung, waren diese doch schon vor so vieler Zeit, und es ist seitdem eine solche Trockenheit eingetreten, daß die Luft, durch viele Schachte in Communication mit der äußern erhalten, ganz trocken und rein ist. Wir ließen das Licht unserer Kerzen und Fackeln längs des großen Knochenstoßes hingleiten, und beleuchteten bald diese, bald jene Parthie, und das fahle verwitterte Grau dieser ausgetrockneten uralten Gebeine erglühte düster

roth in dem Scheine unserer Lichter, die demungeachtet, trotz der anscheinenden Kleinheit dieser Räume, nicht bis zu den obern Rändern dringen konnten, so daß der Schein in unheimliche geheimnißvolle Schatten überlief, die hoch oben, und seitwärts in den Ecken saßen und glotzten. Wenn wir einer Wand nahe kamen, so erglänzte das Gestein der Mauer in allerlei kleinen Flimmern, wahrscheinlich die schönen Glimmertäfelchen des Granites. Auf dem Fußboden war dichter Moder, hie und da ein Splitter, und der Fuß streifte zuweilen an einen Lappen von einst kostbarem und schimmerndem Seidenstoffe. — Wir gingen weiter in einem Kreuzgange: Ein Schädel mit langen staubigen Haaren lag da. Einer leuchtete ihn an; ich aber mußte augenblicklich die Augen wegwenden, und es rieselte mir seltsam in dem Körper — „Lassen sie das liegen," sagte ein Führer, „wir werden schon noch mehr Solches und besser erhalten antreffen." Ei freilich trafen wir es an. An einem viereckigen, machtvoll großen Pfeiler stand ein Sarg, ein einziger in diesem Gewölbe, als wäre er von seinem Orte absichtlich hieher gebracht, und geöffnet worden, und dann stehen gelassen; denn wirklich lag sein Deckel nebenan, und zwischen den Brettern, die vom Alter geschwärzt, und nur mehr lose zusammenhängend waren, lag der einstige Bewohner dieses gezimmerten Hauses, eine Frau — — ach! wer war sie? mit welchem Pompe mag sie einst begraben worden sein! und in welchem Zustande liegt sie jetzt da! blosgegeben dem Blicke jedes Beschauers, schnöde auf die bloße Erde niedergestellt, und unverwahrt vor rohen Händen das Antlitz und der Körper ist wunderbar erhalten — in diese verschlossenen Räume muß die Verwesung nicht haben eindringen können, so daß die organischen Gebilde blos vertrockneten, aber nicht zerstört wurden — die Züge des Gesichtes sind erkennbar, die Glieder des Körpers sind de

aber die züchtige Hülle desselben ist verstaubt und zerrissen, nur einige schmutzig schwarze Lappen liegen um die Glieder und verhüllen sie dürftig, auf einem Fuße schlottert ein schwarzer seidener Strumpf, der andere ist nackt, die Haare liegen wirr und staubig, und Fetzen eines schwarzen Schleiers ziehen sich seitwärts und kleben an einander wie ein gedrehter Strick — diese Zerfetzung des Anzuges und die Unordnung, gleichsam wie eine Art von Liederlichkeit, zeigte mir in's Herz schneidend die rührende Hülflosigkeit eines Todten, und contrastirte fürchterlich mit der Heiligkeit einer Leiche. — Ich legte mit der Spitze meines Stockes die Reste des gewiß einst prunkenden Anzuges so anständig, als es noch möglich war, über die Glieder, und leuchtete dann der vergessenen Todten in's Antlitz. Es war im Todeskampfe und durch die nachher wirkenden Naturkräfte verzogen, und in dieser, dem Menschenangesichte gewaltsamen Lage erstarrt, und so blieb es, wer weiß wie viel hundert Jahre, in unheimlicher Ruhe ein Bild eines einstigen gewaltsamen Kampfes, der das so heiß geliebte Leben von diesen Formen abgelöset hatte, und eben das ist das Erschütternde an Mumien und Leichen, daß sie meistens in ihrer eisernen Ruhe doch auf einen furchtbar bewegten Moment zurückweisen — und dann das, daß wir sie uns schon jenseits jenes Vorhanges denken müssen, der so geheimnißvoll zwischen Dießseits und Jenseits hängt, daß sie schon wissen, wie es ist — und dennoch mit dem ehernen Schweigen da vor unsern Augen liegen, fremde Bürger einer andern Welt. Wer mag die Todte vor meinen Augen — wer mag sie einst gewesen sein? Welchen Unterschied auch die Menschen im Leben machen, wie nichtigem Flitter sie auch Werth geben, ja wie sehr sie sich auch bemühen, diesen Unterschied bis über das Grab fortzupflanzen: der Tod macht Alles gleich, und vor ihm sinkt lächerlich

nieder, was wir uns hienieden bemühen wichtig zu finden. Wer weiß, mit welchem Ansehen und mit welchen Kosten es diese Todte dahin gebracht hatte, daß sie dereinst in diesen unbezwinglichen Gewölben ruhen möge, dem Asyle der Reichen und Vornehmen: und nun steht ein Mann vor ihr, der vielleicht bei ihrem Leben sich kaum ihrer Schwelle hätte nähern dürfen, und legt, nicht mit der Hand, weil's ihn ekelt, sondern mit der Spitze seines Stockes einige Lappen zurechte, daß sie ihren Leib bedecken — und wer weiß, ob nicht bald eine muthwillige Hand erscheint, sie aus dem Sarge reißt und nackt und zerrissen dort auf jenen Haufen namenlosen Moders wirft, wo sie dann jeder, der diese Keller besucht, emporreißt, anleuchtet, herumdreht, und wieder hinwirft.

Mitleidig wandte ich mich ab, um weiter zu gehen; da sah ich, daß ich bereits allein war, und die Lichter meiner Freunde schon fern und klein in einem Gange hinabschwebten. Mit raschen Schritten ging ich nach — es wollte mich fast wie Furcht überkommen.

„Hier stehen wir gerade unter dem Hochaltare der Kirche", sagte ein Führer, und leuchtete mit der Fackel gegen das Gewölbe empor. Wir waren zufällig in dem Augenblicke alle stille, und da hörten wir deutlich in langen schweren Tönen die Orgel aus der Kirche herunter tönen. Wie durch Verabredung blieben wir stehen und horchten einige Augenblicke, bis die Orgel schwieg, und dann wieder in höheren sanfteren Tönen anhob, die wunderbar deutlich und lieblich durch die Gewölbe zu uns herabsanken — es mußte gerade Nachmittagsgottesdienst sein — und wie eine holde goldene Leiter, schien mir's, gingen diese gedämpften Töne von den geliebten Lebenden zu uns hernieder.

Endlich schwieg Alles, und wir gingen weiter. Wie doch die Musik wunderbar auf unsere Seele wirkt! Ich brauchte

einige Zeit, um mich wieder zu orientiren, wo ich sei, und meine Phantasie wieder an diese unterirdischen Gemächer zu gewöhnen, und doch war es wahrscheinlich nur das sogenannte Segenlied gewesen, was wir herunter gehört hatten.

Wir traten nun wieder in eine neue Halle, und wie ich um die Ecke des Pfeilerbogens komme und vor mich hinleuchte, erschrak ich heftig. Ein großer nackter Mann lehnte starr an der Mauer; zu seinen Füßen saß ein anderer zusammengekauert, die Hände über der Brust gefaltet, und den Kopf, der nur mehr an einem losen Bande des Halses hing, über die Schulter seitwärts gesunken — eine Frau in sich gebückt und eingesunken, gleichfalls mit gefalteten Händen, lauerte im Winkel, und an den Wänden lehnten oder saßen, oder lagen Andere — und wie ich so vor mir herleuchte, wieder Andere und wieder Andere — lauter Leichen und lauter Mumien, der Eine mit offenem Munde, der Andere mit furchtbar zusammen gepreßtem, der Eine gestreckt, der Andere zusammengeknittert, fast alle mit gefalteten Händen, wie man sie ihnen im Sarge gegeben — alle mit verzerrten Zügen; aber bis zum Erschrecken deutlich waren die Gesichter und die Körperformen, als wären sie gestern hieher gestellt worden; — denn aus einer mir unbekannten Ursache war hier keine Verwesung eingetreten, sondern die Haut war sanft getrocknet, und war anzufühlen wie weich gegerbtes Leder, das Zellgewebe des Fleisches war ebenfalls ausgetrocknet und füllte die Haut wie eingestopfte Sägespäne, so daß selbst die Muskeln elastisch blieben, dem Drucke unserer Stöcke wichen, und wieder sachte emporschwollen, wenn der Druck nachließ.

Es war ein seltsamer, gespenstiger Anblick in dieser Halle, und überwältigend für Gefühl und Phantasie. Ein Berg von Moder stieg gegen die Gewölbmauer empor; aus ihm ragten Lappen von Gewändern heraus, mitunter

Holzsplitter, oder es blickte ein Arm hervor, oder ein Fuß mit allen Zehen, oder eine zusammengekrümmte Gestalt saß auf demselben, eine andere lag der Länge nach, wieder andere standen aufrecht, und obwohl sie einst unverletzt gewesen waren, und ihrer Art nach bleiben konnten, so mochte doch schon der Muthwille an ihnen manches verübt haben; denn viele derselben waren zerrissen, daß ein Arm herabhing, oder der Kopf oder Glieder ganz fehlten — vielleicht hat auch theilweise Verwesung das Ihrige gethan. — Seltsam ist es, die Körper sind geblieben, und die Gewänder sind fast alle zerstäubt und vermodert, nur wo sie durch Schutt gesichert waren, haben sich ganze Lappen erhalten, und waren sogar erkennbar, meistens Linnen und Seidenzeug, welches letztere ganz besonders stark und fest gearbeitet war.

Wie wir nun so dastanden in der Versammlung von längst verstorbenen unbekannten Menschen, die vor Jahrhunderten hieher gebracht wurden, um zu verwesen, und die aber nun ihren Urenkeln dieselben Züge weisen müssen, die man einst, davor grauend, mit einem Tuche zugehüllt, und in einen Sarg verborgen hatte — und wie das reine, weiße Wachslicht, oder die dunkelrothe Gluth der Fackeln, die wir trugen, über die Gesichter und Glieder der Todten lief, und darinnen schweren Kampf, oder starre Ruh, oder häßlich Grinsen wies: so waren wir alle bis in das Innerste erschüttert. Mir war, als sei ich in ein fabelhaft Gebiet des Todes gerathen, in ein Gebiet, so ganz anders, als wir es im Leben der Menschen erfahren, ein Gebiet, wo Alles gewaltsam zernichtet wird, was wir im Leben mit Scheu und Ehrfurcht zu betrachten gewohnt sind — wo das Höchste und Heiligste dieser Erde, die menschliche Gestalt, ein werthlos Ding wird, hingeworfen in das Kehricht, daß es liege, wie ein anderer Unrath. — Ach! welch eine furchtbare, eine ungeheure Gewalt muß es sein, der wir dahin gegeben

sind, daß sie über uns verfüge — — und wie riesenhaft, all unser Denken vernichtend, muß Plan und Zweck dieser Gewalt sein, daß vor ihr millionenfach ein Kunstwerk zu Grunde geht, das sie selber mit solcher Liebe baute, und zwar gleichgültig zu Grunde geht, als wäre es eben nichts! — Oder gefällt sich jene Macht darin, im öden Kreislaufe immer dasselbe zu erzeugen, und zu zerstören? — es wäre gräßlich absurd! — Mitten im Reiche der üppigsten Zerstörung durchflog mich ein Funke der innigsten Unsterblichkeitsüberzeugung. Wir standen alle stumm, und ließen unsere Fackeln und unsere Lichter lodern. Der Eindruck ist so mächtig, so neu und ernst; er nimmt unser ganzes Wesen so ein, daß alles Andere abfällt, und vor seiner Gewalt nichtig wird. — Ich war so aus mir selber getreten, daß mir das Rollen eines Wagens, das wir in diesem Augenblicke auf dem Pflaster über uns hörten, ganz abentheuerlich vorkam, ja durch den Contrast schauerlich. Ist es denn der Mühe werth, dachte ich, daß sich Der im Wagen oben brüstet, und über das Pflaster weg rollt? daß sie Häuser bauen, und bunte Lappen heraus hängen, als wäre es was?

Wir fragten die Führer, ob man denn gar nicht mehr weiß, wer einer von denen gewesen sein möge, die wir da vor uns haben? „Es mag wohl im Pfarrarchive zu finden sein," antwortete er, „wer überhaupt herab begraben worden ist, aber da es schon viel über hundert Jahre sein mag, daß man Niemanden mehr herab begraben hat, so kann man auch gar nicht wissen, wer Dieser oder Jener sei. Sie haben einmal sehr getrachtet, in die Stephansgruft begraben zu werden, damit sie ein vornehmes und ungestörtes Begräbnißplätzchen hätten."

Ein vornehmes und ungestörtes Begräbnißplätzchen! als ob irgend auf der Erde etwas Ungestörtes, etwas Unvergängliches wäre! ja ist nicht am Ende sie selber vergänglich,

und wird eine Leiche, so wie die, die man jetzt so sorglich in ihrem Bauche verbirgt?

Mir fiel die Sage von dem Hunnenkönige Attila ein, dessen Leiche man in einen goldenen Sarg that, den goldenen in einen silbernen, diesen in einen eisernen, und diesen zuletzt in einen steinernen. Dann grub man einen Fluß ab, senkte die Särge tief in die Erde seines Bettes, und ließ dann die Wasser wieder darüber weg rollen — ja endlich tödtete man die, die um das Werk wußten, und es machen halfen, damit Niemand auf Erden das Grab des Hunnenkönigs wisse!! — — aber eines Tages wird der Fluß den Sand und Schlamm in einer Ueberschwemmung herausstoßen, oder man wird eine Wasserbaute anlegen, oder der Fluß wird seinen Lauf ändern, und man wird im alten Bette ein Feld oder einen Garten graben: dieses Tages wird man dann den Sarg finden, das Gold und Silber nehmen, den König aber hinaus werfen auf den Anger der Haide.

Und so ist jeder Ruhm; denn für uns Sterbliche ist keine Stelle in diesem Universum so beständig, daß man auf ihr berühmt werden könnte; die Erde selber wird von den nächsten Sonnen nicht mehr gesehen, und hätten sie dort auch Röhre, die zehntausendmal mehr vergrößerten, als die unsern. Und wenn in jener Nacht, wo unsere Erde auf ewig aufhört, ein Siriusbewohner den schönen Sternenhimmel ansieht, so weiß er nicht, daß ein Stern weniger ist, ja hätte er sie alle einst gezählt, und auf Karten getragen, und zählte sie heute wieder, und sieht seine Karten an, so fehlt keiner, und so prachtvoll, wie immer, glüht der Himmel über seinem Haupte. Und tausend Milchstraßen weiter außer dem Sirius wissen sie auch von *seinem* Untergange nichts, ja sie wissen nichts von unserm ganzen Sternenhimmel; nicht einmal ein Nebelfleck, nicht einmal ein lichttrübes Pünktchen erscheint

er in ihrem Rohre, wenn sie damit ihren nächtlichen Himmel durchforschen.

Während ich dieß dachte, rasselte wieder ober uns das Geräusche eines rollenden Wagens auf dem Pflaster des Stephansplatzes, und es däuchte mir so leichtsinnig, oder so wichtig, wie etwa die Weltgeschichte der Mücken oder der Eintagsfliegen.

Wir aber leuchteten noch einmal die unbewegliche gespenstige Versammlung in die Runde an, und wendeten uns dann zum Fortgehen; sie aber sanken hinter unsern weichenden Lichtern in ihre alte Ruhe, in ihre alte Nacht zurück.

Immer weiter, immer verwickelter und größer entfaltete sich diese Stadt der Grüfte; immer neue Todte waren zu treffen; Trümmer von Särgen, Hügel und Wälle von getrocknetem Moder, dann kommen wieder Knochen, dann leere Gewölbe und Gänge — und wie weit sich dieß Alles hin erstrecke, weiß man jetzt noch gar nicht mit Gewißheit; denn in manchem Gemache sieht man in der Mauer einen Steinbogen, fest und künstlich gefügt, daß er etwas trage, oder daß man hindurchgehe, so wie durch den, durch welchen wir hereingekommen waren: aber dieser Schwibbogen ist mit Mauer angefüllt, so daß die Vermuthung entsteht, daß hinter ihm wieder ein Gewölbe sei, das man zugemauert hatte, als es voll mit Todten war. — Und wirklich traten wir jetzt an eine Stelle, wo man eine Schlußmauer durchbrochen hatte, und siehe! aus der Bresche ragten eine Unzahl Särge hervor, klafterhoch auf einander geschlichtet, mit gräßlichen Trümmern und Splittern herausragend aus der Finsterniß des Gewölbes — die Zeit hatte Bretter und Fugen gelöset, daß ein ganzes Wirrsal derselben herabgegleitet da lag, und oben in der Oeffnung nackte Füße und Glieder der Todten in die Luft herausstanden, verlassen von der schützenden und bergenden Wand ihrer Särge, ebenfalls bestimmt, auf

den hängenden Brettern vorwärts zu gleiten, und endlich wie sie herab zu stürzen. Es war ein Anblick, noch erschütternder, als jener in dem Gewölbe der Mumien, weil er unmittelbarer das Reich der Verwesung und Zerstörung aufthat, und näher der Zeit lag, wo alle Diese noch wandelten und lebten, weil er eindringender wies, wie auch wir einst werden sollen, und weil das Werk der Vergehung und Vernichtung gleich massenhafter und großartiger ersichtlich war. Auch einen solchen aufgeschichteten Stoß von Kindersärgen sahen wir hervorblicken, einen über einander geworfenen Haufen kleiner Häuschen, deren Bewohner starben, ehe sie lebten. Es that unsäglich wohl, daß man von den Särgen keines der zarten Glieder hervorragen sah, sondern alle verdeckt waren, wahrscheinlich ihres geringen Gewichtes wegen, das die Särge nicht aus den Fugen zu drücken vermochte. Arme kleine Welt!

Es war ein düster großartiger Anblick, wie wir so dastanden vor dem starren Ruinengewirre und der Lichtblick unserer Fackeln auf dem Granit der Mauer und auf den alten braunen Sargbrettern glänzte — und wie weiter zurück zwischen den Brettertrümmern heraus Finsterniß glotzte, und sich unsere Phantasie hinter ihr dieselbe Bevölkerung von Todten vorstellen mußte, immer fortgesetzt und immer fortgesetzt — liegend in der eisernen Nacht, bis einmal diese vorderen zerstäubt sind, und wieder ein anderes Jahrhundert und eine andere Hand das fernere Gewölbe erbricht, und die Schläfer dem Lichte der Fackeln bloslegt, so wie diese da in dem der unsern düster glänzen.

Es war einleuchtend, daß dieses System von Gewölben, wie weitläufig es auch sein möge, doch einmal angefüllt werden mußte, an welchem Tage sich dann die Gruft von St. Stephan auf immer schloß — daß es nur die Mächtigsten und Reichsten sein können, die wir da in dieser Zerwürfniß

und schnöder Verlassenheit liegen sehen, und dieser Gegensatz machte die Scene noch tragischer, und all den Flitter noch erbärmlicher, um den wir gewohnt sind die Andern zu beneiden. Ein Stück Vergangenheit und Weltgeschichte halfen Die da bauen, welche da vor uns liegen. Vielleicht sind Helden darunter, ein Todesblick für Feinde; vielleicht sanfte Künstler, die den Himmel des Schönen in ihrer Brust trugen, nicht daran denkend, wie schnöde die Wohnung dieses Himmels einst herum geworfen werde — vielleicht schöne Frauen und Jungfrauen, deren Auge die Seligkeit der Liebe in Andrer Herzen strahlte, und um die der schwärmende wahnsinnige Jüngling seinen Leib dahin vorausschleuderte. Wie sie nun auch liegen: — vorüber gegangen ist der Traum, und beide sind sie eine werthlose Masse — — vielleicht liegen auch solche da, deren Glieder Sammt und Purpur deckte, auf deren Wimper tausend Augen blickten, ob sie freundlich zucke, oder zürne, die aus Gold und Silber aßen, jedes Rauhe und Ekle von sich ferne hielten, und nun selber ärmer und ekler sind, als das Thier des Berges, welches in die Felskluft stürzte, und dort in der Mittagssonne dörret, und von den Winden der Nacht getrocknet wird. — — Sie alle mühten sich, erwarben, verzehrten, arbeiteten, stiegen empor, verrichteten Thaten, die tausend Arme regten sich täglich, die Seelen dachten, die Herzen glühten in Wunsch und Begierde, oder in Befriedigung und Triumph, die Leidenschaften kochten und kühlten sich — nun ist Alles vorüber, und von dem Gebirge von Arbeiten aus dem Leben Dieser ist ein Blatt Geschichte übrig geblieben, und selbst dieses Blatt, wenn die Jahrhunderte rollen, schrumpft zu einer Zeile ein, bis auch endlich *diese* verschwindet, und die Zeit gar nicht mehr ist, die den darin Lebenden so ungeheuer und so einzig herrlich vorgekommen.

In die Stille unserer Betrachtungen tönte jetzt das

Wort eines Führers: „Es wird hier, wenn einmal Alles ausgegraben und gelüftet sein wird, noch viel weitläufiger und wunderbarer herum zu gehen sein, als jetzt; denn auch der Boden, auf dem wir in dem Augenblicke wandeln, ist höchst wahrscheinlich wieder nur die Decke von andern Gewölben, die unter uns befindlich sind." Wirklich war es uns schon öfter, wo wir nicht weichen Moderboden unter den Füßen hatten, vorgekommen, als gingen wir über harte sanft gewölbte Stellen weg. Und als der Führer obige Worte gesagt hatte, verließen wir die traurige Bresche, und gelangten nun in der That in ein Gemach, dessen Fußboden durchbrochen war, und siehe, es war unten wieder eine solche Halle, wie die, in der wir standen, eine Leiter führte durch die aufgebrochene Oeffnung in dieselbe hinab, und zweie von uns stiegen hinunter. Das Gewölbe schien niedriger, wahrscheinlich nur des gehäuften Schuttes wegen. Gegen die Wände hin und in den Winkeln war wegen Moder und dicker Finsterniß, in der unsere Lichter ordentlich ohnmächtig waren, nichts deutlich zu sehen, aber unser Führer versicherte uns, es sei hier unten Alles vollgestopft mit Todten. Unendlich erleichtert stiegen wir wieder empor — seltsam! — Obwohl die Luft unbegreiflich trocken und rein war: so fühlte sich doch die Phantasie erleichtert, als sie wieder nur mehr *eine* Decke über dem Haupte wußte. Die nicht hinabgestiegen waren, leuchteten nun noch einmal in die Höhle hinab, und wir gingen dann weiter durch mehrere Gänge und leere Gewölbe, wie es mir schien, auf dem Rückweg begriffen. Wir hatten alle Orientierung bereits so verloren, daß Jedem die Unmöglichkeit einleuchtete, ohne Führer hinaus zu finden — namentlich, wenn einer ganz allein wäre. Er müßte nur, meinte man, die Wege, die er schon gegangen ist, mit Knochen bestreuen, um immer andere Gänge zu finden, und so auch den, der ihn herausführt.

„Aber wenn ihm allenfalls das Licht ausginge," bemerkte ein Anderer.

Es ist entsetzlich, dieß zu denken, und furchtbar inhaltschwer wäre die Geschichte solcher Augenblicke. Das Licht flackert noch einmal, und ist aus: eine Nacht, so dick, wie die Erde keine kennt, ist um ihn; die Todten, die ihm früher sein Licht gezeigt hatte, ist er nun genöthiget mit dem innern Auge zu schauen, und zwar, da ihm die Begrenzung seines Raumes, die ihm das Licht vorher so freundlich gewiesen hatte, durch die Finsterniß entrückt ist, so muß er sich nun gleich das ganze Todtengewölbe auf einmal vorstellen, die ganze durchbrochene Todtenstadt mit all ihren Bewohnern — er horcht — vielleicht rührt sich heimlich etwas — Alles stille, nur das Knistern seines Trittes, und das stumpfe Rascheln seiner Hände, wie er sich an den Mauern fortgreift — er ruft, er ruft — keine Hoffnung, gehört zu werden; er geht in Todes- und Geisterangst — gestachelt fort durch Gänge und Gewölbe, die sich ewig in einander münden. — Es sind bereits Stunden, es ist vielleicht schon ein Tag vergangen — er faßt, an der Felsenmauer fortgreifend, einen Todten, und erkennt, daß es derselbe sei, den er schon einmal ergriffen habe — dabei hört er von oben herab die Orgel tönen, vielleicht auch das Singen der Gemeinde, oder das Läuten der Glocken, das Rasseln der lustigen Wägen auf dem Straßenpflaster — er ruft, und ruft — — alle gehen sie ihrer Wege, es wird stille, also Nacht — und des andern Tages hört er es wieder so — und so fort, und so fort — — bis in der Gruft um einen Todten mehr ist.

Mir schauerte, als ich dieß dachte, und unwillkührlich drängte ich mich an die Führer, mit leisem Frösteln mir den Einfall hinwerfend, „wenn nur diese sicher zu der schmalen hohen Thüre zurück finden, bei der sie uns hereingelassen hatten."

„Wir sind jetzt unter der Post," sagte einer von ihnen und leuchtete im Gange weiter.

Fast fing es mir an in diesen massiven Kreuzgängen und Ueberwölbungen drückend zu werden — immer Mauer, eisenfeste Steinmauer, keine Fenster, keine Oeffnung. — Wie schwer der Mensch jene leichte lichte Decke entbehrt, deren Köstlichkeit er in seinem Leichtsinne nicht beachtet, die Decke des Firmamentes! — Es schien mir, als entbehrte ich die Luft selber. — —

In dem Momente fiel ein blasser Streifen von oben herab, es war Tageslicht durch den Schacht vom deutschen Hause — ich erkannte die Stangen und das Stroh, die Bretter und Tragbahren des ersten Gewölbes wieder — der Boden hob sich — der schmale Thürflügel ging auf, und wir traten auf das vom Regen glänzende Steinpflaster des Stephansplatzes hinaus.

Die Brust des stärksten Mannes hob sich freier in der frischen Luft; ein feiner Novemberregen rieselte von dem Himmel. Man zündete eben die Abendlichter an, Gold, Silber, schimmernde Seidenstoffe wurden davon in den strahlenden Kaufbuden beleuchtet — kostbar gekleidete Menschen wimmelten an mir vorüber; glänzende Karossen rollten; der Thurm St. Stephans stieg riesig empor, und Sprechen und Lachen erscholl ihm gegenüber, den beleuchteten Häusern entlang. — —

Ich aber ging wie im schweren Traume nach Hause, während an mir vorüberhuschte der Strom des unbegreiflichen Lebens der Menschen.

Der Prater.

Wenige Hauptstädte in der Welt dürften so ein Ding aufzuweisen haben, wie wir unsern Prater. Ist es ein Park? „Nein.“ Ist es eine Wiese? „Nein.“ Ist es ein Garten? „Nein.“ Ein Wald? „Nein.“ Eine Lustanstalt? „Nein.“ — Was denn? Alles dieß zusammen genommen. Im Osten der Stadt Wien liegt eine bedeutende Donauinsel, ursprünglich ein Auland, wie so viele Inseln der Donau, wo sie Flachland durchströmt, aber im Laufe der Zeit zu einem reizenden Gemische geworden von Wiese und Wald, von Park und Tummelplatz, von menschenwimmelndem Spazierplan und stillster Einsamkeit, von lärmendem Kneipegarten und ruhigem Haine. — Viele Wiener mag es geben, die die Reize und Schönheiten ihres Praters nicht kennen, wenn er auch noch so besucht ist; denn so betäubend das Gewimmel an einigen Stellen, besonders zu gewissen Zeiten ist, so einsam, wie in der größten Einöde, ist es an andern, so daß man wähnen sollte, wenn man diese Wiesen und Gehölze entlang schritte, müsse man eher zu einer artigen Meierei gelangen, als zu der riesenhaften Residenz einer großen Monarchie — aber gerade die riesenhafte Residenz braucht einen riesenhaften Garten, in den sie ihre Bevölkerung ausgießt, und doch noch Theile genug leer läßt für den einsamen Wandler und Beobachter — und wohl uns, daß wir den Prater haben. Der Wiener weiß das sehr gut, und wird er auch zuweilen etwas undankbar gegen

seinen Prater, wie z. B. in den heißen Sommermonaten, so ist er zu andern Zeiten demselben desto überschwenglicher zugethan, z. B. im Frühling, und namentlich an bestimmten Tagen, wo es bon ton ist, in den Prater zu fahren, und wer dieß nicht kann, wenigstens zu gehen. Der erste und zweite Mai sind solche Tage, dann auch noch der Ostermontag und Pfingsten. Einen solchen Pratertag denke dir nun, entfernter Leser, und folge mir im Geiste dahin, und laß dir auf diesem Papiere deuten, was wir sehen.

Es ist der erste Mai, etwas nach vier Uhr Nachmittags, und gerade auch Sonntag und der heiterste Himmel.

Wir gehen über die Ferdinandsbrücke in die Vorstadt Leopoldstadt, und wenden uns gleich rechts gegen die Jägerzeile, die zum Prater führt; die ganze schöne, ungemein breite Straße ist bedeckt mit einem schwarzen Strome von Menschen, so dicht wallend, daß, wenn man Jemanden sagte, er bekomme ein Herzogthum, unter der Bedingung, daß er die ganze Straße entlang gehe, und an keinen Menschen streife, er sich dasselbe nicht verdienen könnte. Mitten in diesem Menschenstrome, wie Schiffe im Treibeise, gehen die Wagen, meist langsam, oft aufgehalten und zu vielen Minuten lang ganz stille stehend, oft aber, wenn die Wagenlinie Luft bekommt, an einander hinfliegend, wie glänzende Phantome an der ruhiger wandelnden Menge der Zuschauer. Hie und da hervorragend aus dem Meere der Fußgänger, bald hin, bald her der Wagenreihe vorüber, hüpfen die Gestalten der Reiter, und die meist prachtvollen Häuser dieser Straße stehen zu beiden Seiten ruhevoll aus dem schiebenden Menschengewimmel empor, und ihre Fenster und Balkone sind besetzt mit unzähligen Zuschauern, um den glänzenden Strom unter ihren Augen vorüber fluthen zu sehen, und sich an Pracht und Schimmer und Flitter

zu ergötzen; meist sind es Damen, die in alle Farben gekleidet in dieß Frühlingstreiben selber wie leibhaftige blühende Frühlingsgesträuche von den Fenstern hernieder schauen. Man sollte meinen, die ganze Stadt sei um drei Viertel auf vier Uhr närrisch geworden, und wandle nun in ihrer fixen Idee da gerade diese Straße hinab, und du, und ich, geliebter Fremdling, wandeln auch mit. Dort durch den Staub herauf von der Oeffnung der Straße blicken schon die hohen Bäume des Praters, dem wir alle zuströmen, als würde dort das ewige Heil ausgetheilt. Endlich ist die lange Jägerzeile doch zu Ende, und die Straßen fahren wie in einem Sterne auseinander, und der Menschenknäuel lüftet sich. Fähnlein auf hohen Stangen wehen, und weisen dem Wanderer verschiedene Wege; das zu unserer Linken trägt auf seiner flatternden Zunge hoch in den Lüften den Namen: „Ferdinands-Nordbahn", und wirklich fliegen auch Wagen, dicht mit Menschen besetzt, dem links stehenden Gebäude des Bahnhofes zu, wo schon die Feuerrosse pfeifend und schnaubend stehen, um eine endlose Wagenreihe hinaus in das Marchfeld, oder gar nach Brünn zu führen, das durch die Schnelligkeit dieser Rosse zu einer unserer Vorstädte geworden ist. — Das mittlere Fähnlein weist zur Schwimmschule, die auch heute ihr Eröffnungsfest feiert, — das dritte trägt den Namen: „Nador" oder „Sophie", oder einen andern, und ein gewaltiger Arm weist die Zufahrt zu dem Dampfschiffe; weiter rechts auf dem Rasenplatz stehen die hölzernen Hütten der Menagerien, und auf riesengroßen Leinwanden sind die Ungeheuer noch fürchterlicher gemacht, als sie selbst drinnen zu schauen sind, und diese Gemälde und dieß exotische Schreien und Pfeifen und Girren und Brüllen im Innern lockt die Leute, daß vor dem Eingange stets ein dichtes Gedränge ist, und in den glänzenden Blicken der Kinder

und der Landmädchen sich schon das lebhafte Verlangen malt, zu sehen, was denn drinnen ist. Auf dem Rasenplatze stehen auch noch Buden mit Früchten und Gebäcke, ein Kroate mit Schwamm und Feuersteinen, ein Mann mit Spazierstöcken, und einer mit einem Leierkasten, und einem Hund darauf, der gar aufrecht stehen, und mit dem Schwerte in seiner Pfote schultern kann. — Aber all diesen Dingen vorüber geht der hauptsächliche Menschenstrom in die sogenannte Hauptallee hinein; denn dort ist heute die höchste, und hohe und niederste Wienerwelt zu sehen — was an Pracht der Kleider, der Equipagen und Dienerschaft nur immer Laune und Reichthum ersinnen konnten, ist heute in der Hauptallee zu sehen. Zu beiden Seiten sind schattige Alleen, eine für die Fußgänger, die andere für die Reiter; mitten in der Straße fahren die vielen tausend Wägen, einer hart an dem andern, der Sicherheit wegen auf einer Seite hinab, auf der andern hinauf, und diesen Kreis machen viele oft mehrmals, um zu sehen, und gesehen zu werden — das ist denn nun eigentlich der Ort, wo sich augenbetäubend Farbe an Farbe drängt, Reiz auf Reiz, Pracht auf Pracht, Masse an Masse, Bewegung auf Bewegung, so daß dem schwindelt, der es nicht gewohnt ist. Zu beiden Seiten der Straße stehen dicht gedrängt die Zuschauer, und hinter ihren Rücken wogt der bunte Strom der Spaziergänger, während in der Mitte Wagen an Wagen rollt, eine glänzende, schimmernde Linie, wohl über eine halbe Meile lang. Dort schwebt in ihrem Wagen, der so leicht wie ein Luftschiff geht, die Dame des höchsten Standes vorüber, prachtvoll einfach gekleidet, mit wenigen aber kostbaren Schmuckstücken geziert, gleich hinter ihr die Familie eines reichen Bürgers, dort ein Wagen voll fröhlicher Kinder, die ihres Staunens und Jubelns kein Ende finden über die Pracht, die sie umschwebt, hier kommt ein

Mann ganz allein in seinem Wagen stehend, und mit den vier unvergleichlichen Pferden zum ersten Male paradirend; jetzt sprengen Reiter vorüber, und grüßen in einen Wagen, aus dem die schönsten Antlitze entgegen nicken, dort sitzt ein einsamer alter Mann in seiner schweren Karosse, er ist in feines Schwarz gekleidet, und trägt viele winzig kleine Kreuzlein auf seiner Brust, dann kommt ein Fiaker mit seligen Kaufmannsdienern oder Studenten — dann andere und wieder andere, und vor den Augen tanzt es dir vorüber, als wollte es sich nie erschöpfen, und aus Glanz und Schimmer wieder Glanz und Schimmer quellen, und wie es auch so treibt und wallt und quillt, so siehst du doch dort ein Schauspiel, wie es nur der Prater biethen kann; ganz nahe an der geputzten Menge steht ein Hirsch, das stattliche Geweih zurückhaltend, und mit den dummklugen Augen in das Gewühl glotzend; er hat es wohl oft gesehen, aber so toll nicht, wie heute, darum schaut er auch einige Augenblicke und geht dann wieder abseits in seine Auen zurück; auch von den Menschen wundert sich keiner, denn sie wissen es ja, der Prater ist für die Hirsche und Spaziergänger. Und fort fluthet es und fort — und wie auch die Pracht der Gewänder, die Schönheit der Pferde und Wagen, das Wallen der Federn, das Blitzen der Geschmeide dein Auge blenden, so taucht doch, und nicht selten geschieht es, in dem Gewimmel oft ein Antlitz auf, das Alles vergessen macht, wie es in seiner sanften Schönheit deinem Auge vorüberschwimmt, daß du ihm gerne nachschauest, und es dir öfter ist, als wärest du ärmer, da es vorüber. Warte nur, Wien ist so dürftig nicht an Frauenschönheit, es kommt vielleicht bald wieder ein gleiches, oder gar noch ein schöneres. Sieh, was reißt dort Alles die Hüte ab die ganze Linie entlang? Sechs Schimmel ziehen einen schönen Wagen — — wer sitzt darinnen? — Der Kaiser

und die Kaiserin. Du wunderst dich? hast du dieß in Paris nicht gesehen? Hier grüßt man und staunt nicht, daß sie wie Private unter Privaten fahren; man ist es gewohnt, und sie wissen, daß sie im dichtesten Volksgedränge so sicher sind, wie in ihrem Pallaste. — — Schau, auch der Held von Aspern ist da; siehst du, jener schwarze Mann ist es, der mit einem andern in der Reitallee geht, und den Alle grüßen — und warte nur, gewiß sehen wir auch noch andere aus dem hohen Hause, wie sie das heutige Vergnügen theilen und mitgenießen. Dort fährt er hinab, der Sechsspänner, und fügt sich in die heutige Wagenordnung eben so, wie dieser Fiaker, der eben mit seinen zwei mühseligen Braunen vorüber keucht.

Doch laß uns nun die Allee hinab gehen, und dann auch seitwärts, um zu sehen, was der Prater noch zu biethen hat, außer dieser sinnbethörenden Fluth von Gesichtern, Kleidern und Equipagen. Aber wie wir immer tiefer und tiefer hinabkommen, ist es, als würde es immer ärger; der Knäuel wird dichter und ruhiger. Links am Wege stehen Restaurationshäuser, die sogenannten Praterkaffeehäuser; aus ihnen erschallt Musik; unter den Bäumen stehen viele tausend Sessel, überwuchert mit geputztem Menschengestrüppe, — das redet, das lacht, das braust, das klingelt an die Gläser, ruft nach Kellner und Marqueur — und vorüber den Augen auf und ab haspelt sich dasselbe Ziehen und Rollen der glänzenden Wagen, und so weit das Auge schaut, ist es, als nehme die Allee kein Ende.

So wie sich hier die gewähltere Gesellschaft treibt, so treibt sich weiter links das eigentliche Volk. Ihm ist aber bloßes Spazierengehen oder Fahren weitaus nicht genug, sondern es verlangt nach reelleren Freuden, und diese nun sind rings und überall ausgebreitet. Trete hier links heraus aus dem Strome der Hauptallee — ein großer Rasenplatz,

mit uralten Bäumen besetzt, nimmt uns auf, und auf ihm herumgestreut liegen alle die Anstalten zum Vergnügen des Volkes: da sind alle möglichen Cosmo-, Pano-, Dio-ramen; Alles, was je berühmt war, steht von Wachs in jener Hütte. Einer läßt sich sehen, weil er zu groß, ein Anderer, weil er zu klein ist; Einer frißt Feuer, ein Anderer speit Seidenbänder, und auf der Brust eines Dritten wird wie auf einem Ambos schrecklich gehämmert, und darunter schallt das Klopfen und Klingeln des Wurstls, der in seiner hohen schmalen Bude eben wieder sein neues Spiel beginnt; dort um die Kneipe herum schießt der dichte Salpeter der Trinkgäste an, so fast, daß man meint, die arme Hütte könne sich inmitten der Leute nicht rühren. Einer oder Zwei ragen über die Andern empor, und spielen Scenen von einer Bühne herab, die gepriesen und belacht werden, auf der andern Seite des Baumes deklamirt einer, und der Harfenist reißt wüthige Töne auf den Saiten, um mit dem Gesange seiner Begleiterin durchzudringen, und dicht neben ihm werden Limonien und Pfeifen ausgespielt, während von etwas ferner die schwachen Töne eines Leierkasten herüberklingen, und mit den Gläsern wird geklopft, und es wird gerufen, und Spaziergänger und Zuschauer winden sich durch das Wirrsal — und wendest du dich ab, so steht dort unter noch größeren Bäumen wieder eine solche Kneipe, und rechts wieder eine, und weiter ab wieder eine — und überall ist dasselbe Bild, oder noch ein lebhafteres — und eine Musik schallt durch die Zweige, sie heißt nicht umsonst die türkische — die große Trommel eilt und tummelt sich, und ein Geschimmer ist darunter, als wäre eine Messingbude närrisch geworden, und zu dem Geschwirre fliegen Reiter in einem Kreise auf hölzernen Rossen herum, und stoßen Türkenköpfe herab und Anderes. Da freut sich nicht nur der Knabe des fliegenden Kreises, sondern

auch der Handwerksgeselle hat seine Geliebte hergebracht, und sie prangt in einem der kreisenden Wagen, und er sticht Türken — und die genug haben, oder denen übel geworden ist, gehen fort, und neue Gäste steigen ein, und mit neuer Kraft erschwingt sich die Trommel und der Kreisel, und während des Augenblickes, da sie still war, scholl durch die Bäume herüber von einer andern solchen Reiterei dieselbe Musik. Dort auf mehren Schaukeln werden ganze Frachten von Menschen geschaukelt, daß die Stricke knarren, und sich die Bäume biegen. Andere werden wie echtes Garn abgehaspelt, und zwei Liebende gerathen in Zwiespalt, da sie *schon*, er aber noch *nicht* nach Hause gehen will. — Du befindest dich, fremder Leser, wie es hier beschrieben, mitten in dem sogenannten *Wurstelprater*, der seinen Namen von dem Hanswurst hat, der aber schon längst gestorben ist. War der Glanz und Prunk in der Hauptallee, der sich doch vergleichungsweise ruhig vor deinen Augen entfaltete, schon denselben betäubend, so ist es zwar hier nichts weniger als auf Glänzen und Prunken abgesehen, aber wenn du dieses Elementes nicht gewohnt bist, oder mächtig werden kannst, so zerrüttet es dir die Vernunft, und ich kannte einen ernsthaften Herrn mit schwachen Nerven, der hielt sich den Kopf, weil er behauptete, er fühle es, wie ihm die Knochen auseinander gehen — aber sieh! das ist echte gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt, und die ihm wohl bekommt; laß sie drollen und jubeln, und mitunter derb; denn Diese da brauchen den Wein der Freude etwas stark und sauer, weil er die ganze folgende dumpfe Arbeitszeit nachhalten muß, die sie zu überstehen haben, bis wieder ein Fest kommt, wie das heutige — darum freut sich auch der Arbeiter wochenlang darauf, und er ließe es nicht aus, er läge denn auf dem Sterbebette — und ich denke, da schon ein guter Theil der Menschen dazu verurtheilt

ist, namentlich in der Stadt, seine meiste Lebenszeit in dumpfen, engen Werkstätten zuzubringen mit einem dumpfen, engen Geiste, so darf man es ihm wohl gönnen, ja man soll ihn dazu ermuntern, daß er auch einmal sein Auge aufthue, seine Seele erweitere, und Lust und Freude walten lasse. — Ist dem Krittler diese Lust und Freude nicht zuständig, oder zu roh, so bedaure er lieber, statt zu schelten, daß eben die Lage des Mannes ihm nicht erlaubte, sich in seiner Jugend so heranzubilden, daß ihm höhere Freude munde. — Zerstöre ihm nicht die Lust, o Krittler, mit deinem essigsauren ästhetischen Gesichte; geh lieber weg — oder bleib stehen, sie schauen dich ohnehin nicht an. Ein *lustiges* Volk ist auch ein *gutes* Volk, und das wissen wir hier am Donaustrande recht wohl, und es freut uns, daß es gerade bei uns so ist, und Arbeit und Lust, und Lust und Arbeit, das mischt sich so bei dem Wiener, daß du nicht weißt, ist das Eine oder das Andere die Hauptsache — es mögen's wohl beide sein — du kennst es ja, das lustige Volk der Fajaken, immer ist Sonntag, „es dreht sich immer der Braten am Spieß".

Weile noch einige Augenblicke hier, — du weißt, Wien ist die Stadt der Musik — daher auch hier Musik genug; türkische, der Leiermann, der Harfenist und Bänkelsänger, schwärmerische Handwerksgesellen mit Guitarren, dort zwei Jungfrauen, die eine Romanze absingen, ewig um eine Quint von einander abstehend, wie zwei parallele Linien — heimkehrende Freundschaftsketten, die den Rinaldo Rinaldini singen — hie und da in den Händen eines Knaben eine Harmonika — — und nun kommen auch noch die Zigeuner, seltsame, starre Gesellen; ein Traum, aus einer urfrühen Zeit der Weltgeschichte übrig gebliebne Gestalten, unberührt von der Gegenwart; darum wirst du gleich hören, wie sie, und wären sie schon ein Menschenleben

lang im Prater gesessen, dennoch unberührt von dem Geist und der Weise unserer Töne ihr uraltes Klingen anheben, feurig melancholisch, wie ihr Auge, und phantastisch verworren hinschlürfend, wie der Faden ihrer Geschichte durch die andern Schicksale der Welt — und in den höher ziehenden Tönen ihrer Geige ist ein Klagen und Trotzen, daß es mir immer unheimlich werden will, mich aber dennoch nicht fortläßt — von dieser eigenthümlich exotischen Poesie. Dazu, sieh nur einmal den an, der die erste Violine streicht, und den, der das Cymbal — schlägt, wie der Eine den Bogen führt und zieht, fast graziös, wie ein Virtuose, und wie der Andere die Klöppel handhabt, und beide so ernst und fast traurig das Weiß der Augen vordrehen aus den tiefbraunen Gesichtern — und wie es auch lärmt und wogt und musicirt rings herum, so macht sich ihre Musik doch Platz — als ein fremdes Element, und schreit und singt aus der andern heraus, erkennbar auf so weit, als man überhaupt noch Töne vernehmen kann.

Sie werden immer toller und toller, und streichen und streichen, daß die Töne wie Raketenstreifen steigen. — Jetzt ist der Wirrwarr erst vollendet, der Menschen werden immer mehr, auch Equipagen kommen, um zuzuschauen; der Wein beginnt zu wirken; singende Stimmen erheben sich hier und dort, — nur zwei Gäste sind ganz still und freundlich: die liebe Abendsonne, die ihr Licht durch den röthlichen Staub und um alle Menschenantlitze gießt, und die zarten Laubknospen auf den riesenhaften Bäumen, die die laue Lenzluft empfinden, und sich stündlich wohler fühlen und größer werden.

Laß uns nun weiter schreiten, und diese brodelnde Hexenküche verlassen, damit wir, ehe die Sonne untergeht, auch noch andere Theile des Praters besuchen können. Wir wandeln auf dem Rasen unter den großen Bäumen fort,

und das Menschengewühl wird dünner und dünner, und das Gemische von Musik und Lärmen schwächer und schwächer; — einzelne Gruppen und Paare, denen auch das Gewühl nicht behagt, wandeln vergnüglich in der Frühlingsluft auf dem bereits grünen Rasen herum. Dort steht ein mächtiges hölzernes Gerüste. Es ist der Feuerwerksplatz, und wo du jetzt nur einzelne Gruppen gehen und lagern siehst, da steht sonst, wenn der Feuerkünstler Stuwer seine Phantasien abbrennt, eine Menge, Mann an Mann, als wäre der Raum mit Köpfen gepflastert, und Alle schauen in die Nachtluft, die von Raketen, wie von gellenden Tönen durchschnitten wird, oder in die er plötzlich einen Stern heftet, der jetzt roth, jetzt grün, jetzt blau, jetzt golden am finstern Himmel schwebt, und von den Lüften getragen, langsam nieder und seitwärts steigt[1]), oder der Stern platzt, und wirft eine Handvoll farbiger Feuerblumen durch die Nachtluft, — oder plötzlich steht eine durchbrochene, brennende Stadt vor dir, und lodert ruhig prasselnd aus, dem feineren Auge öfters die sinnigsten Feuerdichtungen vorführend — heute aber ist von all dem nichts, und das graue Gerüste steht einsam auf dem Platze, von der glänzenden Frühlings-Abendsonne friedlich beschienen.

Wir wollen nun noch weiter vorwärts gehen, bis wir an das Donauufer gelangen. Hier links an diesem Damme stehen die Gebäude der Schwimmschule, die wir ein anderes Mal besehen wollen; diese andern hölzernen Häuser auf Flößen sind lauter Bade- und Schwimmanstalten, und im Sommer lebhaft besucht. Hier mündet sich schon ein größerer Donauarm herzu, und da, wo du die vielen Pflöcke im Wasser stehen siehst, ist das sogenannte Freibad, ein Platz, der mit gespannten Tauen eingefangen ist, innerhalb denen

[1]) Fallschirmraketen.

Jeder baden kann. Laß uns noch weiter abwärts gehen — siehst du, wie groß unser Prater, unser Wienergarten ist — schon längst hörst du keine Musik mehr, kein Rollen der wirklich mehr als tausend Wägen, die in der Hauptallee fahren — die laute, hohe Woge der Menschenlust hat dich entlassen, und hier ist es bereits so einsam, wie in einer abgelegenen Waldwiese. Laß uns am Saume des Wassers fortgehen. Auf jener Insel weidet ruhig ein Hirsch, und die vielen Spuren im Lehmboden des Ufers zeigen, wie sie oft heerdenweise hinübergehen; noch weiter draußen an der Spitze der bebuschten Insel steht eine Rinderheerde, und es ist, als hörte man einzelne Klänge ihrer Glocken über das Wasser herüberschlagen, aber es ist Täuschung; die Donau ist hier so breit, daß die Thiere nur wie kleine verschiedenfarbige Lämmer herüberschauen. Wie wohlthuend und sanft ist die Stille, und die weiche Frühlingslandschaft auf das Getümmel, das wir eben verlassen haben! Fast kein Mensch mehr stört uns hier, und jener einzelne Fischer, der den ersten Mai dadurch feiert, daß er mit einer unerhört langen Ruthe unbeweglich am Wasser steht, ist eher eine zur Landschaft gehörige Staffage, als eine Störung. Immer weiter führt unser Weg abwärts, und jener ferne glänzende Thurm, der über die Auen herüberblickt, bezeichnet schon ein Dorf, das über eine Meile unterhalb Wien liegt, Ebersdorf. Hier stehst du am Gestade der ganzen, vollen Donau, und dort, wo jene Mühlen sich drehen, die sogenannten Kaisermühlen, da ist der Platz, an dem die Dampfboote landen, die stromabwärts gehen, und weiter hinab wird es immer ländlicher und einsamer. Es ist seltsam, daß man so viele Wiener über die Stadt klagen hört, und wie es so schön und herrlich um einen Spaziergang auf dem Lande sei — und in einer Nähe, wie keine Hauptstadt, haben sie einen Park voll reizender Abwechselung, und so wenige besuchen ihn;

und gerade die schönsten, weil natürlichsten Stellen sind am allerwenigsten besucht. Wir wandern nun auf schmalen Pfaden durch Gebüsche, treten jetzt auf Wiesen heraus, mit großen schönen Bäumen besetzt; die Abendsonne streift mit rothen Fäden durch Laub und Zweige, und die Amsel und der Fink schlagen ihr frisches Lied; der Hase läuft durch das Gras; von der großen Stadt ist nicht ein Pünktchen sichtbar, und es wird uns schwer zu glauben, daß wir noch vor einer halben Stunde im dichtesten Gewühle waren. — Diese Rüstern und Silberpappeln, den Lieblingsbaum der Donauinseln, würdest du wohl kaum irgendwo anders in solcher Größe und Stattlichkeit antreffen, als hier, wo er so geschont wird, daß man keinen schlägt, als bis er gestorben ist, so daß er sich ausbreiten und entwickeln kann, und in diesem lockern und fetten Boden bis zur Grenze seines höchsten Alters gedeihen mag. Der Wiener liebt aber auch diesen schönen riesengroßen, breittronigen Baum seiner Heimath gar sehr, und ich würde es Keinem rathen, daß er in Gegenwart von Spaziergängern einen dieser Bäume beschädigte. Da sie auf dem auserlesenen Boden vereinzelt stehen, so sind sie dem Städter ein wahres Kleinod geworden; der Spaziergänger geht von Schatten zu Schatten, der Meditirende, der Grübler, der Philosoph, der Lesefreund setzt sich an dem Stamme nieder, und versinkt in seine Gedanken, oder in sein Buch; der ermüdete Arbeiter und der Tagedieb schlummern im Schatten; zu ihnen gesellt sich der wüste Geselle, der die gestrige Orgie ausschlafen muß; so geht der Wandler an allen vorüber, und stört sie nicht weiter; der Künstler sitzt mit seiner Mappe auf seinem niedern Feldstuhle und zeichnet oder malt einen Baum, oder eine Gruppe; und es wird wohl kaum ein einziges Portefeuille sowohl des Künstlers als des Anfängers in Wien geben, in welchem sich nicht „Parthien aus dem Prater" befänden,

und da tritt denn gerne der neugierige Wanderer oder die Dame, die sich, ihren Wagen abseits warten lassend, eben auf dem Rasen ergeht, an den Rücken des Malers heran, und schaut ihm auf sein Blatt, ob er denn den prächtig schönen Baum auch so prächtig auf seine Tafel zu bringen vermag; — sie gehen vorüber, und Andere kommen, aber der Maler malt fort, die Schläfer schlafen, die Grübler grübeln fort — die Kindsmagd kommt, und breitet ihr blüthenweißes Leinenzeug auf den Rasen, und setzt ihre Kleinen in die Sonne und Luft, oder an den Stamm eines Baumes; indeß ist aber Sonnenschein und Himmelsbläue, und ein Westlüftchen, das über die heiße Stadt gekommen war, wundert sich hier, daß es frisches Waldgrün getroffen hat, und blättert gerne in den Zweigen der Silberpappel.

Solche stille feierliche Zeit im Prater ist meistens an schönen Frühlings- und Sommervormittagen, und tiefer unten, wo sein städtischer Zuschnitt aufhört.

Aber, lieber Fremdling, laß uns nun wieder umkehren auf unserer empfindsamen Wanderung, und gleich jenen einzelnen Paaren und Wallern wieder das Menschengewühl und endlich die Stadt suchen; denn sieh, die Maisonne ist bereits im Untergehen, und gießt Blendung und feurigen Rauch um jene Höhen, wo Döbling und Grinzing und Nußdorf liegen und die beiden Schwesterschlösser auf dem Leopolds- und Kahlenberge, und so dir etwa der Abendthau und die Nachtfeuchte des Praters ein Uebel zuzöge, so wäre es mir sehr unlieb, da ich es doch eigentlich bin, der dich herabgeführt, und in diese entfernte Einsamkeit verlockt hat. — Aber sei getrost, dort sehen wir schon Wägen, die bis zum Lusthause fahren, das auf der Inselspitze am Wasser liegt, und weiter aufwärts werden sie immer mehr, und schon hören wir wieder die Musik der Kaffeehäuser, und endlich auch die aus dem Circus gymnasticus schallen, —

dasselbe Auf- und Abhaspeln der Wägen, und des Glanzes und Pompes in der Hauptallee; dasselbe bethörende und verwirrende Klingen und Schmettern aus dem Wurstlprater herüber; dasselbe Wogen und Wallen der Menge, wie wir es verlassen, daß du dich ermüdet ordentlich wegsehnst aus diesem Menschenknäuel, und daß du meinst, es müssen ja alle Bewohner von Wien hier sein, oder im Herabgehen begriffen — — aber sieh zu, wir gehen die ewige lange Allee hinauf, geblendet von der Abendröthe, die in unser Gesicht strahlt; jetzt stehen wir wieder an der Jägerzeile, und du siehst sie vollgepfropft von Menschen, die fast alle hinauf gehen — eine Masse dunkler Gestalten, die vor deinem geblendeten Auge in Staub und Abendröthe schwimmen, während die Fenster an der Seite eine Reihe von goldnen Blitzen werfen. Ermüdet und betäubt und zerschlagen langen wir endlich von dieser Parthie an, die wir mit solchem Ergötzen begonnen haben, beide eine und dieselbe Sehnsucht empfindend — sie soll auch befriedigt werden, komm mit mir; in einem kühlen luftigen Zimmer meiner Gartenwohnung wartet meine Gattin auf uns, und hat schon auf den gedeckten Tisch gestellt, was uns noth thut: eine bekannte Wiener Lieblingsspeise, gebackene Hühner mit dem zartesten Salate, und ein nicht gar bescheidenes Fläschchen alten Nußberger. Erquicke dich, rede noch eines mit uns, und dann geh zu Bette, aber hab Acht, daß dich nicht Träume wecken, und du dich etwa mit dem Bette im wahnsinnigen Menschenkreisel gedreht findest, oder in demselben als einer gewaltig lächerlichen Equipage im Prater auf und ab schwimmst, etwa gar im Hemde, was dich sehr kränken würde.

Gute Nacht.

Die Streichmacher.

Diese Secte ist sehr zahlreich und fast so weit verbreitet, als das Gras, und eben so mannigfaltig, als das Gras, zu welchem bekanntlich der Weizen eben so gut gehört, wie dasjenige Gras, mit dem man sich blos schneidet, und das kein Vieh frißt. Ehe wir zu der Mannigfaltigkeit der Streichmacher übergehen, hätte der Leser freilich ein Recht zu fordern, daß wir ihm sagen, was denn eigentlich ein Streichmacher sei; allein wir müssen frei bekennen, daß wir eben so wenig eine stichhaltige Definition eines Streichmachers kennen, als die des Grases, aber so wie der Mensch recht bald das Gras von dem Salate unterscheiden lernt, wenn er nur dort lebt, wo beide wachsen, so lernt er auch bald die Streichmacher kennen, wenn er nur unter ihnen ist — in wenigen Jahren kennt er sie, und zwar von dem sanftesten und solidesten Streichmacher an bis zu dem Fanatiker in diesem Fache — wenn er nicht unterdessen selber einer geworden ist. —

Je mehr ich aber über die Streichmacher nachdenke, und mir die wesentlichen Eigenschaften klar zu machen suche, um sie dem Leser vor Augen zu führen, desto mehr komme ich zu der betrübten Ueberzeugung, daß ich selber einer bin — ja, daß meine Nachbarn rechts und links in der Gasse Streichmacher sind, daß mein Onkel einer ist, und daß alle Menschen Streichmacher sind, und die ärgsten gegen sich selber.

Wiener Streichmacher.

Was macht man sich nicht alles weis — welche handgreiflichen Lügen glaubt man sich nicht selber?

Es muß am Ende doch ein Streichmacher kein böses Geschöpf sein, weil Gott so viele erschaffen hat — es geht wahrlich in's Fabelhafte, wie viel ihrer sind — blos unter den Pflanzen habe ich keine getroffen, für die Thiere stehe ich nicht gut, am wenigsten für die Pudeln und Reitpferde, wohl aber für die Gans, worunter ich noch nie eine streichmachende getroffen — aber da sind der Pfau, der Truthahn, der Tauber — selbst der Esel ist nicht frei vom Zeitgeiste. Man sieht also, diese Secte greift weiter als der Muhamedanismus, der Bramismus, der Budhanismus, und als jeder andere Glaube und Aberglaube, und obwohl sie in unendliche Schismen zerspaltet ist, und nach Zeit und Ort sich ändert, so hat sie doch eine bestimmte constante Orthodoxie, deren Schattierungen durch alle Zeiten der Geschichte gehen. — Die Griechen waren Streichmacher, und zwar mehr oder minder feine; die Chineser sind es, und zwar etwas grobe und meistens gegen sich selber, Anderer nicht zu gedenken, die auch großen Ausfuhrhandel mit diesem Zweige treiben, und Propaganden haben. — In Europa sind Streichmacher und in der Hottentottei, in Wien und Paris sind sie, und in Eipeldau und Kakran[1]), in den Salons und Volksgewirren und in dem Schlafzimmer, wo der Streichmacher ganz allein ist, und sein Gewerbe noch redlich ausübt, bis er entschlummert.

Aber was ist denn eigentlich ein Streichmacher?

Ich habe schon erklärt, daß ich das nicht weiß, obwohl ich in jedem einzelnen Falle recht gut angeben kann, ob ich eben einen Streichmacher vor mir habe oder nicht. Sie sind immer dort am dichtesten, wo überhaupt die Menschen dichter

[1]) Kleine Ortschaften bei Wien.

wohnen, daher die meisten in großen Städten und an Orten, wo man sich drängt; denn es ist eines der ersten Bedürfnisse des Streichmachers, daß er gesehen wird, Umgebung ist ihm daher so nothwendig, wie dem Fische das Wasser, nur mit dem Unterschiede, daß der Fisch ohne Wasser absteht, während der Streichmacher ohne Umgebung nicht einmal absteht, sondern er erschafft sich eine Umgebung, er wird seine eigene Umgebung, er zerspaltet sich und wird sein eigenes Publikum, dem er Dunst bläst, und sich dabei sehr außerordentlich dünkt. Ich kannte einen Mann, einen feinen netten Mann, der mit der Streichmacherei der Grazie und Schönheit behaftet war, er trieb alle mögliche Noblesse auf, und legte sie in seine Stellungen, er konnte nichts thun, ohne eine Figur zu bilden, und wenn er zu Hause allein war, und in dem elendesten Flause auf dem Sofa lag, so konnte er es nicht lassen, schön zu sein und sich eine hohe Meinung von sich selbst beizubringen. Spiegel waren ihm höchst gefährlich, und Winke, die ihm entfuhren, zeigten deutlich, welch enormes Glück er bei Weibern haben müsse, obwohl es bei ihm Grundsatz war, über derlei Dinge reinen Mund zu halten. Seltsam war es nur, daß von diesem Manne alle Tröpfe sagten: Dieser Herr sei den Damen sehr gefährlich, die Andern aber lachten und sagten, er möchte es nur weis machen.

Obwohl also, wie gesagt, die Streichmacher überall sind, wo Publikum und Concurrenz ist, so sind sie doch wieder an verschiedenen Orten verschieden, ich kann mir einen hottentotischen Streichmacher unmöglich so denken, wie einen Londoner, und die Wiener haben daher auch ihre eigene Sorte, obwohl andererseits einzugestehen ist, daß sich die Streichmacher der europäischen Civilisation ungefähr in der Art gleichen werden, wie die Kiesel im Bache, und daß alle großen Städte dieselben zeigen, nur durch ihre Atmosphäre

eigens modifizirt, so z. B. werden die Wiener-Streichmacher niemals dieselbe Schattierung der politischen aufzuweisen vermögen, wie die Pariser — selbst auch wie alles Menschliche, in den untersten Anfängen zeigt sich diese Kunst gleichsam in den Windeln, wie es z. B. bei jenem Könige einer Südseeinsel war, von dem ich einmal in einer Reisebeschreibung las, daß er den europäischen Weltumsegler nicht eher vor sich ließ, als bis er in Gala sein würde. Der Capitän und sein Gefolge wartete, endlich wurden sie eingeführt, und sie trafen die südliche Majestät nackt, nur daß sie eine einzige gleißende rothe Weste an hatte.

Doch ich denke, wir haben uns bei dem Allgemeinen der Streichmacher lange genug aufgehalten, und es ist Zeit, daß wir dem Leser einige Porträts von diesem Wiener-artikel vorführen, nur wird es uns schwer, wo der Anfang zu machen sei, da der Nuancierungen so viele sind; allein wir wollen bei der feinern Sorte beginnen, und bei jener enden, wie sie auf unserm Bilde dargestellt sind — wenn uns nicht unterwegs der Streich geschieht, daß wir aus dem Systeme fallen, und eine ganz andere Ordnung befolgen. — Lassen wir das nun in Gottes Hand.

Die feinsten Streichmacher sind beinahe keine, und diese sind es auch, die sich ihres Standes oft am wenigsten bewußt sind. So kannte ich einen, der den Andern den großen Mann vorspielte — sie hielten ihn dafür, ich hielt ihn dafür, und er hielt sich dafür — bis hieher ist keine Streichmacherei. Seine Wohnung, Kleidung, Redeweise war einfach edel, sein Benehmen leutselig und überall natürlich, seine Gedanken tüchtig und reich, seine Thätigkeit ungemein und überall auf das Gute gehend, und beinahe wäre er ein großer Mann gewesen — — wenn er kein Streichmacher gewesen wäre; denn mit unglaublicher Feinheit wußte er das Terrain vorzuschieben, wo er glänzte, es fielen Namen, die ihn hoben,

es lagen verlegte Correspondenzen herum, die staunen machten, es blickten Gedanken durch, die er ausführen müsse, alle Systeme hatte er umfaßt, alle Vorurtheile abgelegt, klare weise Ruhe in seinem Wesen ausgeprägt — — im Geheimen aber war er rauh und eigensinnig gegen seine Diener, tyrannisch gegen Weib und Kind — und letztlich verrieth er seine Philosophie um ein einträglich Amt — doch es war nicht sichtbar, und er ließ gerne seine Selbstüberwindung bewundern, mit der er sich diese neue Last zu den alten aufgelegt.

Dann sind die Genies. Diese haben gestern mit dem und dem Dichter gespeist, dieser Compositeur ist ihr Freund — jetzt müssen sie in die Sitzung des Gewerbvereins; dann wird einem großen Verstorbenen eine Denksäule gesetzt, da müssen sie dazu, weil sie dem und dem das Wort gegeben — Abends haben sie Eile, weil sie zum Clubb sollen — es ist da die Aufnahme sehr schwer — dann müssen sie ein Manuscript lesen, um ein freundschaftliches Urtheil abzugeben, eine neue Musik anhören — in die Gemälde-Ausstellung gehen — dann lassen sie durchblicken, wie Dieser und Jener ein Esel sei — wie dieß und das darniederliege, wie hoch das Ideal stehe — — wie Alles einer Reform bedürfe — dieß und dieß Werk liegt auf ihrem Tische, Voltaire und Bolingbroke, Shakespeare, Gervinus, George Sand 2c.; und manchmal haben sie auch lange Haare und Weltschmerz — aber diese gehören schon mehr in die Schattierung der Narren, also nicht unter die Streichmacher.

Dann sind die, die Alles von sicherer Hand haben, die Alles schon gestern wußten, die in's Geheimniß gehüllt sind — dann die, die in Paris waren, und interessante Mittheilungen über Guizot und Thiers fallen lassen.

Dann ist die ungeheure Schar der Ueberlegenen. Der Ueberlegene ist an allen Orten Wiens zu finden. Er sitzt

nachläſſig da, weil er ſich vor den Andern nicht zu geniren hat, er hat alle geſellſchaftlichen Formen weg, er befolgt ſie aber ſelten, er legt das Journal gleichgültig hin, er ſieht mit Sicherheit auf die, die da beſcheiden eintreten, er iſt der Leichte, der Vornehme, der Kalte, er iſt mitunter zerſtreut, ſein Gang iſt heiter und bewußtvoll — er ſteckt voll Witz, und ſagt gelegentlich einen, er weiß Alles, aber redet von nichts, außer daß Alles ſchlecht ſei, — die Ueberlegenen ſind auch die Selbſtzufriedenen, ſie haben eine Erzählung, die mit den Worten anfängt: „Nein was es für Leute gibt....“ und nach dieſem Eingange folgen die Variationen. Vorzüglich gibt es unter der Jugend viele Ueberlegene. Er iſt nicht zu beſſern und zu widerlegen, weil er die Gründe ohnedieß beſſer weiß, und er gehört namentlich unter jene Streichmacher, die es gegen ſich ſelbſt ſind.

Dann ſind die Wohnungen und Geräthſtücke, mit denen Streiche gemacht werden. Wir ſind in großen Städten Troglodıten, nur ſind wir freilich nicht ſo einfältig, wie die alten Egyptier, die Anfangs gar warten mußten, bis irgendwo in einem Felſen eine Höhle war, die ſie dann ſofort bewohnten, ſpäter aber doch darauf kamen, ſelber in die Steine Wohnhöhlen zu bohren — wir ſind, ſage ich, nicht mehr ſo einfältig, ſondern wir führen uns den Felſen ſammt den Höhlen gleich aus ſchönen Ziegeln auf, und wohnen darinnen — da müſſen nun eine Unzahl Dinge hinein, die zu nichts ſind — als zum Streichmachen. Worauf man ſitzt, liegt, ſteht, das iſt nicht zum Sitzen, Liegen, Stehen, ſondern zum Sehen, daß es nämlich der Nachbar, der aus ſeiner Höhle in unſere herüber auf Beſuch kömmt, ſehe, und ſich daran ärgere — Aerger iſt dem Inhaber immer ein lieblicheres Opfer als Beifall — der Nachbar ſoll ſich nämlich ärgern, daß es bei ihm nicht ſo ſchön iſt. Wie man, um ein ſchnödes Stipendium zu bekommen, ein Armuthszeugniß

braucht, wenn man auch nicht arm ist, so müssen die Geräthe Reichthumszeugnisse sein, wenn auch kein Reichthum da ist, darum sind die Fächer und Kästen weit kostbarer, als das, was darin ist, nur die einzige Sache, die gleich selber etwas ist, das Silber- und Goldgeschirr thut man in einen Kasten mit gläsernen Wänden, damit es heraus schaut; der Boden ist, daß man die Füße lieber in die Tasche stecken möchte, als mit ihnen auf ihm gehen; die Luftlöcher, welche der Höhlenbaumeister aus Vernunft herrichtete, werden mit recht viel Falten wieder zugehängt, daß das Licht nicht herein- komme, und schöne Drapperie ist — dann sind Teppiche, Damaste, Kaffeetücher, Kästen, Tische, Sessel, Sopha's — alle die Dinge sind selber wieder Streichmacher; denn sie sind inwendig von eitel weichem Holze, jeder Tisch hat Fichtenfüße, nur hat er eine nußbaumene oder Mahagoni-Hose an, der größte und ernsteste Garderobkasten ist mit hartem Holze geschminkt, und selbst die Fensterbretter sind Kinder, die immer ihren Sonntagsrock anhaben — dieß nur heißen sie schöne Geräthe, und machen sich weis, sie haben daran etwas, und streuen den Besuchern den Sand in die Augen, in weiß Gott welch vornehmes und auserlesenes Haus sie gekommen. Daß dieses der Zweck der Geräthe ist, nicht etwa, wie ein Einfältiger glauben möchte, der *Gebrauch*, erhellt daraus, daß man gerade in den bessern Fächern der Wohnhöhle nicht wohnt, daß man, kaum die Besuche fort sind, den Dingen über den hölzernen Ueberzug noch einen leinernen gibt — — ja daß man, wie mir erst vor Kurzem ein Freund von einer Frau aus seiner Bekanntschaft erzählte, sogar eine ganze Zimmerreihe haben kann, in die *nie* Jemand kömmt, sondern die Magd und die Frau gehen eines Tages hinein, rufen die Diener und geben ihnen die Teppiche abzustauben und auszuklopfen; sie selber wischen Alles hübsch und reinlich ab, und stellen die Sessel, rücken die Spiegel, wo einer schief

hängt, und sperren dann wieder gut zu, daß nichts gestohlen wird. Im Winter werden dann zuweilen viele Kerzen angezündet und viele Menschen eingeladen, welche durch die Zimmer oder Höhlenfächer gehen, und die Fetische anbethen, die da ausgestellt sind, oder auch dieselben lästern, wenn sie sich nämlich bessere machen ließen und zu Hause stehen haben. Der echte Streichmacher dieser Art thut auch, wenn Leute bei ihm sind, als liege ihm an dem Krame nicht viel, er mißhandelt ihn, daß es scheine, die Sache sei ihm Bagatell — aber nachher pflegt und hegt er sie wieder, und schleudert gegen jedes der Seinen den Bannstrahl, der das Unglück hatte, irgendwo anzustoßen und zu beschmutzen oder zu ritzen. Diese Streichmacherei, meine ich, wird etwas nachlassen, wenn wir in der Kultur werden vorgerückt sein, und aus Höhlenbewohnern endlich Luftbewohner geworden.

Ich muß hier eingestehn, daß ich wirklich in der absteigenden Linie der Streichmacher eine Lücke in's System gerissen habe, ich vergaß wahrlich die mit den Kindern und ihrer Erziehung, welche doch offenbar vor den Meubeln kommen sollten. Ich hole daher nach, was mir von der Sache kund ist. Da Erziehung doch offenbar nichts ist, als Abrichtung des Mannes zu Amt und Geschäft, des Mädchens zu einem Manne, so finde ich Streichmacherei in diesem Zweige sehr zweckmäßig; denn die Erziehung ist beendet, wenn der Mann in's Amt, das Mädchen unter die Haube kömmt, beides sind sehr nützliche Dinge. Da freilich die Eltern nicht Zeit haben, anders als stoßweise zu erziehen, nämlich zu dieser oder jener Minute gute Lehren zu geben, die sich widersprechen, weil besagte Eltern zu anderer Zeit zu thun und zu genießen haben, so ist es einleuchtend, daß man den Kindern so viele gleißende Stellen hinauflackirt, als sie brauchen, damit sie leuchten, und ein Mann oder ein Amt, wie ein Nachtschmetterling an dieses Licht heranfliege

und daran kleben bleibe. Als solche Anlackirer werden nun unterschiedliche wohlfeile Meister genommen, die da beibringen, was klingt und glänzt, da gerathen dann die Kinder zu allerlei Virtuositäten. Sie spielen das Piano, dieses leidige Marterholz unserer Zeit, d. h. sie trommeln Noten, weil es einem Andern beifiel, das arme Herz in das eigentliche magische Reich des Schönen einzuführen; sie reden etliche Sprachen, d. h. sie sagen in ihnen Dinge, die deutsch zu fade klängen — aber genug, sie *sprechen* die Sprache; mehr verlangt Vater und Mutter nicht. Ob das Gesagte Vernunft hat, ist hier unwesentlich; — sie tanzen — nun das können sie meistens gut, weil es meistens den wenigsten Werth und das größte Vergnügen mit sich bringt — dann malen sie, d. h. der Lehrer bessert aus, und so werden (wenige Striche des Lehrers ausgenommen) die schönsten Bilder des Zöglings fertig, — dann sind sie artig, charmant, sie wissen sich zu benehmen, sie reden, daß es Hand und Fuß hat, und sie müssen sich des öftesten produziren, sie werden herausgeputzt, den Leuten gezeigt, und oft wird gesagt: „Karl, Adolph, sei brav" — und das ist dann die Erziehung — *glänzen*, *gelten*, *vordrängen*, thun als, weiß Gott, wie tief, wie weise, wie gebildet .... und das Einzige, was eigentlich *allein* einer Erziehung fähig und werth wäre, die *Vernunft*, diese sittliche Muse des Menschen — der öde — doch ich muß abbrechen, *diese* Streichmacherei bricht mir das Herz, oder facht den Grimm an. Alle andern dagegen gehalten sind harmlose Thierchen: diese frißt das Grün der Erde weg, daß die feste Rinde der Gehaltlosigkeit weithin offen liegt — und fast weiter als jede andere ist gerade *diese* Streichmacherei auf Erden verbreitet. Desto größere Ehre und reicherer Dank gebührt daher jenen Eltern, wie sie jetzt doch häufiger werden, die es anders machen, und das Kind des Kindes,

nicht Anderer wegen erziehen, und recht und wahr und gut erziehen.

Wie unschuldig, gleichsam neugeborne Kinder, stehen dagegen die da, die ich jetzt erwähnen will, die Ankündigungen. Jeder weiß ja aus Erfahrung, wie es ihm mit seinem Hunde geht; er ist der schönste, weiseste, ja er hat fast Menschenverstand — oder dem Blumenpfleger; er sieht nirgends so schöne Nelken, Rosen, Hyazinthen, als bei sich: eben so geht es nun, meine ich, auch allen denen, die sich Dinge einkaufen und nun selbe wieder verkaufen müssen, ich denke, sie verblenden sich auch dafür, und daher mag es kommen, daß sie sich in den Verkaufsankündigungen Illusionen hingeben, die sie sonst nicht rechtfertigen könnten: da ist Alles echt, Alles unverantwortlich billig, Alles in jeder Haushaltung unentbehrlich, und Alles nur mehr in kleiner Quantität zu haben — ganz unglaublich ist es, was Redacteure in dieser Hinsicht leisten, sie opfern sich, sie ruiniren sich, um nur dem Publikum das Allerbeste biethen zu können — und das undankbare Publikum frißt dann diese Dinge ruhig wie Heu hinein, und weiß nicht, welche Trüffeln und Ambrosia hinuntergegangen sind.

Wir steigen nun immer weiter hinab auf der Wesenleiter der Streichmacher und gelangen zu jenen, die das unwesentlichste Zeichen wählen, um den Andern Respekt abzunöthigen, Kleider. Ueberhaupt ist es, merk' ich schon, ein wesentliches Merkmal der Streichmacherei, daß sie, statt auf die Sache, auf die Zeichen ausgeht; denn ihr Zweck ist, sich gelten zu machen, Andern zu imponiren, Andere zu überflügeln, und zu dem Ende zu extremen Mitteln, auffallenden Handlungen, Streichen zu greifen. Da nun die confusen Begriffe ungemein leichter zu erwerben sind, als die klaren, ja da es noch leichter ist, gar keine Begriffe zu haben, sondern nur Einbildungen, so darf es Niemanden

von uns wundern, wenn solche Einbildungen sehr im Verkehre sind. Der reiche, der ausgezeichnete, der vornehme Mann und seine Frau haben schöne Kleider, also kehrt jener obige confuse Begriff die Sache, wie einen Muff, um, und sagt, wer schöne Kleider hat, der ist ein reicher, ausgezeichneter, vornehmer Mann, oder dessen Frau, also, consequent fortzugehen, muß ich suchen, schöne Kleider, hauptsächlich aber moderne, zu bekommen, dann bin ich vornehm, oder werde doch wenigstens von mir und Andern dafür gehalten — und je moderner, je extremer das Kleid: desto vornehmer der Träger. — — Welche namenlose, unbeschreibliche, überwältigende Gedanken und Revolutionen mögen z. B. in dem Kopfe so einer böhmischen oder mährischen Küchenmagd vorgehen, wenn zum erstenmal ein Damenhut, wie der der gnädigen Frau darauf sitzt! ein großer, schöner, rosenfarbener Hut, zu dem sie sich endlich durch peinliche Ersparungen geschwungen — daß der Rock, das Halstuch und die Schuhe dazu stehen, versteht sich von selber — wie seltsam, wie fieberhaft muß der ganze Sonntag sein, an dem sie mit diesem Hute herumgeht! — und wenn sie erst daran denkt, einmal so in ihr heimathliches Dorf zurück zu kehren, und dort Alles in Erstaunen zu setzen, wie sie vornehm und gebildet geworden ist! Aber nicht blos die Küchenmagd und die Köchin, sondern auch die gnädige Frau wird durch einen neuen Hut und ein Ballkleid verrückt — gnädige Frau aber heißt in Wien jede, welche einen Dienstbothen hat. Da sie nun selber einen solchen Werth und solche Würde in Kleider legt, wie müssen erst andere staunen und neiden, wenn sie in der unerhörtesten Pracht erscheint. Das schönere und confusere Geschlecht geht uns Männern in dieser Gattung Streichmacherei vor; es gibt keine Verunstaltung ihres Körpers, die nicht schon einmal Mode war. Was die Feinere, die Bescheidenere, die Gebildetere Neues

an sich trägt, das wird von der Beschränkten, Frivolen und Dummen auf die Spitze gestellt, die Mode wird überbothen, und wenn sie dann wie ein Pfau und wie eine Ente zugleich auf der Gasse geht, und Flitter und Trödel auf Dingen trägt, die unmöglich Körper sein können, so dürftest du an dem seligen Ausdruck ihres Gesichtes abnehmen, wie hoch sie sich dünkt, und an dem Nachschauen mancher Mitschwester, wie sehr sie sie beneidet. — Mir fällt häufig der Mann ein, der arme, der alles dieses kaufen muß. Bald muß der Hut oben aufgeputzt sein, bald unten, bald muß er groß sein, bald klein; jetzt darf er kein Hut sein, nämlich ein Ding, was vor der Sonne schützt, dazu hat man ja ohnehin das Parasol, sondern eine Art hohler Kapuze, die im Nacken sitzt, das Tuch muß nun weiß, wenigstens licht sein, der Rock muß ein Rad schlagen, und damit er dieß thue, wird dem armen ein härener Unterpanzer gegeben, und er wird über die Fessel eines Strickes oder Seiles gespannt, oder es werden ihm gar noch andere Sachen untergelegt, die ich nicht nenne, die aber Anno 42 für sehr schön gehalten werden müssen, da man's so übertreibt. Und so schwirrt und surrt und sauft es von seidenen, sammtenen, mousselinenen ꝛc. . . . ꝛc. . . . Stoffen und Sachen, als wäre ein tolles Blumenbeet ausgelassen — — o ihr armen und ihr betrogenen Dinger! Just das, was ihr erzielen wollt, vornehm, bedeutend, ansehnlich zu erscheinen, das erreicht ihr nicht; denn ein Wort, ein Ruck, ein Wink; und ihr verrathet die innere Leere, ja die Uebertreibung selber verräth sie; denn gerade die Vornehmheit ist ein Ding, das sich nicht lernen läßt, und Würde und Bildung erscheint in dem einfacheren Kleide schöner, als Anmaßung und Prahlerei in dem übertriebensten. Daß ich aber tauben Ohren predige, weiß ich übrigens recht gut. Wäre diese Streichmacherei unschädlicher, und nicht gerade sie der erste Schritt zur

Untergrabung der Sitte und oft des Familienwohles, so könnte man sie hingehen lassen, als Spiel der Armen im Geiste — aber . . . . .

Von dem Manne, der sonst nichts, als überall schön ist, schweige ich, er ist eben ein Tropf; freilich gibt es viele, in der Regel aber sind sie harmlos . . . also transeant.

Zum Schlusse lange ich nun bei jenen Subjecten an, wie unser Bild sie vorstellt, die den Exponenten der Ehre und Hoheit im sogenannten Aufhauen suchen, d. h. sie werfen geradewegs das Geld weg; für was, ist gleichgültig, wenn es nur Aufsehen macht, wenn es nur knallt und klingt, es mag nun dem Aufhauer selber Marter oder Angst kosten, das thut zur Sache nichts — er tanzt, er fährt, er reitet, er spielt. Wie sauer es ihm wird, weiß oft nur er, wenn er, um Cavalier zu sein, selber kutschirt, und ihm im Prater vor Angst der Staub und die Sonne und die Menschen durcheinander schwimmen, oder wenn er auf dem Gaule, wie der Schächer auf dem Kreuze hängt; denn der Mann hat auch noch immer das Unglück, daß die angewandten Mittel trotz der Verschwendung unzulänglich bleiben, und die Sache in's Lächerliche ausschlägt. Am großartigsten ist er, wenn er beim Gelage sitzt, oder beim Balle, und nun warm und „fidel" wird, Champagner trinken, Flaschen zerschlagen, Krapfen unter den Tisch werfen, oder gar mit einer Banknote die Pfeife anzünden kann, was freilich der Gipfel der Bravour ist.

Dieser letzte Streichmacher ist meistens der unschädlichste, d. h. für die menschliche Gesellschaft; sich selber bringt er freilich nicht gar vielen Nutzen, und Zwecke erreicht er auch nicht gar sonderliche; denn mir geschah es nie, daß er mir Respekt oder dergleichen einflößte. Seine Klapper ist die roheste.

Und somit nehmen wir Abschied von der Sippschaft

der Streichmacher, und zum Schlusse ersuche ich nur den Leser, recht auf sich zu achten, und er wird sich wundern, wie viele feine und versteckte Streichmachereien er an sich entdecken wird — ich wenigstens fand, während ich dieß schrieb, so viele Nuancen an mir selber, als ich kaum durch den ganzen Rest meines Lebens werde auszutilgen im Stande sein.

Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten.

Wir heben diese drei besonders heraus, nicht als wollten wir von ihnen etwas ganz Besonderes sagen, was von keinem andern gilt, oder gar ihre Lebensgeschichte erzählen, sondern vielmehr darum, weil sie gerade die ganze Gattung darstellen, und wir der Meinung sind, in einem Buche über Wien dürfe der Wiener-Student und sein akademisches, wie auch häusliches Leben gar nicht fehlen.

Sie waren Landsleute, und erst in die höheren Studien auf die Wiener Universität gekommen, nachdem sie die Weltweisheit (Philosophie) auf einem Landlyceum des gründlichsten erlernt hatten. Wir wollen es versuchen, ihre Ankunft und ihr akademisches Leben zu schildern, weil der echte Student Wiens gerade nur durch solche Ankömmlinge repräsentirt wird, indem ein solcher in Wien, abgetrennt von Familie und Verwandtschaft, rein und allein Student sein muß, der abstrakte Student, sich durchschlagend durch alle Fährden und Abentheuerlichkeiten seines poetischen Standes, bis er endlich absolvirt ist, und dahin geht und Philister wird, schmählich entkleidet von aller Glorie und allem Schwunge seines vorigen Standes. Der Eingeborne hingegen, wie viel er auch Studentengenie besitze, vermag sich doch nie zur wahren Studentheit zu schwingen, weil ihm doch immer die Farbe seiner Familie, Verwandtschaft und Cotterie anklebt, und weil er außer dem Studenten auch noch ein Sohn ist, ein Cousin, ein Neffe, ein

Wiener, ein charmanter Mensch — indeß der echte Musensohn, gleich einem abstrakten Begriffe, nur er selber ist, ein Ding, das jenseits aller andern Menschheit liegt, die alle Unterschiedliches zu thun hat, er aber zehn ganze Monate nichts, als daß er Student ist, und dann eine Prüfung macht, daß er Glied einer unsichtbaren Republik ist — er ist kein Bürger dieser Welt, außer wenn er Schulden hat; er ist kein Landsmann, kein Eingesessener, kein Stand, kein Familienglied, nicht einmal ein Liebhaber, weil er immer wechselt; sondern er ist nur ein Quartaner, ein Quintaner, Jurist, Philosoph, und in den Ferien eine Zugschwalbe, ja manche treiben diesen Cynismus der Abstraktion so weit, daß sie auch keine Studenten sind, sondern gar nichts mehr, so daß ihnen alle Tage das Unglück begegnen kann, wie einst einem lustigen Vetter von mir. Der Vetter zog nämlich eines Nachmittags Handschuhe an, und ging auf die Universität. Unten in den kühlen Hallen derselben fragte er einen wildfremden, gesetzten ältlichen Mann, wo denn der anatomische Saal sei. Der Mann aber fragte seinerseits wieder, was er in dem Saale wolle. „Meine anatomische Jahresprüfung machen.“ Der gesetzte Mann lächelte seltsam und sagte: „Kommen Sie mit mir, ich will Ihnen den Saal zeigen, denn ich bin der Anatomieprofessor und prüfe eben dort.“ Der lustige Vetter riß seinen Hut vom Haupte, und es wäre ihm in dem Saale schändlich ergangen, wenn er nicht zufällig vorher sehr viel Anatomie hineinstudirt hätte.

Glückselige Studentenzeit! Wenn du nur das ganze Leben dauern könntest — aber da vergeht sie, wie der Rauch auf den Bergen, und der kahle Broderwerb steht da. Einige sind freilich so glücklich, daß das akademische Moos fingerdick auf ihnen wächst, aber auch diese müssen endlich vorüber, wenn es nicht etwa mit einem von ihnen

das Schicksal so gut meint, und so weit treibt, daß es ihm einmal mit eins einen Schlagbaum vor den Verstand wirft, was die Leute überschnappen nennen, so daß er von nun an nicht mehr hinaus zu gehen vermag in's Philisterthum, dem wir andern doch unerbittlich entgegengereift sind, und daß er sofort das Schauspiel eines ewigen Studenten darbiethet. So sehe ich noch immer ein Individuum in den Universitätshallen auf und nieder gehen, das ich schon in meiner Knabenzeit eben so gesehen hatte, ein Individuum, emsig auf und ab schreitend, mit braunem Rocke, wie damals, dünnen Leibes, vorgebeugten Rückens, voll Bartstoppeln, ein schwarzes, kleines, schmutziges Büchlein mit eingelegtem Finger tragend, einen Klassiker, den er zuweilen aufschlägt und dicht vor die Augen hält. Gealtert ist der bemooste Bursche seit meiner Zeit gar sehr, weil ich auch alt geworden bin, und sein Auge ist noch unstäter als damals, aber er geht noch immer herum unter den Pfeilern, gerade so wie seine blutjunge Mitschülermannschaft um ihn, die da in den Jahren kommt und geht — nur er, wie ein ewiger Jude unter der Studentenwelt, besteht, ja er ist sogar der einzige Student, der auch während der Ferien in den Universitätshallen herumwandelt, mutterseelen allein, so daß seine Schritte unheimlich in den weiten Gewölben hallen müßten, wenn nicht seine Fußbekleidung immer in einem solchen Stande wäre, daß man seine Tritte nie hören kann. Vor fünf Jahren verkaufte er Federkiele, jetzt aber studirt er blos wieder. Glückselige Studentenzeit, wie gut ist es, daß auch du vorübergehst, wie alles Andere an dem flüchtigen Menschen.

Laßt uns nun von dieser Abschweifung und Sachdefinition wieder auf unsere drei Freunde zurück kommen, und ihre akademische Biographie aufnehmen; wie folgt.

Auf jenem Landlyceum aber gingen furchtbare Sagen

über Wien und das Leben daselbst. Wenn man nicht mit unerhörten Geldern dahin komme, so müsse man in einem dumpfen Loche wohnen, und sich bei einem schmutzigen Traiteur, weil er wohlfeil ist, aushungern, und die Unschuld wird gleich am ersten Tage verführt.

Dieser Aussicht zum Trotze wagten es unsere drei Schälke dennoch, obwohl sie hinlänglich wenig Geld besaßen, und von ihrer Unschuld auch nicht wußten, wie feuerfest sie sei, da sie bisher noch Niemand in Versuchung geführt, außer älteren Collegen zu einigem Trinken und verbothenem Tabakrauchen. Sie wagten es aus dem Grunde, weil es vor ihnen auch Manche gewagt hatten und unversehens Herren und Staatsdiener geworden sind.

Ihr Plan aber war dieser: Anlangend das Geld, so hungert zwar Niemanden so oft und so umfassend, als junge Studenten; aber Niemand auch erträgt Entbehrungen so lustig, als die Jugend, und Niemand ißt so sehr Alles, als der Student! — anlangend also das Geld, so beschlossen sie selbes sehr zu schonen, und anlangend die Unschuld, so war ihnen dafür nicht bange, weil sie riesenhaft gute Vorsätze hatten, und überdieß als Caution den Vertrag eingingen, daß Einer über den Andern wachen sollte, und ihm jedes Mißfällige sogleich in den Bart sagen, der allen Dreien zu wachsen anhob.

Zu diesem Ziel und Ende wollten sie auch zusammen wohnen, sich den wohlfeilsten Traiteur suchen, oder gar selbst kochen, in der Zeit aber sich um Gelegenheit zum Unterrichtgeben umthun, daß sie sich eine glänzende Studentenlage gründen möchten.

Freilich ging auf jenem Landlyceum auch die Sage von der traurigen Ungesundheit der zusammengepfropften Residenzstadt — aber mit der riesenfesten Gesundheit der Jugend, und mit einem Magen im Leibe, daß er Sohlenleder

und Korkstöpsel verdauen könnte, glaubt man an derlei Warnungen nicht; für die Jugend gibt es keinen ungesunden Ort, und im Gefühle des innigsten Lebens sind ihr Krankheit und Tod platte Unmöglichkeiten — und es ist auch so; — wenn nicht ein Leviathan von einem Miasma kommt, so verwindet es der Klotz von einem Körper, und es gedeiht ihm, während die Andern daran mühselig hinsterben. Ueberdem hatten sie gegen alle Warnungen und Schreckenbilder noch einen heimlichen Grund und Trost im Herzen, nämlich den, der der Menschheit so oft beispringt: „wer weiß, ob es wahr ist."

Sie hatten es also gewagt.

An einem sehr schönen Octobernachmittage (damals als unsere drei Freunde gen Wien fuhren, waren die großen Ferien noch im September und October) — an diesem sehr schönen Octobertage also stiegen sie in Nußdorf aus, und sahen sich sogleich nach dem dicken Luftbrodem um, der immer über der Stadt brüte und Krankheiten aushecke — allein sie fanden ihn nicht, sondern rechts waren schöne grüne Berge und links schöne grüne Auen, und aus diesen ragte ein sonnenbeglänzter, grauer, feinzackiger Thurm empor — der Thurm von St. Stephan; schmucke Spaziergänger gingen an ihnen vorüber; Wägen fuhren die Kreuz und Quer mit schönen weißen Nummern auf dem Kasten, schöne Herren und Damen saßen darinnen, und an den Gesichtern der Kutscher schien nicht das geringste Anzeichen von hiesiger ungesunder Luft bemerkbar, so ganz besonders gut sahen sie aus.

Allen Dreien war es so gewiß unselig und seltsam, so wie es uns allen ist, wenn wir uns einem merkwürdigen und einflußreichen Flecke der guten alten Muttererde nähern, und dort die Entscheidung unserer ganzen Zukunft erwarten. Nur das, was gerade das Natürlichste war,

schien ihnen das Unbegreiflichste, nämlich, daß es hier gar nicht anders aussehe, als auf jedem andern Platze der Erde. Daß sie an der großen merkwürdigen, weltberühmten Hauptstadt Wien standen, schien ihnen gar nicht glaublich, denn da rinnt ja das bekannte Donauwasser, wie in Linz, und Bäume und Auen stehen dabei, wie sie sie schon tausendmal sahen, und auch die Leute schauen so aus, als hätten sie mit jedem von ihnen schon geredet. Auf Unerwartetes war Jeder gefaßt, das Bekannte brachte sie nun außer Fassung. Das Seltsamste aber war noch, daß man von der ganzen Stadt nichts als den grauen Thurm sah, und ein paar Häuser, so unscheinbar, als wäre es eben nur ein Meierhof. „Den Koffer, meine Herrn," tönte des Nauführers Stimme neben ihnen, „können Sie sich morgen am Schanzel abholen, jetzt aber mit dem Gesellschaftswagen in die Stadt fahren, oder auch zu Fuße gehen, wenn es beliebt; denn es ist kaum eine halbe Stunde bis zur Linie."

Freilich wußte Keiner das Schanzel, aber deßwegen hatten sie keine Sorge, sondern begaben sich auf die Straße, welche nach dem grauen Thurme zuzuführen schien.

Aber der Leser weiß ja noch gar keinen Namen.

Der Kandidat der Rechtsgelehrsamkeit, Franz Xaver Pfeiffer, schritt voran, und hinter ihm, starke Studentenstöcke in der Faust tragend, die angehenden Heilkünstler Urban Schmidt und Heinrich Quirin. Sie gehörten alle drei jener storchichten Sorte an, die lauter Füße hat, ausgenommen noch zwei täppige Hände, mit denen sie stets ungeschickt agirten — man verüble es ihnen nicht, wir waren ja alle so in unserm gesegneten siebzehnten und achtzehnten Jahre. Nur der Pfeiffer trug bereits breite Schultern und einen Ansatz zu einem felsenmächtigen Brustkasten, den er keck der Luft entgegen, und bei der

Nußdorfer Linie hineinschob — die zwei Andern folgten — — und nun waren sie wirklich und leibhaftig in der großen Kaiserstadt, von der sie ihr Leben lang so viel gehört, und in der Geographie eine ganz klein gedruckte Seite auswendig gelernt hatten — sie waren nun wirklich da. Die einigen unansehnlichen Häuser, die sie bei ihrem Herannahen gesehen hatten, entwickelten sich nun zu einer langen Gasse, in die sie immer tiefer hineingeriethen, aber auch hier war es ja nicht anders, als seien sie in Wels oder Braunau, oder sonst in einer bekannten Stadt, ordentlich heimisch, nur die Häuser etwas größer, und statt dessen, daß man in Wels durch jegliche Gasse schnell auf den Marktplatz gelangt, setzte sich hier die Gasse immer fort, gleichsam als setze sich die Stadt immer an sich selber an, wie jenes närrische Teppichpaar in der Stadt Hirschau, das man dem römischen Kaiser, als er einmal das Rathhaus besuchte, dergestalt unterbreitete, daß, als er auf dem vorderen schritt, man den hintern wegnahm und wieder flugs vorne anlegte, wobei sie sich sehr sputen mußten, was denn freilich zur Folge hatte, daß sie einmal zu früh anrissen, und den Kaiser ganz und gar niederwarfen. Es soll Friedrich der Rothbart gewesen sein. — Als aber unsere drei Freunde immer weiter fortschritten, dehnten sich freilich die Häuser zu immer ansehnlicherer Größe empor, und gewannen an Glanz, daß die Aehnlichkeit mit Wels und mit Braunau stets geringer wurde, auch das Gedränge und Getriebe wuchs überraschend, allein auch ihr Muth; so daß Urban, (seines zärtlichen Wesens halber nannten sie ihn stets bei dem Taufnamen) so daß Urban beinahe so keck gewesen wäre, vor einem Generale den Hut zu ziehen, wenn er nur gewußt hätte, warum denn derselbe hinten auf dem Wagen stehe. Der Pfeiffer las alle Inschriften, und machte bereits Späße darüber.

Quirin war eigentlich seines Herzens der größte Schelm und Schalk unter ihnen, allein er hatte so eine Art und gesetztes Wesen, daß man ihm den Spitzbuben nicht ansah, daher er auch heute so gesittet und mit städtischen Manieren einherging. Der ehrliche Pfeiffer, obwohl der tüchtigste unter ihnen, und daher auch bei allen Unternehmungen der Führer, wurde doch am öftesten von ihm gehänselt, während der stille Urban immer Verschlagenheit genug besaß, auf seine Lockungen nicht einzugehen, indeß Pfeiffer alsogleich biederherzig auffaß, so oft es der Andere wollte, aber er lachte immer selbst mit, oder puffte den Quirin ein klein wenig ab, während Urban sich immer entsetzlich in seinem Innern abzürnte, so oft er in eine Falle gegangen; denn er fühlte eben seine Inferiorität, während Pfeiffer gar wohl wußte, daß er selber es eigentlich sei, der die Firma des Hauses aufrecht erhalte.

Deßwegen fragte ihn auch keiner von den zwei Andern, was er denn im Schilde führe, als sie ihn wie einen Goliath immer rüstiger in die Wildniß der Stadt hinein schreiten sahen, sondern sie folgten ihm, und dachten, er werde es schon wissen — aber im Grunde wußte er es doch nicht, sondern es schwebte ihm dunkel der Gedanke vor, man müsse vorerst das Terrain recognosciren, dann werde sich schon ein Plan ergeben. Ohne zu fragen, gingen sie daher durch allerlei Gassen in der Richtung, in der sie gekommen waren, immer fort. Häuser rechts und links, schön und mächtig, und immer schöner und mächtiger, je weiter sie kamen — Menschen in Hülle und Fülle, alle vornehmer gekleidet, so daß sich Urban schon seines Rockschnittes zu schämen anhob, und Wagen rollten hin und her, glänzend polirt und mehr an Zahl in dieser einzigen Gasse, als sie sonst ihr ganzes Leben lang gesehen hatten. Hin und wieder an den Hausthüren hingen Zettel,

„Wohnungen zu verlassen", stand immer darauf, statt zu vermiethen, was Pfeiffer zuerst nicht begreifen wollte, aber als es ihm endlich einging, so dachte er in seinem Herzen: Wo wird nun in diesem Ozean von Häusern der Zettel sein, der, wie eine Taube mit dem Oelblatt im Schnabel, uns die Arche anzeigen wird, in die uns einzufahren bestimmt ist — wo wird er sein? — — Siehe da ist ja nun mit einem Male der Plan, auf dessen Eingebung er ja gehofft hatte. — Sofort wandte er sich nun zu den Zweien, die nachschlenderten und an den Häusern hinangafften, und sagte zu ihnen, daß er vorschlage, sich durch alle diese Gassen bis zur eigentlichen Stadt durchzuhauen, dort die Universität zu erfragen, und von da aus gerade der zunächst gelegenen Vorstadt zuzugehen, um dort, wo möglich heute noch, eine Stube zu miethen, in der sie sich dann morgen sogleich einrichten könnten. Die Bill ging durch, und nach Verlauf von einer halben Stunde und nach vielfältigen Fragen standen die drei seltsamen Gesellen auf dem Universitätsplatze, und starrten das massive Gebäude an, von dem ihnen Heil und Segen ausgehen sollte, und das mit seinen Frontsäulen und dem ruhigen Plätschern der zwei Brunnen ernst herniedersah auf die drei neuen exotischen, bestaubten und abentheuerlichen Burschen. Das sah Urbanus gleich ein, wie er sich und die zwei Andern hier stehen sah, daß eine gänzliche Reform mit ihnen vorgehen müsse, wenn sie sich nur einigermaßen der Kultur und Civilisation annähern wollen, die in dieser Stadt herrschen; denn wie elend standen sie da in ihren schleppenden, hängenden überlangen Röcken gegen die Eleganz und Pfiffigkeit, mit welcher jedem der Vorübergehenden seine Kleider saßen, als wäre er ein Genie. Auch in Quirins Herzen mochte etwas Aehnliches vorgehen, denn sein Angesicht sprach sichtlich Verlegenheit aus, wenn er merkte,

wie sie alle drei von den gelegentlich Vorübergehenden neugierig angeschaut und gemustert wurden — aber mit Pfeiffer wird da wohl schwer etwas anzufangen sein, denn er stand da, ohne die geringste Ahnung der Gefühle seiner Freunde, und sein unendlich grüner Rock hing ihm am Körper, wie eine Standarte hernieder — und dieser war sein schönster; denn im Koffer hatte er nur mehr einen von Loden, der zwar nicht lang, aber so zottig war, wie das goldne Vließ.

Noch ein anderer Gedanke drückte dem Urban ängstlich auf die Seele: ob ihm dieses mächtige Gebäude ein Tabor oder eine Schädelstätte werden würde; denn er dachte beklemmt an die vielen dünnen ersten Klassen, die er im Ränzlein trug, und die er sich doch oft mühsam auf dem Lyceum erworben hatte, aber auch hierin war Pfeiffer unangreifbar, denn er vermaß sich, ganze Heuwägen hineinzustudiren, wenn er sich nur einmal recht niedersetze, und das rechte Niedersitzen nahm er sich sehr ernstlich vor, also war keine Furcht. Nach gebührlich langem Anschauen des Aeußern des Gebäudes gingen sie auch beim Hauptthor hinein, und gelangten in eine geräumige Halle mit Pfeilern versehen, welche als Sammel- und Spazierplatz dient, aber da die langen Ferien noch nicht zu Ende gegangen, so waren die Hallen leer und verödet, nur eine einzige heterogene Erscheinung war da, ein alter Mann, der auf einer der hölzernen Wandbänke saß, und in der Kühle ausruhte. Mit Vorahnungen gingen sie halb schüchtern, halb linkisch herum, und betrachteten verdutzt die hohen, dunkelbraunen, verschlossenen Thürflügel, die zu verschiedenen Sälen führen mochten, und die zwei Treppen, die breit und vornehm einander gegenüber in die höheren Stockwerke empor leiteten, allein sie stiegen nicht hinauf, sondern traten wieder auf den lichten Platz hinaus, um an das Geschäft der Wohnungsschau

zu gehen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, denn die Universitätskirche und die zwei Thürme warfen bereits ganze Massen von Schatten auf die Gebäude, und durch die zwei Gassen zu beiden Seiten der Universität gingen schon abendlich rothe Lichtströme nieder; deßhalb schritten sie ungesäumt von dannen und zwar, ohne zu fragen, gerade aus.

Ihr Stern führte sie zum Stubenthore, und da über zwei Brücken durch eine Allee hoher Pappeln in eine freundliche Vorstadt, auf derem ersten Hause der Name Landstraße stand, und sie beschlossen, sogleich in dieser heitern Stadt eine Wohnung zu suchen.

„Eilf Zimmer mit Vorzimmer, Küche, Boden und Keller" — „Zimmer und Kabinet" — „Vier Zimmer mit der Aussicht auf die Gasse nebst Zugehör auf Georgi zu verlassen" — „Wohnung mit neun Stuck" — „ein Keller auf hundert Eimer Wein" — „möblirtes Monatzimmer" — drei Herren werden nicht genommen — also weiter — Wohnungen, Magazin, Gewölbe, Keller, möblirte und unmöblirte Monatzimmer — Alles genug, rechts und links in der Gasse, nur keine Stube für sie, außer sie hätten recht viel Geld, und obwohl sie die lange Straße fast bis zur St. Markuslinie, die gegen Ungarn führt, abgegangen, so fanden sie doch nichts, und schlugen, da es bereits Nacht zu werden begann, und kein Zettel mehr lesbar war, den Rückweg ein. Ermüdet bis zum Tode, melancholisch und betrübt durch das fortbrausende Getöse, an allen Gliedern zerschlagen, wie die Knappen Rolands, langten sie endlich, von ihren Kreuzzügen rückkehrend, im Gasthofe zum rothen Hahn an, und verlangten ein Nachtquartier. „Nro. 43 auf die Gasse"; und als nach langem Warten Nro. 43 aufgesperrt wurde, eine große, stattliche Stube, und sie sich dort ein wenig von allerlei Reiseanhängseln befreit hatten,

ihre Röcke gebürstet, ihr Haar geordnet, so gingen sie hinunter in die Gastzimmer, wo es wieder unerhört elegant und schön war, so daß sie sich an den bescheidensten Platz setzen wollten, wenn nicht schon Pfeiffer, der früher als die zwei Andern mit seiner Toilette fertig geworden war, in seinem grünen Flausrock am lichtesten und schönsten Tische vor einem großen Glase Bier gesessen wäre; auch brachte man ihm, bevor die Andern eben solche Biere bestellt hatten, einen Rostbraten, so mächtig, daß er fast allseitig zum Teller hinabhing. Urbanus und Quirin sahen kaum diese heutige thatsächliche Aufhebung des erst vor Kurzem so feierlich gegebenen Armengesetzes, als sie, von dem Dufte des Bratens gänzlich verblendet und abtrünnig gemacht, alsogleich ihre Einwilligung dadurch nachtrugen, daß sie auch eben so duftende und eben so große Rostbraten bestellten, und sich an des essenden Pfeiffers Seite niederließen. Wie viel Semmeln sie schon vor Erscheinen des Bratens gegessen haben, weiß man nicht mehr, aber das ist gewiß, daß sie endlich dachten: „Ei, was soll denn schon der erste Abend in Wien ein muffiger, elender Knausebart sein," und daß sie sich mit diesem Grunde den Gewissensvorwürfen zu entwinden suchten, während Pfeiffer schon rasch im Essen vorwärts schritt, und keine Spur von Gram in seinem Angesicht zeigte — was er aus Kraft that, thaten die Andern aus Schwäche — ist doch auf der ganzen Gotteserde nichts so süß für ermüdete, todthungrige Jugend, als ein tüchtiges Abendessen, und dann ein Spaß — aber so ist die Hinfälligkeit menschlicher Dinge und Reiche — das Armengesetz gerieth endlich in solchen Verfall, daß sie sämmtlich Wein zu trinken anhoben, und schon muthig und gesprächig da saßen, als sich die Zimmer mit den schönsten, glänzendsten Gästen zu füllen begannen, die da ihren täglichen Wein und ihr tägliches Gespräch zu sich zu nehmen

gewohnt waren, und daß sich Quirin bereits das Herz nahm, einen dicken Herrn mit schimmerndem Gesichte und feinem Rocke anzureden, während Pfeiffer längst schon mit seinem Nachbar im eifrigen Gespräch war, und ihm offen erzählte, was es mit ihnen sei, und daß sie eigentlich im Grunde drei lustige arme Teufel seien, die nur heute den ersten Abend in Wien celebrirten; worüber sich Urbanus in der tiefsten Seele schämte, weil er eben nachrechnete, wie lange es noch dauern möge, bis er auch so schön gekleidet, und so angesehen, wie alle diese Herren, werde da sitzen können, und in Ehren sein Gläschen Wein trinken — — ja, damit ich Alles sage, so weit war es mit ihnen an jenem Abende gekommen, daß sie noch am Tische saßen, Gesundheit tranken, mit den Gläsern anstießen, und kein Lächeln und Gähnen der Kellner achteten, da bereits kein einziger Gast mehr in den Zimmern war. So wie sie die ersten gewesen, so waren sie nun auch die letzten. Endlich gingen sie auch schlafen, und auf dem Wege nach Nr. 43 mochte es schon manchem von ihnen dunkel aufdämmern, wie sehr es ihn morgen reuen werde, daß er die Stadt Wien und sämmtliche zukünftige Professoren so oft habe leben lassen — — aber zur Reife konnte ein solcher Philistergedanke doch heute nicht gelangen, und so verplauderten und scherzten und lachten sie noch eines, bis sie einer nach dem andern entschliefen und eine selige, ruhige erste Nacht in den Mauern Wiens hatten.

Als sie am andern Tage erwachten, und Quirin den dichten Lockenkopf aus den Kissen hob, wollte es ihm freilich in Kopf und Stube wüst dünken, und da Pfeiffer das Fenster öffnete, um auf den Platz vor dem Hause hinabzusehen, so sah er unten nichts als Nebel und Weintrauben und Marktweiber — er that ein paar Züge der frischen, feuchten Herbstmorgenluft und schloß den Fensterflügel wieder zu.

Da sah er nun, wie die Stube im grauen Morgenlichte all den wüsten Anblick der Unordnung und Verwirrung darboth, den nur immer drei übernachtende, reisende Junggesellen zu machen im Stande sind. Die zwei Andern waren in der vollen Arbeit des Anziehens begriffen. Urban stand vor dem Spiegel und wühlte in den Haaren, um ihnen doch einigen Schwung und Anstand zu geben, wie er es gestern fast bei allen gesehen, die ihm begegnet hatten — Quirin blies den gestrigen Staub von seinen Stiefeln, und fuhr pfeifend in dieselben hinein, während Pfeiffer folgenden Vorschlag that: er selber wolle ausgehen und nicht eher rasten, bis er eine Wohnung für alle Drei gefunden hätte; Quirin solle das sogenannte Schanzel auskundschaften, und für ihre gemeinschaftliche fahrende Habe Obsorge tragen; Urbanus aber müsse sich auf die Universität begeben, und dort Zeit und Ort erforschen, wo jeder von ihnen sich in seine betreffenden Fächer könne einschreiben lassen, und wenn sich Jeder seines Amtes entlediget, so wollen sie wieder beim Hahn zusammenkommen und das Weitere besorgen. Man nahm den Vorschlag einhellig an, und da sie endlich mit der Toilette fertig waren (freilich trugen sie dem Wirthe einige Bettfedern auf ihren Röcken davon), und als sie mit Schmerzen ihr gestriges Abendmahl bezahlt hatten, so standen sie trübselig im feuchten Morgennebel unter dem Thorwege, und trennten sich, damit Jeder seinem Geschäfte nachkäme. Urban und Quirin gingen miteinander der Stadt zu, Pfeiffer aber blieb ganz allein auf der Gasse stehen, und sah ihnen so lange nach, bis ihre Gestalten im Nebel und Getriebe der andern Menschen verschwanden, dann aber schüttelte er sich die Haare aus dem Gesichte, schlug mit dem Stocke auf das Pflaster und schoß in die erste Seitengasse hinein.

Da die Chronik, aus der wir diese Geschichte nehmen,

nichts über die Irrfahrten meldet, die jeder von ihnen an diesem Vormittage that, so können wir den Faden unserer Erzählung erst wieder da aufnehmen, wo sie zusammenkommen, nämlich ungefähr um ein Uhr Nachmittags in der Gaststube des Gasthauses zum rothen Hahn. Aber auch da können wir nichts weiter berichten, als daß Quirin und Urban schon längst da saßen, und warteten, bis Pfeiffer mit erleuchtetem Antlitze daher rannte und erklärte, er habe für sie einen wahren Pallast um ein Spottgeld gemiethet, und daß sie dann aßen, und daß fast wieder das Armengesetz in Verfall gerathen ist, daß auch die Andern in ihren Forschungen glücklich gewesen, und daß sie beschlossen, alsogleich in ihr neues Tusculum einzufahren. Es lag dasselbe, und liegt heut zu Tage noch in einer Seitengasse der Vorstadt Landstraße, jetzt ist es sehr verbaut, damals aber lag es einer Masse von Gärten im Schooße, und war vom Schicksale prädestinirt zu einer Studentenwirthschaft; denn seinem früheren Charakter nach, war es eigentlich ein Fürstenpalais gewesen; es hatte aber seinen Herrn gewechselt, und stand nun wie eine verwitwete Ritterburg da; die Säle des ersten Stockes waren groß und unheimlich; in den vielen einzelnen Gast- und Bedienten-Zimmern des zweiten Stockes war längst das Lachen und Scherzen verstummet, und in den Remisen und Stallungen der Seitenflügel begannen Spinnweben zu wachsen — bis wieder, wie auf einem umgewandelten Planeten, neue Bewohner kamen, und zwar in die Prachtzimmer dieser oder jener vornehme Reisende, oder einer, der den Sommer in reiner Gartenluft zubringen wollte, in die Einzelzimmer des zweiten Stockes aber ein ganzes Volk von Studenten und Junggesellen, worunter auch unsere drei abentheuernden Freunde waren, — auch die Stallungen und Remisen wurden wieder lebendig, ja blühender, unruhiger und mannigfaltiger als je; denn

außerdem, daß wieder Pferde und Wagen kamen, die da untergebracht wurden, erschienen auch noch Kühe, die da residirten, und ihre Milch in die Nachbarbezirke spendeten; dann eine Reitschule — eine Ziegenfamilie, und mehrere Hühner, selbst die niedern Vetter der Kutschen fanden sich ein und besetzten die geeigneten Plätze vom schweren Leiterwagen an bis zu dem zweirädrigen Karren und dem einrädrigen Schubkarren. Hinten an das Haus stieß ein großer Garten, aber in welchem Zustande war er! Die ehemaligen Sandwege hatten große Spalten und Risse; hölzerne Stifte mit Blechtäfelchen und den schönsten Namen exotischer Pflanzen standen da, aber mitten im Grase, auch geschah es, daß wohl im Sommer oft mitten unter dem frechwuchernden Löwenzahn mit der rothgelben Farbe eine edle Tulpe der vergangenen Zeit emporsproßte, oder eine verkommene Hyazinthe, — die Platane war noch da, die Fraxinus pendula, der Schneeballenstrauch, dann jene mit den großen, schlanken, weißen Glockenblüthen, nebst allen Gattungen lustig treibenden Hollunders, und allen deutschen, in dieser wilden Freiheit köstlich treibenden Bäumen. — Daß das Alles ohne Gärtner wachsen mußte, begreift sich. Gegen rückwärts dieses Gartenwaldes stieß ein zweiter Garten, jetzt von einer Doppelzeile schöner Häuser besetzt, damals ein wahres Wirrsal von Gesträuchen und Unkraut, und mitten daraus stieg ein Tempel empor, dessen Marmorsäulen schon so gewaschen und verschunden waren, daß hier und da bereits das Holz heraussah; der Fußboden bestand aus Marmor, Ziegeln und Brennnesseln. Alle Käfer und Faltern summten und flatterten in diesem Eldorado, und alles, was Federn und eine Kehle hat, sang und pfiff in den Wipfeln; denn jenseits der Gartenmauer lagen weithin wieder weitere Gärten. Die Benützung dieses Gartens, d. h. das Spazierengehen und Studiren in demselben (wohl

auch das Herumtummeln und Liegen im Grase) hatte Pfeiffer nebst der dreifenstrigen Stube von der Besitzerin dieses Zauberschlosses erhandelt — und um 4 Uhr desselben Nachmittags fuhr ein Schubkarren mit einem Koffer, zwei Hutschachteln und einem leinernen Packe, in dem allerlei verschlossenes Studierzeug war, den schlechtgeplasterten Hofraum des Pallastes einher, und die drei Landstudenten schritten hoffnungsvoll daneben.

Freilich wäre es jetzt unsere Pflicht, zu sagen, wie sie sich auf ihrer Stube eingerichtet haben, aber sie richteten sich gar nicht ein; denn sie bewunderten die Aussicht und die Schönheit der andern Häuser und vergaßen ihre Stube, so daß sie selbst ohne Licht schlafen gehen mußten. Pfeiffer legte seinen Rock auf den langen gepolsterten Sessel, Urban den seinen auf den Rohrsessel, und Quirin den seinigen auf den eichenen; Tabak geraucht haben sie aber diese Nacht noch sehr. Als sie die folgenden Tage etwas bekannter in der Umgegend geworden, wurde es freilich anders, und sie trugen so zu Neste, daß selbes wohnlicher wurde. Es darf frei gesagt werden, daß Pfeiffer den Quirin zwang, zwei blecherne Leuchter, eine Papierscheere und einen blinden Spiegel von dem ausgekundschafteten Tandelmarkte bei hellem Tage nach Hause zu tragen; aber fast schäme ich mich, zu bekennen, daß er selber schon am zweiten Tage in der Abenddämmerung unter seinem grünen Rocke einen unerhört großen Nachttopf nach Hause trug, der dann Nachts (echt republikanisch, daß keiner zu weit habe) mitten in's Zimmer gestellt und mit einer steifgebundenen Flötenschule zugedeckt wurde. Den Besen bestritt Urban, aber er gab einem Jungen neun Kreuzer, daß er ihn in die Wohnung brachte, und fastete dafür Abends. Da die Hausfrau blos ihre Zimmer vermiethete, ohne sich weiter zu kümmern, und da im ganzen Pallaste kein dienendes Wesen existirte

(der damals noch vegetirende, aus andern Zeiten übrig gebliebene, rothnasige, hagere Portier war unverheirathet), so beschloß unser Triumvirat, sein eigener Diener zu werden, und zwar so: die Geschäfte wurden eingetheilt in die staubigen und flüssigen. Letztere zerfielen wieder in die reinen und stinkenden. Die staubigen bestanden blos im Auskehren und im Bergen des Kehrichts in irgend einem unverfänglichen Winkel der Stiegen oder Gänge. Die reinen flüssigen betrafen das Holen des Wassers von dem Pumpbrunnen des Hofes. Es stand dem Betheiligten frei, Abends kein Wasser zu holen, wenn auch nicht ein Tropfen zu Hause war, aber des andern Tags früh mußte es zum Waschen da sein, und wenn einer bei der Nacht Durst hatte, so waren die Rechte so streng, daß der Verpflichtete bei ärgstem Sturm in Finsterniß, unter Frost und Zähneklappern unten zu stehen und zu schöpfen hatte. Die stinkenden flüssigen Geschäfte — sie wurden sehr gefürchtet, weil man so leicht gesehen werden konnte — bestanden im Wegtragen eines gewissen Gefäßes. Diese drei Geschäfte als solche, die das Allgemeine betrafen, wurden zum ersten Male verlooft, dann gingen sie der Reihe nach herum. Die einzelnen, als da sind: Aufbetten, die Kleider bürsten u. s. w., besorgte Jeder für sich, und da stand es ihm wieder echt republikanisch frei, so viel Staub auf dem Rocke und den Stiefeln zu lassen, als er wollte, und das Bett so weit zu vernachlässigen, als er nur noch zu seinem Gebrauche tauglich finden mochte, was freilich nicht viel sagen will, da es in späterer Zeit, als einmal wackere Kameradschaft und Commerz in Aufnahme kam, oft geschah, daß, wenn schon zwei auf jedem Sessel saßen oder ritten, der Koffer von dreien besetzt war, und Die auf der rothen Steinplatte des gemeinsamen Schubladenkastens keinen mehr zu sich hinauf ließen, die andern sechs oder

zehn in den Betten saßen oder lagen, derer gar nicht zu gedenken, die auf dem Fensterbrette hingen, und mit den Stiefelabsätzen die Mauer zerstampften und färbten. Von dem Tabakrauchen, dem Lachen, dem Witze, und dem Singen bei solcher Gelegenheit will ich gar nicht einmal reden. Die Aemter konnten übertragen werden, wenn sich einer dazu verstand, ein dem andern lästiges gegen ein Aequivalent zu übernehmen. Schön war die erste Zeit; denn wie es einst in der alten römischen Zeit war, daß ein Diktator jetzt hinter dem Pfluge ging, jetzt aber die Feinde schlug, so geschah es auch hier, daß Pfeiffer auskehrte, und dann hinging und ein glänzendes Examen bestand; aber da, wie ebenfalls in den alten heidnischen Republiken, die Aemter nicht besoldet waren, so ging es endlich wie damals, als nämlich die Einfachheit der Sitten nach und nach verloren ging, ja schon einiger Wohlstand und Luxus einriß, so fing Urban an, die unreinflüssigen Geschäfte immer zu verhandeln und beim Auskehren eine Schürze umzunehmen, ja später gar die Fenster zu verhängen, während Pfeiffer Alles noch in der alten Einfalt und in der klassischen Naivetät der Vorzeit verrichtete — ja endlich setzte es die Faction Quirin und Urban durch, daß eine rüstige Hausmeisterin der Nachbarschaft gedungen wurde, den Staat zu reinigen, wie einst ein Pisistratos und Cäsar kam — und die schöne Zeit war dahin, selbst feines Tuch kam in's Haus, selbst Fracke — ja so weit kam es, daß selber Pfeiffer so tief sank, und so schwach war, daß, als es immer mehr und mehr Sommer wurde und die Hitze zunahm, und Sommermode erschien, und einmal ein Freund auf Besuch kam, ihn derselbe dabei überraschte, wie er eben seinen guten, treuen, alten lodenen Rock abschor, und abschnitt, wobei er ihn kläglich, wie einen Pudel zerschund, und daß er, da er beim Abschneiden das Lineal zu Rathe zog, statt des

Zirkels, das Elend erzielte, daß er vorne mit den Zipfeln trübselig herabhing, hinten aber mit einem Kreisausschnitt lächerlich emporgaffte — — Selbst Liebe grassirte endlich in dem zerrütteten Gemeinwesen. — — —

Doch wohin gerathe ich? Diese Zeiten liegen eigentlich ferne, während mir doch obliegt, den Beginn ihrer Wirthschaft und ihres Akademielebens zu schildern.

Also, da sie in dem alten Pallast eingezogen waren, und die weite Stube mit ihren Geräthschaften bevölkerten, aber freilich nicht ausfüllten, da bereits das Heimweh sich zu mildern begann, schlug endlich die Stunde des ersten Collegiums. Man war förmlich und richtig eingeschrieben worden, und begab sich nun zusammen auf die Universität — aber wie war das stille ernste Gebäude, welches sie vor ein paar Wochen, als noch Ferien waren, mit beklemmenden Vorgefühlen betreten hatten — wie war es verwandelt! Einen wimmelnden Ameisenhaufen trafen sie heute an. Schon unter dem Schwibbogen, der von der Wollzeil auf den Universitätsplatz führt, standen Gruppen bärtiger und unbärtiger Leute, sämmtlich als Musensöhne erkennbar, und lasen die ungeheuren angeklebten Zettel, auf denen Kost, Wohnung, Unterricht, Theater, Meerschaum, verlorne Gelder, Lehrbücher, verlaufene Hunde, Bälle und Concerte angeschlagen waren; die nicht lasen, neckten sich, oder rauchten gar Cigarren. Der Gang rechts an dem Schwibbogen wimmelte schwarz und grau von denen, die die Philosophie bezogen und sich eben Pfeifen und Röcke und die wichtige Miene angeschafft hatten, — weiter hin auf dem Platze standen oder wandelten ganze Parthien solcher, die in die höhern Fächer rückten, und da unsre Freunde die Hallen betraten, schlug erst das rechte Brausen über ihnen zusammen, als wären sie in den Bauch eines ungeheuren Resonanzkastens gekommen; dicht und schwarz drängte sich die Menge

durcheinander, das Schallen von tausend Fußtritten, das Gewirre der Stimmen, das Klappern der Stöcke, das Rufen, das Lachen, Alles wie ein Chaos, wälzte sich durch die Räume, die Saalthüren standen offen, es strömte aus ihnen aus und ein, und trieb sich auf den Stiegen auf und nieder, der alte Studiosus bewegte sich leicht in seinem Elemente, und ließ es dem Neuling fühlen, daß er hier zu Hause sei, und poltern dürfe, während der andere verdutzt und schüchtern auftrat, und glotzte; ein Professor schreitet hie und da durch die Menge, und die Hüte flogen von den Häuptern in der Gegend, wo er ging — die fröhlichen Gesichter, die zuversichtlichen Mienen, die leichte Haltung, die dem Großstädter eigen ist, die prächtigen Kleider, die grimmigen Bärte — das Alles imponirte unsern Freunden so sehr, daß selbst Pfeiffer kleinlaut zu werden anfing, und er wollte sich in der That recht dumm vorkommen unter all diesen, die da so rasch auftraten, und gewiß das Glänzendste leisten werden. Nur durch den festen Vorsatz, ungeheuer studiren zu wollen, um nicht zurückzubleiben, konnte er seiner gedrückten Stimmung ein wenig aufhelfen — wie hätte es ihm auch ahnen können, daß er nach kaum anderthalb Jahren auch so dastehen werde, eine Cigarre im Munde, und selber den ungeheuersten Bart, und daß er aus den Pandekten disputiren werde, ja daß er sogar keck aus dem Barte herussagen werde, es sei gar nicht so außerordentlich viel mit Justinians Sachen, und sie seien eitle Kasuistik — — jetzt stand er einstweilen im grünen Flause da, wie ein Specht, und schaute verwundert unter der Stirne hervor. Endlich leerten sich gemach die Hallen, und die Säle füllten sich. Da gab es nun darinnen ein Rufen, ein Grüßen, ein Steigen über die Bänke, ein Zusammenschlagen der Stöcke, ein Suchen der Plätze, daß Jeder den ihm tauglichsten erhalte, welcher freilich nicht immer der vorderste war — ja es gibt

eine Art Weltbürger, die sich aus freier Wahl um die hintersten umthun, weil sie dort am besten ihren kosmopolitischen Ideen und Thaten nachhängen können, als da sind: Tarok spielen, Schlafen, Romane lesen, gar nicht da sein ꝛc. Alle unsre drei Freunde geriethen unter diese kosmopolitischen Clubbs, nicht aus Factionsgeist, sondern aus purer Bescheidenheit — leider müssen wir aber berichten, daß sie sich nicht ganz rein von diesem Geiste erhalten konnten, und sich nachgerade recht wohl auf jenen Grenzgebieten fühlten.

Endlich legte sich der Tumult nach und nach; ein bedeutend großer Saal saß voll Menschen, die Thürflügel thaten sich auf und — Stille überall — denn der Professor war hereingetreten. Da wir jedoch nicht des Professors Biographie, sondern die der Studenten schreiben, ein ruhiger, horchender Mensch aber ein schlechter Gegenstand für einen Schriftsteller ist, so werden wir nicht nur diese, sondern alle künftigen Vorlesungen unbeschrieben vorübergehen lassen, nur das erwähnen wir, daß unsre drei Freunde wacker aufhorchten und gewissenhaft nachschrieben.

Die erste Vorlesung war vorüber, Pfeiffer ging durch den großen Universitätssaal des ersten Stockes, dessen mächtig große Thürflügel zur freien Passage geöffnet worden waren, um das allzugroße Gedränge auf den Treppen zu lichten, und nachdem er die Großartigkeit des Baues und die schwere alterthümliche Malerei bewundert hatte, trat er die breite Mitteltreppe hinab, wieder in die untern Hallen und staunte, sie eben so belebt zu finden, wie zu Anfang der Vorlesungen, aber er wußte damals nicht, daß, da zu allen Stunden aus allen Fächern Vorlesungen sind, die Atria der Gelehrsamkeit stets von Kommenden und Gehenden bevölkert sind, derer gar nicht zu gedenken, die sich lieber in den Hallen herumtreiben, als da sitzen und horchen — ja, daß jenes Fluthen von Menschen sich trotz der so großen

Bevölkerung der Stadt sogar in die ferneren Umgebungen der Universität ergieße, und dort merkbar werde. Aber wie beim ersten Anblick dieses Gewirre niederdrückend und melancholisch auf ihn gewirkt hatte, so fing es allgemach an, einen belebenden und erhebenden Eindruck auf ihn zu machen, namentlich, da es so kräftigend auf jedes Herz wirkt, lauter junge, frische, strebende und meistens schöne Männer zu sehen, lauter heitere Gesichter, glänzende Augen und all das lustige Funkeln und Flackern des eigentlich beginnenden Lebens, und das Ganze noch gehoben durch die Thatsache, daß, obwohl Wien ordentlich wimmelt von schönen Mädchen, es im Durchschnitte doch noch viel mehr schöne Männer als Damen gibt.

Mitten im Schwarme stand Quirin, und da ein sonniger, seltsam warmer Herbsttag war, so gingen sie miteinander zum ersten Male in den Prater.

Und immer mehr und immer mehr streifte die Stadt und die Akademie ihr Anfangs befremdliches und imponirendes Wesen ab, und ehe noch der lustige weiße Winter über die Dächer wirbelte, war schon in Haus- und Akademiewesen unserer Freunde ein gut Theil jenes Studentenwitzes und Leichtsinnes eingekehrt, der dieses Leben so köstlich macht, und so unvergeßlich. Der schnöde schmale Gesichtskreis ihres Landlebens erweiterte sich; ungekannte reizende Genüsse stellten sich ein, — jenes bezaubernde grüne Tuch, dem kein Studentenherz widerstehen kann, das Billard — durch Koth und Sturm wurde in ein fernes Vorstadt-Kaffeehaus gewatet, weil sie dort die Honoratioren waren, was ihnen sonst nirgends gelang — das Anschaffen eines schönen Meerschaum-Kopfes — Besuchen und Erwerben von Freunden, — und leider auch Unruhe und Lachen im Collegio, und die unwiderstehliche Sucht — (eine Krankheit, die nie ausgerottet werden wird, so lang es

Professoren und Studenten gibt) — die Sucht, diesem oder jenem ihrer Herren Professoren und oft dem geliebtesten und geehrtesten hier und dort eines anzuhängen, wodurch er lächerlich wird, der arme. Um von vielen nur Eines anzuführen, so war es den ganzen Winter hindurch ein stehender Witz, daß ein der Thüre zunächst Sitzender täglich den obern Riegel des einen, immer geschlossenen Thürflügels lüftete, wodurch es geschah, daß, wenn der gute alte Herr hereinging und die Thür zumachte, dieselbe mit dem losen Flügel klapperte, worauf er ruhig und ernst den obern Riegel zuschob, aber regelmäßig den Mantel hierbei von der Schulter zu gleiten bekam, welchen dann der Spaßvogel ehrerbiethig auffing, worauf eben so regelmäßig von Seite des Professors ein tiefes, sonores: „Ich danke Ihnen, mein Freund," und von Seite des Auditoriums ein unterdrücktes Kichern erfolgte. Leider ist auch das menschliche Geschlecht so schwach und der Bosheit verfallen, daß es gerade da am liebsten und über Lappalien lacht, wo es am wenigsten lachen sollte, wegen Ernst und Heiligkeit des Ortes. Es gehe das geringste Komische, was im Wirthshause keinen Menschen afficirt, z. B. in der Kirche vor, sogleich ringt die ganze Gemeinde mit dem Teufel der Lachlust, und so ist es gerade in den ernstesten Collegien. Freilich geschah dem Pfeiffer etwas dieser Art, was ihm selbst ein schlechtes Zeugniß, jedenfalls aber eine große Fatalität zugezogen hat. Weiß Gott, welcher Dämon gerade den übermüthigen Grafen Braun *neben*, und den langen, dünnen, fadenscheinigen Studiosus Springer *vor* Pfeiffer zu sitzen gebracht hat, aber gewiß ist es, daß der Graf eines Tages im Collegio Weichseln aß, und daß er, während er durch eine Papierdüte die Kerne in Springers Rocktasche gleiten ließ, die Stengel künstlich und mühsam in die lange, lockere Rückennaht des Springerschen Rockes einsteckte, wodurch

der Besitzer dann leider wie ein schmächtiger, herabgekommener Eber voran saß, mit der dünnen pallisadenartigen Reihe der Rückenborsten, die sich wie ein Fächer ernsthaft sträubten, sobald er sich niederbückte, um einen bedeutungsvollen Satz nachzuschreiben (denn er war ein sehr fleißiger Student), und die sich aber sogleich wieder ruhig neigten, und wagrecht wegstanden, wenn er sich der Länge nach aufrichtete und horchte, — da schoß nun jener Teufel in das Pfeifferische Nervensystem und zwang ihn, ungebändigt zu lachen — freilich knebelte er mit Riesenanstrengung seine Stimme im Schlunde, daß sie nicht losplatzte, aber in seinem Gesichte wurde desto mehr Alles in tausend Lineamenten sichtbar und veranlaßte den docirenden Professor zur ruhigen Frage, was denn ihm, dem Fünften in der achten Bank, so lachenswerth erscheine — — aber Pfeiffer, weil er weder den Grafen Braun in's Unglück stürzen, noch auch den redlichen Springer lächerlich machen wollte (welches ehrenwerthe Gefühl alle Gentlemen der Umgebung theilten), schwieg hartnäckig, was die Drohung zur Folge hatte, daß, falls er sich wieder solche Lachconvulsionen zu Schulden kommen lasse, er sofort auswandern und entfernt dem menschlichen Verkehre sich in der letzten Bank niederlassen müsse. In's Auge aber war er seit der Braun-Springerischen Frage schon einmal gefaßt und wurde alle Augenblicke um seine Ansicht gefragt und sonst angelassen, und bei der Semestralprüfung wäre er fast gehunzt worden, hätte er sich nicht durch die schönsten Antworten das glorreichste Lächeln und Wohlwollen des alten Herrn erworben, der die Hand schwenkte, und ihn mit der Vorzugsklasse entließ.

Das häusliche Leben dehnte sich, wie das öffentliche aus. Kaum waren die Erdäpfel zu Hause, die Quirin auf dem Schanzel entdeckt hatte, als er nach dem Koffer geforscht, und die er als sehr taugliches Winternahrungs-

mittel angeschlagen hatte, kaum war der alte Taubenschlag vom Boden herabtransportirt, um für den Winter das trefflichste Heizmittel abzugeben, und kaum hatten sie sich recht in ihrer Stube eingepuppt, um das zurückgezogenste Leben zu führen, so begannen sie auch schon, ein sehr nicht zurückgezogenes zu führen. Der zweite Stock ihres alten Palais nämlich verwandelte sich in einen Wespenstock von Studenten, die wie Adler von allen Weltgegenden herbeigeflogen kamen, um in der alten Burg zu horsten; in wenig Tagen entspann sich unwillkührlich ein Bekanntwerden, Gespräch und Umgang, und bald entdeckte es sich, daß die Stube unsrer Freunde die größte der alten Burg, und mithin die tauglichste zu einem Versammlungssaale und Gesellschaftszimmer (Salon) sei, und obwohl jeden Abend mit einem hölzernen Kruge und einem Klöppel im Gange geläutet wurde, daß jeder sich rüsten könne, wer heute Lust und Neigung hätte, in's Brauhaus zum Neuling zu gehen, so geschah es doch öfters, daß man an regnerischen und sonstigen Tagen Abends sich bei Pfeiffer versammelte, die schönsten Lieder heulte, und von dem Gasthause gegenüber Bier kommen und auf den Tisch stellen ließ, — ja da sich die Civilliste des Triumvirats bedeutend besserte, erfand man die niedlichsten Flaggen, die zum Fenster hinausgehängt, vom Kellner gegenüber verstanden wurden, der dann das vertragsmäßige Bier, Würste und solche Utensilien brachte, und dafür zu Anfang jeden Monats eine zu große Rechnung vorwies. Jeder trieb eine Kunst. Pfeiffer malte in Oel, aber man wußte nicht, zu welcher Race seine Menschenfiguren gehörten — Quirin raufte Abends mit einem Bassettel oder schnob Flöte, und Urban war kunstreich in Pappe. Dazu wurden Knochen und Todtenköpfe jeder Gattung in's Haus geschleppt, um daran zu studiren, und Pfeiffer bedeckte Kasten und Tisch mit Landkarten und statistischen Tabellen. Ein

Pudel war im Stocke, aber man wußte endlich nicht mehr, wem er gehöre, weil er Allen aufwartete und apportirte, und wie ein mißtrauischer Tyrann, jede Nacht in einem andern Zimmer schlief. Tarokkarten, Schachbrette wurden angeschafft, gegen Frühling auch von dem Stocke ein Piano in gemeinschaftliche Miethe genommen, und in den Salon gestellt. Ein schlanker Techniker sang Schubert'sche Lieder, die eben damals herauskamen; ein Mediziner hieb die Begleitung, die Andern trommelten auf Tisch und Kasten, und streuten Tabakasche auf den Fußboden. Im Sommer wurde im Garten studirt, gebalgt, gefochten, gerungen, im Schatten geschlafen, geboxt — ja Pfeiffer und sein Zimmernachbar beschworen einmal im Uebermuthe in dem verfallenden Tempel Nachts den Teufel, aber er kam nicht. An allen Enden und Orten standen die Flegeljahre in Blüthe — Glück und Freude keimten allerwärts, Enthusiasmus riß ein — ewige Freundschaften wurden geschlossen, ja Liebesahnung schaute bereits herein; denn man wußte eine Zeit, wo sich Quirin den unsichtbaren Bart immer wichste, und wo Pfeiffer sich die Haare mit einer Papierscheere brennen ließ; — man weiß gar nicht, wie weit sich noch Alles gesteigert hätte, wenn nicht zwei Dinge gewesen wären, die dem Dithyrambus ein Ende gemacht haben. — Erstens wurde man leider von Tag zu Tag vernünftiger, und kälter. Urban ließ sich zuerst einen sehr schönen blauen Frack machen und verbrannte drei Bände der herrlichsten Vaterlands- und Liebeslieder, die er in Geister- und Weihestunden verfertigt hatte — zweitens vergingen ja die Studienjahre von selber, und man ward leider etwas im Reiche der Menschheit, aber schon früher hatte das Geschick den Bund getrennt. Es trat nämlich eines kalten Wintertages, da Pfeiffer im dritten Jahre war, ein reicher Graf mit seiner Gemahlin in den Salon, da Pfeiffer eben Knödel

kochte, und trugen ihm die Erziehung ihres Söhnleins auf, weil er ihnen empfohlen worden sei, — Pfeiffer stand hochroth in der Schürze vor ihnen und sagte stammelnd zu — und des dritten Tages war er schon auf seinem parkettirten Zimmer des gräflichen Hauses, und gedachte schmerzlich des Salons der verwitterten Burg.

Aber auch die Zeit der Andern ging endlich vorüber, und Alles wurde zerstreut. Viele von ihnen haben jetzt Kinder und Kahlköpfe, einige Geld, einige keines, und Pfeiffer ist Verwalter auf einer großen Herrschaft seines Grafen und hat bereits fünf Buben, mit bester Aussicht auf deren noch einige, — er correspondirt mit Quirin, dem geehrten Arzte zu ****, und sie besuchen sich öfter und lieben sich noch immer. Ihre Frauen wurden Freundinnen und theilen sich Kochrecepte und Romane mit. Urban ist ein Stutzer geworden.

Die Wiener Stadtpost.

Zu den charakteristischen Erscheinungen unserer Stadt gehört ohne Zweifel auch die sogenannte kleine Post, oder die Stadtpost. Es mochte um das Jahr der Cholera herum gewesen sein, als ich nach längerer Abwesenheit wieder nach Wien zurückkam, und noch ehe ich durch ein paar Gassen gelangte, fielen mir schon die originellen Fuhrwerke auf, die ich sonst nie gesehen. Der nett angestrichene Wagen, mit dem Namen einer Vorstadt und einer Nummer auf seiner Rückseite, der gelb blecherne Armring des Fahrenden, sein gewissermaßen amtlicher Hut, und entsprechende Haltung überzeugten mich sogleich, daß ich da eine neue Einrichtung des Staates vor mir habe, allein Ziel und Zweck derselben konnte ich nur ungefähr errathen; wie erfreut war ich aber, als man mir Alles auseinandersetzte, denn die Einrichtung hat einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen.

Die Stadtpost, wie schon ihr Name sagt, hat die Aufgabe, den brieflichen Verkehr in der Stadt selber zu vermitteln, aber nicht blos auf das eigentliche Wien, sondern auch in die nächste Umgebung erstreckt sich ihr Wirkungskreis. Es war wirklich dringend nöthig, daß diese Einrichtung in's Leben trat, denn der frühere Zustand führte viel Unbequemlichkeit mit sich. Wenn ich nach Paris oder Madrid eine Nachricht zu senden hatte, brauchte ich nur niederzusitzen, dieselbe zu Papier zu bringen und dieses auf die Post zu geben; hatte ich aber schnell einem Freunde in der einen oder andern Vorstadt etwas zu berichten, so mußte ich aufbrechen, und selber einen Weg von einer

Die Briefpost.

Stunde und darüber zurücklegen, um ihn zu suchen, und dann geschah es, daß er nicht zu Hause war, oder, wenn er es war, daß ich bei ihm blieb und den Tag verschlenderte. Wollte man nicht selber gehen, so mußte man entweder den eigenen Diener, falls man einen hatte, senden, oder erst herumirren und sich irgendwo einen Bothen auflesen. Jetzt aber ist man in der Lage, täglich zweimal in alle Theile der Stadt, der Vorstädte und der nächsten Umgebung mittelst Post Briefe zu senden, und von da zurück zu erhalten. Das ganze zur Hauptpost Wien gehörige Terrain ist nämlich in Bezirke abgetheilt, und in jedem dieser Bezirke ist ein Briefsammlungskasten, in welchen die nächste Umgebung ihre Briefe, auch solche, die für weitere Entfernung bestimmt sind, zu weiterer Beförderung abgibt. Zu jedem solchen Kasten gehört auch ein Fuhrwerk, wie es auf unserm beiliegenden Bilde dargestellt ist. Dieser vierrädrige Kasten, gewöhnlich mit einem Pferde bespannt, erscheint täglich wenigstens zweimal vor seinem Bezirkssammlungskasten, und nimmt dort, was an Briefschaften und kleineren Paketen vorhanden ist, auf, und fördert es auf die Hauptpost. Dort werden die Sachen sortirt, die für die Ferne bestimmten der ordentlichen Post übergeben, die für die Nähe gehörenden aber den betreffenden Briefträgern eingehändigt, um den Partheien zugestellt zu werden. Auf diese Weise kann man nicht nur durch die ganze Stadt der Kreuz und Quer nach correspondiren, sondern auch, wenn man eben in der Vorstadt wohnt, mit größter Bequemlichkeit Briefe in alle Welt senden, denn sowohl in der Stadt, als auch in Vorstädten sind obbesagte Sammlungskästen in solchen Distanzen angebracht, daß man immer einen in der Nachbarschaft hat, und zur Briefaufgabe nicht wieder eine Reise machen muß, wie es früher der Fall war. Referent dieses hatte bei seiner ersten Ankunft in Wien

aus Unkenntniß der Verhältnisse das Unglück, in einem entfernten Vorstadttheile zu wohnen; — da er nun von Hause aus ein schlechter Correspondent ist, so wurde er nun ein noch schlechterer, denn wenn er sich auch einmal einen Anlauf nahm, und den längsten Brief, der ihm möglich war, zu Stande brachte, so blieb ihm doch derselbe wieder als ein todtes Kapital liegen, weil er (der Referent, nicht der Brief) einen Frack hätte anziehen und den eine halbe Meile langen Weg in die Stadt hätte zurücklegen müssen; wer nun die Gabe hat, zu wissen, wie wohl, wie zu Hause man in einem Schlafrocke ist, der wird auch begreifen, daß der Referent den Schlafrock nicht aus- und den Frack nicht anzog, und daher der Brief nicht fortkam. — Da der Referent nun auch noch an Vergeßlichkeiten leidet, so geschah es, daß, wenn er am zweiten, dritten, siebenten Tag nachher in der Stadt war, der Brief richtig im Schreibpulte zu Hause Quarantaine hielt, und endlich ganz verjährte, so daß er honetter Weise gar nicht mehr fortgeschickt werden konnte. Ich habe auf diese Art mehrere Briefe, mit denen ich Andern eine unsägliche Freude machen wollte, wieder selber ersessen, und da ich nie ein Auto da fè der Briefe halte, so werden sie wahrscheinlich noch in meinem Besitze sein, und gleichsam als alte Jungfern unter den andern im Kasten liegen, die ich empfangen, und die also ihre Bestimmung erfüllt hatten. Gewiß ist es auch Andern so ergangen, und es werden wahrscheinlich heut zu Tage blos aus der Ursache mehr Briefe geschrieben, weil das Losbekommen derselben so ungemein erleichtert ist.

Da der Fährmann der täglichen Correspondenzen seine Thätigkeit dahin beschränkt sieht, daß er jetzt von der Josephstadt auf die Post, und dann von der Post in die Josephstadt fährt, und morgen dasselbe thut, und übermorgen wieder dasselbe, so hat sich auch in seinem ganzen

Wesen etwas Stereotypes ausgeprägt, und in der Regel ist er ein gelassener, gleicher und eintöniger Mann, der, wie Charon einst die Schatten, so nun die Correspondenzen Stadt aus-, Stadt einführt, ohne sich darum zu kümmern, was für unaussprechliche Liebesklagen und Liebesfreuden er in seinem Kasten haben mag, was für Vorwürfe von Gläubigern und verlassenen Schönen, was für Jubel eines Jünglings, der endlich das erste zarte Blatt von angebetheter Hand oder das langersehnte Geld von dem Onkel erhalten hat, oder was für ein Durcheinander von Geschäften, Anfragen, Bestellungen, Bitten, Sehnsuchten, Forderungen, Meinungen ꝛc. ꝛc. im Bauche seines Kastens sich rühren mag, so daß ein Ameisenhaufen dagegen ein todtgebornes Ding ist, — er ist gleichgiltig dagegen, wie ein Mann, der übergeschnappt ist, gelassen fortgeht, und nichts davon weiß, welch ein Tanz nun in seinem Kopfe los ist — so führt er seinen Kram zur Post, und leert ihn dort aus, und fährt dann wieder eben so ruhig in seine Vorstadt zurück, worin er glücklicher ist, als der eben angeführte übergeschnappte Mann; denn dieser kann freilich seinen Tanz nicht aus dem Kopfe ausleeren, und als gescheidter Mensch von dannen gehen. Es ist erstaunlich, was er von Tag zu Tage führt, welche Masse von Gedanken, Gefühlen da unter dem Siegel gebunden liegen, und gegen den los werden, der sie entsiegelt; es wäre in der That zum wahnsinnig werden, wenn so jeder Brief reden könnte, und plötzlich sein Anliegen mündlich vorzutragen anhöbe, — — aber dieser Gedanke ist selber halb närrisch, und der Brieffuhrmann denkt ihn gewiß nicht, denn eigentlich ist es doch nur so und so viel Pfund beschriebenes Papier, was er führt, nebst den Pfunden Siegellack und Oblaten, welche mitgegeben sind. — In welche Wuth, und in welches Entzücken die gerathen werden, die das Siegel erbrechen, und

sich das herauslesen werden, was der Andere hingeschrieben hat, das geht ihn gar nichts an; er führt das Schießpulver zwischen den Stadtpartheien hin und her, und es kümmert ihn gar nichts, wie sie sich damit in die Gesichter schießen werden, und wenn er fünf Metzen Liebesbriefe führt, in denen lauter Flammen stehen, so führt er sie doch so sorglos dahin, als wenn es Schafkäse wären, und endlich, nachdem er sein Tagewerk vollendet, und wenn es Abend geworden, und wenn er Manchem in dieser Stadt einen Brief beigebracht hat, über den derselbe aus der Haut zu fahren vermeint, so spannt er gelassen sein Pferd aus, welches ihn an Gleichmuth und Mechanismus noch übertrifft, und während der Gaul seinen abendlichen Hafer frißt, sitzt dessen Herr wahrscheinlich in der Kneipe bei einem Glase Wein und seiner Pfeife, und verplaudert seine Zeit, bis endlich die tiefe Nacht kommt, und sowohl er, als auch die, denen er heute Verdruß und Freude in's Haus spedirt hat, im tiefen Schlafe begraben sind. Des andern Tages beginnt er sein Geschäft von vorne, um es eben so wieder zu enden, und so geht es alle Tage fort, die Gott vom Himmel gibt. Zu gewissen Tageszeiten kann man im Hofe der Briefpost mehrere dieser Wagen stehen sehen, die auf ihre Expedition warten; dann aber fahren sie auseinander, dem Orte ihrer Bestimmung entgegen.

Was die innere Organisation, gleichsam das Statistische und Technische dieser Fuhrwerke und des ganzen Briefvertheilungswesens anlangt, wie viel dafür gezahlt wird, zu welchen Stunden man die Billets empfängt, welche Pakete befördert werden, wie viele solche Sammlungskasten in ganz Wien sind, davon enthalten wir uns billig, da wir unserm Leser nur ein heiteres Stündchen, nicht aber statistische Kenntnisse von Wien beibringen wollen, und er sich überdieß zu seiner Nothdurft in jedem Kalender über diese Sachen unterrichten kann.

Tandler

UNIVERSITY OF ILLINOIS

Der Tandelmarkt.

Der Referent dieser Zeilen gesteht, daß er ein großer Verehrer von Alterthümern ist, gleichsam von Worten, die eine längst vorübergegangene Zeit an die unsere redet, oder vielmehr: die Worte lasen wir in irgend einer Geschichte, und die Alterthümer sind der sinnlich eindringende Commentar dazu, das Gewand, das der Urgroßvater ausgezogen und niedergelegt hat, als er auf immer fortging, welches Gewand nun rührend und naiv Bruchstücke von der Geschichte dieses Urgroßvaters erzählt. Diese meine Liebe zu Alterthümern erstreckt sich aber auch auf ganz unnützes, mittelalterliches Zeugs und auf jeden verschollenen Trödel, dessen Sprache wir gar nicht mehr verstehen, und der sich nur mehr als übrig gebliebener Plunder fortfristet — ich habe solche Dinge lieb, und mir thut es weh, wenn ich sie zerstören sehe, oder gar ein Haus abgebrochen wird, in dem ich mir oft zu wohnen gewünscht hatte, weil so viele Ecken und Erker und Stiegen und Gänge darin und daran waren, welches alles aber jetzt zerschlagen und zerworfen wird, weil, wie die Leute sagen, der alte unnütze Kasten weg muß, damit ein ordentliches, vernünftiges Haus an die Stelle kommen mag — ein ordentliches, vernünftiges Haus aber heißen sie ein großes gerades viereckiges Ding mit vielen Fenstern, das erst recht einem Kasten ähnlich sieht, und in seiner Prosa nicht den geringsten Reiz zu Gefühlen einflößt, außer denen der Bequemlichkeit. Für Antiquitäten

dieser Art ist daher eine Residenz sehr gefährlich, weil da ein eigenes Treiben und Fortschreiten in Geschmacks- und Modesachen herrscht, und wenn ich noch hie und da ein schwarzes, vielgiebliges, hochgestrecktes Haus sehe, so fürchte ich schon, daß, wenn ich morgen vorübergehe, Gerüste da- stehen, und tausend Menschen daran sind, das Haus und seine Nachbarn abzutragen, um ein glänzendes, weißes, gerades, viereckiges, reizloses Zinsgebäude hinzustellen. Da nun dieß täglich und stündlich geschieht, so sieht Wien wie eine Stadt von gestern aus, nicht wie eine aus der Zeit der alten Römer, so wie seine Damen auch stets wie neu gekleidet einhergehen, da sie die alten Stücke immer weg- geben und neue nachschaffen, gerade wie die Baumeister mit den Häusern verfahren, während man in kleinen ab- gelegenen Landstädten sehr oft noch neben den uralten Mauern, uralte Kleider wandeln sieht. Es wird eben, so wie ich dieses schreibe, auf dem sogenannten lichten Steg ein kleines, unbequem gelegenes altes Haus abgebrochen, und mit Recht; denn es ist dringend nöthig, daß die Passage dort breiter werde, aber immer, wenn ich dieser Tage her vorbeiging, dachte ich: „Mein Gott, wo wird nun der liebe, hübsche, steinerne Engel hinkommen, der an der Fronte aus einer Nische sah, und seine Flügel so fromm und nett faltete, als wollte er sich wie eine Phaläne einhüllen, — wo wird er hinkommen?“ Aber die Leute brechen lustig weiter, und der Engel, der am Ende gar nicht von Stein ist, liegt vielleicht auch schon irgendwo zerbrochen umher. Nur die Namen als Denkmale der Vergangenheit bleiben, aber auch die nicht immer. So ist noch das Lugeck, jetzt ein kleiner Platz in der Stadt, einst eine Warte in der Stadtmauer gegen das gefährliche Ungarn hin, dann der rothe Thurm, der Graben, die Freiung, Maria am Gestade, die Fischerstiege, die Woll-

zeile und andere; viele aber sind auch geändert, so z. B. steht an der Stelle des alten romantischen Katzensteiges jetzt die prächtige Seitenstettergasse; wo es früher im „Elend" hieß, liest man jetzt Zeughausgasse; andere, wie z. B. das Paternostergäßchen, verschwinden ganz und gar. Daß bei einer solchen Bewandtniß der Sache all die kleineren beweglichen Alterthumsdinge sich nicht erhalten können, begreift sich, denn wenn es den niet- und nagelfesten nicht anders ergeht, als daß sie zerstört und zerrissen werden — was haben die zu erwarten, die in aller Welt herumkollern und ewig die Hände ihrer Eigenthümer wechseln?

Freilich, die etwa historischen, künstlerischen, antiquarischen Werth haben, wandern in Sammlungen, aber das ist, so zu sagen, dieselbe Sache gar nicht mehr; denn erstens sind in solchen Sammlungen meist nur Dinge, die uns von dem vergangenen Staatsleben erzählen, aber gerade von dem nichts, was uns das Unmittelbarste und Herzigste ist, von dem alltäglichen Alltagsleben unserer Voreltern, von dem gerade der Plunder und Trödel deutlicher redet, als das wichtige Geschichtsstück, das am Ende doch wieder nur das Schluß- und Endestück des Trödels ist, und aus seinem Zusammenhange gerissen, verstummt — zweitens reden ja die Sachen am rührendsten zu uns von dem Orte ihres einstigen Gebrauches aus und im Zusammenhange ihrer Umgebung; werden sie nun von da herausgerissen und in einen fremden Saal zusammengedrängt, so verlieren sie meistens ihre Muttersprache, und es ist, als hätte man die Worte einer Büchersammlung durcheinander gewürfelt und noch dazu das Ganze in einem Lande aufgestellt, wo man die Sprache dieser Bücher gar nicht mehr spricht. Darum blicken mich Harnische, Speere, Becher, Koller, Fahnen, Urnen, Gemälde, Schnitzwerke, Stickereien und dergleichen so fremd

und widerspenstig an, wenn sie in Fächern eines Antikensaales dicht neben einander stehen, wie sie im Leben und in ihrer Zeit nie waren: aber ganz anders und traulich schauen sie von dem Platze ihrer einstigen Bestimmung zu uns nieder, z. B. wenn wir in dem Kreuzgange einer Abtei wandeln, und die Bilder der Aebte da hängen, im strengen, ernsten Stile gemalt, und von Alter schwarz und düster geworden, oder die Steinbilder in Säulengängen, oder auf Kirchhöfen; die alten Geräthe und Meßgewänder in der Sakristei, die Waffen- und Prunkstücke in der Burg, und endlich die Geschirre und Stoffe und Truhen im Hause des Bürgers.

Ich kannte einmal einen Mann — damals hielt ich ihn für einen großen Narren, jetzt aber wäre ich selber so, wenn ich in seiner Lage wäre — dieser Mann hatte ein Haus auf dem Lande, welches von seinen Vorfahren durch Jahrhunderte hindurch nicht bewohnt worden war; es strotzte daher von abentheuerlichen Sachen und Alterthümern. Der Mann ließ nun das Haus wie es war, kein Nagel durfte verrückt, kein Pfosten angestrichen, kein Fensterrahmen modernisirt werden, von Schreinen, Bettgestellen, Getäfel u. s. w. durfte erst vollends nichts angerührt oder verunglimpft werden, nur wurde alles Schadhafte ausgebessert, und das Haus in wohnlichen Zustand versetzt, weil der Mann gesonnen war, es sein Lebtage zu bewohnen. Nur hatte er die Ansicht — und dieß war es, was ich für die Narrheit hielt — er hatte die Ansicht, daß man die Ausbesserungen nicht etwa im Geiste und Stile des bereits Vorhandenen machen müsse, wie ich und die andern Vernünftigen gethan hätten, sondern wo etwa ein Fensterflügel fehlte, setzte er neben den alten einen ganz modernen hin; der alterthümliche invalide Sorgenstuhl bekam einen Fuß heutiger Art; wo das Wandgetäfel fehlte, ließ er die nackte

Mauer durchblicken, nur ward das Stück betüncht und nach jetziger Weise bemalt. Da nun überall etwas fehlte, so gerieth ihm das Haus zu einem gräßlichen Contraste, der jeden lachen machte, der hineintrat — — aber er durfte nur einige Zeit darinnen wohnen, dann begann schon die Wirkung sich allmählig zu zeigen; gerade der Contrast hob uns das Urväterliche heraus, und da nirgends nachgeholfen war, so erwies sich das Alte als echt und wirkte als solches. In diesem Hause nun saß der Mann, umringt mit Dingen seiner Ururgroßväter, und täglich gebrauchend, was sie vor drei- bis vierhundert Jahren gebraucht hatten, und was damals sehr schön und sehr neu war. Ich war noch ein kleiner Student, als ich den Mann besuchte, damals lachte ich ihn aus; seine grauen Haare waren selber schon eine Antike, und die blitzenden schwarzen Augen standen gerade so dazu, wie die neuen Ausbesserungen zu dem alten Hause — jetzt ist er schon längstens todt, sein Vetter, der das Haus erbte, hatte mehr Geschmack. Es ist jetzt ein blankes, luftiges Landhaus, und die Familie besucht es jeden dritten und vierten Sommer auf einige Wochen — ich aber denke recht oft des alten verstorbenen Mannes und seines Trödels. — Ich habe kein Haus, in dem so ahnherrliche Dinge sind, ich bin auch kein Alterthumsforscher, aber das ewige Herumkriechen in alten Burgen, in öden Kirchen und aufgehobenen Klöstern impfte mir eine kindische Neigung zu alten Sachen ein, und eine ordentliche Liebe zu dem verstorbenen Manne, der das antiquarische Haus bewohnt hatte, und so weit geht die Sache, daß, als ich den Titel dieses Aufsatzes niedergeschrieben hatte — der Leser mag mich immerhin auslachen — ich mit einer Art Pietät zu der Arbeit ging; denn ich gehöre zu den fleißigen Besuchern des Tandelmarktes, der nicht nur selber eine Antiquität ist, sondern

auch die kostbarsten Trödelstücke in sich bewahrt, so daß ich schon öfters mit guter Ausbeute nach Hause kam.

Der Leser folge mir nun nach dieser Einleitung, die ihn auf den Standpunkt setzen sollte, den Tandelmarkt recht vom Grund aus würdigen zu können, in diesen selber — wer weiß, wie lange er noch stehen wird, diese Ruine aus der guten treuherzigen, bürgerlichen Zeit unserer Vorväter. So wie die Hetze abgekommen ist, und das Turnen, so wird man auch eines Tages die ganze leichte, schwarze, bretterne Stadt abbrechen, daß nichts mehr von der vergangenen Herrlichkeit da ist, als der große leere Platz. Auf diesem wird man dann junge Pappeln pflanzen, daß einst eine recht schöne Allee daraus werde.

Ich habe den Lesern schon an einem andern Orte dieses Werkes gesagt, daß um die eigentliche Stadt Wien herum, wie um jede Festung, ein freier Platz, Glacis, laufe, damit bei Belagerungen die schweren Kugeln darauf spielen können, aber wie ein ergrauter Kriegsheld seine Waffen nur mehr als Schmuck und Ehrenzeichen trägt, so trägt heut zu Tage Wien seinen Harnisch und Schild, mit denen es zu seiner Zeit die Türken so wacker zurücktrieb, auch nur mehr zur Erinnerung und zur Zierde. Darum hat das Glacis eine ganz andere Bedeutung bekommen; zum Theile ist es noch, was es war, ein geräumiger Exerzierplatz der hiesigen Garnison, die andern Theile aber sind so mit Alleen besetzt, daß es wie der anmuthigste Spaziergang, ja stellenweise wie der dichteste Park aussieht. Jenseits des Glacis steht der Wald der Vorstädte um die eigentliche Stadt herum, und es wäre Schade, wenn einmal eine zukünftige Zeit auf den Einfall kommen sollte, diesen freien Raum zu verbauen; denn er ist als Spaziergang unschätzbar, und als Luftreservoir für die große Stadt wahrhaft eine Wohlthat. Auf diesem Glacis an dem rechten Ufer des

Wienflusses steht nun auch, wovon wir in diesem Aufsatze handeln wollen, der Tandelmarkt. Es ist dieß eine Sammlung uralter hölzerner Hütten, die förmlich wie eine Stadt in Gassen getheilt, und nummerirt sind und all das enthalten, was man von einem Tandelmarkt verlangt. Da nun wenige Städte, namentlich Residenzen, eine Anstalt dieser Art, oder vielmehr diesen Ueberrest einer vergangenen Zeit aufzuweisen haben werden, und da sich gerade hier ein guter Theil der originellen Bevölkerung Wiens treibt und schiebt, so haben wir der Sache in unserm Buche einen eigenen Raum gegeben.

Tandeln, Tandler, Tandlerin, sagt man in der gemeinen Wienersprache statt Trödeln, Trödler, Trödlerin, und man versteht unter dem Geschäfte ein Handeltreiben mit aller und jeder Gattung von Plunder, alten und neuen Zeugs, und es wäre schwer, ja es wäre eine Herkules-Aufgabe, in eine allgemeine Formel zu bringen, was alles Gegenstand des Tandlers sei und sein könne, von dem kostbaren Perlenschmuck und der goldenen Cylinderuhr an bis zu dem einzelnen verrosteten Schuhnagel herab, von dem Zobel- und Hermelinpelze bis zu dem vertretenen Stallpantoffel, von Silber, Borden und Seidengeflechte bis zu altem weggeworfenem Riemwerk und Leder. Alle Stände, alle Alter und Geschlechter, alle Zeiten sind hier repräsentirt.

Es sind auch in der Stadt und in den Vorstädten einzelne Trödlergewölbe, und man erkennt sie von Weitem an den herausgehängten Bildern, Uhren, Meerschaumpfeifen, Gewehren, Kleidungsstücken und so weiter, aber der eigentliche Sammelplatz, gleichsam der poetische Clubb aller alten, verschollenen und verblichenen Dinge ist und bleibt der Tandelmarkt. Jeder, der da weiß, wie ihm als kleinem Knaben wohl war, wenn etwa die Truhe der

Großmutter aufgemacht wurde, und nun ein Haufen alten Zeugs hervorkam: der steife, seidene, großblumige Brautrock, die schwarze Haube, von der die Seitenflügel eulenartig wegstanden, der messingspangene Himmelschlüssel, die hochstöckligen Schuhe, der Fächer, die Pelzstutzen, der Muff, dann zehn, zwanzig kleine Trühelchen und Büchslein und Fläschlein und anderes, was kein Mensch mehr kennt — jeder, der das weiß, wird gerne durch die Gassen dieses Marktes gehen, wo derlei Sachen gleich in Massen aufgehäuft sind. Wie die Pferde, wenn sie ausgedient haben, nach und nach herunterkommen, von dem edlen, kriegerischen Reitpferde erst zum Kutschenpferde, dann zum Fiakerrosse, dann zum Zugrosse an Mist- und Ziegelwägen, wo es eines Tages elend verkommt: so haben die Sachen endlich als letztes Ziel den Tandelmarkt, wo sie zum weiteren Vertriebe ausgestellt prangen, und Dinge, die im Leben himmelweit auseinander standen, wie z. B. jenes Gold aus den Tressen des Marschallrockes und diese Zigeunerweste mit den unzähligen gelben, hochgipfligen Knöpfen, liegen hier friedlich und ebenbürtig beisammen. Freilich sind nicht lauter alte Sachen da, und es kam mir oft des Begriffes eines Tandelmarktes unwürdig vor, daß auch ganz neue Kleider, Bettdecken, eiserne Oefen und dergleichen herum hängen und stehen, aber die Sache ist einmal so, und wie jedes Menschliche, so degenerirte auch diese Anstalt. — Ich sah so viel möglich von diesen unzuständigen neuen Dingen ab und hielt mich an die alten. Und wenn man so die zugedeckten dunkeln engen Gänge voll Menschen und Kleider und Kram entlang geht, so entschädigt einen wohl hie und da eine echte, rechte Tandelhütte, die schon außen, wo nur ein Nagel an den Brettern Platz hat, und dann erst recht von innen mit Trödel bespickt und belastet ist. Auf den alten befransten Sesseln liegt ein Schwall

namenloser Dinge; auf den Brettern des Fußbodens bauscht sich ein Haufen, mitten drin der Eigenthümer, oder noch besser, die Eigenthümerin, selber in derlei Sachen gehüllt, und von dem ewigen Anblick ihrer Waare ein Gesicht bekommend, als sei es auch schon Trödel geworden, und hinten, wo es dunkel wird, ist dir, als müßte gar erst das Zeugs kein Ende nehmen — eine solche Hütte war meine Sache, und ich stöberte und suchte in den Dingen herum, phantasirte mich in ihre Geschichte hinein, und ging oft mit einem unschätzbaren erhandelten Preisstücke von dannen, welches die Meinen zu Hause in die größte Verlegenheit brachte, was damit anzufangen sei.

Aber ehe ich mich in einzelne Sachen und ihre Geschichte einlasse, halte ich es für Pflicht, unsern auswärtigen Lesern einen Begriff im Allgemeinen zu geben.

Auf dem Glacis, wie wir schon sagten, am Wienflusse von der Karlskirche abwärts bis gegen den Heumarkt zu, stehen dicht an einander gedrängt, mehrere Hundert hölzerner Hütten, fast den aufgeschlagenen hölzernen Buden eines Marktes ähnlich, da ihr Zweck Waarenauslage ist, aber doch wieder anders, und fast an Wohnhäuschen erinnernd, da sie nicht so wandelbar wie Marktbuden sind, sondern so lange an Ort und Stelle zu bleiben haben, bis sie vor Schwärze und Alter morsch werden und brechen, wo dann an die Stelle der alten eine neue Hütte gebaut wird, bis man etwa einmal die ganze Sache als eine veraltete Barbarei ganz eingehen läßt. Die Hütten stehen fast an einander und bilden mit ihren offenen Vorderseiten förmliche Gassen, in denen sich das kauflustige Publikum treibt; diese Gassen sind häufig selber wieder eingedeckt, so daß man auf diesem Markte, wie in einer ungeheuren Bienenwabe voll Gerumpel und Menschen herumschliefen kann. Jede Hütte hat eine Nummer und fast jede ein

gemaltes Schild heraushängen, wovon sie den Namen: „zum Jäger, zur Rose, zum grünen Baum ꝛc." führt. Das Ganze bildet ein langes Viereck von schwarzen wettergepeitschten Dächern, von denen dir, wenn du sie von Weitem überschaust, bange wird, daß einmal ein Feuer darunter komme, und in diesem luftigen, gedörrten Geraffel schrecklich wirthschafte. An schönen und besuchten Tagen ist das Ganze von ferne wie ein leibhafter Ameishaufen zu schauen, der sich über und über rühret und regt.

So ist der Schauplatz — und nun welche Waaren, welche Käufer und Verkäufer sind da? Das ist leichter gefragt, als beantwortet. Wenn du ein Wiener bist und es fehlt dir was immer in deiner Haushaltung und an deinem Körper, es sei so klein und fragmentarisch, als es immer wolle, es sei so heterogen und allen menschlichen Begriffen ferne liegend, als nur immer denkbar: gehe hin auf den Tandelmarkt, und du bekommst es. Freilich sind viele Hütten sortirt, wo man nur bestimmte Waaren ausbiethet, namentlich gilt dieß von Kleidern, Lappen und Eisenwaren, aber dafür sind auch andere, und diese, glaub' ich, sind die echtesten, wo Alles und Jedes zu haben ist.

Allein wir wollen hier etwas in's Detail gehen.

Der ganzen südlichen Fronte des Vierecks entlang, da, wo die Fahrstraße vorbeiführt, ist die ausschließliche Niederlage des alten Eisens. Was seit Kains und Enochs Zeiten her an Eisen und groben Metallwaaren verfertigt worden ist, das, glaube ich, hat hier seinen Repräsentanten: Ketten jeder Art und Größe, verrostet und neu, liegen wie Schlangennester an den Hütteneingängen und Barrierestöcken herum, daneben das Geschlecht der Oefen, der plumpe viereckige, der gefällige runde und der in lauter zierlichen Säulen emporstrebende, dann sind die Tragherde, Kochöfen, die Zangen, Hauen, Haken, Klammern, die

Schaufeln, Sägen, Bohrer, die Feilböcke, all das kleinere Volk der Lichtputzen, Scheeren, Beschläge, dann sind die Torsos, die Fragmente von einstigen Ganzen, die bloßen Eisenstücke, Aushängeschilde, Stiefel- und Krückenbeschläge, und endlich die Sachen, die gar Niemand mehr kennt; ich habe daselbst einmal sogar ein Römerschwert aufgefunden, ich besitze es noch, habe meine Freude daran, und lasse durchaus keinen Beweis dagegen aufkommen, daß es nicht echt sei. So lange ich es dafür halte, ist es echt, ich lasse daher gar Niemanden darüber reden; denn am Ende käme so ein Fant und bewiese mir, daß es von irgend einem Komödienhause her sei, und dann wäre es aus mit der Rarität, und ich könnte das Schwert hinauswerfen, während es jetzt bei meinen andern Memorabilitäten und Kuriositäten hängt. Alle Species und Spielarten von Leuchtern und Kannen und Tassen und andern Zeugs besetzen das Innere dieser Hütten.

Außer den Metallwaaren haben nur noch die Kleider so ausschließliche Hütten, nur daß diese nicht so einen einzigen bestimmten Platz einnehmen, sondern mehr unter den andern zerstreut sind, doch dürfte die Nordseite in dieser Hinsicht am meisten gesegnet sein. Da sind Hütten mit lauter Stiefeln, von dem neuesten und glänzendsten bis zu dem, der das Anziehen scheuen muß, damit er nicht auseinander gehe, daneben, wie Delinquenten, hängen die Röcke gebürstet, gepreßt und herausgeputzt, die Kappen und Mützen gaffen und glotzen auf den Bänken, die Bettdecken sind aufgeschichtet, und Frauenröcke und Schürzen sträuben sich, und die Wäsche ist mit den schönsten rothseidenen Bändchen umwickelt. Dazwischen geht es lustig und lebhaft zu: dort probirt Einer einen Stiefel und flucht und seufzt dazu, hier kann ein Anderer aus dem probirten nicht mehr heraus, und der Tandlerbube muß ihm denselben

herabreiten — hier wird um einen Frack gehandelt, dort packt einer einen Bündel aus, und biethet ihn zum Verkauf, und erschrickt über die geringschätzigen Mienen, welche er an den zusammengelaufenen Käufern bemerkt — dazwischen geht und schreit der Würstelbub, der seine brennheiße Waare ausbiethet — dann wird etwas gestohlen, und es erhebt sich ein Lärm und ein Verfolgen, worin die Weiberzungen am lautesten und thätigsten sind — dann kömmt das Speiseweib und bringt den Zettel, was alles heute zu Mittag zu haben sei, und sie preiset die Sachen und frägt angelegentlich, was sie bringen solle. Die meisten dieser Kleidertrödler sind ihres Gewerbes nach Schneider, manche haben zu Hause oder beschäftigen anderwärts viele Arbeiter, und da werden auch ganz neue Sachen angefertigt, d. h. manche sind wohl ganz neu, andere werden aus alten ganz neu verfertigt — ich habe oft gedacht, woher denn diese vielen neuen Dinge kommen, indem ich den Widerspruch entdeckte, daß der Tandler alle Sachen, die er einkauft, für alt und wenig werth erklärt, alle aber, die er verkauft, für ganz neu und sehr kostbar. Da, nicht in Betracht der Sachen an sich, sondern in Betracht der Börse der Kaufenden, diese Waaren doch sehr wohlfeil sind, und am Ende doch so lange halten müssen, als ursprünglich beim Kleidermacher bestellte, so haben diese Hütten ein verhältnißmäßig sehr zahlreiches Publikum, und nicht nur von der Stadt, sondern der ganze dürftigere Theil des umliegenden Landes besorgt seine Garderobe vom Tandelmarkt, wobei er freilich den Vortheil hat, daß er nicht erst lange warten darf, daß er sich nicht zu ärgern braucht, daß der Schneider nicht Wort hält und einen den ganzen schönen Sonntagvormittag her warten läßt, oder daß etwas verschnitten ist. Freilich mit dem Anpassen sieht es auch hier sonderbar aus, aber der Käufer hat die Wahl, er

kann das Ding stehen lassen, wenn es ihm nicht gefällt — komisch ist es genug, wenn irgend ein redlicher Landmann seinem Buben hier ein „Stück Gewand" kauft, es ihm nun anprobirt, den ganzen Buben auf und ab und hin und her zerrt, und ihn endlich, weil er auf das Wachsen rechnet, wie eine Scheuche einballirt, davon führt. Im Frühjahre werden die Mäntel wohlfeil eingekauft, und im Spätherbste theuer verkauft. Bei Paradekleidern, Theatergarderobe und bei Uniformen verstorbener Junggesellen lassen sich gute Geschäfte machen. Es soll sich vor vielen, vielen Jahren eine seltsame Geschichte ergeben haben. Ich will sie erzählen, natürlich ohne ihre Wahrheit verbürgen zu können. Es starb ein hoher Militär. In seinem Testamente war einer Summe gedacht, die er an irgend einem Orte anliegen hatte, allein da man keine Dokumente vorfand, und deßhalb an jenem Orte anfragte, erhielt man die Auskunft, daß der Verstorbene die besagte Summe einige Tage vor seinem Tode erhoben, wie vorliegende Urkunde ausweise — allein die Summe fand sich nicht vor. — Man warf Verdacht auf seinen Kammerdiener, der Mann war in Verzweiflung, man suchte alle Fächer, alle Winkel, alle Taschen aus — Alles vergebens: da erinnerte sich der Kammerdiener in seiner Angst, daß sein Herr gerade an dem Tage, als er erkrankte, in demselben Uniformrocke herumgefahren sei, in dem er begraben worden, und daß er auch in demselben Uniformrocke in dem Bankierhause abgestiegen sei, wo man jetzt um das Geld angefragt habe — etwa sei es in der Tasche desselben Rockes. Einige Mitglieder der Familie erinnerten sich wirklich, daß der Verstorbene an jenem Tage den besagten Uniformrock angehabt habe. Da die Summe nun sehr bedeutend war, so beschloß man, um Oeffnung des Grabes einzuschreiten, allein da nun dieß bewilligt und geschehen war, fand man

den Verstorbenen nackt im Sarge. Der Todtengräber erwies sich in der sofort eingeleiteten Untersuchung als unschuldig. Ob man die Thäter endlich entdeckte oder nicht, weiß ich nicht; aber das ist gewiß, daß der in Frage stehende Uniformrock auf dem Tandelmarkt verkauft worden ist, wo er auch von den untersuchenden Behörden mittelst des Kammerdieners entdeckt und erkannt wurde — und siehe! in der Brusttasche desselben steckte in Papier gewickelt die abhanden gekommene Summe, wegen welcher die ganze Sache eingeleitet worden ist.

Da täglich viele hundert Käufe und Verkäufe auf dem Tandelmarkte gemacht werden, und da namentlich alte Kleider, Luxusstücke und dergleichen dort abgesetzt werden, so ist er schon öfter die Veranlassung zur Entdeckung von Diebstählen und andern Verbrechen geworden; denn da nach Erhebung des Thatbestandes sogleich an alle Trödler die Beschreibungen der inkriminirten Gegenstände abgehen, so kann es geschehen, daß, wenn der Schuldige mit seinem Objecte ankömmt, um es vortheilhaft anzubringen, er sammt demselben zurückgehalten und ausgeliefert wird.

Außer den zwei Gattungen von Hütten, nämlich den Eisen- und Kleiderhütten sind keine mehr, welche so exklusiv wären, nur einen einzigen Artikel zu verschleißen, wenn man etwa die östliche Fronte ausnimmt, wo mehrere Hütten sind, in denen ausschließlich Bettsachen verkauft werden, von dem fadenscheinigen Strohsacke an bis zum blüthenweißen, schwellenden Flaumenkissen. In allen andern Buden sind die Waaren mehr oder weniger gemischt, und je mehr alt und neu, vornehm und gering, ganz und gebrochen, staubig und rein, durcheinander gemischt ist, desto mehr, glaube ich, verdient die Hütte den Namen einer Tandler- oder Trödlerhütte. Freilich wäre für einen humoristischen Pinsel eines jener alten unübertrefflichen Holländer eine

solche Hütte ein besserer Gegenstand, als für meine schwache Feder, aber ich will es dennoch versuchen, mit dieser schwachen Feder ein Schattenbild einer solchen Hütte zu zeichnen: Sie ist vorne ihrer ganzen Länge nach offen, und dennoch ist es schwer, in sie hinein zu gehen; denn zu beiden Seiten ihrer Querwände laufen Hindernisse gegen den Eintritt vor. Rechts steht ein Ding — einen Stuhl würde ich es nennen, wenn ich es sehen könnte, aber vielleicht ist es auch etwas Anderes, kurz, es ist überdeckt mit einem Stillleben von Lumpen und Kram; Tuchenden schlingen sich um Abschnitzel, oder was die hundert zusammengerollten Dingerchen sind, das Unterfutter eines Spritzleders drängt sich vor und hängt gegen die Erde; ein spanisches Rohr lehnt daran, zusammengerollte Bettdecken liegen oben auf, ein Lichtschirm strebt empor, und auf ihm reiten Halsbinden; unter einem Kessel quillt ein fast neuer frischgrüner Teppich hervor, der sich auf die Erde fallen läßt; auf seiner Schleppe brütet ein Mantelsack und das Felleisen eines Handwerksgesellen, beide im Dienst ergraut; hinten schaut noch ein Degengefäß hervor — all dieses liegt und lehnt auf dem Stuhle, wenn es einer ist; denn, wie gesagt, es ist eine Erhöhung über den Boden, die mit einem Trödelberge beladen ist, der selber wieder an die Sachen streift, die hängen, nämlich an der Außenwand, wie z. B. eine Wärmpfanne und eine Guitarre an einem Nagel, an dem daneben ein Bündel Ausklopfstäbe, Fächer- und Sonnenschirmgerippe, dann Pfeifenröhre, Bratspieße und ein Gewehrkolben, ein eisernes Fenstergitter lehnt an den äußersten Grenzen, beinahe im Rücken der Hütte. Links wehren ähnliche Verhaue den Eintritt, oder sie sind eigentlich Festungsredouten, nämlich es stehen Reisekoffer über einander, beladen mit allem möglichen ledernen Reiseding oder auch nicht zur Reise, wenn's nur von Leder

ist; daneben steht noch ein kurzes Bänkchen, welches mit Büchern belegt ist, mit einigen Dosen, alten Notenpapieren, Maultrommeln und Lithographien — und wenn du etwa die Bücher untersuchen willst, so schrecke dich nicht an dem Streicheln, das du an deiner Wange empfindest; es sind nichts als die Röcke und Mäntel und Westen und Damenkleider, die da herabhängen und den Berg unter sich beschatten. Neben ihnen ist noch ein Extra-Brett beigenagelt, auf dem Oelgemälde hängen, die Licht brauchen, oder einen guten Rahmen haben; die andern lehnen an den Koffern tiefer gegen das Innere, oder gar auf der Erde, wo ich einmal den alten Vater Laudon neben zwei Kurierstiefeln auf dem Kopfe stehen sah. Zwischen den Bildern auf dem Extra-Brette und unterhalb ihnen hängen Tabakpfeifen, auch Beutel, manchmal ein Klarinett, ein Barometerbrett, eine Windbüchse, ja einmal sah ich einen von oben bis unten aufgesprungenen Fagott so ernsthaft da lehnen, als wäre er durchaus noch zu gebrauchen. So wichtig ist das Aeußere solcher Hütten, daß, wenn die gegenüberstehende ihre Hinterwand herwendet, gewöhnlich der Besitzer der andern auch noch an dieser ein Bänkchen anbringt, auf dem eine Sammlung Uhren und Glasstürze, Kaffeemaschinen, Tassen nebst Papieren und Büchern stehen; darunter stehen Stiefel und Schuhe, ja zuweilen sind als Servitut, die der Hinternachbar ersitzen will, Nägel in die fremde Hütte geschlagen, und es hängen Pistolen, leichte Flinten und Augengläser daran, während schwere Scheibengewehre und Bolzbüchsen daneben lehnen. Die Sackuhren, als schon leichter zu entwendende Gegenstände, sind meist mehr in der Nähe des Verkäufers. Während auf diese Weise schon das Aeußere einer echten Trödelbude so ausgestattet ist, sollte man vermuthen, mit welchem Reichthum und welcher Mannigfaltigkeit erst das Innere bedacht sein müsse, aber

derjenige, welcher diesen Schluß macht, irrt sich meistens bei Menschen, und bei Tandelhütten — ich will nur von den letztern sprechen. Da des Tandlers Zweck offenbar der ist, zu verkaufen, und da so viele Nebenbuhler in seiner härtesten Nähe denselben Zweck haben, so muß er seine verkaufbaren Dinge so legen, daß sie dem Lustwandler, der sie etwa noth hätte, am leichtesten in die Augen fallen, d. h. er muß sie so sehr als möglich am Rande seines Gebietes anbringen, wo eben der Strom der Besuchenden vorbeistreicht, und da er aber alle seine Dinge zum Verkaufe hat, so muß er mit allen gegen Außen drängen; daher die meisten dieser Buden gegen Innen verhältnißmäßig leer aussehen, aber im Grunde sind sie es doch nicht, sondern der Tröbler oder die Tröblerin räumt alle Dinge, von denen sie eben jetzt nicht erwartet, daß sie einen Käufer finden werden, zurück in das Innere ihrer Behausung; auch andere, die nicht gerade ein kursirender Artikel sind (und gerade sind dieß oft die besten und antikſten Kuriosităten) befinden sich in seiner Nähe; aber auch nicht selten geschieht es, daß auch der ärgste, ausgedienteste Plunder hinten liegt, und sich hinter die Bänke und Fächer zurückzieht, wo er mit dem uralten Staube fraternisirt. In der meist etwas dunkeln Tiefe der Bude sitzt der Tandler oder die Tandlerin, entweder mit Sortierung beschäftigt, oder das erkorne Handwerk treibend, oder auf Kunden spähend, oder mit den Nachbarn und Nachbarinnen scherzend und plaudernd, und in der That, es findet sich bei diesem Schlage von Menschen eine eigene Gattung von Witz, der nicht selten recht jovial und wienerisch, manchmal sogar sprühend ist. Die Bilder und Gleichnisse sind von ihrer Umgebung genommen und meist sehr treffend. Unvergleichlich sind sie im Einkaufen ihrer Artikel, und sie müssen es sein, da sie nicht anders als wieder wohlfeil

verkaufen können. Ich selber stand einmal dabei, als ein hageres, blasses Weib mit einigen Zinntellern kam, die sie schüchtern aus einem Fetzenbündel hervorzog und zum Verkaufe anboth. Der Mann der Bude sah wie zufällig hin und fragte um den Preis; er wurde genannt; der Mann sagte, diese Sachen könne er überhaupt nicht gebrauchen, er rathe ihr, nach Hause zu gehen und die Dinge aufzubewahren — es war erstaunlich, mit welcher Trostlosigkeit das Weib da stand; nie habe ich das Bild getäuschter Hoffnung deutlicher gesehen — der Budenmann kramte auf dem Boden herum, ordnete seine Artikel und fing endlich aus einer Goldborde die Fäden zu zupfen an — das Weib stand noch immer da, und regte sich nicht; endlich, da sie sehr zögernd fortzugehen sich wendete, sagte er ihr, daß er höchstens aus Rücksicht so und so viel geben könnte, dann aber dürfte sie gewiß sein, daß die Teller so lange da liegen bleiben werden, bis sein Urenkel ein alter Mann sei — der Preis aber war ein Fünftel der Summe, die sie Anfangs gefordert hatte, und die mir ohnedem sehr bescheiden geschienen. „So geh' die Frau herein," rief er wieder, als sie noch immer halb zu gehen, halb zu bleiben zauderte — dieser Ruf schien sie plötzlich zu bestimmen, auch däuchte es mir, daß sie froh war, auf diese Weise den Blicken der Umgebung zu entgehen. Endlich kam sie wieder aus der Hütte zum Vorschein, aber ohne die Teller, und sie ging schnell durch die Reihen davon. In der Absicht, zu dem Blutgelde der abgepreßten Waare noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen, ging ich ihr nach; denn ich bildete mir fast ein, nur die allerbitterste Noth habe sie zu dem Verkaufe der Zinnteller bewegen können, die etwa noch ein altes Hausstück von Voreltern her sein mochten; denn wäre sie blos leichtsinnig, so wären die Zinnteller gewiß schon längst nicht mehr in ihrem Besitze, da sie schon

vor langer Zeit aus aller Mode und allem Gebrauch gekommen waren, und meist nur als todte Küchenstücke herumliegen mögen. Als ich sie erreicht hatte, fragte ich sie, ob sie die Teller verkauft hätte. „Ja.“ „Nun! hat der Mann mehr gegeben, als er anboth?“ „Ach nein,“ antwortete sie, „aber es ist ein kurioser Handelsmann; er kaufte mir die Teller ab um den Preis, den er selber bestimmt hatte. Als aber der ganze Handel aus war, gab er mir gerade so viel darauf, als ich Anfangs gefordert hatte, und sagte: „„Sieht die Frau, den Markt kann ich nicht vertheuern, und Zinn ist eine Lumpenwaare, aber da schenke ich der Frau das Andere, es ist ein pures Almosen, weil jetzt die Zinszeit erscheint. — So in Gottesnamen! Wenn morgen die Frau wieder mit Zinn kömmt, so kaufe ich der Frau keines ab, und schenke der Frau nichts.““ Diese Worte hat er gesagt, und das Geld hat er mir gegeben.“ Ich gab der Frau nun die beabsichtigte Münze und verließ sie. Fast hätte ich aus romantischem Geiste schon die Zinnteller gekauft, an die sich ein so edler Zug eines so unscheinbaren Menschen knüpfte: aber der Mann forderte einen so hohen Preis, als ich angelegentlich um Zinnteller fragte, daß ich schamroth von dannen zog, ohne ihm nur irgend ein Anboth darauf zu legen,

Es ist wahr, im Studium der Charaktere der Verkäufer mögen derlei Einkäufer gewiß sehr vieles weiter sein, als ein harmloser Philanthrop, der nur unter diesen Buden nach alterthümlichen Seltsamkeiten herumforscht. In welchen Masken mag der Leichtsinn, die Lüderlichkeit, die Verschwendung und auch wieder die Noth und die Armuth zu diesen hölzernen Gebäuden und ihren Bewohnern kommen, um ihr letztes oder ihr bestes Scherflein feil zu biethen! Wie oft mag auch der Wuchergeist anklopfen, um ihnen Waare anzutragen, an der er selber wieder

Gewinn ziehen will! Wenn da eine Art kalter Technik und ruhiger Pfiffigkeit in sie kömmt, so ist es gewiß nicht zu verwundern, und mein Zinnkäufer mag am Ende doch noch ein so edelherziger Trödler gewesen sein, als es nur immer einen auf Erden geben mag.

Zuweilen aber werden auch seltsame Käufe gemacht, bei denen der Trödler wieder der verlierende Theil ist, weil es doch geschehen kann, daß ihm Objecte in die Hände kommen, über deren Werth und Wesenheit er keine Ahnung hat. So geschah es z. B. vor fünf oder sechs Jahren, daß eine Frau, die öfter alte Fußteppiche und dergleichen auf dem Tandelmarkte zu kaufen pflegte, auch wieder einmal dort war, und mehrere größere und kleinere Stücke grauen Seidenzeugs, einiges Messinggeschirr, und illuminirte Soldaten für ihre Kinder kaufte. Da aber der Trödler sagte, er gebe das Messinggeschirr nicht ohne den 6 Bildern in Goldrahmen, die dabei lagen, weil er Alles zusammen einlicitirt habe, und da die Frau das Geschirr besonders gerne gehabt hätte, die Bilder aber auch nur zwei Gulden kosteten, so nahm sie dieselben, indem sie meinte, so viel müsse sie ja wieder für die Rahmen bekommen, wenn sie dieselben putzen und verkaufen ließe. Aus dem Seidenzeuge wurden die schönsten Puppenkleider gemacht, das gescheuerte Messing prangte und funkelte in der Küche, mit den Soldaten hatten die Knaben die größte Freude, die sechs Bilder aber lagen in der Plunderkammer. Erst ein Jahr nach dem Einkaufe, da einmal die ganze Wohnung frisch ausgemalt und gereinigt wurde, dachte man an die Bilder, und die Mutter und die älteste Tochter begannen aus Unkenntniß der Sache die Goldrahmen, die geschwärzt und mit Fliegenkoth über und über beschmutzt waren, zu waschen und erzielten auch glücklich, daß das Gold verschwand, und stellenweise eine rothe Grundierung, oder gar das bloße Holz

zum Vorschein kam, man lachte einander aus, und die Bilder — die erst recht schwarz und dunkel waren, so daß kaum hie und da ein rother oder blauer Lappen zu erkennen war, wurden nicht einmal einer Waschung würdig gehalten, und wären beinahe gänzlich weggeworfen worden, wenn nicht zufällig der Vergolder dazu gekommen wäre, der die neuen schweren Spiegelrahmen brachte, und der Frau rieth, die Bilder doch untersuchen zu lassen. Sie willigte ein, und er verschaffte ihr einen jungen Mann, der das Geschäft übernehmen wollte. Es ging Anfangs bei dem ersten behutsamen Waschen dichter brauner Ruß und fast Küchenpech von den Bildern, worauf sie sich sämmtlich als alte niederländische Genrestücke auswiesen von mittelmäßigem Werthe, nur daß zwei von ihnen deutliche Spuren späterer Reparaturen und öfteren Uebermalens aufwiesen, und da man nun mit Weingeist und Terpentin und andern Mitteln vorsichtig diese jüngeren Retuschen behandelte, so kamen unter ihnen die geistreichsten Striche und Lichtsetzer zum Vorschein, und endlich, da man die Urbilder mit größter Sorgfalt blosgelegt hatte, so zeigten sich zwei der allerschönsten, kaum sichtbar beschädigten Tenier. Der Frau wurden hundert Dukaten für die beiden Bilder gebothen, allein sie hatte eine solche Freude an ihnen und an dem seltenen Zufalle, daß sie dieselben in neue prachtvolle Rahmen setzen und im Prunkzimmer aufhängen ließ, wo sie noch zu dieser Zeit makellos hängen und die Freude und Bewunderung der Kunstkenner erregen.

Wie oft sich nun solche Zufälle auf dem Tandelmarkt ereignen, kann ich denen, die etwa Neigung zu solchen Käufen haben, nicht sagen, wenigstens ich, der ich seit der Zeit jedes nur im Mindesten verdächtige Bild, das mir in den Wurf kam, kaufte, habe bisher nichts Anderes erstanden, als elende Scharteken, und je mehr Ruß auf einem

Bilde war, ein desto gräulicheres Familienporträt kam zum Vorscheine, wenn ich es wusch. Auch mit den Rahmen hatte ich wenig Glück, außer mit einem, der von Semilor war, sich daher reinigen ließ, und jetzt einem guten Bilde zur Zierde dient, das in meinem Zimmer hängt.

Außer den Bilderspekulanten, deren Zahl ich durch diese meine Erzählung wahrscheinlich vermehrt habe, existirt schon seit längerer Zeit eine Race, die den Tandelmarkt wie eine andere Leipziger-Messe befährt. Es sind das die Bücher-Spekulanten, die darauf ausgehen, ob sie unter den schon von Urahnen her liegenden Büchern nicht etwa eine seltene Ausgabe, ein Curiosum oder dergleichen ergattern können. Man sieht sie da oft stundenlange an einem Bücherbrette stehen und die darauf liegenden Stücke einzeln durchsuchen, ja wenn nur mehr Fragmente vorhanden sind, werden die Reste von Blättern befragt und erforscht. Kommen irgendwo zwei dieser Bücherhamster zusammen, so sieht man, wie jeder dem andern zuvorzukommen sucht, in Ergreifung von solchen Stücken, die etwa mit einem Schweinsleder-Einbande hervorblicken, oder in Folio sind, oder klein, beschmutzt und von Pergament. Die Geduld dieser Leute ist von keiner übertroffen, höchstens steht ihr die eines Anglers gleich, wenn sich nur einmal die Sage verbreitet, es habe einer ein Exemplar dieser oder jener seltsamen Edition aufgetrieben, so stärkt sie dieses wieder zu siebenjähriger Ausdauer, wo sie nichts finden, als die vier Heimonskinder, Basedows Elementarbuch, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen oder gar neue Taschenbücher und Albums, die solchen Klassikern ein Gräuel sind. Es fällt mir bei dieser Geschichte immer ein verstorbener Onkel von mir ein, der fast auf dem Punkte war, das Angeln aufzugeben, als ihm der Himmel das Unglück geschehen ließ, daß er einen Aal fing, was die Folge hatte, daß der selige Onkel noch

siebenzehn Jahre angeln ging, und von dem Aal erzählte, bis er sich nasse Füße und das Podagra zuzog, das ihn hinter den Ofen bannte.

Ich wünschte in diesem Aufsatze noch zu erwähnen, daß der Tandelmarkt auch der Stappelplatz jener Tüchersorten aller Qualitäten und Farben ist, welche Sorten nur in sehr kleinen Stücken verschleißt werden (der Pöbel nennt sie Flecke), und welche Sorten durch eine industriöse Klasse hingeliefert werden, die diese Formate erst geschickt erzeugen: aber ich fürchte, man mache mir den Vorwurf, ich satirisire auf die Sünde eines ganzen Standes, an deren Dasein ich doch eigentlich gar nicht glaube. Wer weiß, wo die Flecke des Tandelmarktes her sind, die freilich existiren — oder können es nicht ganz legitime Flecke sein? ganz nothwendige Flecke? apodiktische würde der Philosoph sagen.

Bevor ich schließe, bin ich eigentlich noch schuldig, in zwei Worten zu sagen, warum denn ich den Tandelmarkt besuche und hier sogar beschreibe.

Beschrieben wird er, weil er in dieses Buch gehört, daß ihn aber gerade meine schwache Feder beschreibt, ja mit Vorliebe beschreibt, und daß ich ihn schon früher, ehe noch an eine Beschreibung gedacht wurde, besucht habe, daran ist eigentlich das schöne Geschlecht schuld. Mit seiner ungeheuren Vorliebe für Flitter und Schmetterlingartigkeit, mit dem wesenlosen Tande, womit es sich behängt, hat es mir vermöge des Widerspruchgeistes, der mich beseelt, eine ordentliche Zuneigung und Liebe für antike, verschollene und allen Begriffen heutiger Schönheit Trotz biethende Sachen eingepflanzt, so daß ich mich in meinem Arbeitszimmer mit allerlei soliden uralten Objecten umgab, die den nöthigen Contrast bilden zu dem Falter- und Spinnenwebengeiste, der draußen herumflattert — freilich wenn alle Mode wieder in diesem Stile wäre, würde es mir vielleicht noch

unerträglicher und langweiliger werden, ich weiß es nicht — kurz, ich liebe die alten Sachen und freue mich immer schon im Voraus, wenn ich z. B. eine ganz alte und seltsame Pfeife aufgetrieben, was das Abendkränzchen im Gasthaus sagen werde, wenn ich damit angezogen käme. — Einen Narren heißen sie mich — mag sein, ich beneide den nicht, der keine Narrheit hat. Die jetzige Rococonarrheit kömmt der meinigen ziemlich nahe, da meine aber noch rococoer ist, so hoffe ich damit schon zu halten bis zu meines Lebens Ende, und dann mögen unsere Enkel und Urenkel zusehen, wie sie mit der ihrigen zurecht kommen. Bis dahin besuche ich noch zuweilen den Tandelmarkt und erziele doch von Zeit zu Zeit ein Stück in meine Raritäten-Sammlung, das mich auf Wochen hin stärkt.

Die Charwoche in Wien.

Es ist eine eigenthümlich melancholisch sanfte Erinnerung, wenn ich nur den Namen dieser Woche nennen höre; ein Stück meiner Heimath und Kindheit, ein liebes, reines, feierliches Stück derselben kömmt mit dem Namen zurück. Selbst die Jahreszeit, in welche dieses Fest fällt, wirkt mit, um den Eindruck hervorzubringen, den es macht. Auf den Feldern, die meinen Geburtsort umgaben, war der Schnee bereits weg, aber sie lagen noch naß und schwarz vor der Sonne; die Luft war schon mild und blau, aber die Bäume standen noch mit dem schwarzen, laubloſen Gitter in derselben; die Wiesen begannen sachte zu grünen, und an dem Bache und an den Wasserfäden der Wiesengräben liefen bereits dunklere grüne Säume mit der Knospe oder gar schon der Blüthe der Butterblume, welche Blume bei uns zu Hause den schönen Namen Osterblume führt — die ganze Frühlingssehnsucht, in allen Wesen, besonders aber in Kinderherzen lebendig, schlug bereits in heller Lohe auf: da kam noch die Charwoche dazu, diese magische Woche voll religiöser Feier und Gefühle, voll Mysterien und Geheimnisse, die mit zauberhafter Gewalt auf die jungen Herzen wirken. — Schon am Palmsonntage begann sie in unserer Kirche mit einem Walde aller möglichen Zweige, die Kätzchen tragen, welche Kätzchen man dort Palmen nennt, wahrscheinlich, weil man durch die Zweige jene Palmen repräsentirt, die einst dem einziehenden Heilande gestreut

wurden — die Landleute der umliegenden Dörfer hatten den Wald in die Kirche gebracht, und fast jeder Mann hielt einen Palmenstamm empor, den er schlank und zierlich aus trockenem Fichtenholze geschnitzt hatte, und an dessen Spitze sich ein dichter Busch von Palmen, d. h. von jenen Kätzchenzweigen ausbreitete, untermischt mit dem dunkeln Grün der Tannen, die dem Ganzen eine düstere, ernste Feier gaben, namentlich, wenn der sanfte blaue Weihrauch der Kirche durch ihre Zweige quoll, und über den Wipfeln die ruhigen Orgeltöne hinschwammen. Dann kam der Montag, und die Vorbereitungen begannen zu dem traurig feierlichen Feste. Die Altäre waren von oben bis unten mit Schwarz behängt; statt der wehenden Fahnen der Zünfte standen die nackten Stangen empor; ein emsiges Hämmern und Sägen hörte man des Nachmittags aus der Kirche — ein Gerüste erhob sich — ungewöhnliche feierliche Kirchengebräuche geschahen in den Vormittagen, dann hörte jedes Glockenläuten, selbst das Schlagen der Uhren auf, was auf mein Kinderherz den Eindruck der tiefsten Trauer machte, in der Kirche aber stand das schwarze Grab mit seinen flimmernden Lampen von düsterem Roth und Grün und Blau, und die andächtige Menge kniete davor, in tiefer lautloser Stille bethend, und in tiefer lautloser Stille knieten auch die zwei Kirchendiener als Wächter, bei dem heiligen Grabe — so groß ist die Macht der dem Menschen angebornen Religionsweihe, daß mir als Kinde, wenn ich in jenen Tagen nur kaum erst die Schwelle der Kirche betreten hatte, schon die Schauer der Ehrfurcht in's Herz kamen, und daß ich mit tiefster Andacht und Zerknirschung vor dem heiligen Grabe kniete, das, obwohl von Menschenhänden gemacht, nun nicht mehr Holz und Leinwand war, sondern das bedeutete, was vor zweitausend Jahren als das Geheimniß der Erlösung geschah, und seither in der Seele der Menschen fortwirkte. Dann löfete

sich gemach die Trauer: als Vorbothe kamen schon Samstags vormittag die Glocken, ihr Ton war so erfreuend und noch Erfreulicheres kündend. Abends war das Fest der Auferstehung. Sonnenhell war es in der Kirche von hundert funkelnden Kerzen; erhabene Musik rauschte, und die Menschen waren geputzt, um jenes Ereigniß zu feiern, das als das größte Wunder, als der Grund des Glaubens anerkannt wurde, die Auferstehung. So freudenreich ist dieß Ereigniß, daß bei uns die fromme Sage geht, die Sonne gehe am Ostersonntage nicht, wie gewöhnlich auf, sondern hüpfe dreimal freudig empor. Jeden Ostersonntag wollte ich das Wunder ansehen, aber jedesmal verschlief ich es — und als ich so groß gewachsen war, daß ich es nicht mehr verschlief, da glaubte ich es nicht mehr. Des andern Tages beim Hochamte leuchteten alle Altäre, hingen die Zunftfahnen in schwerer Seide herab, wallte der Weihrauch, ertönte die Musik, und am Altare klangen die feierlichen Hymnen, und freudig ging ich aus der Kirche, daß die Trauer so zum Jubel geworden, aber auch traurig, daß die schöne Woche vorüber ist, und nun eine Reihe ordinärer Tage folge.

Was ich auch seitdem geirrt und gesucht, wie ich gestrebt, wie ich errungen und verloren, wie ich glücklich und unglücklich war, was sich auch immer geändert: jenes tiefe, religiöse Gefühl für diese bedeutungsvollste Woche der Christenheit hat mich nicht verlassen, und immer ist mir die Charwoche die heiligste, feierlichste Zeit geblieben. Als ich nach Wien kam, und ein Bewohner der großen Stadt wurde, und die erste Charwoche erlebte, da berührte es mich freilich unangenehm, daß es hier so ganz anders sei, als es seit meiner Kindheit in meinem Herzen nachdämmerte — ich hatte nämlich den Eindruck meiner Kindheit hier verloren, und den hiesigen, wenn er von allen Unwesentlichkeiten entkleidet wurde, noch nicht gewonnen. Ich konnte

eben damals von den Unwesentlichkeiten nicht absehen, und glaubte, das Fest werde von ihnen gestört. So meinte ich z. B., alle Buden und Kaufgewölbe müßten in jener Woche geschlossen sein, weil auch in meinem Geburtsorte jede knechtliche Arbeit in derselben ruhte; hier aber drängte sich die kirchliche Feier und die industriöse Bestrebung für mein Auge zu hart an einander. Ferner in meiner Heimathkirche kniete Alles vor dem Grabe, oder stand andächtig davor, oder saß bethend in den Stühlen; hier aber erlebte ich, daß Gruppen in der Kirche herumgingen, und blos neugierig Alles anschauten, daß man ein- und ausging, wie in einer andern Halle, daß draußen dem Kirchthore vorbei die Wägen rasselten, ja daß Leute bei dem einen Kirchthore herein-, bei dem andern hinausgingen, ohne sich weiter aufzuhalten, daß man mit einander sprach, und sich die Kritik über die kirchliche Anordnung zuflüsterte, und daß man endlich von einer Kirche zur andern, von einem Grabe zum andern ging, blos um die hier übliche Gewohnheit des Gräberbesuchens mitzumachen. Es berührte mich, wie ich sagte, unangenehm — „wo ist hier die heilige, die tiefe, die stille Feier deiner Kindheit?“ rief es in mir, und ich war so entrüstet, daß ich durch mehrere Jahre meines ersten hiesigen Aufenthalts in dieser Woche gar nicht ausging, um sie nicht profaniren zu sehen. Aber wie die Gewalt der Dinge langsam, jedoch sicher wirkt, so geschah es auch, daß, als ich wieder einmal die Feier der Charwoche besuchte, dieselbe auf ganz andere Weise in meine Augen fiel, als sonst. Ich hatte eben in der Zeit Hauptstadt-Augen bekommen; die Einseitigkeit und die harte Intoleranz des Provinz-, ja eigentlich des Waldbewohners hatte sich abgestreift; ich hatte Menschen achten gelernt in dem, was sie sind, und nicht sogleich verachten in dem, was sie nicht sind, ja auch die nicht gänzlich wegzuwerfen, die nichts sind (gleichsam der leere

Raum zwischen den Weltkörpern), wenn sie nur nicht positiv etwas werden, nämlich Zerstörer an der sittlichen Welt — darum erkannte ich, daß der heilige Ernst der Kirchenfeier gerade in der Hauptstadt hart neben dem Bestreben der Industrie, und neben dem Leichtsinne des Müssigganges bestehen müsse, ja, daß gerade dieses harte Nebeneinanderstehen etwas Tragisches habe, und ein eindringliches Bild des Lebens sei, dem festen Herzen zeigend, wie hoch das, was immer und allzeit an der Menschheit das Heilige war, über dem Treiben und Genießen des Tages stehe, wenn dieser Zwiespalt auch das idyllisch weiche Gemüth beleidigt.

So steht denn auch in Wien in keiner Zeit des Jahres dieser Gegensatz schroffer da, als gerade in der Charwoche. In allen Kirchen beginnt die Feier dieser heiligen Zeit, und in vielen Herzen aufrichtig und ernstlich mit — dann aber gibt es viele Andere, die das Fest mit begehen, weil es einmal so ist; sie denken eben nichts Gutes und Schlechtes, nur zuweilen sind sie gerührt — endlich kommen die, denen es Gelegenheit zu Schaugepränge wird, und die da kommen, um zu sehen und gesehen zu werden: immer aber ist es noch ein Herüberwehen jenes Geistes aus einer einstigen schöneren, tieferen, religiöseren Zeit, das die Menschen gerade dieser Tage gleichsam zu einer Feier im Großen auf die Gassen und Plätze treibt, um sich da zu ergehen, und das allgemeine Gepränge zu heben — wenn gleich jener Geist nur in dem tieferen Herzen noch fühlbar ist, indeß er die Massen herausführt, ohne daß sie von ihm wissen; denn bei wie Vielen mag es blos darum sein, daß sie herausgehen, weil es so Sitte ist, und bei wie Vielen sind es noch schlechtere Motive, die sie regieren, wie es ja bei einem Zusammensein so vieler Menschen nicht anders denklich ist.

Dem äußern Anblick nach ist die Sache so: Wenn die Ceremonien in den vielen Kirchen Wiens beginnen, so

bemerkt man schon ein regeres Wandeln auf der Gasse, und ausgezeichnetere Anzüge, als zu jeder andern Zeit, vollends aber erkennbar wird es erst dann, wenn die Gräber aufgebaut stehen, und die Andacht zu denselben beginnt. Da sieht man ganze Familien, ehrbar angezogen, über die Gasse schreiten; Menschen, die das ganze Jahr nicht in die Stadt hereinkommen, verlassen ihre Wohnung in der entfernten Vorstadt, um ein oder das andere heilige Grab in der Stadt zu besuchen, zu dem sie schon von Alters her eine besondere Andacht hegen; manche hohe Dame steigt vor der Kirche aus ihrem Wagen, und läßt sich von ihrem Diener das schwerbeschlagene oder in Sammt gebundene Gebetbuch reichen; eine Versammlung von Kutschen wartet auf ihre Herrschaften vor der Kirchthüre; Neuvermählte gehen zum ersten Male heuer ihren Gräberbesuch zu machen, manche Mütter mit ihren Töchtern, manche einsame Matrone geht aus ihrer Wohnung, um ihre Andacht zu verrichten, wobei es Sitte ist, daß man nicht etwa nur ein einziges oder zwei Gräber besuche, sondern in der Regel werden alle in der eigentlichen Stadt befindlichen nach der Reihe besucht, so daß es in jenen Tagen den Anschein gewinnt, als wenn die ganze Bevölkerung Wiens auf der Wanderung wäre, und zwar in ihrem Staate, in sonntäglichen und Feierkleidern, daher es sehr leicht seine Erklärung findet, was ich einmal aus dem Munde eines Fremden bemerken hörte, daß man gerade in der Charwoche in Wien die schönsten Kleider und die schönsten weiblichen Angesichte zu sehen bekomme. Daß von dem bloßen Müssiggange, von der Putzsucht und Frivolität diese Zeit auch benützt wird, um ihren Götzen Opfer zu bringen, ist wohl begreiflich; daher zu gewissen Stunden ein ganzer Strom von geputzten Menschen durch die Gassen geht, ja daß die ganze äußere Erscheinung in den Straßen zuletzt in ein bloßes Spazierengehen ausartet.

So ist es z. B. gerade am Charfreitage und Samstage gegen die Abenddämmerung Sitte, daß man im höchsten Putze über den Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz spazieren geht, von welcher Sitte auch so reichlich Gebrauch gemacht wird, daß buchstäblich Mensch an Mensch nebeneinander geht, und daß auch die, die sonst immer zu Wagen sind, hier zu Fuße erscheinen, und ein breiter glänzender Strom von Menschen über die ganze Straße ausgegossen ist, selten von einem fahrenden Wagen gestört, da eben in jenen Momenten fast Alles geht, ungleich dem ersten Mai, wo wieder Alles fährt. Trotz der augenfälligen Sucht, hier den größten Kleiderprunk zur Ansicht zu bringen, bemerkt selbst das an Harmonie und Schönheit gewöhnte Auge keinen Verstoß gegen den eigentlichen Charakter der Zeit; denn insbesonders das weibliche Geschlecht unserer Hauptstadt hat einen eigenthümlichen Takt, hier, wenn auch seine schönsten, doch solche Kleider zu wählen, die dem Ernste, der Ruhe, und der Feier der Zeit nicht nur keinen Eintrag thun, sondern sogar dieselbe empor heben. Einzelne Grisetten oder Närrinnen, die durch Uebertreibung wirken wollen, können dem Charakter des Ganzen schon darum keinen Abbruch thun, weil sie in der Masse doch verschwinden, wenn sie auch im Augenblicke des Vorüberwandelns mißfällig erscheinen mögen. Diese feierliche Abendpromenade dauert gewöhnlich bis in die Nacht hinein, wo es nach dem Anzünden der Laternen nach und nach aufhört, und dem gewöhnlichen Treiben des Tages Platz macht.

Tritt man im Laufe der drei letzten Tage der heiligen Woche in das Innere einer Kirche, so haben fast alle dasselbe Ansehen. Sanct Stephan hat seine Riesenglieder in Trauer gehüllt; ein düsteres Dunkel herrscht durch die großen Räume; einer der Seitenaltäre ist zu dem schönen einfachen Grabe des Heilandes eingerichtet, und eine

andächtige Menge knieet dicht gedrängt davor. Wie der Tod Alle gleich macht, so auch die Begeisterung und die Religion. Neben der Fürstin, hinter welcher der reichgekleidete Diener steht, harrend, daß er ihr beim Hinausgehen Platz mache, knieet die Bettelfrau, und manchesmal mag es sich wohl zutragen, daß die Fürstin eben so inbrünstig um Abwendung ihres Wehes zu dem Grabe des Heilandes bethen mag, als die Bettelfrau um Abwendung des ihrigen. In den Stühlen sitzen die andächtigen Gruppen herum; bei den Fenstern spinnen die Frühlingssonnenstrahlen herein, und eine solche Stille ist in der weiten dämmerigen Kirche, daß man die Fußtritte der Gehenden und Kommenden hört, und das Flüstern der blos Neugierigen vernehmlich wird — nur draußen geht das dumpf hereintönende Brausen und Arbeiten des Tages fort, und wenn man aus dem Thore der Kirche hinaustritt, so schlagen einem Licht und Lärm entgegen, und werden augenblicklich als ein harter Gegensatz gefühlt zu der schwermüthig schönen Poesie, die in dem ernsten großen Baue liegt, den die einfältige und fromme Kraft unserer Voreltern aufgethürmet hat. Und in der That, ich weiß nicht, ist es die Gewalt der Andacht in dieser heiligen Zeit, oder wirkt die Erhabenheit des Baues mit: wenn man so die Mienen der Heraustretenden ansieht, so haben sie etwas Feierliches, und selbst das Gesichtchen des Bürgermädchens, das vielleicht nicht bald irgendwo so schön und lachlustig angetroffen werden dürfte, als in Wien, selbst dieses Gesichtchen, der treue, aber schönere Abdruck der ältern, neben ihr gehenden Mutter, sieht sehr ernsthaft und gesammelt aus, und läßt demüthig die Augenlider sinken über den einzigen Schalk, den sie sonst vielleicht nicht völlig zu verbergen im Stande wäre — und in Wahrheit, wenn man die Herausgehenden an mehreren Kirchen beobachtet, so bilde ich mir ein, jederzeit bei Sanct Stephan den größten Ernst

und die größte Feierlichkeit auf den Angesichtern gesehen zu haben, so daß wohl die Erhabenheit und Wunderbarkeit des Kunstwerkes mit seiner Gewalt auf die Herzen wirken mochte, wenn sie es selber auch nicht immer wissen.

Wie bei St. Stephan ist es mehr oder minder auch in den andern Kirchen, je nachdem ihr Raum es gestattet. Bei Sanct Peter ist ein schönes, fast heiteres Grab, und vorzüglich schön und herzerhebend sind dort die sogenannten Lamentationen — bei Maria am Gestade ist eine große Lichtermasse und eine Fülle der schönsten Blumen — und so hat jede Kirche der Stadt und die unzähligen der Vorstädte ihre eigenthümliche Grabesfeier, und wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der Wiener Bevölkerung die Meinung hat, die Andacht habe einen desto größern Werth, bei je mehr Gräbern sie verrichtet wird, so kann man sich eine Vorstellung machen von dem Menschengedränge in den Straßen. Es ist dieß die einzige Zeit des Jahres, wo die Kirchengänger vor der übrigen Volksmenge auffallend werden, und der Stadt ein feierliches gottesdienstliches Gepränge geben.

Am belebtesten ist der Samstag Abends, vielleicht der belebteste Tag des ganzen Jahres in Wien. Die Auferstehung wird in den mehr als hundert Kirchen, in jeder mit der ihr möglichst größten Pracht gefeiert, und da dieß nicht überall zu gleicher Stunde geschieht, so beginnt bereits um zwei oder drei Uhr Nachmittags das Gedränge auf den Straßen; es ist buchstäblich ein Gedränge, durch das es stellenweise schwer wird durchdringen zu können; reitende Polizei und Militär muß aufgestellt sein, um Ordnung zu handhaben, und über Sicherheit zu wachen, namentlich geht gegen 4 Uhr der drängende und glänzende Zug den Kohlmarkt entlang, der k. k. Hofburg entgegen, wo die Auferstehung durch eine feierliche Prozession auf dem Burghofe

gefeiert wird, der die Glieder der allerhöchsten Familie, dann die hohen Würdenträger und Militärs in glänzendsten Uniformen beiwohnen, und die das Schönste und Feierlichste ist, was man an diesem Tage sehen kann. Da aber des sonst zu großen Volksandranges wegen der Burghof durch Militär abgesperrt ist, so sucht jeder, der nur irgend einen Bekannten in der k. k. Burg hat, ein Plätzchen an einem der Fenster zu gewinnen, die den Burgplatz umgeben, damit er die Feier sehen könne, und die, welche keinen Freund oder Bekannten haben, bestreben sich dennoch, durch einen oder den andern Eingang hinein zu kommen, und irgendwo ein Zuschauerplätzchen zu gewinnen. Da aber alle Thore und Pförtchen durch Wache besetzt sind, so stauet sich vor ihnen die Strömung auf, insbesondere da es doch der einen oder andern Gruppe gelingt, durch Unterhandlung und List oder ein klein Bischen Gewalt einzudringen, was die Hoffnung der Uebrigen wieder anspornt, stehen zu bleiben und auszudauern, da sie gar wohl wissen, daß der österreichische Soldat viel zu gutherzig ist, als daß er gar arg mit dem Kolben gegen seine Landsleute stoßen sollte, vorzüglich, da es sich hier gar nicht um das Heil des Landes handelt, und es einerlei ist, ob noch ihrer zwanzig mehr drinnen sind, oder nicht — und wenn sie auch nichts mehr sehen können, so stehen sie dann doch ruhig und sicher in dem dunklen Gange und hören die Gesänge des Umganges hinein. Diejenigen, welche durchaus nicht eindringen können, begnügen sich mit der Luft, die in ihren Uniformen auffahrenden Chargen zu beobachten und zu bewundern, welche der Prozession beizuwohnen haben. So ist in jenen zwei Stunden die Hofburg dicht von einem Schwarme von Menschen belagert, aber von geputzten, friedlichen, schaulustigen Menschen. Wenn nun die Feier vorüber, und der freie Durchgang wieder geöffnet

ist, so versiegt und verrinnet die Menge in die anstoßenden Gassen.

Gehen wir nun auf den Platz von Sanct Stephan. Eine den Platz erfüllende Masse von Volk steht auch hier um die Kirche, das schwarze Gebäude steigt wie ein Gebirge aus der bunten Menge empor, und die tiefen Klänge der großen Glocke fallen von dem Thurme nieder, so wie von allen andern Kirchen der Stadt und der Vorstädte ein zusammenklingendes Läuten über die Häuser hinwallt. Das Riesenthor ist geöffnet (das Hauptthor, welches nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten aufgethan wird). So viel tausend Menschen außerhalb, theils aus Andacht, theils aus Gewohnheit, theils aus Neugierde stehen mögen, so viele sind darinnen, wie sie nur immer der große Raum des Gebäudes zu fassen im Stande ist. Die Bürgergarde ist im mittleren Schiffe aufgestellt; die Stadtbehörden erscheinen; ein wahres Heer von Lichtern wird angezündet, und dennoch (und gerade dieß gibt einen Begriff von der ungeheuren Größe des Bauwerkes) und dennoch vermag dieses Licht nicht in alle Räume zu dringen; denn hoch oben in den Spitzbögen wohnt die Dämmerung und die Finsterniß, was, da man die Verzierungen und steinernen Ornamente nicht mehr sehen kann, dem Dome erst recht das Ansehen der Unendlichkeit gibt. Nun ertönen die Klänge der Riesenorgel (die ebenfalls, wenn ich nicht irre, nur dreimal des Jahres gespielt wird), und der Prozessionszug beginnt, von der hohen Geistlichkeit, von den Staatsbehörden und den Bürgergarden belgeitet. Es ist eine wahrhaft erhabene Feier in diesem Gebäude, bei dieser Gewalt der Töne, die vom Chore und von dem Thurme fließen, und bei dieser Entwicklung und Entfaltung kirchlicher Pracht. Auch empfinden es die meisten Menschen; denn zu keiner Zeit, den Mitternachtgottesdienst am Christabend etwa ausgenommen, ist die Kirche so gedrängt voll, als

am Auferstehungsfeste, und selbst auf die Stühle steigen die Entfernteren, um die Feier sehen zu können.

Wenn der letzte Klang vom Thurme Sanct Stephans gefallen ist, die Menschen aus den Thoren der Kirche herausströmen, und auch all die andern Thürme der Stadt schweigen: dann beginnt ein anderes, von dem früheren sehr verschiedenes Schauspiel. Da nämlich der Ostersonntag ein sogenannter gesperrter Tag ist, d. h. ein solcher, an dem selbst die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse nicht verkauft werden dürfen, so öffnen sich nun, nachdem man die Laternen angezündet hat, alle möglichen Buden, worin Lebens- und Luxusgegenstände für den folgenden Tag zu haben sind, und da der Wiener gerne gut ißt, und an großen Festtagen wo möglich gerne am besten ißt, so fängt nun ein Laufen und Rennen nach Versorgung für den folgenden Tag an, und die heimkehrenden Kirchgänger begegnen den forteilenden Mägden und Frauen, die da große Körbe an dem Arme tragen, um noch einen schönen und vortrefflichen Braten für morgen zu erjagen. Der grüne Markt ist mit tausend Lichtern bewegt, Kirchenleute und Einkäufer sind durcheinander gemischt, an den Fleischer- und Räucherbuden herrscht Geschrei und Gedränge, in den Viktualien- und Bäckerläden ist Alles glänzend ausgestellt, daß man Ostereier und Osterflecken kaufe. Der Hausvater geht nach Hause und bespricht sich mit den Seinen, wie es dort und da und wieder wo anders sehr schön gewesen sei, der Junggeselle, der Pflastertreter, der Durstige wandern ermüdet in ein Gasthaus, erquicken sich und erzählen, was sie heute gesehen und erlebt — und steht erst eine recht schöne Nacht am Himmel, so daß Aussicht zu Promenaden und Ausflügen auf den morgigen Ostersonntag vorhanden ist, so ist ganz Wien selig und vergnügt, und der Charsamstag ist der schönste gewesen, der sich nur immer im Reiche der Möglichkeit erleben läßt.

Waarenauslagen und Ankündigungen.

Es ist eine ganz einfache Thatsache des Verstandes, daß derjenige, der etwas kaufen, tauschen, erhandeln will, wissen muß, *wo* er zu kaufen, zu tauschen, zu erhandeln habe, und daß hingegen der andere, der zu verkaufen, zu vertauschen, zu verhandeln hat, sagen müsse, daß und was er zu verschleißen wünsche, oder daß er die Sachen selber zur Ansicht auslege: jedoch nicht so ganz einfach scheint es, daß diese Auslagen und Ankündigungen nicht nur den Zweck haben, daß *der* kaufe, der will, sondern vielmehr und eigentlich den, daß *der* kaufe, der *nicht* will. — Die Sache scheint sonderbar — aber ich will vom Anfange an beginnen.

Der erste Geschäftsmann, der einen Artikel durch Ankündigung und erlaubte Herausstreichung geschickt an Mann brachte, war die Schlange im Paradiese, und Eva ist das Vorbild und die Patronin aller folgenden nichtkaufenwollenden Käuferinnen geworden, deren Zeile seit den etlichen Jahrtausenden ziemlich lange geworden ist, und sich in unsern Tagen rasch verlängert. Da damals das Waarengewölbe und Obstlager eigentlich der Baum selber war, so kann man nicht sagen, daß die Schlange eine Waarenauslage gehabt habe; also ist wohl die *Ankündigung* die erste Form des Geschäftsbetriebes gewesen. Wie es später geworden, kann ich nicht sagen, und wenn ich es auch könnte, so thäte ich es nicht, da ich den Leser doch

nicht durch das ganze alte und neue Testament bis zu den Wiener-Waarenauslagen und Ankündigungen führen kann; aber das ist gewiß, daß schon in den allerältesten Zeiten Waaren angepriesen sein mußten, wie ja der Name Marktschreier hinlänglich darthut — wahrscheinlich war er damals ein Ehrenmann, und rief nur amtsmäßig aus, was alles auf diesem oder jenem Platze zu haben. Kauflust ist ohnedem ein altes Erbübel des menschlichen Geschlechtes; daher ist es kein Wunder, daß man bald auch darauf verfiel, diese Kauflust noch mehr dadurch zu locken, daß man die Waaren, die unsere Leidenschaft und Begierde reizen, in Natura herumbreitete, und mitten darunter saß. Und wenn Witterung und Umstände den Verkäufer nöthigten, in ein Gemach oder Gewölbe mit seinem Trödel zurückzukriechen, so half er sich doch dadurch, daß er wenigstens ein großes Schild vor seine Bude heraushing, auf dem er die verkäuflichen Gegenstände auf das Lockendste conterfeien und symbolisiren ließ. So entstanden die Wappen und Herolde des Krämerstandes: die Aushängeschilder und Firmen. Ja, gewisse Handwerke und Krämereien bekamen ganz stereotype und stationäre Embleme und Symbole, wie ich mich denn recht gut entsinne, daß auf dem großen Bäckerhause meines Geburtsortes zwei grimmige rothe Löwen eine riesenhafte Bretze in den Klauen hielten, und daß dasselbe Bild größer oder kleiner bei den Bäckern unzähliger Orte zu sehen war; auch Kerzen und Seife hielt gerne der König der vierfüßigen Thiere in den Tatzen. — So ist der Türke oder wenigstens sein Kopf der stete Wächter und Portier eines Tabakladens, und jeder Reisende weiß, welche Kette von goldenen, silbernen, schwarzen, weißen Adlern er auf den Schildmauern der Wirthshäuser angetroffen, der grünen Tannenreiser, und des geschnitzten Bierzeigers gar nicht zu gedenken, die an keiner Kneipe fehlen dürfen. Das Ding

ging endlich so weit, daß selbst Privathäuser, wie es z. B. in Wien der Fall ist, gar nicht existiren zu können glaubten, wenn sie nicht so eine Art Schild und Embleme führten, die oft wunderlich genug sind, wie es z. B. in einer Vorstadt Wiens irgendwo „zum Flusse Jordan" heißt, oder gar „zur Unmöglichkeit". Auch schöne Kästchen ließen die Kaufherren endlich machen, wo sie unter Glas und Rahmen einige pretiose Sachen aufhängen, um den Vorübergehenden nur einen schwachen Begriff von den Herrlichkeiten zu geben, die erst drinnen zu haben seien. Dieses Aufmalen und Auslegen der Waaren war den Kaufleuten vor Erfindung der Buchdruckerkunst um so weniger zu verargen, da sie ja damals nicht durch die Presse der halben Welt sagen konnten, welche solide, vortreffliche und unentbehrliche Sachen bei ihnen bereit liegen. Als aber die Buchdruckerei endlich erfunden war, da konnten sie es freilich sagen, aber sie behielten die Auslagen und Aushängschilder dennoch bei, und benutzten nebenher die Buchdruckerpresse zur Anpreisung ihrer Waaren, was freilich Anfangs sehr schwer war, als man nur erst Bibeln und Folianten druckte, aber gegen unsere Zeit her unendlich leicht wurde, da die schreienden Marktschreier und Anzeiger nach und nach abkamen, dafür aber die stummen in Schwung geriethen, nämlich die Zeitungen, die auf gutem Löschpapier alles in die Welt tragen, was geschieht, und auch das, was nicht geschieht, und die weit schneller und ausgebreiteter reisen, als jeder Geschäftscommis, und überall lesen lassen, was dort und da, bei dem und dem in trefflichster Qualität zu haben sei. Man sollte fast glauben, daß nun Löwen, Adler, Kameele, Laufer, fliegende Rössel, goldene Ochsen 2c. überflüssig wären, und die Auslagekästchen ganz verschwinden würden, da ja die Zeitung Alles sagt, und bis in die innersten und geheimsten Kabinete bringt: aber die

Erfahrung lehrt, daß namentlich die Waarenauslagkästen immer mehr und mehr werden, so daß an gewissen Plätzen Wiens buchstäblich streckenlang kein einziges Mauerstückchen des Erdgeschoßes zu sehen ist, sondern lauter an einander gereihte, elegante, hohe Gläserkästen, in denen das Ausgesuchteste funkelt und lockt. — Die Sache scheint mir daher zu kommen: der redliche Verkäufer weiß recht gut, daß, wenn er seine außerordentlichen und erlesenen Artikel in den Zeitungen bescheiden anzeige, das hartnäckige Publikum doch noch immer glauben könne, er schneide auf; deßhalb geht er hin und läßt die Sache gelassen selber reden: er thut sie nämlich in einen unerhört schönen Glasschrank, stellt selbigen vor seine Bude heraus, und denkt: „Jetzt seht."

Freilich muß ich als ein aufrichtiger Schriftsteller eingestehen, daß auch hier allerdings eine Art Aufschneiderei möglich ist, die aber eben so gut im Schönheits- und Harmoniensinne ihren Grund haben mag, als in etwas Anderm, und jedenfalls dem Verkäufer nicht zur Last fallen kann, da der Käufer die Sache ja sieht, und es sich selber zuschreiben muß, wenn er so unvernünftig ist, von außerwesentlichen Nebendingen, die die Pracht der Erscheinung darstellen helfen, nicht abstrahiren zu können. — Jede einsichtsvolle und erfahrne Jungfrau von 17 Jahren soll ja doch um des Himmelswillen wissen, wenn sie ein Stück Mousselin de laine kauft, daß sie nicht den schimmernden Glaskasten und die hundert Ellen andern Zeuges, die ringsherum lagen, mit nach Hause nehmen kann: — aber leider ist die Erziehung in diesem Stücke so sehr vernachlässigt, daß sie es nicht weiß, und wenn sie nun den Stoff zu Hause auf ihrem Nähtische liegen sieht, daß sie betrübt meint, sie habe einen wahren Lappen erstanden, der kaum werth ist, daß man ihn zu einem Kleide zerschneide. Freilich umgeben von den gehörigen hebenden Farben, in dem

vornehmen Kasten, unter spiegelndem Glase hatte das Ding ganz anders ausgesehen — aber das sollte sie ja wissen, und diese Nebendinge sollte sie sich wegdenken können, ehe sie nach dem Lappen hascht; denn von dem Verkäufer kann sie doch nicht erwarten, daß er seine Dinge in greulicher Unordnung und Widerspenstigkeit in den Auslageschrein sperre, und ihr dadurch die Meinung beibringe, sie seien noch viel schlechter und ganz und gar elend, namentlich, da sie bedenken sollte, daß ein Mensch, der täglich Dinge unter Glase zu ordnen hat, die dann tausend Augen sehen, doch auch sein Ehrgefühl hat, und die Dinge so legen und stellen muß, daß sie seinem Geschmacke Ehre machen, und daß er doch um Gottes willen nicht hinter seinem Nachbar zurückbleiben kann, der durch alle möglichen Auslage- und Toilettenkünste seiner Bude lockt.

Die ganze Sache mit diesen Ankündigungen und Auslagen beruht auf einer wunderlichen Eigenschaft des menschlichen Geschlechtes, und dieß führt uns wieder auf den zu erweisenden Punkt zurück, daß durch sie nämlich gerade die Nichtwollenden kaufen sollen. — Ueber diese wunderliche Eigenschaft habe ich viel nachgedacht, um ihren Grund herauszubringen, aber vergeblich; diese Eigenschaft ist nämlich jene durch alle Stände und Alter herrschende Kauflust, oder wie ich sie nennen soll, jene Lust und Sucht, um einige runde unbedeutende Metalldinge, oder gar um ein klein Stück Papier ein großes, schönes, unbekanntes, vielleicht unsäglich brauchbares oder sehr schmückendes Gut zu erzielen. In der Kindheit, wo uns die Güter und ihre Anwendung auf unser Ich am unbekanntesten sind, ist auch jene Kauflust am größten. Jeder von uns erinnert sich, wenn er als Knabe einige Münzstücke in der Tasche verspürte, daß sie ihn ordentlich brannten, und daß er ungeheuer viel dafür kaufen wollte, und dann mit etlichen

schlechten Birnen und Nüssen nach Hause geschickt kam. Nach den Kindern kommen gleich die Weiber. Ihnen sind Ankündigungen und Auslagen höchst gefährlich, vorzüglich, wenn sie unbekannte Formen oder neue wo möglich ausländische Namen bringen, weil ihre Phantasie da gleich zu arbeiten beginnt, wie mag die Sache aussehen, wie mag sie stehen, schmecken 2c. Versuchen möchte ich es doch, es kann nicht so hoch kommen u. s. w., und da sie von Geschäften weniger abgezogen werden, als Männer, so haben sie Zeit, das verzogene Kind „Einbildungskraft" noch immer mehr zu verziehen, und da ihnen die Natur für ihren Körper, der als erster Wohnort des Menschengeschlechtes freilich wichtig genug ist, eine ungleich größere Sorgsamkeit eingepflanzt hat, als uns für den unsrigen, den wir höchstens in einer Kanzlei krumm sitzen: so geschieht es ihnen auch gar leicht und schnell, daß sie neuangekündete oder angeschaute Güter sogleich zu sich in Beziehung setzen, und vor Begierde brennen, zu erfahren, wie sich's machen würde; daher sie dann Waffelkuchen, Asphalt, wohlfeile Perkails, Haarwuchspomade 2c. schnell versuchen müssen, nachdem sie's kaum in der Zeitung gelesen. Kinder lassen sich weniger durch Worte, aber mehr durch das Glänzen der Sachen bestechen. Weil das schöne und zarte Geschlecht nun einmal diesen Hang hat, und ihm auch mehr nachgehen kann, so erlangt sein angebornes Schicklichkeitsgefühl einen bestimmten sicheren Takt, daß sie doch nicht leicht sehr weit fehl gehen und Absurditäten in's Haus schaffen: jedoch wir Männer, da wir von diesem Adamsübel ebenfalls nicht frei sind, dasselbe aber nicht so üben und zügeln lernen, wie die Frauen — wenn wir einmal von dem Kaufteufel angepackt werden, dann treiben wir es gewiß recht plump und ungeschickt und verfallen auf das Entfernteste und Heillosesteste. So erinnere ich mich

noch recht gut, wie mein Vater, der mit uns in einer schönen kornreichen Ebene wohnte, eines Tages von einer Gebirgsreise einen ganzen Bündel Steigeisen brachte, die er dort in einer Licitation glücklich erstanden hatte. Sie lagen lange im Hause und wurden nicht gebraucht, außer daß sich einmal mein Bruder an einer Spitze derselben bald ein Auge ausgeschlagen hätte, dann kamen sie auf den Boden, und dort, glaube ich, liegen sie noch.

Durch das Wort „Licitation" verschlage ich mich auf eine kleine Abschweifung von meiner Sache, nämlich auf die Bemerkung, daß bei keiner Gelegenheit so sehr die unvorhergesehensten und tollesten Einkäufe gemacht werden, als bei Licitationen. — Keiner meiner Bekannten, wenn er überhaupt einmal die Gelegenheit hatte, kann sich rühmen, von einer Licitation weggekommen zu sein, ohne daß ihm ein Kauf widerfahren wäre, von dem ihm früher nichts geträumt hatte — so wie z. B. erst neulich bei einer solchen Versteigerung mein sehr ehrwürdiger Freund, der Pfarrer von ****, eine Heerpauke und einen Sturmhut gekauft hat. Die Ursache dieser Erscheinung mag darin liegen, weil einem die feilgebothenen Gegenstände immer nur in lockender Ferne gezeigt werden, dann weil man durch das Mitbiethen angefeuert und durch das Ueberbiethen zum Widerspruch herausgefordert wird, d. h. zu neuem Ueberbiethen. Die Tante eines meiner Bekannten, ein ewig gehendes Predigtmaul, und ein stetes Besserwissens-Bureau, darf in keine Licitation gelassen werden; sie erstände das sämmtliche Waarenlager.

Auf diesen Kauf- und Erwerbtrieb der Menschen, denke ich, sind nun die Waarenauslagen und Ankündigungen berechnet. Wenn ein Mann, der sein gehöriges Geld hat, vom Lande hereinkommt, und nur den Stephansplatz, Stock im Eisen, Graben, Kohlmarkt entlang geht, und all

die glänzenden, lockenden Gläserkästen ansieht, wie sie ohne Unterbrechung endlos fortlaufen — der Mann ist verloren, er muß etwas kaufen, vorzüglich, wenn er etwa eine Frau und Töchter zu Hause hat, an die er denkt. Aber nicht blos dieser, sondern auch der geborne Wiener, der von Kindheit an doch an solche Anfechtungen gewöhnt ist, wird zu Einkäufen verleitet, wenn er auf eine neue, oder besonders wohl angeordnete, oder glänzende Auslage stößt, hineinblickt, und nun Dinge sieht, die alles übertreffen, was er bisher in dieser Art gesehen hat. Wirklich hat sich aber auch in letzterer Zeit der Geschmack und Luxus an Waarenauslagen ungemein gesteigert, und Schilder und Auslagekästen, die man noch vor wenig Jahren als überaus geschmackvoll und prächtig bewunderte, stehen nun beinahe dürftig und armselig da, und jede neue Anstalt dieser Art übertrifft immer wieder die bestehenden an Eleganz und Großartigkeit. Dabei steigert sich auch Kunst und Aufwand in Herstellung der Aufschriften und der Aushängeschilder, und es ist gar nicht selten, auf letzteren wirklich vortreffliche Gemälde anzutreffen, ja selbst bei Läden von Viktualienhändlern und sogenannten Greißlern geschah es schon, daß alles Volk stehen blieb, weil Käse und Besen, Essigfässer und Eier, Seife und Wichse, und Stroh und Bastbündel und dergleichen wirklich täuschend und meisterhaft darauf gemalt waren. Aber nicht blos die Fassung und die Kästen sind elegant und prächtig, sondern in der Anordnung der darin befindlichen Waaren thut sich ein wahrhaft verführerischer Geschmack kund; ich sage verführerisch; denn sie verstehen die Sachen so neben einander zu stellen und zu legen, daß es wie zufällig und malerisch leicht aussieht, daß aber doch das Eine dem Andern zur Folie dient und es hebt. Dieß ist besonders bei denen der Fall, die mit Stoffen handeln, wo die Farben und Zeichnungen

so gelagert sind, daß sie sich gegenseitig beherrschen und geltend machen, so daß jedes Stück mit eigenthümlichem Feuer und Glanze hervorblickt; — daher gebe ich meinen schönen Leserinnen den Rath: sobald ihnen ein Kleiderstoff in einer Auslage ganz besonders gefällt, und sie ihn zu kaufen gesonnen sind, sollen sie immer früher überdenken, ob sie zu Hause einen Anzug oder andere Nebenstücke von der Farbe der jenen Stoff umgebenden Artikel haben oder nicht. Ist Ersteres der Fall, dann dürfen sie getrost kaufen, sie werden ein Ding nach Hause bekommen, das trefflich steht, nämlich eben zu jenen Farben. Ist aber Letzteres, dann ist es rein zufällig, ob das Gekaufte neben dem zu Hause Befindlichen dieselbe Kraft und dasselbe Feuer bewährt, wie es neben seinen Nachbarn im Auslagekasten that.

Wie weit es noch in der Steigerung der Pracht der Auslagen gehen wird, ist nicht abzusehen, da jede neue alle alten überbiethen muß; denn das Publikum ist so gewöhnt, daß man ihm Alles so unmittelbar vor die Augen lege, gleichsam auf den Händen vortrage, ja daß man es blende und verführe — daß es nichts kauft, wo dieß nicht der Fall ist. Es habe einer die beste und die erlesenste und wohlfeilste Waare in seinem Gewölbe, vor demselben aber eine elende Scharteke von Schild, so geht kein Mensch hinein und kauft — selbst der Schreiber dieser Zeilen gesteht aufrichtig daß er weit lieber da hinein geht, wo es schon von außen schön aussieht, und daß er sich dort weit weniger zu handeln und etwas abzudingen getraut, als in ordinären, altbürgerlichen Läden, sie mögen wie solid immer sein. Freilich ist der Referent als Ideal eines Einkäufers durchaus nicht zu empfehlen, aber die meisten Leser dieser Zeilen, denke ich, werden es auch nicht sein.

Diesem Geschmacke und dieser Pracht in Auslagen, die gegenwärtig in Wien herrscht, ist es auch zuzuschreiben,

daß es an Sonn- und Feiertagen, wo es auf dem Lande und in kleineren Städten am glänzendsten und feierlichsten ist, gerade in Wien am ödesten und einförmigsten aussieht; denn abgesehen davon, daß an solchen Tagen die meiste Bevölkerung in die Umgebungen ausfliegt, so sieht man die Straßen und Plätze entlang, statt der reizenden Auslagen, nichts als die dunkelfarbigen Thore und Läden, womit sie geschlossen sind, während an Wochentagen alle Pracht und aller Luxus entfaltet wird, dessen die Kaiserstadt nur immer mächtig ist. Besonders sind einige Straßen und Plätze ganz eigens hiedurch ausgezeichnet, als da sind: der Stephansplatz, der Stock im Eisen-Platz, der Graben, der Kohlmarkt, die Kärnthnerstraße, die Rothenthurmstraße und andere. Auch in den Vorstädten schwingt es sich schon so empor, wie in manchen Gassen und Plätzen der Stadt.

Wenn man so an einem heitern Vormittage jene obgenannte Plätze entlang geht, so dürfte wohl der routinirteste Reisende noch gefesselt, der Eingeborne angezogen, der ferne und einsame Landbewohner verwirrt werden; denn da reihet sich ohne Zwischenraum Gewölb an Gewölb, und vor jedem in eleganten Kästen ausgelegt, was darin als Prächtigstes zu haben ist. Da ist die Schnittwaarenhandlung, und vor ihr, wie ein wahres Farbengetümmel, hinter glänzendem Spiegelglase die Stoffe aus Seide, aus Wolle, aus Baumwolle, alle die hundertnamigen Zeuge auf alle die hundertnamigen Kleider der Menschen, von dem echten Kaschmir an, bis zum leichtesten und schalsten Fähnchen Baumwollenstoffes; dann ist der Spitzenhändler mit seinem spinnenfadigen luftweichen Zeugs; dann die Blechwaarenhandlung mit allen erdenklichen bekannten und unbekannten Gefäßen und Leuchtern und Klammern und Lampen, in gelben, weißen, grünen und andern Farben — dann die Tuchauslage mit den feinsten und geschmackvollsten

Mustern — die Buchhandlung mit den Kunstwerken der Typographie und des Grabstichels — der Juwelier mit seinen edlen Waarenstücken. Da funkelt aus den geöffneten Etuis auf dem reichsten Bette von schwarzem, purpurrothem, violettem, und auch aschgrauem Sammte das verschiedenartigste Geschmeide, vom Diamantdiademe an, das eine halbe Grafschaft kostet, durch alle Gattungen von Federn und Fächern und Sternen hindurch bis zu dem Geschlechte der Ringe, die in allen Formen und Größen in den Rinnen ihrer Sammtpolster stecken, mit Steinen aller Farben und Feuer besetzt; daneben liegt auf dunklem Sammte in Reihen geschlungen der sanfte Schmelz der Perlen, oder blitzt das weiße Feuer des Brillianten. — Dann folgt das Pfeifengewölbe: Meerschaumköpfe aller Art, sämmtlich von dem tadellosesten, schwammweichsten Weiß, das sich sanft abhebt von dem feurigen Blitzen der Silberbeschläge — alle Größen und alle Schnitte prangen da, der glatte Kopf, der gothische, der mit einer, mit zwei oder mehreren Figuren gezierte, ja selbst der, auf dem ganze Schlachten ausgeschnitten sind — unten auf der Basis des Kastens, auf Purpursammt ruhend, mit einem Glassturze bedeckt, steht das Prachtstück, ein riesengroßer Kopf, mit den edelsten Figuren besetzt, mit Silber von getriebener Arbeit beschlagen, und auf dem Scheitel als Stern einen Rubin tragend. Zwischen dem zarten Weiß der Köpfe hängen die reinen, goldgelben Bernsteinstücke, von dem winzig kleinen Cigarrenmundstücke an, durch alle Sorten und Längen derselben hindurch bis zu der riesengroßen türkischen Dute, die am Ende eines ebenfalls riesigen, gewundenen, seidenen türkischen Rohres prangt — dann folgen die Silber- und Goldgewölbe mit ihren gleißenden Stücken, dann wieder Schnittwaaren, dann die Kunsthandlung mit ihren Bildern, Stichen, Lithographien ꝛc. . . . dann der Zuckerbäcker, die

Bänderhändler, die Pelzwaaren, dann eine blitzende Armee von Messern, dann ein Wald gemachter Blumen — und so geht es weiter, wenn du die Häuser entlang schreitest, Gasse aus, Gasse ein, nur daß es nicht in allen Gassen gleich ist, sondern in einer mher, in der andern weniger; aber es wird wohl in ganz Wien keine einzige geben, wo nicht eine oder mehrere Auslagen sind.

Diese Auslagen sind die lockendsten Mittel des Luxus und der Eitelkeit, darum stehen auch von Stunde zu Stunde die competentesten Richter vor denselben und urtheilen, oder suchen sich aus, oder wünschen sich wenigstens. — Mit welch traurigem Gesichte steht oft die arme Dienstmagd vor einem ganzen Berge von farbenflammendsten Stoffen und verzweifelt fast, sich je zu diesem Eldorado schwingen zu können, um dieß oder jenes Stück Seidenzeug endlich mit nach Haus fahren zu können! Was Wunder nun, wenn sie alle Wege versucht, und alle Minen springen läßt, und endlich doch den Seidenlappen nach Hause schleppt! Vor dem Pfeifengewölbe steht der alte besonnene Raucher und die strebende zukunftbegierige Jugend — vor der Kunsthandlung ballt sich immer eine ganze Böschung von Menschen in die Straße zurück und schaut die Bilder an, und wenn ein pfeifender Schusterjunge des Weges daher kömmt, so drängt er sich mit seiner Nase an die Mauer und stellt sich just als den allerersten vor die Bilder. So natürlich, so unschuldig die Auslagen sind: so sehr, glaube ich, reizen und verführen sie gerade die untern Klassen vorzüglich des weiblichen Geschlechts, zur Begierde nach Luxus und Hoffahrt, und natürlich auch zu den Wegen dahin.

Was die Ankündigungen betrifft, so ist die Hauptniederlage derselben die Wienerzeitung, wo hinter dem politischen und Amtsblatte die bunte Schaar der Anzeigen folgt, und oft in drolliger Nachbarschaft; da ist der Cham-

pagner grand mousseux, neue Teppich- und Meubelstoffs-niederlage, ganz neue Erfindung von Butterschnitt-Messern, tragbare Maschinherde, Brillen — aus echt englischem Maschinenzwirn verfertigte, unendlich billige Hemdknöpfe, vierfacher Königsstrickzwirn, Blutegel, Grätzer-Zwieback, Ausverkauf von 9000 Ellen Tuch, Ruster, Milliseife, Mädchenerziehungsanstalt, wasserdichte Stiefel, k. k. und privilegierter Wiener-Salon-Stiefellack, u. s. w. Ich kenne einen alten Herrn, der ganze Stöße von Zettelchen besitzt, die er alle aus seiner Wienerzeitung schneidet, und nach denen er seine Bedürfnisse kauft, und allen seinen Freunden und Bekannten anräth. Aber auch in andern Blättern bald in dieser, bald in jener Form tauchen allerlei Empfehlungen und Anpreisungen hervor, die, wenn auch nicht immer dem Eigenthümer, doch ganz gewiß dem Verfasser nützlich sind. Daß bei diesen Anzeigen alles Angezeigte echt, unvergleichlich, spottwohlfeil und unentbehrlich ist, versteht sich wohl von selber; daß es aber immer noch Menschen gibt, die das Alles Wort für Wort glauben, versteht sich wohl nicht von selber, ist aber demohngeachtet so. Vorzüglich sind Damen gegen neue und wo möglich sehr complicirte Namen schwach, und müssen das Ding, so bald nur immer thunlich ist, kaufen. Außer den Zeitungen tragen die Straßenecken in riesigen Buchstaben aller Farben, vorzüglich aber roth, auf thorgroßen Anklebzetteln die dem Publikum nöthigen Kenntnisse zur Ansicht, und an manchen Stellen wie z. B. außer dem Rothen-Thurmthore sind ganze große Mauerstücke von oben bis unten beklebt, so daß man zur erschöpfenden Lectüre dieser Dinge mehrere Stunden brauchen würde. — Da ist ein Riese zu sehen, dort ein Zwerg; Reunionen, Bälle, Erheiterungen, Recreationen, Menagerien, Eisenbahnfahrten, Gesellschaftswägen, Musiken, ꝛc.... ꝛc.... In neuester Zeit hat sich gar eine eigene Ankündeanstalt

zusammengethan, und schlägt ihre Zetteln auf großen dunkeln Holztafeln auf, was recht elegant und nett aussieht, aber doch nicht verhindert, daß nicht daneben die frühere Weise in ihrer ursprünglichen Unschuld fortbesteht, nämlich die Zettel gleich weit und breit auf die nackte Mauer zu kleben.

Auch in den Auslagekästen liegen nun bereits geschriebene oder gedruckte Zettel, die vor der Hand aber noch nichts als den Namen und manchmal den Preis der Sache enthalten. Wer weiß aber, was auch noch aus diesem Industriezweige werden kann, und ob wir nicht einmal auf derlei fliegenden Blättern die ganze Biographie der Waarenartikel werden lesen können. Bis dahin werde ausgelegt, angekündigt, gekauft und verkauft nach Herzenslust; der Verkäufer gewinne, der Käufer sei entzückt, so ist beiden geholfen, und Niemand kann dieß freundlicher wünschen, als der Verfasser dieser Zeilen, der nie etwas kauft, als was ihm unendlich gefällt, und es dann immer spottwohlfeil findet. Die Seinigen zu Hause mögen dann lachen, so viel sie wollen, er ist zufrieden und wünscht dem ganzen lesenden Publikum vom Herzen dasselbe.

Wiener-Wetter.

Wer den Titel dieses Aufsatzes liest, der wird fragen, ob denn die Wiener ein eigenes, gleichsam privilegirtes Wetter haben, oder ob es dort nicht vielmehr auch so sei, wie in aller Welt?

Hierauf antworten wir: Allerdings, mein verehrter Frager, hat Wien sein eigenes Wetter. Wenn du je in unterschiedlichen großen Städten warst, und gute Beobachtungsgaben mitgebracht hast, so wirst du gesehen haben, wenn es regnet oder hagelt, oder ein erschrecklicher Wind geht, daß es in London ganz anders regnet, als in Paris und Nanking, und daß, wie jeder Mensch beim Rasiren, Tanzen oder Kegelschieben ein eigenthümliches und ganz neues Gesicht macht, eben so auch jede Stadt eine andere Miene zieht, wenn in ihr abscheuliches Wetter ist. Ein Feinschmecker von Reisen merkt schon den Unterschied in benachbarten Dörfern und klassificirt sie darnach.

So verarbeiten auch wir die stockfinstern Nebel, den Platzregen, das Glatteis, den Staub, die Hitze, den Wind auf ganz eigenthümliche, d. h. Wiener-Weise — ja ich getraue mir im Verlaufe dieser Zeilen nachzuweisen, daß wir wirklich auch an objectivem Wetter ganz andere Sorten besitzen, als die Leute außer unserm Weichbilde — ja, daß es sogar bei uns wieder Unter-Unterschiede gibt, daß eigenthümliche Vorstadtwetter existiren oder gar originelle Platz- und Gassenklimate. So z. B. ist die Annagasse ein wahrer Eiskeller, und der Stephansplatz ein Windbalg.

Man wende mir hier nicht ein, die Sache sei lächerlich, sondern man höre mich geduldig zu Ende reden, und urtheile dann, wie es immer beliebt, wenn man dann noch den Muth zum Urtheilen hat; denn, ob es noch irgendwo zwei emsigere Wetterbeobachter, Klassificierer, Kenner und Wettersammler gibt, als mich und meinen Freund Grimbucker, lasse ich dahin gestellt sein, habe aber billige Zweifel darüber.

Ehe ich zu meinem Gegenstande übergehe, und ihn mit dem Ernste behandle, den er verdient, ist es nöthig, daß ich den Leser in Kenntniß setze, was unsere Erkenntnißquellen der Stadtmeteorologie sind, wie wir beobachten, und mit welchen Instrumenten und Schlüssen.

Ich war eigentlich seit meinen Studien her ein Grübler, obwohl zu Zeiten ein lustiger Vogel und Schalk, vorzugsweise aber beschäftigte ich mich mit Sammlungen von Käfern und Alterthümern, an Wettersammeln dachte ich nicht, ich meinte auch, es gäbe kein solches Ding, obwohl ich auch schon damals an gewissen Wettern meine Freude hatte, z. B. an einem schönen Glatteise mit Regen und Wind — schon damals ging ich gerne mit meinem Freunde, dem jetzigen Rentamtscontrollor Geraumuer, an solche Orte, wo ein unversehener Wind um eine Ecke pfiff, und da sahen wir zu, wie er mit Regenschirmen, Hüten und Röcken wirthschaftete, wenn er sie plötzlich ergriff, und wie der Inhaber all dieser Dinge mit dem Winde raufte und nach seinen Sachen haschte, während er auf Erden keinen festen Fuß fassen konnte, und der Regen ihm in das entblößte Gesicht schlug. Oder wenn recht eine satanische Kälte war, daß einem die Augen aus dem Kopfe froren, die Wagenräder klangen, die Schornsteine rauchten und die Blechdächer funkelten: da hatte ich meine Freude daran, wenn die kleinen Beamten in ihre warmen Kanzleien liefen, und sich all die Leute

sputeten, die auf der Gasse keine Freude haben; mir aber machte all das schöne Eis auf dem Bassin des Belvedere und die Schlittenbahn und das Schellengeklingel Entzücken. Doch das war alles nur Jugendspielerei. Als ich später den Herrn Grimbucker kennen lernte, sah ich freilich ein, daß er das Wetterwesen in einem viel großartigeren Maßstabe betrieb. Grimbucker kann freilich auf seine Passion viel mehr verwenden, als ein Anderer, denn er ist ungemein reich und unabhängig. Da er Mitglied der Stadt-Meteorologie wurde, wandte er diesem Institute große Vortheile zu und hob es beträchtlich. Nicht nur wurden viel mehr Instrumente und Beobachter angeschafft, und an den verschiedensten Theilen der Stadt und Vorstädte dislocirt, sondern auch die wöchentlichen Versammlungen wurden in seinem Hause gehalten, und es floß viel Wein dabei. Später wurde er Präsident, und da war es, wo ich ihn kennen lernte. Erst von ihm bekam ich Einsicht in den Ernst der Sache, und in die wunderbarsten Wetternuancen, die bei uns herrschen. Da er Talent für diesen Zweig der Wissenschaften in mir entdeckte (und dieß schloß er daraus, weil er sah, daß ich auf dem Tandelmarkte ein ständiger Gast war, in dem Gerumpel herumsuchte und allerlei alte Phantasiestücke für meine Raritätensammlungen erstand) — wie viel mehr, dachte er, muß dieser an Meteorsammlungen und Wetterkatalogen Geschmack haben und an den sonderbaren Wirkungen auf das physiologische und sociale Leben, die solche Wetterraritäten hervorbringen — da er also, sage ich, Talent für dieses Fach in mir vermuthete, so nahm er eines Tages einen Fiaker und fuhr mit mir auf allen Beobachtungsstationsplätzen an der ganzen Stadt Wien herum. Da waren Ehrenmitglieder, die nur das Thermometer ihres Fensters und das Barometer ihrer Wand zu beobachten und darüber zu referiren hatten; da waren Gärten, in denen Ombrometer

(Regenmesser) standen, mit einem förmlich besoldeten Beobachter dabei — gegenwärtig, während ich dieß schreibe, sind bereits fünfzehn solcher Ombrometer auf dem Areale Wiens stationirt — dann war Einer, der die Vormittags-, Einer, der die Nachmittags-Wolken beobachtete. Dreie zählten die Sternschnuppen (jetzt wechseln Achte ab); Fünfe beobachteten und maßen den Wind — dann waren die Thau- und Reifglieder, die Eismesser, der Feuchtigkeitsausschuß; Sechzehne arbeiten in Schnee; dann war die Electricitäts- und Magnetismus-Section, das Bureau der Regenbögen, der Finsternißsenat, ... u. s. w. — Der Leser sieht schon, daß der Verein in's Große und Verwickelte ging, aber das ist alles noch nicht zu Ende. Da sind die Mitglieder selbst wieder unterabgetheilt, die blos referirenden, dann die so die Durchschnitte aus den Beobachtungen berechnen (selbst Gauß's Verfahren ist bei uns in Uebung), dann die speciellen Katalogführer, die Eintrager in den Hauptkatalog, die Summarienzieher — — auch solche Mitglieder sind, die die Nebenfächer betreiben, z. B. stete, das Wetter begleitende Wirkungen zu beobachten, wie Gesundheitsstand, Holz- und Getreidepreise, moralischen Einfluß, Fallimente, Selbstmorde ꝛc. .... Bloße Ehrenmitglieder, d. h. solche, die gar nichts zu thun hätten, als den Wein des Präsidenten zu trinken, gibt es gar nicht. Als ich für die philosophische Section, d. h. für die, welche Schlüsse ziehen muß, aufgenommen war, hätte ich einmal bald mein Diplom verscherzt, indem ich vorschlug, man solle auch solche Beobachter creiren, welche die Scherz- und Schimpfscenen sammeln, die bei schnellem Wetterwechsel und argem Wüthen desselben in einer so volkreichen Stadt nothwendig vorfallen müßten. — Einige jüngere Mitglieder stimmten mit mir, aber die ältern waren sämmtlich dagegen; es würde uns schlecht anstehen, meinten sie, wenn die Nachwelt einst solche Annalen von uns fände, sie dürfte uns

Hanswurste heißen, müßte mit Recht auch den andern Büchern mißtrauen, und von unsern jetzt so ausgebreiteten riesenhaften Bestrebungen hätte dann die Wissenschaft keinen Pfifferling — die Wissenschaft, die gerade ohnehin in der Meteorologie so arm und dürftig sei. Ich wurde überstimmt, und fast denke ich mit Recht — ein Antrag auf Entfernung eines, dem es nicht ganz Ernst mit der Sache sein könne, ging nicht durch, da man doch sonst von meinem Eifer und meiner Brauchbarkeit Proben in Händen hatte. Aber wurmen mußte mich die Sache doch immer, und da ich von jeher einen Spaß liebe, ja im Alter statt gesetzter nur immer närrischer werde, so konnte ich es mir nicht versagen, da ich jetzt als Vereinsglied die Wiener-Wetter in allen Abstufungen beobachte, nebst der philosophischen Seite auch die gesellige, die anthropologische, die närrische zu beachten, und da ich in dieser Hinsicht eine ganze Menge von Daten zusammengebracht habe, die in keinem unserer Kataloge Platz greifen dürfen, so nehme ich die Gelegenheit dieser Blätter wahr, dem Publikum einige derselben darzulegen, da ich vermuthe, daß es daran mehr Freude haben dürfte, als an den dicken wissenschaftlichen Katalogen, obwohl sie Herr Grimbucker in rothes Leder einbinden ließ.

Zu meiner großen Erheiterung habe ich ein junges Vereinsmitglied gefunden, das in andern Dingen ziemlich mit mir übereinstimmt, daher wir manche Stunde bei einem Glase Wein versessen haben, und von Antiken, von Geschichte, von Kunst und Poesie, von unserm Vereine, und endlich von gegenseitigen Privatbeobachtungen gesprochen haben. Der Leser hat gar keine Vorstellung, wie falsch der Satz ist: „jede Sache hat zwei Seiten“ — hundert hat jede. — Wenn nur einer unpartheiisch das Wetter und seine Wirkungen nur ein paar Jahre (statt wie ich, dreizehn) beobachten wollte, so würde er finden, welche Quelle von neuen

Thatsachen, überraschenden Resultaten und Vergnügen er aus der Sache zöge, und wie unendlich viele Seiten sie habe.

Jedoch zum Ziele.

Ich habe oben gesagt, daß unsere Stadt auch ein ganz eigenthümliches objectives Wetter und Klima habe, welches außer unserm Weichbilde sogleich aufhöre. Diesen Satz will ich nun beweisen, und unsere Verzeichnisse werden mich hierin trefflich unterstützen. Die Wärmecommission hat physikalisch dargethan, daß ein poröser Körper sich in den Sonnenstrahlen mehr erwärme, als ein compakter, was sie dadurch erwies, weil sie einmal unter vielen über einander gestellten Glasstürzen ein Ei briet, und zwar durch eitel einfache Sonnenstrahlen. Nun ist es aber klar, daß die ganze Stadt nichts Anderes ist, als eine große poröse Scheibe unter dem Netze der darauf niederfallenden Sonnenstrahlen; sie muß sich daher heftig erwärmen, wie ein in der Sonne liegender Sandkuchen. Allein dieß ist nicht alles; auch das lehrte die obige Commission, daß von glatten weißen Wänden die strahlende Wärme mehr reflectirt werde, als von dunklen rauhen — und wo sind denn mehr lichte, glatte Wände, die die Wärme eine der andern zuwerfen, als gerade in der Stadt? ich darf nur an manche Stellen erinnern, wo sich dieses Backofenklima erzeugt. Wer von uns ist nicht schon an einem schönen Sommertage von der Schottenkirche längs der weißen Mauer gegen die Renngasse gegangen, wo er sich fast die Schuhsohlen geröstet und die Haare verbrannt hat? — Es ist aus dem klar, daß die Tage innerhalb der Linien heißer sein müssen, als außer denselben, und Jeder weiß, welch wohlthuendes Lüftchen ihn anwehe, wenn er die Barrieren verläßt und die grünen Felder um sich hat. Nachts fällt Thau, — das Feuchtigkeitscomité weiß nun, daß sich derselbe sehr gerne an zarte und rauhe Körper anlege und die Luft kühle, z. B. an Schaffelle

und Gras — wie wenig aber Schaffelle und Gras in einer großen Stadt ausgebreitet sind, weiß ja Jeder, und er kann sich daher leicht abnehmen, wie wenig Thau und Luftabkühlung da zu haben ist. Dieß wissen viele Hofräthe und Grafen sehr gut, die im Stande sind, eine nette Sommerwohnung auf dem Lande zu haben; denn während sie in der Stadt bei offenen Fenstern schlafen, und fast vor Hitze umkommen, müssen sie die Fenster der Landwohnung Abends schließen; sonst verkühlen sie sich.

Aus dem, glaube ich, geht zur Genüge und objectiv hervor, daß in unserer Stadt ein ungleich heißeres Klima ist, als auf dem umliegenden Lande, und daß auf ihr ein boshafter, erhitzter Luftberg stehe, der wieder die traurigsten Folgen nach sich zieht, denn, wenn nun auch schon ein feuchtes Wölklein über uns heranzieht, und schon nahe daran ist, seine kühlenden Tropfen herabzuschütten, so läßt es dasselbe wieder bleiben, sobald es in jenen heißen Luftberg geräth, und verdünstet lieber — im Kleinen das Nämliche, was in der Sahara im Großen geschieht — und ich glaube, wir dürften die Stadt nur so groß bauen, als die Sahara ist, und wir hätten dasselbe prächtige Wetter, wie sie — jahraus, jahrein.

Wenn es wahr ist, was die Gasabtheilung sagt, daß auf der ganzen Erde das Verhältniß von Stickstoff und Lebensluft dasselbe ist, und daß eine Armee von einer Million Mann die letztere nicht zu mindern vermöge, so werden wir wohl auch genug an derselben haben, obwohl in Wien wacker genug geathmet und geschnaubt wird; aber wenn es ebenfalls wahr ist, daß außer obigen zwei Grundbestandtheilen der atmosphärischen Luft auch noch allerlei kohlensaures Gas und Wasserdünste, und organische Stoffe und Salpetersäure beigemischt sind, so mag es bei uns an Dünsten und verdächtigen Gasen ein gutes Maß geben,

des Rauches gar nicht zu gedenken, der täglich aus so vielen hunderttausend Küchenfeuern emporgeht, und wir athmen mit unserm Pflichttheil Lebensluft gewiß genug lästige Bedingungen mit ein, die eine halbe Million Organismen auf dem kleinen Flecke erzeugen helfen — und noch dazu spart man auf dem kleinen Flecke den Raum, weil er kostbar ist, und unsere Väter bauten hie und da so enge Gassen, daß es in manchen geschieht, daß, wenn ich Morgens mein Fenster öffne, um frische Luft herein zu lassen, ich mir die Nachtluft aus der Schlafkammer meines Nachbars gegenüber hereinfange, der ebenfalls geöffnet hat und mir guten Morgen wünscht. Ich rede gar nicht von dem öden Morgenhauche der Gast- und Kaffeehäuser, dem Dampf der Stallgruben, der Gassen und finstern Winkel — diese Gemengsel sind der röthlich trübe, schöne Duft, den man über unserer Stadt stehen sieht, wenn man von ferne und von einer heitern Höhe auf sie schaut.

Warum doch die Menschen ihr einziges Nahrungsmittel, was sie ganz umsonst, ganz echt und in ungeheurer Menge haben können, selbst so geflissentlich verderben, indem sie solche Städte und Häusermassen bauen. Ich ginge augenblicks in die Berge, um dieses Nahrungsmittel recht zu genießen, wenn ich nicht leider in der Stadt bleiben müßte, um mir die andern zu erwerben.

Wenn nun Atmosphäre und Luftbestandtheile einen Theil des Wetters ausmachen, so sehe ich nicht ein, wer mit uns in dieser Hinsicht in Wetterstreit treten, und üblere Beschaffenheit und schlechteres Wetter nachweisen könnte, wenn nicht etwa Paris und London? eine andere österreichische Stadt gewiß nicht; die Dörfer in unsern Weinbergen herum am allerwenigsten.

Ist dieß nicht ein ganz eigenthümliches objectives Wetter?

Aber ich gehe noch weiter. Unsere Windkammer that erst in einer neulichen Sitzung dar, daß träge und schlaffe Luftzüge sogleich lebendiger und reißend werden, wenn man sie durch ein langes enges Rohr gehen läßt, darum man auch auf Lampen die Glasröhre aufsetzt, und auf Kohlenherde den hohen Rauchfang; nun frage ich, sind unsere Gassen nicht solche Windröhre? Und wenn eine schöne, breite, gemächliche Luftmasse von Ungarn heranzieht, und nun in diese Löcher geräth und vom Nachtrab hinein geschoben wird, muß sie da nicht eilig in der Gasse fortschlüpfen, sich tummeln, an alle Ecken anstoßen, und den Leuten Staub und Rheumatismus in die Gesichter blasen? Daher gibt es in Wien auch gar keinen andern Tag, als windige, wenigstens in einigen Gassen, es müßte denn sein, daß eines Tages die Luft in Niederösterreich absolutement mauerstill stünde — und wer weiß, ob nicht auch da, wenigstens an jener Ecke der Stephanskirche, wo der Thurm steht, ein leichtes hübsches Lüftchen zöge! Nun — und gehört Wind nicht zum objectiven Wetter?

So könnte ich, wenn ich die Thatsachen unserer Annalen ausbeuten wollte, noch hundert Dinge darthun, daß wir von dem allgemeinen Landwetter immer ein ganz eigenthümliches, appartes Stück herauskriegen. Nur Eines will ich noch anführen. Kein Ort unserer Nachbarschaft wird sich rühmen können, daß er ein gemischtes Wetter habe. — Wir erfahren dasselbe nicht selten, vorzüglich im April, wenn der Himmel voll seltsamer, zeriss'ner, närrischer Wolken steht, und die Sonne hie und da durchbricht und Stadttheile erhellt, da sieht die Scheibe der Stadt nicht anders aus, als wie ein scheckiges, blumiges Tuch, derlei die Mährinnen häufig tragen, um sich den Kopf einzumummen — ja an solchen Tagen kann es geschehen, daß Die auf der Wieden schüttenden Regen haben,

Die in der Jägerzeile aber in der schönsten Sonne spazieren gehen.

Ich glaube nun zur Genüge dargethan zu haben, daß wir auch an objectivem Wetter eigene Sorten haben, wenn ich noch kurz das herwerfe, daß, wenn es schneiet oder regnet, es auf dem flachen Lande ganz ruhig von einer Seite her regnet oder schneiet, bei uns aber gleich von allen, von Osten, Westen, Süden, Norden und allen Zwischengegenden der Windrose, daß es kein seltener Fall ist, daß, wenn ein Herr mit seinem Regenschirm mühsam gegen die Luft bohrt, ihm derselbe im nächsten Augenblicke umgestülpt von der Nase wegsteht, wie ein Trichter.

Ich gehe nun, um wie ein Professor zu verfahren, auf den zweiten Theil meiner Abhandlung über, nämlich zu zeigen, daß wir sogar in unserer eigenthümlichen Wettersorte wieder Unterabtheilungen, und eigene Platz- und Straßenklimate haben. Jeder weiß, daß die Alpen in ihrem nördlichen Abhange gegen die Schweiz ein rauheres Klima haben, als in ihrem südlichen gegen Italien — und sind ganze Häuserreihen nicht solche Alpen? Wer von uns weiß nicht, daß die Südfronte des Erzherzog-Karl'schen Pallastes ein mildes Italienklima hat, die nördliche aber in der Augustinergasse feucht und kühl ist, wie ein Miniaturdänemark? Gewisse Gassen zeichnen sich dadurch besonders aus. Wenn sonst überall der Schnee von den Dächern schmolz, und die Ziegel schön und trocken sind, und du gehst durch die Annagasse, so tropft es dir auf den Hut. — In einem Winkel der Stephanskirche gegen den erzbischöflichen Pallast hockt gewiß, wenn's Frühling wird, am allerlängsten eine Schneehaube, und man muß ihr fast alle Jahre die Ehre anthun, sie ganz allein und extra wegzuschaufeln, und von hinnen zu führen, wenn man es nicht darauf ankommen lassen will, daß es dort ewig auf dem Pflaster naß ist, wenn

schon anderwärts die Bäume ausschlagen. — Nach dem Regen, wenn Alles trocken ist, glitscht noch jeder Fuß im Schmutze der Adlergasse aus; — man geht nie über den Minoritenplatz, ohne daß einem Schnee oder Staub entgegenbläst, und an der Basteimauer eine fröstelnde Kälte ist. — Wie sehr zwei Ecken des Domes von St. Stephan, die des großen Thurmes und die diagonal entgegengesetzte, windig sind, ist hier unnöthig zu erwähnen; mancher dort hinabgewehte Hut könnte davon Zeugniß geben, wenn darüber statistische Tabellen vorlägen. Auch ganze Vorstädte unterscheiden sich hierin: wie schön und warm z. B. duckt sich die Leopoldstadt im Winter zusammen, und wie frei und windig klafft die Jägerzeile auseinander — im Sommer ist es freilich entgegengesetzt.

Jedoch wir wollen hier von dem objectiven Wetter und seinen Unterabtheilungen enden, um die Geduld jener Leser nicht gar sehr zu ermüden, die sich um wissenschaftliches Wetter gar nicht kümmern, sondern nur dann meteorologische Betrachtungen anstellen, wenn sie durchaus naß geregnet sind, oder wegen entsetzlicher Kälte unsäglich viel Holz kaufen müssen. Wir gehen daher zu jenem Theile unseres Wetters über, der Allen viel näher liegt, nämlich zu dem subjectiven. Wir verstehen darunter jenen Charakter und Zustand unserer Stadt und Bevölkerung, der durch die verschiedenen Wetter angeregt und bedingt ist. Daß die ganze Menschheit vom Wetter und Klima wesentlich berührt und verändert wird, haben unterschiedliche Gelehrte schon in dicken Büchern dargethan, und ich würde mich nur lächerlich machen, wenn ich in diesen Blättern mit einem gründlichen Beweise nachgehinkt käme; daher werde ich nur den Sack meiner Beobachtungen aufthun, und gelassen darthun, welche Gesichter unsere Stadt macht, wenn dieses und jenes Wetter ist. Ich könnte auch hier

wieder pedantisch sein und Unterabtheilungen machen — — und ich thu' es auch. Zuerst wollen wir reden von den Physiognomien unserer Stadt in Folge allgemeiner Wetterveränderungen, dann, um mit dem Pikanteren zu schließen, Scenen specieller Wetterausbrüche malen.

Ich falle in den schrecklichsten Gemeinplatz und beginne mit den vier Jahreszeiten. Der Lenz, sonst der Freudenbringer der Natur, der Decorateur des Schauplatzes, der allerseits besungene, ist für uns ausgezeichnet fade — ich rede von der Stadt, nicht von den Umgebungen — die Grünspeisen werden wohlfeiler, und die Leute gehen auf das Land. Anfangs sind noch einige Basteispaziergänger, einige Schneegestöber, Aprilgüsse, dann Praterfahrten; die Bäume schlagen aus, etliche eingesperrte Nachtigallen schlagen, wenn Nachts das Wagengerassel aufgehört hat, und dann — ehe man sich's versieht, ist die Stadthitze da und der Sommer, die unerträglichste, schändlichste Jahreszeit, wenn man das Unglück hat, ihn hier zubringen zu müssen; die Gärten und das Glacis schmücken sich nach und nach mit dem versengten Braun, die Gassen füllen sich mit Hitze und Staub, und die Gasthausgärten mit Menschen in Hemdärmeln. Die elegante Welt ist fort, selbst der Student macht sich mit Ende Juli von hinnen, der Handwerksmann und der Handelscommis steht gelangweilt vor seiner Bude, und vorbei fährt der ewige träge Wechsel der Gesellschaftswägen oder der Omnibus der Eisenbahnen. Ein schöner Strom fließt ja freilich in unserer Nähe vorbei, aber zwei Hauptsommervergnügen fehlen: eine großartige Schwimmübungsgelegenheit im freien Wasser, und die anderwärts so gebräuchlichen Wasserspazierfahrten — jedoch dieß gehört nicht zu dem Wetter, und ich komme eigentlich von meinem Thema ab. — Im Sommer also hält Wien Siesta, und oft eine bedrängte, abgemattete genug; denn es hat oft im Spät-

sommer wochenlang das satanisch schönste Wetter, und wenn du dich Abends auf dein Bette hinlegst, so denke ja an kein Ausruhen, sondern an ein lindes Schmoren, bis dir etwa die Nachmitternacht ein frisches Lüftchen bei dem offengelassenen Fenster hereinschickt; aber ehe du es recht genießen kannst, geht schon wieder die Sonne auf, und die glatten Mauern werfen überall die Hitze herum. In solcher Zeit sieht Wien, von fernen, frischen, grünen Hügeln aus gesehen, wie eine ungeheure gedörrte Käserinde aus. Der Herbst bringt zwar Vieles wieder in's Gleiche, allein er beginnt hier ungewöhnlich spät, meistens erst mit Beginn der Fröste, weil er früher blos den Sommer fortsetzt, und oft an Hitze mit ihm wetteifert. Berühmt schön sind die Wiener Nachsommer, aber unsere Stadt hat leider wenig davon, indem er größtentheils in der Umgebung gefeiert wird — wir werden an einem andern Orte dieses Werkes davon reden. Aber wenn endlich der Winter kommt, die Nebel über die Häusermassen hereinziehen, daß eine die andere nicht sehen kann, wenn die Krähe bis auf das Glacis hereinzieht, der Stephansthurm in's öde, wochenlange Grau verschwimmt: dann beginnt die schönste Jahreszeit Wiens; die Wohnungen füllen sich, die Zirkel glänzen, die Carossen rollen, die Gasflammen beleuchten die prachtvollen Waarenauslagen für den Carneval, die Kaffeehaus-Sessionen beginnen, die Spiel-, die Gespräch-, die Streit-Clubbs organisiren sich, die Zechbrüder haben lange Abende, die Verleumdungsjunta fixe Tage, die Oper und das Schauspiel überfüllen sich, die Concerte überschwemmen uns, der Kreuzzug der Virtuosen hebt an, Strauß und Lanner musiciren an öffentlichen Orten, und in tausend Häusern hämmert das Piano-Forte — das Gesellschaftsbuschwerk wuchert, und die Bälle und aller Teufel ist los. Anderwärts, z. B. in Wäldern und Feldern ist die Natur todt; bei uns wird

sie erst recht lebendig. Es ist ein sonderbarer Contrast, wenn eine recht trübselig trübe Februarsnacht anbricht, wenn des ganzen Tages ein so dicker Nebel gelegen, daß man darin den Schatten des Stephansthurmes hängen sehen konnte, und nun die Laternenlichter wie trübrothe Meteore kämpfen; wenn sich nun tausende von Fenstern nach der Reihe beleuchten, hinter denen entweder selber ein Vergnügen vorbereitet wird, oder wo man sich wenigstens zu einem schmückt; wenn sich das Strahlenmeer in allen Buden über die glänzendsten Dinge ergießt, die ausgebreitet sind, um die Carnevalskauflust zu wecken und die Nachfrage zu befriedigen — ich möchte die Thränen nicht zählen, die wegen Versagung dieser Dinge in einem einzigen Winter fließen, noch weniger aber die Jubelrufe, die wegen überraschender Erlangung derselben ausgestoßen werden — dann beginnt das Rollen der Wägen, in denen Ballgestalten oder Gesellschaftsbesuchende sitzen. Dort ist ein erleuchteter Pallast; an den Fenstern sieht man ein Schattengewimmel von Gestalten, unten steht das Volk der Vorübergehenden, und schaut hinauf, und seitwärts zieht sich die lange Wagenreihe derer hin, die oben sind, und hier auf sich warten lassen. In einer andern Straße rollt es dem Theater zu, und lebhafte Fußgänger drängen sich. — Fast aus jeder Kneipe, weil Lustigkeit so recht zum Lebenselemente des Wieners gehört, tönt Musik — in der Redoute fluthet und wogt ein Wald von Glanz und Fröhlichkeit — der kleine Bürger und Gewerbsmann gibt einen Punsch — der Student ist im Kaffeehause, und die ganze Stadt gleicht einem brausenden, kochenden Kessel der Freude und der Lust, indeß ringsum auf den Fluren und Feldern die düstere, lastende, schwere, leblose Nacht liegt, durch deren dicke Dünste man kaum das Schellengeklingel eines zur Freude der Stadt fahrenden Schlittens hört, oder dessen Lichter sieht, die wie trunkene

Kometen durch die Nebel streichen, während über der Stadt ein heller Schein steht, der die Stätte des Jubels und des Schwärmens anzeigt — ein paar Meilen von der Stadt ist schon die todte, öde, geräuschlose Winternacht, und das traurige Tuch des Todes gebreitet. Einen einzigen Zug von Winterfreude hat unsere Stadt fast gar nicht, oder wenigstens im Verhältniß viel geringer, als die unbedeutendste Landstadt, nämlich die Schlittenparthien. Wegen der ungeheuren Concurrenz und der großen Unbequemlichkeiten, die für dieselbe von vielem Schnee hervorgehn, nämlich endloser Schmutz, strömendes Wasser, Anhäufung von Hügeln und Knollen, die den Fahrzeugen gefährlich sind, u. s. w., ist es hier gebräuchlich, daß der Schnee aus ganz Wien fortgeschafft wird. Kaum daß er fällt, sind schon an die tausend Hände beschäftigt, ihn in große Haufen aufzuschaufeln, und von da auf Wägen fortzuschaffen, und fällt morgen wieder einer, so wird er wieder aufgeschaufelt und fortgeführt; so, daß wenn er auf dem Lande mauerhoch liegt, wir auf dem nackten Pflaster gehen und keine Ahnung haben von der Bedrängniß, mit der sich ein Fuhr- oder Postwagen durcharbeiten, oder mit der ein einsamer Wanderer waten muß. In drängenden Zeiten wird selbst Nachts gearbeitet, daß man den rothen düstren Schein der Fackeln längs den anstoßenden Häusern gleiten und auf die kräftigen Gestalten fallen sieht, die da arbeiten. Auf diese Weise sind die Schlittenparthien sehr beschränkt, und zwar auf die Zeit, die zwischen dem Schneefall und seiner Wegräumung verfließt, die meistens kurz genug ist.

Demohngeachtet hascht der Wiener auch dieses Vergnügen weg, so weit es möglich ist; denn wie durch Zauber verwandeln sich die Fiakerwägen in Schlitten, und wenn hier bereits die Schneekruste aufgebrochen wird, tönt dort noch das lustige Geklingel. Auch das Stadtklima steht dem

Schlittenfahren sehr entgegen, indem es in unsern Mauern, wie wir oben sagten, immer wärmer ist als draußen, daher eine mäßige Linderung der Kälte draußen bei uns schon Thauwetter ist, und ein Schneekoch macht.

Allein wir wollen hier abbrechen, die Winterphysiognomie unserer Stadt zu malen, und lieber zu dem versprochenen letzten Theile unserer wissenschaftlichen Abhandlung übergehen, nämlich zu den rhapsodischen Wetterscenen und ihren Wirkungen.

Ich will hier zuerst von dem unterhaltenderen Wetter beginnen, nämlich von dem schlechten. Wenn es in der einfältigen Landstadt (ich meine hier die meiner Geburt) zu regnen anhebt, so sind die Verhältnisse sehr einfach: *man geht nach Hause*, d. h. unser Nachbar schiebt seinen Mistwagen in den Schoppen, mein Vater macht die Hausthüre zu, und Alles bleibt drinnen, so daß nichts naß wird, als die Gänse und solche, die nicht schnell genug nach Hause kommen. In Wien ist es anders. In wie viel tausend Verhältnisse ein Regen eingreift, insbesondere ein plötzlicher, kann nur *der* mit Gewissenhaftigkeit ermessen, der im Geschäftswege den Regen beobachtet und protocollirt, und dessen Auge daher geschärft sein muß. Wenn ich z. B. beauftragt war, den Steckbrief eines Maitages zu entwerfen und denselben abconterfeit der Sitzung vorzulegen — Himmel! welche närrische Nebenspäne von Beobachtungen fielen da für mich ab, wenn so ein urplötzlicher, dauernder Regen vom Himmel fiel; — noch lieber aber war es mir immer, wenn ich zur selben Zeit keine officiellen Beobachtungen zu machen hatte, sondern nur die anstellen konnte, die ich eben wollte. Wenn sich die Landstadt verödet, sobald ein Regen beginnt — nur einen einzigen Fall einer närrischen Ausnahme weiß ich, den ich schnell erzählen muß: es liegt ein Flecken nicht weit vom Böhmerwalde, bei dessen Bewohnern die

Leidenschaft der Graszucht eingerissen ist, weil der ursprünglich trockene Wiesengrund doch vortreffliches, sehr gesuchtes Heu gibt, das durch künstliche Bewässerung auch viel Heu wird: daher es sich ereignet, daß, wenn ein Regen beginnt, die Bevölkerung erst recht rührig wird, und wenn es erst zu strömen anhebt, so sieht man so viele Hausväter, als es Häuser gibt, nach allen Richtungen auseinander rennen, jeder in dem ältesten Rocke, einen breiten Hut auf, und ein Grabscheit auf der Schulter, um die Gräben, Gräbchen und Ausläufer zu lüften, daß das Wasser auf seine Wiese laufe, und um auch allenfalls hie und da ein wenig zu verlegen, daß seinem Nachbar nicht so viel darauf rinne, wenn dieser lässig war und nicht selbst auf dem Schauplatze erschien. Dieser Ort, wie ich sagte, macht eine Ausnahme von den Landstädten, und ich kehre nach der Abschweifung wieder zu meinem Texte zurück: Wenn sich also eine Landstadt verödet, sobald ein Regen beginnt, so wird Wien gerade lebendiger. Dem Bauer wächst sein Korn auch während des Regens, er braucht ihm nicht zu helfen; dem Großstädter aber wächst sein Kapital in der Tasche nicht während eines warmen Mairegens, namentlich, wenn er sich dieses Kapital durch Rennen und Laufen und Agiren auf der Gasse verdienen muß — und Wenige, die in Wien auf der Gasse herumgehen, thun dieß muthwilliger Weise, sondern es treibt sie irgend ein schweres Geschäft, z. B. ihrem Vergnügen nachzugehen, oder ein anderes. — Alle Diese können daher nicht, wenn ein Regen erscheint, wie der Bauer nach Hause gehen und zuschauen, sondern sie müssen in ihrem Berufe ausharren, und da jeder doch so wenig als möglich naß zu werden wünscht, so läuft er desto schneller, was ein närrisches Rennen und Stoßen zur Folge hat, das den sehr belustiget, der seines Geschäftes halber an den Regen gewohnt ist, und daher gelassen seines

Weges geht und sich auf den Makintosh trommeln läßt. (Beiläufig gesagt, ich gehöre zur „Schlechtwetterbranche", Abtheilung „Niederschläge", was wohl der Leser schon aus meiner Vorliebe für Winter und Regen wird bemerkt haben.) Schon vor dem Regen, wenn etwa der Himmel finstere Gewitterbrauen zieht, oder sich mit jener sanften grauen Hülle überdecket, die dem Landregen vorher zu gehen pflegt — schon damals fängt die Unruhe an, da geht schon ein und der andere dicke oder elegante Herr mit einem Regenschirme in der Hand, die Damenwelt sieht zum Himmel und ist ängstlich, der Bothengänger und Commissionär beeilt sich, der Trödler, Tischler und Andere räumen ihre auf die Gasse oder unter die offene Ladenthüre gestellten Sachen ein, die Promenadplätze verdünnen sich, und die Musik darauf läßt in ihrem Eifer nach; — wenn aber nun vollends der Regen beginnt, so siehst du wie mit einem Zauberschlag die Population mit einer Unzahl von Regenschirmen bedeckt, daß es mich immer an jene altrömische Kriegs- und Belagerungsfigur erinnerte, die man testudo hieß, nur daß hier die Schilde nicht so wohlgefügt passen, sondern sich ohne Unterlaß über und unter einander verschieben und regen — dann, wenn die Straßenpflaster weithin in ihrer Nässe glänzen, dann beginnt erst ein rechtes Rasseln und Donnern, als stiegen die Wägen aus der Erde hervor, und führen, wie Frösche, die es geregnet, kreuz und quer herum. — Diese Zeit ist auch die Ernte der Fiaker. Selbst in den Häusern verändert ein solcher Regen Alles und Jedes. Die zum Spaziergange geputzten Töchter sitzen verdrüßlich herum, unter den Thorwegen stehen Gruppen, meist regenschirmlose Frauen, und in den Kaffee- und Gasthäusern wird es ordentlich finster vor Gästen. — Mancher, der selbst einen Regenschirm hat, redet sich zu, ein wenig unterzustehen und ein Glas zu trinken. — Wenn nun erst so ein

Regen ein Platzregen ist, und, seiner Natur zuwider, ewig dauert, und wenn er gar an einem Sonntagsnachmittag einfällt, oder endlich gar in ein Volksfest. — Wie, wenn Stürme auf dem weiten Meere wüthen, und an die festen und ruhigen Küsten nun nach und nach ein ganzer Saum von Trümmern angetrieben wird: eben so sehen die, so an solchen Tagen in sicherer Behausung geblieben sind, oder gemächlich unter dem Vordache eines Kaffeehauses sitzen, wie die Trümmer herein verschlagen werden von denen, die da draußen auf dem Meere der Freude trieben, und doch endlich herein müssen. Vollgepfropfte Gesellschaftswägen schwanken wie Lastwägen einher; die Köchin trägt ihren neuen Hut, in ein Sacktuch gebunden, in der Hand; das weiße Kleid klebt triefend an Armen und Schultern und hat unten einen riesenbreiten Horizont von Koth; ihr Geliebter zieht sie am Arme, hat auch seinen Hut eingehüllt, und Frack und Pantalon und Alles trieft von Wasser, wie die Wolle eines Waschbären. So ziehen sie einher, und der Regen stürzt unbarmherzig auf sie nieder. — Dann folgen erst die unglücklichen Väter mit ganzen abgeregneten Familien; Studentenketten, die gleißend vor Nässe heranmarschiren, und vor Freude über den Spaß pfeifen und singen — dann der Spießbürger, der seinen Rock hinten aufgestülpt und mit Stecknadeln angeheftet hat, daß er wie ein Käfer einhergeht, dem die Flügeldecken zu klein sind. — Ich will nicht reden von den tausend ruinirten Damenhüten, zerwaschenen Hauben, häßlich herausragenden Schultern, umhergeschleuderten Dachtraufen, sprudelnden Rinnen, sondern bemerke nur noch, daß die Dächer sehr rein werden, die Straßen wie ausgefegt, und mancher Pudel wie neugeboren, indeß die Menschheit voll Koth ist.

Sanfte, einfältige Landregen machen keine bedeutende Wirkungen, als einige beschmutzte und bespritzte Kleider,

wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß, wie ich durch meine langjährige Praxis erfahren habe, es fast durchschnittlich dicke Herren sind, die von Fiakern und anderen fahrenden Wägen so sehr und plötzlich angespritzt werden. Auch das muß ich noch erinnern, daß ich öfters zwei Herren gleichen Schrittes, und sonst auch ganz gleich habe gehen gesehen, wovon der eine den letzten Spritzer, den er sich selbst gab, auf dem Hute hatte, der andere keinen einzigen auf dem Rocke, höchstens ein paar auf dem Beinkleide. — Es muß die Sache angeborne Anlage sein. Ich ging, als ich noch eitle Tage hatte, oft, wie wenn ich den Eiertanz tanzen wollte, und hatte des andern Tages einen ganzen Sternenhimmel von Koth auf dem Rocke. Das Reinbleiben im Regenwetter läßt sich nicht erlernen, sondern so etwas liegt im Blute, wie die Poesie, und wie das Conserviren der Röcke; — ich habe z. B. immer gleich Greise von Röcken an, während die meines Freundes Grimbucker immer Röcke in den schönsten Jahren sind.

Ich redete bisher blos von einem einfachen Regen: aber so wie es einfache und qualificirte Diebstähle gibt, eben so gibt es einfaches und qualificirtes abscheuliches Wetter. Ich will in Folgendem ein solches Wetter zu schildern versuchen, z. B. einen Regen mit unerhörtem Sturme am Himmel und gänzlichem Glatteise auf Erden. Es ist dieß, was ich erzählen werde, keine aus der Luft gegriffene Einbildung, sondern das Porträt eines Tages, den ich selbst in Wien erlebte. Es hatte fünf Tage so heftig geschneiet, daß es unmöglich war, den Schnee so schnell hinweg zu bringen, als er vom Himmel herabfiel, daher wurde er zu einer festen Kruste zusammen getreten, und nach allen Richtungen klingelten die Schlitten: — aber die Freude nahm ein abscheuliches Ende. Am sechsten Tage fuhren zerfetzte, blaugeschwollene Wolken durch den Himmel; alle Schornsteine und

Bodenthüren klapperten und heulten; der Regen schlug an die Fenster, und unten war so glänzendes, compaktes Eis, als hätte der Glaser einen einzigen Glasguß über das ganze Straßenpflaster gemacht, und das rieselnde Wasser und der Wind, der es dahin trieb, polirten das Eis noch immer mehr, daß es die reinste und glatteste Oberfläche gewann.

An regnerischen Sturmtagen schaut unsere Stadt wie eine zerzauste Perücke aus — alles, was an schönen, stillen Tagen recht artig parallel aufwärts steht, wie z. B. Kleider und Körper der Menschen, das ist nun zerbogen und weist nach allen Richtungen der Windrose; der Rauch über den Schornsteinen zerflattert, eine hölzerne Thüre hoch oben am Thurme reißt sich ewig auf und zu — ich will der fliegenden Dachziegel gar nicht gedenken, um Niemanden Furcht einzujagen. Aber wenn nun noch dazu ein schönes feines Glatteis kömmt, auf dem nicht ein einziger Fußtritt haftet: welch ein kläglicher Anblick unserer heitern, belebten Stadt! — eine belebte ist sie auch da noch, sie muß es sein, sie kann gar nicht anders, und wäre selbst der jüngste Tag auf der Gasse: der Commis muß das Handelsgewölbe aufsperren, das Dienstmädchen muß einkaufen gehen, weil ihre Herrschaft nicht erhungern kann; zu demselben Zwecke müssen die Marktleute mit ihren Lebensmitteln zugefahren kommen, der Beamte muß in's Bureau, der Stundenlehrer zu seinen Zöglingen, das Putzmachermädchen in ihre Arbeit, und vor Allen die vielen hundert Schneeschaufler in die Gassen, um das vermaledeite Eis aufzuhauen und wegzuschaffen, der fahrenden Wägen nicht zu gedenken, und aller derer auch nicht, die aus purem, blindem Spaß herausgehen, um sich die Sache anzuschauen — also belebt wäre es genug, aber wie es aussieht? Ich mußte auch jenes Tages ausgehen; ich legte sonach Juchtenstiefel an, band meine Kappe unter dem Kinne, nahm den Makintosh und begab mich auf

den Weg. Der Stephansplatz war merkwürdig — ich griff mich an den Häusern der Rothenthurmstraße zu dem Platze hinauf: ein Fiaker rollte und glitschte über das Pflaster daher, sein gelber Mantel hoch flatternd im Winde, wie der Faltenwurf einer tragischen Künstlerin — dort lauft einer seinem Hut nach, den er nicht einholen kann; hier sitzt einer sanft in's Nasse nieder, weil er sich, um eine Gewölbthüre zu öffnen, mit den Füßen gegen den Boden stemmte und ausglitt. — Um die Ecke des Bischofhofes werden die Menschen herumgeschleudert; aus dem Thore der Brandstatt wirft mir der Wind ein Buttenweib in die Arme; ein Mann steht mitten auf dem Pflaster und stemmt seinen spitzen Stock ein, daß er drei Füße habe und sich erhalte — ein alter Herr darf nicht von einem Barrierstocke weg, an dem er sich hält, während der Wind hinter ihm seine Schöße in kurzen erbitterten Schwingungen rüttelt; hinter ihm vorbei schwebt ein Mädchen (gehen kann man das nicht nennen) — der Wind faßt sie an allen ihren Segeln, sie greift nach Tuch und Hut, die unglücklichen Röcke fliegen im Kreisel, und die Arme muß sich in Verzweiflung gänzlich niederducken und setzen, um keine Blöße zu geben; an einer andern Dame faßt er Wimpel und Raaen und wirft sie durcheinander. — Dort öffnet ein Herr in elegantem Schlafrock sachte sein Fenster, um zu sehen, wie es sei: flugs reißt der Wind ihm den Flügel aus der Hand, und wirft ihn an die Mauer, das gestickte Schlafkäppchen dreht sich noch ein paarmal in den Lüften und fliegt dann über einen Schornstein hinüber. — Die in Pelze gehüllten Kutscher der Herrschaften fahren, wie ruhige Felsen in den Wirrwarr hinein, während Wind und Regen um die Rosse brausen und an das Kutschenfenster schlagen, und während Fußgänger theils einzeln, theils Arm in Arm mit dem Winde raufen und den Boden wegen seiner Glätte nicht selten

mit Theilen berühren, die sonst nur die weichen Kissen des Sopha's zu drücken gewohnt waren. — — Welche verrückte Gestalten man an solchen Tagen sieht, welche Gesichterschneider, welche zerknüllte Hüte und zerfetzte Regenschirme, kann nur der ermessen, den seine Pflicht an solchen Tagen zu Beobachtungen antreibt, während alle Andern den Elementen lieber aus dem Wege eilen, und statt Beobachtungen an Andern zu machen, lieber selber trachten mit heiler Haut und ohne Lächerlichkeit an ihr Ziel zu gelangen. Dennoch ist die Freude und Lust der Wiener am Leben so groß, daß gewiß selbst an solchen Tagen nicht ein Einziger ist, der des Wetters halber sein projectirtes Vergnügen aufgäbe, und wenn Ball ist, fahren die Wägen lustig durch den Sturm, die Fußgänger steuern dem Gasthause, der Gesellschaft, dem Abendkränzchen zu — aber Abends ist gewiß auch das Glatteis wenigstens schon weg, theils durch rüstige Arbeit, theils durch den Regen.

Den größten Sturm zeigten unsere Anemometer anno 28 im Juli — ich glaube, es war der 19te, und ein Sonntag. Er erschien gegen Abend mit Gewitter, und überraschte alles, was da spazieren ging oder fuhr. Des andern Tages waren die Straßen mit Ziegeltrümmern und Glasscherben gepflastert; im Stadtgraben lagen Shawls, Tücher und Hüte, die jungen Pappeln am Heumarkte waren noch nach drei Jahren gebogen; der Wind hatte im strengen Sinne Menschen und Wägen umgeworfen, namentlich auf der Badnerstraße, und ein Freund von mir erzählte mir, daß er während der ganzen Zeit, fast eine Stunde, einen Baumstamm des Glacis umarmt halten mußte, und nicht weggehen durfte. Zum Glücke hatte es nicht geregnet.

Allein es ist Zeit, daß wir einmal vom Winde wegkommen, freilich ist er ein bedeutendes Ingrediens unseres physischen und socialen Lebens. — Wien ist bekannt wegen

seiner Winde — aber außer dem Staube, den er im Sommer aufrührt, und der den schönen Herren die Röcke verdirbt, bringt er uns wohl kaum ein lebhafteres und bewegteres Bild zu Stande, als wir oben zu beschreiben versucht haben. Nur das erwähnen wir noch kurz, daß ihm die Damen ganz besonders feind sind; freilich biethen sie auch seinen schalkhaften Launen viele Flächen und Segel dar, an denen er verknittern und verderben, oder die stolzeste Schönheit durch unersprießliche Situationen dem Lächeln der Umstehenden preis geben kann.

Wie wir die langen Winterabende unserer Stadt assimiliren, oder die dicken Novembernebel, in denen die Stadt, so lange es tagt, wie in grauer Baumwolle eingewickelt ist, und in denen die Lichter, wenn es Nacht wird, wie trübrothe Karfunkel mehr glimmen, als brennen, — haben wir theils oben schon angedeutet, theils gedenken wir es in einem andern Artikel dieses Werkes, unter dem Titel „Salonleben" näher auszuführen. Wie wichtig solche Tage freilich für die Kataloge unserer Gesellschaft in hygrometrischer und physiologischer Hinsicht sind, kann man sich denken, da ja Jeder weiß, daß ein Nebel nur eine auf der Erde liegende Wolke ist, und daher sehr auf das künftige Wetter Einfluß nimmt, und daß in Hinsicht des Körpers kein physikalisches Moment von solcher Bedeutung ist, als der Feuchtigkeitszustand: aber wie bemerkenswerth auch dieß Alles in unsern Sitzungen sein mag, so ist leider! der Leser so beschaffen, daß er sich um nichts kümmert, was ihn nichts angeht, d. h. auf diesem Papiere hier nichts angeht, oder was er nicht versteht; daher wage ich es auch nicht, von den hygrometrischen, electrischen, physiologischen und pathologischen Momenten der Nebel zu reden, gesetzt auch, ich verstünde etwas davon. Einen Wienerwitz aber kann ich nicht unterdrücken, den mein verstorbener Kleiderputzer

bei solchen Gelegenheiten unermüdet zu machen pflegte, wenn ich ihn nach dem Wetter fragte: „Euer Gnaden! ein Nebel, daß man ihn auf das Brod streichen könnte, und dazu ein so scharfer Luft, daß sich eine Sau daran zu reiben vermöchte.“ — Aber er ist nun todt mit allen seinen Sprichwörtern, und früher todt als ich, zu dem er oft sagte: „Prahlen Sie nicht mit Ihrer Jugend, ich kann noch mit Ihren Knochen Nüsse vom Baume werfen.“ Es fallen mir nur bei Gelegenheit seine Sprichwörter ein.

Ich möchte nun noch recht gerne eine unsägliche Hitze malen, die wie ein Samum in unsere Häuser fällt, und eine wahre Geißel der dicken Herren ist, allein ich befürchte, die Geduld unserer verehrten Leser auf eine gar zu harte Probe zu stellen, und die Ermattung, die ich schildern müßte, dürfte ich eher dem Leser mittheilen, als den in meiner gemalten Hitze leidenden Personen.

Zum Schlusse füge ich eine Bitte hinzu: es wird jetzt auch im Vereine stark auf Magnetismus (versteht sich mineralischen) beobachtet, seit Humboldt und Andere auf die Wichtigkeit desselben und seinen Zusammenhang mit dem Wetter aufmerksam gemacht haben. — Wenn nun unter meinen Lesern ein ungeheurer Pedant wäre (natürlich, ich klopfe nur auf den Strauch) — wenn ein solcher Pedant wäre, der täglich fünfmal zur selben Secunde auf drei Instrumenten beobachten wollte, so würde er höflich eingeladen, sich zu melden. Ich glaube, der Verein stellt keine schlechten Bedingungen.

Somit wünschen wir Allen das schönste Wetter und empfehlen uns.

Ausflüge und Landparthieen.

Es wäre ein unverzeihliches Vergehen, wenn wir diese unsere harmlosen Blätter über die Wiener und ihr Treiben schlössen, ohne eines ihrer Hauptvergnügen zu erwähnen, nämlich ihrer Landparthieen und ihrer Ausflüge in die Umgegend ihrer Stadt. Mußte schon so Manches vermieden werden, was eine Linie mit in der Charakterzeichnung unserer Objecte gewesen wäre, weil wir diese Blätter nicht zu einem Boden der Kritik oder gar des Haders machen wollten, sondern weil sie wie ein heiterer Müssiggänger sein sollten, der vieles beobachtet, was ihm Scherz oder Vergnügen macht, oder was ihn eben anzieht, der aber jedem Handel aus dem Wege geht, weil er eben nicht hadern mag; — mußte, sagen wir, Vieles vermieden werden: so sollen doch die Spaziergänge, Lustfahrten, Wanderungen, und wie all das Ding heißt, nicht vermieden und vergessen sein. Wer, der je in unsere Stadt kam, hat nicht einige vergnügte Stunden in Baden, Mödling, Brühl, Haimbach oder an andern Punkten zugebracht, die in den Annalen oder Erinnerungen der Wiener gefeiert sind, und wer, wenn er überhaupt gerne an seinen Aufenthalt hier denkt, wird nicht auch gerne jene Stunden in sein Gedächtniß zurückrufen?

Es ist in Wien ein stehender Ausdruck geworden, „unsere reizenden Umgebungen" zu sagen; allein so wie am Ende jede Stadt, die nur irgend Umgebungen hat, auch

sogleich „reizende" Umgebungen hat, oder wenigstens „reizende Partieen", so geht es wohl auch hier, und insofern jeder Mutter Kind, wenn auch eben nicht das schönste, doch gewiß das liebenswürdigste und holdeste ist, insofern sind auch unsere Umgebungen die liebsten und traulichsten, wenn auch nicht die schönsten in der Welt. Wir wollen sie vorerst ein wenig im Allgemeinen beschreiben.

Im Osten unserer Stadt zieht eine weite Ebene gegen die sanftblauen ungarischen Berge hin, und ist geschnitten, oder gleichsam mit Silberbächen eingelegt, durch den vielarmigen, vielgewundenen Strom der Donau, deren Glanz noch erhöht wird durch den dunkelgrünen Saum ihrer Auen, und durch das Laub ihrer Inseln, die wie dunkle, weithin gehende Flecken in das wallende Silber gestreut sind. Nördlich des Stromes, bis gegen Mähren hin, zieht sich das Marchfeld, im Westen durch das Kahlengebirge, im Norden durch den mährischen Höhenzug und im Osten durch die March geschlossen, — ein Boden, reich an Getreide und Dörfern, drei Mal ein berühmtes Schlachtfeld, aber für das Auge des Landschafters erst ein gelblichter Fleck, dann ein duftiger Streifen; hie und da ist der Schatten einer Baumgruppe eingestreut, oder der weiße Blick eines Kirchthurmes. Im Westen dieses Feldes beginnt, wie wir schon an einem andern Orte dieses Werkes gesagt haben, das Kahlengebirge, und zieht einen mit Wald, Feld und Reben bedeckten Höhenzug halbmondförmig um die Stadt. Dieser Höhenzug setzt sich von Nord nach Süd streichend bis zu jener Alpenkette fort, die von West gegen Ost zwischen Oesterreich und Steiermark zieht; er heißt der Wienerwald und ist eigentlich ein Arm der Steirer-Alpen, den sie nordwärts gegen die Donau strecken, ehe sie selber in den Ebenen Ungarns und in Oststeiermark ersterben. Süd und Südost von Wien besetzt ein sanfter, breitgedrückter Hügel, der

Wienerberg genannt. Da wir von den südlichen Basteien der Stadt auch die blauen Häupter und die gezackten Mauern der Steirer-Alpen sehen, namentlich einen König derselben, den Schneeberg, und da wir jetzt mittelst der Gloggnitzer Eisenbahn in ein paar Stunden an ihrem Fuße sind, so fangen wir allgemach an, sie zu unsern Umgebungen zu rechnen.

Der Leser sieht, daß bei einer Umgebung so gewöhnlicher Art eigentlich der Ausdruck „schön oder reizend" nicht gebraucht werden kann, in der Art, wie wir ihn von einer Schweizerlandschaft an einem ihrer Seen gebrauchen, ja wer nur die Landschaftsdichtungen des Landes ob der Enns gesehen und genossen hat, begreift den Enthusiasmus der Wiener nicht, in den sie häufig über ihre Umgebungen gerathen; aber wer nun drei, vier, acht, elf Jahre in den ewig grauen Mauern und ewig fahlrothen Dächern dieser Stadt gelebt hat, nicht einmal einen blauen, sondern häufig durch Staub getrübten Himmel gesehen hat, sich höchstens an der familienähnlichen Sippschaft der Akazien und Kastanien des Glacis oder der Basteien erlabt hat, wer hiebei nur zeitweise die Auen des Praters besucht, und sonst in einem drückenden, drängenden Berufsgeschäfte arbeitet: der, wenn er nun einmal hinauskommt, begreift nicht nur jenen Enthusiasmus, sondern geräth selber in den höchsten. Und in der That, wenn man nicht eben die erhabensten und epischen Landschaftsdichtungen verlangt, sondern mit einem lieblichen, reichen, gemüthanregenden Gemische von Feld, Wald, Weinberg, Hügel, Höhenzug, Strom und eingestreuten Villen und Dörfern vorlieb nimmt, bei welchem allen, wenn man nur ein wenig emporsteigt, überdieß noch immer das Epos der Alpen im Hintergrunde schwebt, der wird gewiß auch die Umgebungen Wiens schön nennen, in dem Sinne, wie man gewöhnlich Gegenden schön nennt, an die man

nicht eben die Anforderungen von Hochalpencharakter oder von Meereserhabenheiten macht.

Wir werden im Verlaufe dieses Aufsatzes Gelegenheit bekommen, den Leser in eine oder die andere Parthie unserer Umgebungen zu begleiten.

Wie aber gewöhnlich der Wiener, oder eigentlich der Mensch, das Vergnügen zu dem Vergnügen fügt, das Nützliche zu dem Schönen; oder auch, wie jeder gesunde heitere Mensch, das Sinnliche zu dem Vernünftigen: so geschah es auch hier, daß immer schöne Punkte und Wirthshäuser bei einander stehen. Man hat uns deßwegen häufig getadelt, und die Wiener Backhühner sind ordentlich berühmt geworden, so wie unser ewiges Weintrinken und Aufwarten mit einem Glase Wein. Aber ich glaube, man hat hierin Unrecht. Wenn die kleine Stadt, die uns tadelt, bedächte, daß unsere Spaziergänge nicht sind, wie ihre, daß sie außer ihren Thoren, auf dem Lande und im Schooße der Bäume sind, wir aber so weit gehen müssen, daß sie es schon eine Reise nennen würde — wenn die kleine Stadt das bedächte, so würde ihr auch einfallen, daß man auf einer Reise einkehren müsse — und deßhalb kehren wir ein. Es wäre in der That zu viel für ein Vergnügen verlangt, daß man, wie bei einer Karawane, Speise und Trank mitschleppen müßte; daher barmherzige Menschen an Stellen, wo sie abmerken, daß viele Wiener sie besuchen, gerne ein Wirthshaus bauen, um jenen Wienern ein Obdach und Labung zu geben. Ob hiebei zu viel oder zu wenig Wirthshäuser sind, kann der Fremde gar nicht ermessen, da er nicht weiß, wie viele wir in einem gegebenen Augenblicke da oder dort sein werden, wie viel wir also Labung und Obdach bedürfen. Was das Weintrinken anbelangt, so hat der Fremde auch Unrecht, weil er blos sagt: wir trinken Wein, wir ihm aber antworten könnten: wir trinken auch

Bier; und wir danken Gott, daß er uns ein Land gab, wo beides gedeiht, und Fröhlichkeit dazu, beides zu genießen. Wenn in einem Lande, wo ein guter, derber, gesunder Wein wächst, kein Wein getrunken würde, oder knickerisch wenig Wein getrunken würde, so wäre dieß ja reiner Undank gegen das Land und den Schöpfer des Landes, und diesen Undank läßt sich der Oesterreicher überall nicht zu Schulden kommen. Was endlich die Backhühner und den Wein anlangt, so zeigt sich das auffallende Phänomen, daß allerlei Fremde, wenn sie zu uns kommen, Backhühner und Wein verzehren, wie wir, und zwar so viele Backhühner und so viel Wein, wie wir. Ich denke, es muß die Sache entweder in der Luft liegen, oder die Fremden thun dergleichen zu Hause auch, wie wir zu Hause — oder sie benützen es, daß hier eben diese Dinge zu haben sind. Bei uns ist es zuweilen umgekehrt; der Schreiber dieser Zeilen wenigstens fand einmal eine Kaltschale, die ihm ein nördlicher Landsmann bereitete, als ein grausames Gericht, das er schnell durch einen einfachen aufrichtigen Grinzinger hinunterschwemmen und amortisiren mußte. Diese kleine Abschweifung über die verkannten Wirthshäuser in unserer Umgebung sei mir erlaubt; ich kehre wieder zu meinem Stoffe zurück. — Doch noch eine Kleinigkeit muß ich hinzufügen: Man wirft uns nämlich vor, daß wir jeden höhern Genuß, z. B. den der Natur, den einer schönen Musik, einer häuslichen Freude u. s. w., sogleich mit Essen und Trinken verbinden. Freilich ist die Sache wahr, aber es ist nur so: wir sind ein behagliches, sinnliches Volk, d. h. ein Volk, das seine guten, tüchtigen körperlichen Eigenschaften hat und auf selbe hält. Da nun bei jedem gesunden und unverbildeten Menschen der ganze Mensch seine Rechte hat, so redet, wenn die Herrschaft „Vernunft" ein Fest feiert, auch die Dienerschaft „Sinnlichkeit" ein Wörtchen

darein, und die Sache ist erst vollendet und ganz, wenn sich Alles auf gleiche Weise freut, Jedes nach seiner Art. Daß es übrigens in andern Ländern auch nicht gar viel anders ist, lese ich ja täglich in Zeitungen. Sobald mit den erhabensten Gefühlen einem großen Manne eine Statue gesetzt ist, so sitzt man nieder und gibt ein Bankett; wenn nationale Feste gefeiert werden, wenn man sich im Großen versöhnt, wenn ein Durchreisender gefeiert wird, so deckt man den Tisch — und so ist es, und so ist es gewesen, und so wird es sein. — Darum, lieber Mit-Wiener, gehe auf's Land oder halte Hochzeit, oder Kindtaufe, oder Abschied, oder Willkommen, so lasse deinen Körper sich mit freuen, gib ihm ein Glas Wein, bringe ihn in eine behagliche Stellung, zünde ihm auch etwa eine Pfeife Tabak an — dann, wenn er so zufriedengestellt ist, so genieße so die höhere und höchste Freude, die sonst auch noch zu haben ist. Wenn Andere anders sind, so beneiden wir sie nicht darum; es kommt nicht darauf an, wie wenig man sich sinnlich freut, sondern darauf, wie stark man dieß auch im höhern Sinne kann.

Nun endlich zu unsern Ausflügen und Parthieen zurück. Sie theilen sich in zwei Klassen: in die zufälligen und in die beständigen. Die ersten sind solche, die eben von der Laune, dem Wetter und dergleichen abhängen; die zweiten aber müssen immer zu einer gewissen Zeit an einen gewissen Ort hin geschehen. So z. B. ist am Ostermontage und am ersten und am zweiten Mai Pratergang oder höchstens Augartenbesuch — dann sind für das eigentliche Volk die sogenannten Kirchtage der umliegenden Punkte die eigentlichen Tage der Volksfeste. Hierunter nimmt der Kirchtag in der Brigittenau, der zwei Tage dauert, den ersten Platz ein — wir werden ihm noch in diesem Werke einige Blätter widmen — dann ist der Kirchtag in Mariabrunn,

am Feste Mariä Geburt, ein wahres Volksfest; dann sind die zu Berchtholdsdorf, Hitzing, Grinzing u. s. w. An einem solchen Kirchtage ist der Ort, wo er gefeiert wird, überfüllt von Menschen der mittlern Klasse; in allen Wirthshäusern, Kneipen, Schenken, Gärten der Weinhauer (Winzer) erklingt Musik, und wenn es auch nichts Anders ist, als wenigstens eine Drehorgel, und lustige Gruppen sind im Hin- und Zurückwandern begriffen, und an manchen Stellen trifft man Tanz, wenn auch oft die größte Sommerhitze herrscht. Manche dieser Kirchtage haben auch eine hervorragende religiösere Bedeutung, wenn auch das Irdische noch ein wenig stark darin vorherrscht, wie z. B. der in Mariabrunn am 8. September. Wir wollen ein wenig bei ihm verweilen.

Mariabrunn liegt etwa eine Wiener Meile westlich von der Stadt. Es war einmal ein Kloster, die Gebäude sind aber jetzt zu einer Forstschule eingerichtet. In der kleinen Kirche wird das Gnadenbild Maria's verehrt. Die heilige Sage erzählt, daß dieses Bild in einem Brunnen aufgefunden worden sei und im Mittelalter viele Wunder gewirkt habe, worauf eine Kapelle, und daraus das Kloster entstanden sei. Es liegt außer unserm Zwecke, näher auf diese Entstehung und Ausbildung einzugehen. Der Ort liegt sehr anmuthig am Eingange des Wiener-Waldes, dessen Berge nebst einem Theile des kaiserlichen Thiergartens ihn umstehen. Gegen Norden breitet sich eine sanft emporsteigende Wiese aus — und diese ist der eigentliche Schauplatz des Kirchweihfestes der Wallfahrer. Schon beim ersten Morgengrauen des 8. Septembers treffen einzelne Pilger und Gruppen in Mariabrunn ein, die gar nicht gerechnet, welche schon Tags zuvor gekommen sind. Beim Vorrücken des Tages vermehrt sich auch die Zahl der Waller, bis endlich die Straße, die an dem Stifte vorbeiführt, so dicht besetzt

ist, daß man dem Strome entgegen gar nicht durchdringen kann. Die Kirche, in welcher feierlicher Gottesdienst gehalten wird, ist bald besetzt, und zwar so gedrängt, daß keine Nadel zwischen den Menschen zu Boden fallen könnte. Diejenigen, welche in der Kirche keinen Platz mehr finden, oder die große Zahl derer, die sich überhaupt um eine Kirche gar nicht bekümmern, treiben sich außen herum. Auch das Gasthaus wird bevölkert, und während die Orgel aus der Kirche herüber tönt, erheben sich dort Töne und Klänge, die nichts weniger als nach Andacht und Pilgerfahrt lauten; nämlich Singen, Lärmen, Gläserklirren, Klappern mit Tellern und Gabeln. Gegen Mittag und nach Ende des Gottesdienstes fängt eigentlich das wahre Volksvergnügen an. Es füllt sich nämlich obbenannte nördliche Wiese, so groß sie ist, mit der Menge des herbeigeströmten Volkes. Es lagert sich in allen möglichen Gestalten und Gruppen auf derselben, und campirt im eigentlichen Sinne des Wortes. Tücher werden aufgebreitet, die mitgenommenen Speisen und Getränke werden darauf ausgepackt und verzehrt. Man kann ganze Familien mit Großvater, Großmutter, Tante, Vettern, Eltern und Kindern sehen, wie sie um ein solches Tuch, ja oft blos um ein Stück Packpapier herumlagern, und ihre Mahlzeit verzehren. Auch herumschwärmende Gruppen trifft man, welche im Lager hin und her ziehen, wobei sie häufig auf einem abgebrochenen Zweig ein Sacktuch oder ein Umhängtuch einer Schönen als Fahne tragen. Buden sind aufgeschlagen, in denen man Bildchen, Eßwaaren, Getränke und dergleichen zu kaufen bekommt, oder in denen bekannte Volksspiele gebothen werden, die die Gewinnlust manches der Vorübergehenden reizen und ausbeuten. An einer andern Stelle postirt sich eine Drehorgel auf und improvisirt aus lustigen Handwerkern und ihren Schönen einen Tanz um sich herum, der nichts als

einen weichen Rasen unter den Füßen hat — während an einer andern Stelle ein Harfenist eine tragische blutdürstige Ballade vor seinen Zuhörern herabkanzelt, oder ganze Gruppen aufgereizter Burschen jauchzen und Lieder singen.

Wenn man in einer etwas größern Entfernung in einem der stillen Wälder ist, so hört man an diesem Tage das Brausen der Menschenmenge nicht anders, als wie das Murmeln entfernter Meereswogen. Es wird nicht übertrieben sein, wenn ich sage, daß an einem besonders schönen Tage dieser Art zehn- bis fünfzehntausend Menschen auf der Wiese gelagert sein mögen, die alle lustig und freudig sind, da der Wiener sich gerne an Volksmengen entzündet und steigert. Hiebei sind die noch nicht gerechnet, welche in den Wirthshäusern und auf den Rasenplätzen der herumliegenden Orte zerstreut sind, z. B. in Hadersdorf, Weidlingau, Haimbach, und auch die nicht, welche Mariabrunn gar nicht erreichten, sondern schon im Brauhause zu Hüttelsdorf kleben bleiben mußten. Dieses Treiben herrscht gewöhnlich bis gegen Abend; dann lichten sich die Reihen. Der am Morgen hinausgekehrte Strom ist nun ein sich zurückwälzender, und wenn man in der Dämmerung über die Wiese geht, so ist sie leer, der Rasen ist zertreten, Zäune und Einfriedungen sind theilweise umgerissen, und von den Gebüschen hängen Zweige und Aeste herunter, an denen man gerissen. Das momentane, erst heute entstandene Meer ist wieder verronnen, nur einzelne Nachzügler und schwärmende Gruppen sind in den einzelnen Gasthäusern zurückgeblieben, weil sie es nicht anders thun können, als daß sie erst morgen mit wüstem Kopfe und verstörten Gesichtern nach Hause gehen. Mancher arbeitende Vater mit seiner Familie aber hat sich eine solche Erholung aus dem aufregenden Gange, aus der gesehenen und mitgenossenen Lustigkeit, aus der heitern Luft und der er-

quickenden Landschaft mit nach Hause gebracht, daß er wieder wochenlang in seiner dumpfen Stube arbeiten und aushalten, und Abends bei einem Glase Bier mit seinen Nachbarn oder mit seinen Kindern von dem Kirchtage zu Mariabrunn reden kann. Ich meine darum, daß man nie und nirgends solche Feste, die sich das Volk selber gibt, um sich in Masse zu freuen, ausrotten soll, weil ein heiteres Volk auch ein gutes ist, weil der Oesterreicher in seiner gesunden Herzensgüte nirgends zu großen Excessen geneigt ist, und weil der geringe Schaden, der sich zeigt, wenn die Heuschreckenwolke wieder verflogen ist, leicht ausgebessert werden kann. Die Wiese wird ohnedieß immer vorher abgemäht, und die abgeschnittenen Aeste und Zweige an den Waldbüschen, welche eine kriegslustige Jugend als Beute mitgenommen, verwachsen sich im Laufe des Jahres bis zum Unkenntlichen wieder.

Die andern Ausflüge, welche nicht an eine Zeit und an einen Ort gebunden sind, sind natürlich viel häufiger; aber sie sind im Ganzen minder interessant, da sie im Grunde nichts Volksthümliches haben, sondern jeder großen Stadt eigen sind, nur mehr oder minder nach dem Charakter des Volkes schattirt. Genuß ist die Losung des heutigen Zeitgeistes, und mit der Geselligkeit steigt der Genuß. Ist es ja selbst mit den Thieren nicht anders; die scherzenden, schäckernden, spielenden sind zugleich die in Heerden lebenden; der einsame Geier und der Adler sind die ruhigsten und mäßigsten. Die Freude des Landmannes dreht sich in einem einförmigen Kreise, und dieß um so mehr, je mehr er im Walde und von größern Städten entfernt lebt. In der Stadt, und insbesondere in der Hauptstadt, drängen sich die Reizungen und die Lockungen, namentlich da ein großer Theil der Bewohner sich davon nährt, andere zu reizen und zu locken. Das Beispiel, die Hoffahrt, thun das

Ihrige hinzu — und so rennt und stürzt sich das in den Genuß, um von dem Leben, als sei es nur eine Minute, ja gewiß sein Theil wegzubekommen. Diese Sucht pflanzt sich bis zu den untersten Klassen fort; daher lechzen die, welche die ganze Woche in Arbeit sind, nach dem Sonn- und Feiertag, um da endlich dem Genusse nachjagen zu können. Im Sommer besteht er nun gewöhnlich darin, daß sie sich von der düstern Arbeitsstube losspannen, und in's Freie hinaus trachten. Man sieht daher gerade an Sonn- und Feiertagen alle Straßen, die vor den Linien Wiens in's Freie führen, mit spazierenden Menschen der untern Stände bedeckt — es mag wohl Luft, Freiheit, Sonnenschein seinen gebührenden Antheil an dem Spaziergange haben, aber insgesammt ziehen sie doch alle dem einen oder dem andern Unterhaltungsplatze zu, wie sie gleich unzähligen Monden die Sonne Wiens umgeben. Dort geben sie sich der Fröhlichkeit, dem Lärmen, Lachen — und dem Essen und Trinken hin. Ein Ingrediens ist es aber immer, das an solchen Unterhaltungsorten nie fehlt und fehlen darf, nämlich die Musik. Es ist, als wenn Wien die Stadt der Musik wäre, und das Volk sich von Musik, wie von der Luft nährte. Wo nur immer wenigstens eine Bank ist, daß sich ein paar Gäste darauf niedersetzen können, um einige Gläser Landwein zu genießen, dort finden sich bald auch Musikanten hinzu, wäre es auch nur einer, der die Guitarre kneipt, und ein anderer, der dazu singt.

Die Plätze, denen das Sonntagspublikum zuzieht, wechseln auch und haben so gut ihre Moden, als die Kleider; ja oft taucht ein Phänomen dieser Art auf, überstrahlt in Kurzem Alles an Glanz, und sinkt wieder spurlos in Nichtigkeit zurück. So z. B. erinnere ich mich, daß im Winter 1830 einer außerhalb der Stadt einen Saal aus purem Eise baute, und daß durch Monate jenes harten

Winters die dahin führende Straße wörtlich mit Wallfahrern bedeckt war, die sammt und sonders den Eispallast sehen wollten — und daß Mancher sich Entzündungen und Rheumatismus zuzog, blos um sagen zu können, daß er im Eissaale getanzt habe. Das Glück begünstigte auch den Unternehmer; denn ein Tag wie der andere, bis zum letzten Februar, waren granithart gefroren. Alle Eis-Tempel, Salons und Palais, welche in folgenden Wintern gebaut wurden, schlugen nicht mehr so an, und schmolzen schmählich dahin. — Eben so wurde vor mehreren Jahren bei Meidling, nächst Schönbrunn, eine Rutschbahn, unter dem Namen Tivoli, angelegt, wo es eine förmliche Schande war, noch nicht dort gewesen zu sein — jetzt spricht fast Niemand mehr davon. Aber es gibt auch Orte, welche ihren Ruf unerschütterlich behaupten. Hierher gehören alle jene, welche durch den stillen aber dauernden Reiz guter Speisen und Getränke wirken. Da kenne ich anspruchlose Feinschmecker, die eine ordentliche statistische Karte der Umgebungen Wiens halten. Dorthin gehen sie wegen des erlesen guten Glases Grinzinger, hierher zum guten Märzbier; ein anderer Tag ist dem Karpfen gewidmet, der da am besten gebacken ist, wieder ein anderer dem feinen Schinken, der dort ausgeschnitten wird — und so haben sie die Gänse, den Hasen, die Würste — bis zu den Knödeln herab. Daß diese Besucher nicht auf Pracht und Reiz der Gegend schauen, versteht sich von selbst, über derlei sind sie hinaus; auch die Musik sucht er sich bald durch ein paar Groschen vom Halse zu schaffen. Dann sind Orte, die ihrer Lage nach, ihren sonstigen Annehmlichkeiten, und dem alten Rufe nach beliebt sind. Da ist z. B. Hitzing, ein Dorf am Ende des Schönbrunner Parkes, wo es im Sommer so gedrängt ist, wie fast in keinem Theile der Stadt selbst. Dommaiers Casino erschallt von Musik, meist der des Walzercomponisten

Strauß, und sein Garten und Salon ertönt von Gläsern und Rufenden und Lachenden. Das Dorf vergrößert sich aber auch so, daß es eigentlich eine Stadt ist mit Gassen, in denen man sich in der That vergehen kann. Im Osten Wiens liegt der Ort Simmering, der an Sonntagen die Bewohner der ihm nächstgelegenen Vorstädte verschlingt; weiter rechts ist das Stadtgut, ein Salon, wo auch öfter Feuerwerk, Beleuchtung, Affenkomödie u. dgl. ist; dann ist Meidling, Liesing mit dem Felsenkeller-Bier. — Im Westen ist Penzing, St. Veit, Hütteldorf (ein Brauhaus) und die kleineren Posten. — In Nord und Nordwest ist Döbling, Grinzing, Sievering, Nußdorf, Weidling . . . und wie sie alle heißen. — Jenseits der Donau ist Jedlersee, Enzersdorf, Korneuburg u. s. w. — Wundern mag es den Fremden, daß wir einen so großen reizenden Strom haben, der sich noch dazu in der Nähe Wiens in so viele liebliche Arme auseinandergießt, und daß er so wenig von Spazierfahrern und andern Wasserfreunden bedeckt ist. Die Ursache mag wohl darin liegen, daß unser Strom unähnlich dem Rheine und der Elbe, ein wilder und reißender ist, der nicht nur sein Befahren, namentlich für den Ungeübteren sehr gefährlich macht, sondern auch gegen das Wasser nur sehr beschwerlich oder gar nicht befahrbar ist. Dieß bewirkt, daß das schöne Stromsilber unserer schönen Donau einsam durch den Smaragd seiner Auen rollt, nicht einmal von großen Schiffen besonders belebt, da die Dampfboote oberhalb Wien, in Nußdorf, die der untern Donau unterhalb Wien im Prater bei den sogenannten Kaisermühlen anlegen, und die Frachtschiffe durch den schmalen bogenartigen Seitenarm, der sich bei Nußdorf von dem Hauptstrome loslöset, an die Stadt hereinfahren. Und gerade dieser Arm, den sie Donaucanal nennen, hat auch in der That etwas Canalartig-reizloses, und reicht bei Weitem nicht

an die Anmuth und Großartigkeit der Donau bei Greifenstein, Klosterneuburg oder unten bei der Insel Lobau.

Außer den oben genannten Ausflüglern und Genußjägern gibt es noch andere, zwar auch Genußjäger, aber feinere, nämlich solche, welche ländliche Reize und landschaftliche Vergnügungen aufsuchen. Ich kenne einen Mann, der alle Fußpfade in allen Wäldern und Parken auf zwei Meilen Halbmesser um Wien herum kennt, und das will sehr viel sagen, wenn man an die mannigfaltigen Verschlingungen des Wiener-Waldes denkt. Wir wollen es versuchen, einige der schönen Punkte dieser Art in Kürze zu bezeichnen. Von dem oben berührten Forstinstitute Mariabrunn führt rechts von der Heerstraße ab eine Kastanienallee in ein anmuthig gelegenes Dorf, Hadersdorf geheißen, hinter dem in englischen Gartenanlagen das Grabmal des großen Generals Loudon steht. Hinter diesem Grabmale führt eine gerade Straße, beständig von den Buchenlaubbergen des Wiener-Waldes begleitet, tiefer in das Gebirge hinein, so einsam, daß man in der entferntesten Landruhe zu verweilen vermeint. Wenn man auf dieser Straße in den Ort Mauerbach gelangt ist, steigt man auf äußerst sanften Fußpfaden bald über grünen Weidengrund, bald zwischen zerstreuten Bäumen, bald zwischen Gebüsch und Wald hindurch, allmälich empor, bis man plötzlich am Rande des Höhenzuges steht, der auf der andern Seite steil abstürzt, und unten das kleine Dorf Tulbing und das ganze Tulnerfeld zu Füßen legt. Der Punkt, auf dem man steht, heißt der Tulbinger Kogel. Außer dem Gipfel des Schneeberges wird es wenig Punkte geben, auf denen eine schönere Aussicht ist, als auf diesem eigentlich kleinen Berge. Vom Schneeberge an über den Oetscher hinauf bis zu den Häuptern im Lande ob der Enns sieht man den ganzen österreichisch-steierischen Alpenzug,

von dem Stifte Göttweig könnte man fast die Fenster zählen, und die Riesenschlange der Donau liegt auf der ganzen Strecke von Krems bis Greifenstein aufgerollt. Das große Tulnerfeld stellt sich wie Mosaik dar, so klein erscheinen seine Felderabtheilungen, und auf die Stadt Tuln meint man mit einem Steine hinwerfen zu können. Es steht auf diesem Punkte ein von Holz errichteter Balkon, der die Rundsicht gewährt. Nur gegen Osten ist die Aussicht beschränkt; da stellen sich nämlich dieselben Waldberge, wie der Tulbinger Kogel selbst, und ungefähr von derselben Höhe, vor das Auge.

Aber nicht der Tulbinger Kogel allein ist es, welcher dieser Umgegend Werth verleiht: das Hauptthal, welches von Hadersdorf nach Mauerbach zieht, hat ein paar ungemein reizende Seitenthäler, Haimbach und Steinbach. In beiden sind nur wenige Häuser, aber höchst anmuthig gruppirte Höhen und Gebüsche. Von Haimbach führt ein Pfad den Berg hinan auf die sogenannte hohe Wand, wo eine zwar weit beschränktere Gebirgsaussicht ist, als auf dem Tulbinger Kogel, aber dessen ungeachtet eine noch immer sehr schöne. Von Haimbach sind bis Hadersdorf schöne Pfade durch den Buchenwald angelegt und mit Ruhebänken versehen. Aber auch von der hohen Wand aus kann man auf noch viel lockendern und einsamern Holz- und Jägerpfaden zu verschiedenen Punkten der Gegend gelangen.

Der Kahlen- und Leopoldsberg biethen eine Aussicht über das Marchfeld bis zu den ungarischen Bergen, und eine Uebersicht über die ganze bunte steinerne Scheibe der Stadt Wien. Dann ist in demselben Höhenzuge der Hermannskogel, der ebenfalls eine der lieblichsten Rundsichten gewährt. Und wunderbar ist es, welch stille Waldeinsamkeiten, tiefe Thalschnitte, mit dem kleinen kühlen Wässerlein, schattende Baumhänge und idyllische Triften man zwischen

den obbenannten Höhenpunkten trifft. Selbst der Hirte mit seiner Heerde fehlt auf den von Wald entblößten Weideplätzen nicht, nur, daß er hier nicht das Hirtenhorn, sondern eine kreischende Trompete bläst, und meistens noch dazu eine Klappentrompete.

Ein sanftes, schönes Thal geht, wenn man die Straße an der Donau aufwärts gegen Klosterneuburg zieht, links aus den Bergen heraus, läßt ein glasklares Wasser gegen die Donau hervorschießen, und schließt den Blick jenseits des Stromes mit den sanft dämmernden Wänden des Bisamberges. In dem Thale liegt der Ort Weidling mit seinen berühmten Rebenabhängen. Eine schöne Wanderung dem Bache entgegen führt in den Park von Dornbach, durch welchen man sich links wendend, wieder zur Hauptstadt gelangt. Der Kahlen- und Bisamberg stürzen gegenüber so steil ab, und lassen die Donau zwischen sich durch, daß sie wie zwei andere Säulen des Herkules dastehen, und daß sich die Sage gebildet hat, sie seien eigentlich ursprünglich ein einziger von der Donau entzweigerissener Berg gewesen. Dann müßte das Tulner Feld nothwendig ein See, und die gegen dasselbe schroff absteigenden Tulner Höhen seine Ufer gewesen sein. Wir können uns in diese geognostischen Speculationen nicht einlassen, sondern bemerken blos, daß es ein wahrer Segen ist, daß jetzt die Donau zwischen den Bergen herausfließt, und daß oberhalb ein so schönes gartenartiges Land liegt. Die Waldhöhen, die von dem Kahlenberge südwärts ziehen, sind es, die die obigen Punkte und überhaupt die von den Landschaftsfreunden gesuchtesten und beliebtesten Stellen enthalten. Seit wir die nach Süden führende Eisenbahn besitzen, gehört auch Baden gewissermaßen zu den unmittelbaren Umgebungen Wiens, da man es von dem Bahnhofe aus in vierzig Minuten erreichen kann — und

die Umgebungen Badens und der Brühl sind seit undenklichen Zeiten in den Annalen Wiens berühmt. In weniger als einer halben Stunde erreicht man von dem Bahnhof aus den uralten Markt Mödling, wo einstens die Herren von Mödling hauseten, ja selbst zu Zeiten die Markgrafen und Herzoge von Oesterreich residirten. Der Ort mit seiner malerisch alten Kirche lehnt sich an einen Zweig des Wiener-Waldes, der aber hier in kahlen und felsichten Höhen vorspringt. Von Mödling aus ist ein schmales Thal in's Gebirge hineingeschnitten, welches einen Bach hat, und zu dessen beiden Seiten mit Häusern besetzt ist, die zerstreut aus dem Grün der Bäume heraus und von dem Grau der Felsen wegblicken. Die Seitenwände des Thales steigen oft als grüne Waldberge, oft als kahle Felsen empor. Dieses Thal heißt die (von den Wienern so geliebte) Brühl. Wer Alpenfelsenthäler gesehen hat, kann den Enthusiasmus der Wiener über dieses Thal nicht theilen, aber anmuthig und reizend ist es immer, nur daß der Reiz, der gerade Gebirgsthäler am holdesten schmückt, hier ganz und gar fehlt, nämlich der der Einsamkeit. Man kann nämlich nicht zehn Schritte weit gehen, ohne auf geputzte Menschen zu stoßen. Die Brühl ist bekannt durch ihre vielen Ruinen, unter denen auch zum Unglücke neue, d. h. nachgemachte sind.

Baden war einst der Lieblingsort der Wiener, da noch der Hof alle Sommer einige Zeit dort zubrachte, aber auch jetzt ist die kleine freundliche Stadt noch reichlich besucht. Sie liegt ebenfalls am Rande des Wiener-Waldes, und von ihr führt ebenfalls ein Thal in denselben hinein, das so oft beschriebene und besungene Helenenthal. Es ist eine der lieblichsten Wanderungen durch dieses Thal bis zum Kloster Heiligen-Kreuz. Mit seiner andern Seite blickt Baden über eine sehr große Ebene bis zu den

Leithabergen Ungarns. Jede seiner Waldhöhen hat daher eine sehr schöne Aussicht. Was es im Sommer in Baden an Reunionen, Bällen u. dgl. gibt, gehört nicht hieher, da dieß eigentlich ein Stück Stadtleben ist, welches die Landbewohner mit hinausnehmen, wir aber blos vom Lande und den Ausflügen dahin reden. Eben so wenig lassen wir uns hier in die Heilquellen Badens ein. Freilich, wenn wir einmal in Baden sind, könnte uns die Lust verleiten, mit allen unsern Lesern in das Gebirge zu wandern, sie nach Guttenstein zu führen, durch das Klosterthal, auf den Schneeberg, in's Höllenthal, in die Preun, dann wären wir bald in Steiermark, — — aber da wir hier nur von den Umgebungen Wiens reden, so darf uns die Lust nicht verführen, sonst kämen wir mit demselben Rechte auch in Steiermark sachte von einem Stücke zum andern, und ständen dann auf einmal in Triest, was doch wahrlich nicht zu den Umgebungen Wiens gehört.

Nur der Schneeberg und sein angrenzendes Land gehören jetzt beinahe dazu, da man auf der Eisenbahn in drei Stunden in Gloggnitz sein kann, und von da in einer halben Stunde in Reichenau am südlichen Hange des Gebirgsrückens, als dessen höchster Punkt der Schneeberg emporragt. Unzählige Male wird jährlich diese wunderschöne Hochalpe von Wienern und Fremden besucht. Die Besteigung ist außerordentlich leicht, wenn auch nicht von allen Seiten gleich leicht, aber gefährlich von keiner, und die Aussicht ist so lohnend, wie sehr oft von weit höheren Bergen nicht; denn der Schneeberg ist eine Voralpe und steht trotz seiner Höhe ziemlich weit im Lande draußen, beherrscht daher nach optischen Gesetzen viel höhere, aber entferntere Berge. Um nicht diesen Aufsatz übermäßig breit zu machen, gehen wir nicht näher in dieß verlockende Thema ein, eben so wenig, als wir den Leser durch das

Thal von Schlögelmühl (das erste an Gloggnitz), durch das von Reichenau und Hirschwang, zu jener Windbrücke geleiten, die, über die gebirgshelle Schwarza gespannt, das Höllenthal eröffnet — ein äußerst schmales, tiefgeschnittenes Felsenthal, von den Wässern der Schwarza durchrauscht, beiderseits von Hochalpen begrenzt; denn auf der nördlichen Seite stürzen die furchtbaren Wände des Schneeberges ab, und gleichsam einen Schritt davon steigen schon wieder die senkrechten Massen der Preuneralpen empor, und beide Gebirge zählen über 6000 Fuß über dem Niveau des Mittelmeeres. Die Straße, welche durch dieses Thal führt, mußte theilweise den Felsen abgerungen werden, indem sonst nichts als die Schwarza Platz hatte. Der Weg läuft bald dieß-, bald jenseits des Flusses, über den bei vierzehn Brücken gespannt sind. Vor noch nicht sehr vielen Jahren war kaum ein Fußpfad in diesem Thale, und man kann sich denken, welche furchtbare und entzückende Wildniß hier gewesen sein mag; zwei hohe Bergkolosse mit all ihren Wänden, Schründen, Bachgüssen und Waldbreiten so nahe gegen einander schreitend, daß man meint, man könne von einem auf den andern hinüberrufen, zwischen ihnen meilenlang nichts als das rauschende, tosende Wasser und an dessen Ufern eine zerrissene, üppig aufsprossende Waldung — — — jetzt eine gute Straße mit Barrieren, Fiaker darauf aus- und einfahrend, Wiener Hüte, Shawls, Mantillen, schöne Herren — u. s. w., u. s. w. Der Schreiber dieser Zeilen ist froh, das Höllenthal noch lange vor der Entstehung der Eisenbahn gekannt und manche einsame Stunde in seinen Felsen versessen zu haben. — — Doch eben, da ich den Leser nicht hineinführen wollte, führte ich ihn eben hinein. Allein mit diesem schönen, düstern landschaftlichen Bilde schließen wir den Landschaftsrahmen, womit Wien umfaßt ist, da seine östliche und nordöstliche Seite nichts aufweiset,

was den Landschaftsfreund anzieht, und da dorthin auch die wenigsten Excursionen gemacht werden.

Wir haben bis hieher, um das System festzuhalten, drei Gattungen von Ausflüglern kennen gelernt, nämlich die zu Volksfesten, dann die zu Luft, Licht, Speise, Trank und Lustbarkeit — man glaube nicht, daß diese zwei Klassen zusammenfallen; denn es gibt Leute, die ein ganzes Jahr nicht aus ihrem Stadtviertel kommen, aber zum Brigitten-Kirchtag, zum ersten Mai im Prater, u. dgl. sein müssen, und sollten sie dazu die Wäsche vom Leibe und das Bett aus der Kammer verpfänden müssen, — während die bloßen Luft-, Luft- und Genußritter oft Sonntag für Sonntag in's Feld rücken, und sich doch von derlei großen Schlachten ferne halten, wie die Volksfeste, weil dort sehr häufig grobe Geschütze spielen, und das Raffinement fehlt. Zur dritten Klasse haben wir die Landschaftsbesucher gezählt, und wir gehen nun zur vierten über. Es sind dieß diejenigen, die aus gar keinem Grunde ausfliegen. In einem schönen, bequemen Wagen zurückgelehnt, schwimmen sie bei einer Linie hinaus, die Straße entlang durch allerlei Bäume und Häuser, und kommen dann wieder heim. Es gibt unzählige solcher Schwimmer; aber umgekehrt ist nicht jeder ein solcher, der in einem schönen Wagen fährt. Ich kenne manche Familie, deren leichtfüßige Renner nur das Mittel sind, sie schnell auf das Land in die schöne Natur zu bringen, wo sie sich harmlos ergehen neben dem Bürger oder Arbeitsmann, der mit einem Pack Kindern angekeucht kommt, um auch ein Stück Natur wegzugenießen. Den echten Schwimmer erkennt man an dem ruhigen, leeren Gesichte, mit dem er an den Dingen vorübergleitet. Es mögen Reiter oder Bäume, oder wieder Wagen sein, an denen er vorbeikommt; es mögen schöne Damen in den Wagen sitzen, oder eine Schaar Handwerksgesellen den Rinaldo Rinaldini

singen: — ihm ist es einerlei. — Der ist noch nicht der rechte Schwimmer, der noch seinen Gesellschafter fragt, wer Diese oder Jene sei, wen sie heirathen werde, mit wem Dieser oder Jener verschwägert sei. — Das thut alles der rechte nicht, sondern er fährt aus, weil er ausfährt, und kommt nach Hause, weil er ausgewesen ist. O, wie viel tausendmal glücklicher ist die derbe gesunde Sinnlichkeit manches, dessen Hände mit grober Arbeit beschäftigt sind, und der sich doch noch auf seinen irdischen Genuß freut, als dieses Gift des Reichthums, das schon aus dem jungen Herzen allmälich den ganzen Himmel und die ganze Erde heraussog, daß beide nichts mehr haben, um es dem Darbenden geben zu können. Aergert euch nicht über die, welche lärmend und schreiend, singend und jubelnd auf den Straßen, wenn es Abend geworden, der Stadt zu ziehen; ärgert euch nicht, wenn sie selbst des Guten zu viel gethan haben und etwas wanken; gebet ihnen durch Unterricht, Beispiel oder sonst wie Höheres, so werdet ihr ihnen helfen. Aber dem Andern ist nicht mehr zu helfen, darum trauert über ihn; denn das einzige Heilmittel, das ihn retten könnte, ist er nicht mehr stark genug anzuwenden, nämlich Maß und Beschwerde. „Wo das Unangenehme bei Anstrengungen anhebt, hebt auch ihr Nutzen an", hörte ich einmal sagen, — aber diese Leute hören dort auf, wo das Unangenehme beginnt, also kommt der Nutzen gar nie. Jede große Stadt muß sie haben, weil sie ihnen die Lockungen geben kann, an denen sie verschmachten.

Wie schön ist dagegen jenes Bild, wo irdische Mittel zu höheren Zwecken verwendet werden. Wie wohlthuend ist der Anblick, wenn ich so eine Mutter mit einem vollgestopften Wagen rothbackiger Kinder, wie ein fahrendes Schwalbennest, sehe, welches sich dann auf irgend einem Anger ausleert, und die junge Brut in allen Richtungen

freudig und rüstig herumspringt und sich an dem Dasein der jungen Körperchen ergötzt. Mögen sie bewahrt werden in dieser vollen, reinen, empfangenden Kraft, dann ist ihnen auch der ganze Himmel und die ganze Erde gegeben, die Jenem genommen sind.

Wie sehr der Wiener seine Landpartieen liebt, geht aus dem Umstande hervor, daß an schönen Sonn- und Festtagen nicht nur alle Straßen und Fußpfade vor der Stadt mit Hinauswandelnden bedeckt sind, sondern, daß es auch Fuhrwerke und Bewegungswerkzeuge aller Art in Menge gibt, um diejenigen hinauszuschaffen, die ihre Füße nicht gebrauchen wollen oder können. Da sind unzählige Pferdehalter in der Stadt, welche den Sonntagsreitern zu Diensten stehen, die man auf allen Straßen zwischen den Wagen sieht. Da sind ferner die Gesellschaftswagen in ungemeiner Anzahl, so daß man sie auf gewissen Straßen, z. B. auf der Hauptstraße zu Maria-Hilf, an Sonntagen ununterbrochen fahren sieht. In der Regel sitzen neun Personen in einem solchen Wagen, in manchem haben auch zwölfe Platz. Wie sehr sich die Menschen aller Art auf die Sommerfesttage freuen mögen, so sehr würden sich die Gesellschaftswagenpferde, wenn sie die Einsicht in einen Kalender hätten, davor fürchten, da diese Tage wahre Martertage für sie sind. Außer den hier genannten Bewegungsarten harren noch vor den Linien der Vorstädte eigens gebaute, sogenannte Steierwagen mit Sitzen und einer Decke, die meist auf vier Stangen ruht, welche Wagen hier Zeiselwagen genannt werden, und dazu dienen, Gesellschaften, die sich zu diesem speciellen Zwecke erst auf dem Platze zusammenfinden, weiter zu befördern. Endlich sind noch die Fiaker und die eigenen Equipagen, die an schönen Tagen nicht wenig zahlreich auf den nächsten Straßen dahinrollen.

Wir können uns bei dieser Skizze nicht darauf einlassen, irgend ernste oder komische Einzelnheiten von Landpartheen auszumalen, theils weil es unserem Zwecke zu fern liegt, theils weil derlei schon unzählige Male da war, und oft schöner, als es unsere schwache Feder zu zeichnen im Stande wäre.

Wiener Salonscenen.

Es gibt kaum ein Ding in neuester Zeit, das so vieldeutig geworden, das so verbraucht und verpönt worden, als der Salon; jetzt gibt es juridische, ästhetische, politische, radikale, conservative, Damen-, Herren-, Friseur- und Schneidersalons, während ich in den glücklichen Tagen meiner Kindheit keinen andern kannte, als unsern Gartensalon, der acht hölzerne Säulen hatte, und roth angestrichen war — jetzt gibt es solche, aus deren Mund man jeden Augenblick das Wort „fade Salonfigur", „Blasiertheit des Salonlebens", „lange Weile — Servilismus — Steifheit des Salons" 2c. vernehmen kann, während unserm Gartensalon nur lauter Liebes und Gutes nachgesagt werden konnte, namentlich seit die alte Marta nie mehr Kaffeegeschirr oder gar Biergläser in denselben hinaustrug, sondern er jahraus jahrein leer blieb, und endlich ein gar schönes Rothschwänzchennest darin entstand. Damals bedeutete mir Salon etwas viel Schlechteres und Luftigeres, als eine Stube, da es keinen so soliden Habitus, wie eine Stube, sondern eher einen komödiantischen Anstrich hatte — nun das Komödiantische dürfte geblieben sein — aber, daß es etwas unendlich Reicheres und Prächtigeres, als unsere Stube bedeuten könnte, das ahnte ich damals nicht; ja ich gestehe, als ich schon längst in den verschiedenen Salons der Hauptstadt herumgekommen, und halb eingebürgert war, hing mir noch immer das altfränkische Bild des

rothangestrichenen Türkentempels nach, wie einem entflohenen Sperlinge das schmähliche Stück Faden, mit dem er angebunden war. Daß Salon endlich gar kein Gebäude mehr bedeuten würde, sondern nur eine Versammlung oder eine Parthei, und zuletzt gar ein Buch[1]), das hätte mir damals freilich eine Umwälzung geschienen, die einer Staatsrevolution völlig gleich kam — jetzt aber wundert es mich gar nicht mehr, seit ich weiß, daß man jedes Wort nach und nach für alles gebrauchen kann, wofür man will, wie man ja jedes Tags einen Menschen, dem man eben keinen schlechteren Titel zu geben weiß, mit dem Worte „guter Freund" anredet, was sonst das Höchste bedeuten sollte, was es außer Eltern und Gatten im menschlichen Leben gäbe.

Man fürchte sich aber hier nicht, daß ich, wie ein verwilderter, bärtiger Musensohn, über die Salone herfallen und sie in die Pfanne hauen werde — per parenthesin: ich habe am meisten über Hof-, Zirkel- und Salonleben von Menschen schimpfen gehört, die nie bei Hofe, in Zirkeln und Salons waren — sondern ich werde harmlos sagen, wie es in diesem oder jenem Salon aussieht, welch ein Bild er biethe, und wie es sich dort bewege; gestehe hiebei aufrichtig, daß ich nicht sämmtliche Salons der Stadt gesehen, sondern aus den gesehenen auf die andern schließe, und ich bemerke gleich im Vorhinein, daß es mit dem Salonleben nicht gar so übel ist, wie es uns dieser oder jener junge Weltgesetzgeber glauben machen möchte, wenn er in einer Vorstadtkneipe sitzt, und die Kraft des Jahrhunderts entwickelt — sondern es ist in den verschiedensten Dingen der Welt das Verschiedenste zu erleben, nur muß man das Erleben verstehen. — Ich kannte einen Mann, der fast nur in einer sehr kleinen deutschen Stadt unter

[1]) Heine's Salon.

keinen andern Veränderungen, als denen der Jahreszeiten, die außerordentlichsten tiefsten Ereignisse erlebte, — und ich kannte einen andern, der die Napoleon'schen Feldzüge mitgemacht, und gar nichts erlebt hatte — so geht es auch in der Stube, im Kabinete, im Salon. Die ganze Erde ist selber nur ein Kabinet, eine Stube, ein Salon; der Eine sieht Wunderwerke des Lichtes, der Wolken, der Stürme, der Wälder, der Menschen — der Andere sieht Gras, Steine, Dünste und Gesichter. — So gehen Viele in die Salons und sehen dort Cravatten, Fräcke, Handschuhe, Seidenpolster, — und meinen, Cravatten, Fräcke, Handschuhe, Seidenpolster machen das Wesen des Salons; sie schaffen Solches in ihrem Hause an, und glauben, jetzt gäbe es bei ihnen auch einen Salon — oder sie setzen Solches herunter, und glauben, sie hätten die Schalheit und lange Weile des Salons charakterisirt — — es ist hier wie überall: die Einseitigkeit gebiert den Ekel, und die Vielseitigkeit die Harmonie. In den Salons ist so gut Leere, Abgeschmackheit, Lauheit, lange Weile, wie in der Alpenlandschaft Koth, Steine und Moraſt — und gewöhnlich sind es die nämlichen Menschen, die in beiden das Nämliche erleben. Freilich sind es auch wieder Andere, die mit einer solchen Zähigkeit ihres Reproductionsvermögens begabt sind, daß sich ihr Vorstellungssystem gegen jede neue Wahrnehmung sträubt; dieses Sträuben halten sie dann für eine Schlechtigkeit und Verwerflichkeit der Wahrnehmung; daher der Waldsohn den Salon ganz unleidlich öde und schal und peinvoll findet, und der Salonsohn den Wald so dumm, verwirrt, und langweilig — und beide kennen weder den Wald noch den Salon, sondern nur die Veränderung ihres Wahrnehmens. Die Welt hat tausenderlei Kräuter, und alle geben sie die Wiese, — die Menschheit hat tausenderlei Blüthen, und alle geben sie das Leben.

Gehen wir also von dieser abschweifenden Einleitung zu den Salonscenen selber über, und der Leser wird dann selber urtheilen, ob etwas und was in Salons zu erleben ist.

Der Mensch ist ein geselliges Wesen, deßhalb hat er Städte gebaut, deßhalb setzt er sich mit seines Gleichen an den Kamin zusammen, und deßhalb ist der Salon entstanden. Wem es möglich ist, der sammelt die Seinigen in gemüthlichen Stunden um sich, oder er sammelt auch noch ein paar gute Freunde mit dazu, oder er sammelt Künstler, Gelehrte, Lebemänner, und die halbe Welt. So ist es eigentlich schon ein Salon, wenn Sommerabends die Mägde oder Knechte eines Landmannes, ausruhend in der Stube oder auf dem Bänkchen vor dem Hause herumsitzen, oder wenn die Gewerkleute des flachen Landes in der Dämmerung Feierabend halten — und dasselbe Gefühl ist es, welches den Städter und Großstädter treibt, solche Versammlungen zu halten. Bei uns in Wien ist dieser Ursprung des Salons sich noch viel getreuer geblieben, als anderwärts, wie denn überhaupt jede Sitte, die auf Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit beruht, bei uns nicht nur sehr leicht und sehr tief Wurzel schlägt, sondern auch ein sehr langes, langsam wandelndes Leben lebt. Bei uns sind noch nie fanatische, eifernde, verfolgende Partheisalons entstanden, sondern der primitive Zweck herrscht noch immer mit seinen leichten Schwingen vor, nämlich mit der Heiterkeit.

Es ist mir freilich Anfangs, da ich nach Wien gekommen, mit dem Worte „Salon" gar seltsam gegangen. Ich gerieth nämlich schon am zweiten Tage, da mir meine flatternden Landhaare gar nicht mehr gefallen wollten, in einen „Friseursalon", wo wie Geister die weißen Mäntel herumhingen, leichtbeschuhte Haarkünstler gingen, und der Vater seiner Tochter Adelgunde, die sehr schmachtend am

Fenster saß, vorstellte, wie sie denn nicht immer gar so sehr lesen solle. Auch in einen Bäckersalon gerieth ich. Aber, daß nach mehreren Jahren manche erweiterte Kneipe ein Biersalon, oder der Salon schlechtweg heißen würde, das dachte sich damals noch Niemand. Auch ganz unbedeutende Gesellschaften, wo Aesthetik getrieben, mit vertheilten Rollen gelesen wird, wo man Gruppen aufführt, wo bekannte Gemälde durch lebende Figuren copirt werden, wo aufsprossende Genies ihre ersten Versuche vorlesen, wo man raucht, wo das Clavier gemartert wird, überhaupt wo ein Sopha steht, auf dem eine Hausfrau sitzt, die Thee anbiethen und um das Befinden fragen kann — alles das heißt man schon einen Salon — in der Regel aber versteht man darunter jene vornehmen Gesellschaftszimmer, in denen sich entweder blos die Familie gelegentlich zur Erholung und Besprechung versammelt, oder wo zu bestimmten Tageszeiten, oder an bestimmten Wochentagen auch Fremde sich einzufinden pflegen, um da irgend einer bestimmten Lieblingserholung obzuliegen, oder auch nur im Allgemeinen der Gesellschaft zu genießen. Alle Salons aber, sie mögen was immer für Namen und Charakter haben, tragen das Gemeinschaftliche an sich, daß man mit Thee, Kaffee, oder dergleichen beginnt, und dann erst zu dem eigentlichen Zwecke übergeht.

Wir wollen in einen Spielsalon treten.

Es ist nämlich in nicht wenigen Fällen hier Sitte, daß man in gewissen Jahren das Spielzeug wechselt, nämlich bis zum achten, neunten Jahre hat man Trommeln und Puppen, dann Tabakspfeifen und Bänder, endlich kleine bunt bemalte Papiertäfelchen, zu deren Gebrauch man sich mit vielem Ernste niedersetzt. Ja, es existiren sogar Bücher, in denen abgehandelt ist, wie und in wie vielerlei Arten man sich mit den Papiertäfelchen spielen kann;

während man es den Kindern frei überläßt, auf welche Art sie trommeln wollen, was freilich unverzeihlich ist, indem man sie da einer verderblichen Freiheit überläßt, die ihnen den Kopf verrücken kann, statt daß man die Trommelstückchen wissenschaftlich behandeln und einen Knabensalon errichten sollte, wo sie durch zusammenwirkendes Trommeln sich ernstlich unterhalten könnten. Da indessen dieses noch lange ein frommer Wunsch bleiben wird, so gehe ich lieber wieder zu den systematischen Spielen mit den bunten Papierblättern über. Ich kenne manchen sitzenden Mann, der in diesem seinem Berufe des Sitzens so eifrig ist, daß er sich nur die nöthigen Nachtstunden abbricht, die er zum Liegen braucht, sonst aber stetig sitzt, bei Tag in seinem Bureau, des Abends beim Spiele, wobei nur der Umstand obwaltet, daß er im Bureau immer auf dem nämlichen Platze, beim Spiele aber successive in so viel Häusern herumsitzt, als die Woche Tage hat. Das Gehen zwischen den verschiedenen Sitzplätzen nimmt ihm viel Zeit. Auch Frauen, vorzüglich wenn sie wieder in das kindliche Alter eingerückt sind, zeigen wieder den Sinn zum Spielen. Sie setzen eine sehr schöne, sehr breite, sehr bunte Haube auf, thun ein schillerndes Gewand an, und finden sich Abends in dem Spielsalon ein, dessen jour eben ist. Im Ganzen spielt doch das schöne Geschlecht weniger, als das starke. Mancher pensionirte Leichnam, wenn er aufgebahrt wird, hat seine sechzehn bis siebzehn Tausend Robber geleistet, während die trauernde Witwe höchstens neunhundert aufweisen kann.

Wenn eine solche Familie, die Spiel gibt, ihren jour hat (Tag darf man nicht sagen, weil jour vornehmer ist) — wenn also die besagte Familie jour hat, so wird schon gegen Abend Alles zu dem gesellschaftlichen Zwecke hergerichtet. Die Dienerschaft klappt die Tische, die mit dem

grünen Tuche gefüttert sind, auseinander, und bürsten und putzen sie eilfertig aus, und rücken sie zurecht. Auf jedem liegen dann die erforderlichen Spiele Karten, und die etwa nothwendigen Marken. Die silbernen Leuchter mit den langen Wachskerzen werden gestellt und die Flügelthüren gelüftet. Durch alle Zimmer weht die Erwartung. Hinter kolossalen, silbernen, babylonischen Thürmen, Theekesseln genannt, thront eine Dame, oft, sogar meistens die Frau des Hauses, und beginnt das Gebräue des duftenden Heuwassers — endlich rücken die Truppen an, und zwar sind die, welche auf allen andern Feldern schon die invalidesten sind, oft gerade hier die tauglichsten und ausharrendsten. Die Procedur eines solchen echten Spielsalons ist eigentlich sehr einfach. Nachdem das Brausen des Willkommens, Neuigkeiterzählens, Theenehmens und Anordnens vorüber ist, werden die lockenden, grünen Schlachtfelder besetzt, die Gruppen sind abgetheilt; es wird stumm, nur das Rauschen der Karten, das Klappern der Marken, und monotone technische Ausdrücke werden gehört, außer daß zuweilen nach Beendigung eines Robbers oder andern Spieltheiles ein Lärm losbricht, wie man es besser hätte machen sollen, oder wie man sich verwundert, daß die Sache so kam, wie sie eben kam. Der echte, reine Spielsalon leidet keine fremden Ingredienzen, d. h. keine solchen, die nicht spielen, außer etwa einen Lichterputzer, der wie ein Schatten zwischen den Spieltischen herumschifft. Im Vorzimmer langweilt sich die Dienerschaft. Sind noch Andere da, z. B. junge Leute, so mögen sie sich gruppiren, nicht gar laut sprechen, und suchen, wie sie die drei tödtlichen Stunden hinbringen mögen. Endlich rückt man die Sessel, man zahlt aus, man neckt sich über Verlust und Gewinn, läßt sich Tücher und Ueberröcke reichen, und begibt sich vergnügt nach Hause — sich still freuend, wann es wieder Morgen würde sein, wann

die Tagespflichten aus sind, und anderswo sich das augenfreundliche Grün aufthut. In die Spieldetails kann der Referent dieser Zeilen nicht eingehen, weil er in einem solchen Salon nicht zu gebrauchen ist, oder etwa nur im äußersten Falle zum Lichterputzen. Da ich mich stets der Objectivität, so viel mir möglich war, beflissen habe, so wage ich nichts über die lange Weile eines Spielsalons laut werden zu lassen, in der Ueberzeugung, daß derselbe schon allerlei wesentliche Merkmale der Freude und Kurzweile haben werde, die nur meiner schlechten Beobachtungsgabe und meiner Unfähigkeit, in die Sache einzugehen, entgangen sind. In gewissen Bürgershäusern, die doch auch gerne ihr Spiel und ihren Salon haben möchten, war ich schon so glücklich, einige Merkmale der Lust und des Vergnügens aufzufinden; aber ich fürchte leider, es möchten nur zufällige sein, die der Logiker nicht brauchen kann — es war nämlich eine Familie, in der stets an Spieltagen ein großer Kuchen zwischen den Tassen prangte, der sich von acht zu acht Tagen immer selbst übertraf und viel Stoff zu Heiterkeit in sich trug — dann war es noch Sitte — — (aber fast schäme ich mich, das hieher zu rechnen, da es von Kennern eher als eine Verunzierung, als eine Pertinenzsache des Spielsalons angesehen werden möchte) — es war nämlich Sitte, wenn Vater und Mutter zum Spieltische niedergesessen waren, daß sie sich um nichts mehr kümmerten, als um sich selbst, was zur Folge hatte, daß wir jungen Leute uns zu den Mädchen gesellten (es waren nämlich zwei wunderschöne Töchter da, und manche spielende Mutter brachte als Ballast auch noch eine mit) — daß, sage ich, wir uns zu den Mädchen gesellten, uns wie ein junger Bienenschwarm an eine ferne Fensterecke, an einen Kamin u. dgl. anlegten, und die holdesten Dinge plauderten, wobei nur das Einzige zu beobachten war, daß

kein Kichern bis zum entfernten Lichterschein dringe, in dem die grauen Häupter saßen und spekulirten. An keine Spielabende denke ich mit so viel Vergnügen zurück, als an jene. Freilich muß ich hinzufügen, daß sie durch ihre eigene Natur und Constitution den Todeskeim in sich trugen; denn die Mädchen wuchsen nach und nach heran, und heiratheten weg — während nun der Vater Robber gewann, verloren sie Herzen, und das war auch das einzige Glück und dieser Verlust der beste Gewinn, der in jenem Spielsalon gemacht wurde; denn die Mutter aspirirte für ihre Töchter in die höchsten Stände, namentlich war sie auf Staatsbeamte versessen, die schon sehr hohe Grade und Würden hatten, daher sie die Töchter auf das Eifersüchtigste vor jedem andern als solchen, meist schon in's Graue spielenden, langsam schreitenden Bewerbern hütete; nur, wenn sie die gemalten Blätter vor Augen hatte, hielt sie die Töchter für geborgen, und gönnte ihnen die unbedeutende Witzunterhaltung mit den jungen Laffen, da sie schon einmal mit nichts Ernsterem zu vergnügen waren. — Aber die Töchter vergnügten sich mit dem Allerernsthaftesten, und schlossen mit eben jenen, zwar nicht hochbeliebten, aber desto jüngern und schönern Laffen Tractate, heilige Allianzen, Trutz- und Schutzbündnisse, beschworen selbige jeden Spielabend — und nach etlichen Stürmen, Weinen, Ermahnungen und Flehungen heiratheten sie die Bundesgenossen, und brachten nach der Hand dem Vater und der Mutter die schönsten und lieblichsten Bübchen in's Haus, wie sie nie ein Kartenmaler zuwege zu bringen im Stande war. Und endlich geschah es doch auch von selbst, daß die Laffen mehr und mehr wurden, und Titel und Würden bekamen. Die greisen Häupter spielen noch heut zu Tage fort, aber die Fensterecke ist leer, und selbst der große Kuchen sitzt so einsam auf dem Tische (ich war nachher noch

mehrere Male dort), daß ich nicht begreife, wie er mir einst habe so sehr gefallen können. Zur Vollständigkeit der Geschichte und zu ihrem schönern Schlusse muß ich noch hinzufügen, daß ich keiner von den verheiratheten Männern bin, wohl aber zu seiner Zeit im tiefsten Vertrauen der Partheien steckte.

Alles, Alles vergeht. — — Wo ist die feine Blüthe jener Mädchen hin? Wo ist die holde, liebe Zeit, in der wir uns mit einem wahren Nichts so selig ergötzten — wo das Meer von Zukunft, das vor uns schwamm? — — ach, die Eltern sind grau und zitternd geworden, die Töchter selbst abgeblühte Mütter, Jahre sind wie Winde dahin gefahren, und die Zukunft ist nur noch ein kleines Endchen.

Wahrhaftig, wenn es nicht meine Pflicht wäre, die Salons der Hauptstadt weiter zu schildern, ich hörte hier auf, und dächte an nichts, als an die Vergänglichkeit des Irdischen, so sehr hat mich die Erinnerung jener kindischen Abende überkommen und verstimmt. Ich will daher zu einem jener Salons übergehen, die auch eine Rolle in meiner Jugend spielten, nicht darum, weil ich damals in ihnen war, sondern gerade darum, weil ich nicht in sie kam, und weil sie dennoch der Gegenstand meines Staunens, meiner Bewunderung, und, ich darf es schon gestehen, meines Neides waren. Ich glaube dem Leser schon gesagt zu haben, daß ich so glücklich war, meine Kindheit nicht in den Mauern der großen Stadt verlebt zu haben. — Als ich nun den ersten Winter in derselben zubrachte, geschah es, daß ich oft des Abends vor einem großen Hause vorüberzugehen hatte, das schwerfällig vornehm gebaut war, und wovor zwischen Steinen eine gewichtige Kette lief. Das Haus hatte sehr große Fenster, deren Glas so fein war und spiegelnd, daß man des Tags, statt nur im Geringsten hineinzusehen,

eher den Himmel und seine Wolken auf ihnen abgebildet erblickte. Nachts aber, wenn Schnee und rauher Nebel heraußen war, geschah es zuweilen, daß alle diese Fenster in einem Strahlenglanze leuchteten, wie lauter Diamanten — schwere Drapperien sah man in ihnen inwendig auseinandergehen, zahllose Kerzen auf Lustern schwanken, und manchen dunklen Schatten hin- und herstreichen. Unten auf der Gasse stand reitende Polizei, an jeder Gassenecke standen Polizeisoldaten zu Fuß, und ein Reiter sprengte gar zwischen diesen Posten hin und her, um die Ordnung zu erhalten; denn es drängte sich eine Unzahl Wagen vor dem Hause, die theils standen, theils zu-, theils abfuhren. Auf jedem Kutschbock, hochthronend, saß ein Kutscher in eine ganze Wolke von Mantel oder Pelz gehüllt; — mit einem Schrei, wie Schlachtkommando, wurden von Dienern die Wagen vorzufahren gefordert, und mit donnerndem Gerassel flogen diese durch die Einfahrt. Ein Portier mit funkelndem, großknöpfigem Stabe und einer breiten Goldschärpe, darüber aber den Riesenpelz, verneigte sich vor Kommenden und Abfahrenden. Die gaffende Menschenmenge aber, die herunten stand und auf die Lichter hinauf sah, sagte, es sei da oben heute Gesellschaft oder Salon. Es ist ganz und gar wunderlich und abentheuerlich, was ich mir damals unter einem solchen Salon vorstellte; es muß da außerordentlich, es muß ganz betäubend von Pracht und Herrlichkeit sein — wenn ich nur ein Mal, nur ein einziges Mal eine solche Gesellschaft sehen könnte! — Und nach vielen Jahren sah ich in der That eine, gerade in denselben Zimmern sah ich sie. Mit schwerer, ruhiger, vornehmer Pracht waren sie decorirt, Alles mit Geschmack, nichts vorstechend, nichts auffallend, Alles zusammenstimmend, Alles blos negativ, fast wie die Menschen, die sich da drängten; — nur die alten, großen Gemälde hätten bald

eine Ausnahme gemacht, und die Aufmerksamkeit auf sich gerissen, wenn die Personen, die an ihnen vorübergingen, nicht schon alle Gemälde der Welt gesehen hätten, und daher von keinem mehr beunruhigt wurden. Man ging breite erleuchtete Treppen hinan, auf denen bordirte Diener auf und ab liefen, Tücher, Mäntel, Ueberwürfe und derlei tragend, oder ihre Herrschaft begleitend, oder den Wagen derselben holend. Die Gesellschaft selbst bewegte sich in einer Zimmerreihe durch einen Wald von Kerzen, der durch viele Spiegel noch dichter und strahlender wurde; oder sie saß und stand gruppenweise herum. Die Anzüge waren nichts weniger als auffallend, sondern einfach, aber fein, und jedes Schmuckstück echt. Das Benehmen aller dieser Menschen war gelassen und harmonirend, war frei und präcis — aber je länger man es sah, desto bedrückender wurde es einem; denn es war bei Allen gleich, es war wie gelernt, oder es war der Ausdruck der Gattung — Keiner galt, sondern es galten nur Alle — darum waren eben auch Alle bei Allen. Man kam, man sprach, man ging herum, man fuhr ab, meistens um noch einen andern solchen Salon zu besuchen. Und nachdem dieses Kommen, Sprechen, Stehen und Gehen einige Zeit gedauert hatte — war der Salon aus. „Ach, welch gräßliche lange Weile!" höre ich hier Manchen rufen, und dennoch sage ich: unter diesen glatten Menschen, die sich nichts sagen, als was Jeder schon tausend Mal gehört hat, und was Jedem schon tausend Mal geschmeichelt hat — unter diesen Menschen mag manch tiefer, gewaltiger Charakter gewesen sein, der seinen Arm in den Speichen der Weltgeschichte hat, hier aber am sanften Zügel der Politur dahingleitete; es mag manches Wort gefallen sein, was ein kleines Compliment, ein kleiner Sarkasmus war, und doch von dem Rechten in ferne Länder berichtet, dort als schweres Gewicht auf das Kissen drückt, auf dem eine Krone liegt.

Ich gestehe, ich hatte damals auch bittere lange Weile, weil ich nicht ahnete, daß Menschen, die Alles gesehen, Alles erlebt, Alles genossen haben, anders conversiren als andere, und weil ich nicht wußte, daß sie das Außerordentliche im Guten wie Bösen glatt und gelassen thun, nicht mit dem Sturm der Gefühle, mit denen ich es in meinem jungen Herzen gethan hätte, wenn mir die Aufgabe wäre zu Theil geworden.

Auch denke ich nicht, daß die meisten dieser Leute den Salon besucht haben, als einen Ort der Geselligkeit und Freude, sondern es ist eine Art Ceremonie, die sie abthun, eine Höflichkeit, wie man zum Gruße den Hut lüftet, ein Herkömmliches, das eben geschieht, weil es sonst geschehen. — Mancher mochte in schwerer Arbeit die Tagesstunden hingebracht, tausenderlei gedacht, tausenderlei abgefertigt haben, und jetzt läßt er sich in diesem glänzenden Strome gehen, und läßt Haupt und Herz ausruhen, indem die glatten und gewohnten Formeln unbewußt von den Lippen gleiten. — Andere mögen in der That etwas Großes, Vornehmes, Adeliches in dieser Art finden, und erscheinen sich groß, vornehm, adelich, wenn sie in dem Salone sind, und deßhalb gehen sie hin — und diese genießen in der That eigentlich die Freude der Geselligkeit, und für sie hat der Salon seinen Begriff am reinsten bewahrt. Der Haufe, der auf der Gasse steht, ist auch derselben Meinung; er bewundert und beneidet das Glück und die Fülle, in denen die Großen schwimmen — und er stellt sich oben ein Meer von Seligkeit vor.

Nach einigen Stunden aber ist der Arme und der Reiche, der Geringe und Hohe, der Diener und Herr im Schlafe begraben; die Finsterniß der Nacht zieht über die Stadt, und unter ihr sind alle klopfenden Herzen gleich.

Eine andere Gattung von Salons erinnert sehr an jene Zeit der französischen Damengesellschaften vor der

Revolution, wo irgend eine an Geist und Geselligkeit ausgezeichnete Dame in ihrem Hause die ihr zusagenden Notabilitäten des Geistes versammelte, und der Versammlung präsidirte. Freilich den europäischen Ruhm, den jene Gesellschaften erlangten, kann jetzt weder eine Pariser noch Wiener Gesellschaft ansprechen; damals hielten wir die Franzosen noch für unsere Lehrmeister in der Philosophie, namentlich jener leichten, glänzenden, heute für bares Nichts erkannten Gattung, wie sie Voltaire hatte, dann in den Künsten, in der Mode, hauptsächlich aber in der Kunst des Umganges, so daß es einem Könige als Ehre erschien, bei dieser oder jener solcher Frauen vorgestellt zu werden — dieß ist nun heut zu Tage alles anders; jene humanistischen, kosmopolitischen Versammlungen haben den Clubbs und den politischen Partheisalons Platz gemacht. — Bei uns ist die Sache aber auch von jeher harmloser betrieben worden, weil die deutschen, und darunter wieder namentlich die Wiener Damen trotz der Eitelkeit, die auch sie von ihrer Ahnfrau geerbt haben, viel zu viel Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit besitzen, als daß sie sich zu der Ostentation und Schaustellung der Franzosen erheben, die noch immer ihr Paris für die Weltstadt, für das Lichtcentrum der Bildung, und ihre Literatur für die einzige halten. Wo bei uns ein solcher Geistsalon besteht, trägt er bei Weitem nicht das Gepräge eines solchen zur Schau, sondern wenn etwa der Eine oder der Andere gerade Freude an geistiger Größe hat, wenn eine Dame Geschmack an Hervorbringungen des Genies findet, so geschieht es, nicht daß sie gleichsam wie ein Engländer eine Sammlung von Genies in ihren Zimmern anlegt, sondern daß sie solche, welche sie vorzugsweise liebt, in ihre Gesellschaft mischt.

Trete mit mir, geliebter Leser, in jenes Haus, von dem eine Reihe Spiegelfenster des ersten Stockes auf einen

lichten Platz hinaussieht. Die Treppen sind sanft und mit Strohmatten belegt. Durch geräumige Vorzimmer treten wir in den Salon. Da wir beide unsichtbar sind, so können wir die bereits versammelte Gesellschaft desto ungestörter beobachten. Sie ist heute besonders zahlreich besucht. Jene ältliche Frau, die auf den rothseidenen Kissen leicht zurückgelehnt ist, und mit geistreichen Augen, und fast mehr hausmütterlichem Aussehen, als sich eigentlich für einen Schöngeist schickt, auf den vor ihr stehenden jungen Mann blickt, und seinen Reden lächelnd zuhört, ist die Frau des Hauses, und eigentlich Präsidentin des Salons, obwohl sie nichts weniger als auf dem Präsidentenstuhl, nämlich dem unmäßig breiten und langen Sopha sitzt, dessen Mitte vielmehr ganz allein ein heiterer, bereits ergrauender Mann einnimmt, so ungenirt oder vielmehr so naiv, als wäre er eben eine Dame, die man hingenöthigt — ich darf keinen Namen nennen, sonst würde ich dir sagen, daß es einer ist, dessen Worte dir gewiß schon oft Freude und Erholung gebracht. Die Divans siehst du alle mitten im Saale, gerade und schief, gleichsam wie vom Zufalle hingestellt; es ist jetzt so Mode, und auf allen, sowohl denen, die ganz ohne Lehne sind, als auch auf denen, deren Lehne mitten läuft — siehst du theils junge Damen gruppirt, theils Herren, die mit ihnen im Gespräche sind. Der gewöhnliche Theekessel fehlt hier, weil es in diesem Hause Sitte ist, daß erst gegen Ende der Gesellschaft, d. h. um zehn Uhr, gespeiset oder Thee genommen wird. An den Wänden hängen Bilder der ersten Künstler. Der junge Mann, der zur Frau des Hauses spricht, ist ihr Neffe, ein Kaufmann, voll der drolligsten Dinge, die er der Tante vorsagt. — Die mit den langen, schönen Locken von tiefstem Schwarz und mit den großen, dunklen Augen ist ihre Tochter; die Blonde neben ihr ist eine Nichte; der starke,

schlanke, grauhaarige Mann, den sie auslachen, ist einer, dessen Wort die tiefste Geltung in der wissenschaftlichen Welt hat, und der gleichwohl so heiter ist, daß seine beißenden Scherze immer die Wirkung haben, daß die jungen Damen unwillkührlich den Schmelz ihrer schönen Zähne zeigen müssen — er steht in dem Rufe, daß er einen Sägebock lachen machen kann. — Jene streitende Gruppe am Fenster sind Glieder eines Kränzleins, das täglich den Mozart lobt, und täglich disputirt; — der ältliche Mann, der ihnen lächelnd zuhört und so gutmüthig im Sessel lehnt, als wäre dieß seine tägliche und ausschließliche Beschäftigung, ist nichts Geringeres, als — — aber ich darf ja keinen Namen nennen, obwohl seiner so weit genannt wird, als man deutsch spricht, und wahrscheinlich noch genannt werden wird, wenn unsere alle verklungen sind, ja, dann wird er wohl noch strahlender, wenn auch einsamer dastehen. Tausend Herzen hat er entzückt, und tausend Seelen hat er gehoben, und in Tausende die schöne sanfte Sitte seiner Worte geflößt. Mögen Einige, die selbst dicke Bücher über deutsche Geister schrieben, immerhin den Mann kurz abthun — die Nachwelt wird ihn nicht so kurz abthun können, wie es schon jener Britte voraussagte, der ein Urtheil in der Sache haben dürfte. Hier in dieser Gesellschaft aber sitzt er so harmlos natürlich, daß man ihn ungefähr charakterisiren dürfte, wenn man sagt, er sei unter den Anwesenden der Bescheidenste. Sein Mitkämpfer auf der jugendlichen Rennbahn des Geistes ist eben jener Mann auf dem Sopha, dessen ich oben gedacht. Man wird sie einst beide neben einander stehen haben, wird sich bald an dem Einen, bald an dem Andern erquicken, und wird sagen: „Sie waren Jugendfreunde.“ Die Bescheidenheit, Ruhe und Güte dieser zwei Männer wäre manchem unserer jungen Genies zu wünschen; — aber sind

sie eben Genies, so werden sie gerade so bescheiden werden, und dasselbe gelassene Bild darstellen, wie diese beiden, nur Jahre müssen noch hinfließen. Die Andern, die nicht Genies sind, müssen eben zerrissen, mit der Welt zerfallen, und vorlaut sein, daß sie sich als Genies vorkommen. Auch Maler findest du heute hier; auch Musiker, obwohl eigentlich im strengsten Sinn jeder und jede von den hier Anwesenden ein Musiker ist; denn du wirst keinen finden, der nicht etwa Clavier spielt, geigt, oder ein anderes Instrument handhabt — ja, dort sitzt einer, dessen Amt weit von aller Musik entfernt ist, und in dessen Kehle doch eine wahre zauberische Nachtigall des Wohllautes wohnt, so, daß sich ganz Wien bei seinem Namen immer eher den Mann des Gesanges vorstellt, als den Mann des Amtes. Du siehst auch, daß man sich's hier ganz ungezwungen eingerichtet hat. Jeder darf kommen, wann er will, Jeder geht, wann er will; es ist keine Etikette des Sitzens, Gehens, Stehens, Grüßens. — Die Gruppen können sich gestalten, wie sie wollen, und meistens thun sie es, wie sie die Laune oder das Bedürfniß des Gespräches zusammenführt. Es unterscheidet sich dieser Salon von andern literarischen und künstlerischen dadurch, daß es bei ihm Gesetz ist, kein Gesetz zu haben; man wird da durchaus nicht mit Literatur gequält; es sind keine Stunden und Tage, wo vorgelesen, vormusicirt, vorrecensirt wird, sondern der Salon soll eben gar nichts sein, als ein Ort, wo man an gewissen Tagen sicher ist, daß man Jemanden findet, der einen anziehen kann. Was und wovon man an diesem Tage reden wird, ob Alle miteinander reden, oder ob sich Abtheilungen, ja sogar Zweigespräche bilden, ob etwa gesungen, gelacht, disputirt, oder gar geschwiegen wird — alles das ist im Voraus ganz und gar nicht bestimmt — es soll eben ganz beliebige Gesellschaftsfreiheit sein. Als Zwang und Regel

herrscht nur die, die Jedem sein Takt und Zartgefühl von selbst auflegt, und in dieser Hinsicht wirst du bemerken, wie es jedem der Anwesenden ist, als fühle er sich durch sanfte linde Fäden angeregt, aber nicht gebunden. Dafür ist es aber auch eine Auszeichnung, in diese Gesellschaft geladen zu werden; — nicht etwa geistige Größe gibt da den alleinigen Ausschlag, sondern ein solches billiges Benehmen und Maßhalten, daß man überzeugt sein darf, daß das neue Mitglied kein fremdes Element in der schon obwaltenden Harmonie sein wird. Nur so geschieht es, daß sich die fremdartigsten Ansichten hier vertreten finden, ohne daß je Störung und Disharmonie entstände, weil nur Gründe mit Gründen, nie aber Menschen mit Menschen kämpfen. Wer hier länger aus- und eingeht, empfindet in dieser jedes Aeußerste vermeidenden Ebenmäßigkeit am reinsten, wie sehr es Schade ist, daß jene Höflichkeit des alten Schlages immer mehr und mehr abnimmt, wie man sie noch hie und da an einem liebenswürdigen Greis der alten Schule wahrnimmt; jene Höflichkeit, die so leicht und unmerklich das eigene Ich aus dem Spiele läßt, und dem andern Raum gibt zu gelten, und sein Fremdsein nicht zu fühlen, und die sich am edelsten darin zeigt, daß gerade Schwächeren gegenüber, z. B. dem schönen Geschlechte, das eigene Gelten ganz und gar nicht erscheint, sondern auf eine anmuthige Weise die Pflicht, zum Schutze und zur Aufmerksamkeit dieses Geschlechtes da zu sein. Ich habe oft bemerkt, daß zu dieser Art Höflichkeit und Toleranz weit mehr Kraft erfordert wird, als zu der vordrängenden Selbstsetzung der heutigen Ichs. Diese Ichs renommiren heut zu Tage so sehr in der Gesellschaft und in der Literatur, daß man oft in einem Buche vor lauter Autor gar nicht zu dem Stoffe gelangt. — — Allein wir müssen hier unser Spintisiren abbrechen; denn eben wird zu Tische

gebeten. Du siehst auch an den zwei Herren, die ihre Hüte nehmen, daß es hier keine Unartigkeit ist, nicht bei Tische zu bleiben; — allein da wir beide unsichtbar sind, für uns also auf keinen Fall Couverts bestellt sind, so thun wir auch am besten, uns zu entfernen und lieber noch ein wenig bei einem Musikkränzchen vorzusprechen, das noch in voller Arbeit ist. Danken wir übrigens Gott, daß wir unsichtbar in der Gesellschaft sein durften; denn wer weiß, ob wir sichtbar die Erlaubniß gehabt hätten, da zu sein. Wir gehen durch den Vorsaal zurück, durch das Bedientenzimmer, über die mit lebenden Blumen umstellte Treppe hinab, und in die finstere Nacht hinaus; aber tröste dich, wir haben nicht weit zu gehen, um in das Haus zu gelangen, in welchem unsere musicirende Rotte sitzt. Seit der Schlacht bei Leipzig musiciren sie schon. Damals war der Violoncellist noch ein Dichter und Patriot. Er erzählte mir erst neulich bei einem Glase Wein, wo er offenherzig geworden, welche außerordentlichen Schimpfverse auf Napoleon er damals zu Transparenten gemacht habe, und wie, wenn die Franzosen gewußt hätten, daß er der Verfasser sei, sie ihn unfehlbar noch zerrissen haben würden, da er vor zwanzig Jahren in Paris war. O, was ist er seitdem geworden! Er ist nicht der halbe Mensch mehr; das Feuer sei niedergebrannt; er sei zufrieden bei seinem Bischen Häuslichkeit und Musik. Diese letztere sei nun seine einzige Leidenschaft, und zum Glücke habe er gleichgestimmte Freunde und Kenner gefunden, mit denen er sich der unvergleichlichen Kunst hingäbe. — Er habe das Vergnügen, in den Quänger'schen Salon als Violoncellist zu gehören, und wolle mich einführen; ich könne da die präciseste Musik in ganz Wien hören, und dürfte nicht fürchten, durch Uebermaß an Gesellschaft gestört zu werden; denn es sei meistens niemand Anderer da, als die Musicirenden allein. Den

Lichterputzer, der die Ordnung immer störte, haben sie seit der Erfindung der Millikerzen entlassen; Wachs, das sie früher gebrannt, hätte doch der Scheere nicht ganz entbehren können. So sagte der Mann; allein ich kannte Herrn Quänger und seinen Salon ohnehin recht gut, und es war mir ganz unbegreiflich, wie mich der Violoncellist nicht konnte gesehen haben, da ich seit mehreren Jahren der einzige Zuhörer der Quänger'schen Musik gewesen war, d. h. nicht jedes Mal, wenn Musik gemacht wurde, hörte ich zu, sondern unter den wenigen Malen, wo überhaupt Jemand zuhörte, war es ich, der dieses that. Man wird hier vielleicht meinen, die Quänger'sche Musik sei so schlecht gewesen, daß sie keinen Zuhörer gefunden habe; allein wie falsch diese Meinung sei, geht aus der Thatsache hervor, daß in Wien gar keine Musik existirt, die nicht Zuhörer hätte, sondern Quänger und seine Freunde wollen vielmehr gar keine Zuhörer, außer wenn einer einen Freund oder Vertrauten mitbringen will, der aber dann in der entfernten Finsterniß eines ledernen Sopha's absolut ruhig sitzen bleiben muß, bis die arbeitenden Mitglieder die Instrumente weglegen und aufstehen. Die Musik aber ist in der That, wie sich der Violoncellist ausdrückte, die „präciseste" in Wien. Man wird mich fragen, warum denn nun die Leute dieselbe nicht hören lassen wollen, da ja eben in der Mittheilung derselben ihr Genuß liege, und die Begeisterung einer entzückten Menge der schönste Lohn des ausübenden Künstlers sei. Darauf muß ich nun freilich antworten: daran liege dem Herrn Quänger und seinen Freunden nichts, und sie haben bei ihrer Musik eine ganz andere Art von Freude. Der Leser erinnert sich sicher an jene hölzernen Knöpfe, welche man auseinanderlegen kann, und dann nur mit vielem Studiren und Versuchen wieder zusammenbringt, oder an jene eisernen Rahmen, von

denen man kunstreich eine Anzahl Ringe abhaspelt und wieder aufhaspelt — ein solcher Knopf und ein solcher Rahmen ist für Quänger und seine Freunde die Musik — es ist eigentlich ein Quartett, und es war sehr schwer, dasselbe zusammenzubringen; Quänger richtete sich den großen Saal seiner Wohnung eigentlich zu Anfange blos für seine Einzelnübungen ein, wo er jahrelang aus verschiedenen Stücken den Prim oder Secund einstudirte, bis er ihn ohne die geringste Abweichung des Zeitmaßes geigen konnte. So that er es mit hundert Compositionen. Alle Leute wußten, daß er sich zu Hause oft fünf bis sechs Stunden unausgesetzt übe, und dennoch hat ihn noch Niemand bei einer Execution mitspielen gesehen, und auch mit ihm, hieß es, möge Niemand spielen. Dennoch mußte er sich darnach gesehnt haben, zu sehen, wie nun zwei Geigen ineinanderspielen, und die Aufgabe des Zeitmaßes lösen. Daß es ungleich schwieriger sei, als bei einer, das leuchtete ihm gleich ein, bei dreien noch schwieriger — und vollends bei vieren! Nach und nach fanden sich denn doch die Bestandtheile des Quartetts zusammen, und nun spielen sie mit ergrauten Köpfen, aber mit heißer Jünglings-Leidenschaft, schon seit der Schlacht bei Leipzig Quartette, und haben die reinste abstrakteste Freude an ihren gegenseitigen Bemühungen; denn sie ruhen und rasten nicht eher, sollten auch dreihundert Proben nöthig sein, bis sie ein vorgenommenes Stück absolut mathematisch präcis darstellen können — und sie haben sich für das Zeitmaß ein solches Ohr herangebildet, daß die kleinste Differenz gleich mit dem entschiedensten Unwillen empfunden wird, und sie haben sich so ineinander hineingespielt, daß sie sich kennen und vertrauen, daß sie ihre eigene abgeschlossene Musikwelt und Zuhörerschaft sind, wobei sich aber eine solche Reizbarkeit entwickelte, daß ihnen ein Gang durch

das Zimmer, ein Tritt, ein schnelles Wort die unleidlichste Störung ist, daher sie am liebsten allein sind; denn was Andern die Musik und ihre Mittheilung so theuer macht, nämlich ihre Schönheit, das, wird der Leser schon bemerkt haben, gilt bei Quänger und seinen Freunden nichts — ihnen ist sie nur die Lösung eines Problems — und wenn sie freilich auch von Schönheit eines Stückes sprechen, so ist es nur immer so gemeint, als wenn ein Auflöser und Zusammensetzer des obigen hölzernen Knopfes nur einen andern solchen Knopf fände, der noch kunstreicher gefügt, noch schwieriger zu lösen und zu binden sei. Hieraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß dieses Quartett, d. h. die vier Freunde, oft in öffentlichen Musikexecutionen gesehen werden, daß sie selten einen Vortrag schön finden, für ihre Meinung auch die schlagendsten Gründe anführen, die die Nichtpräcision der Darstellung beweisen, und andere Menschen überzeugen — und daß dennoch dieselben gründlichen Freunde, wenn von der Schönheit dieses oder jenes Musikwerkes die Rede ist, ganz gelassen Dinge sagen, und Stücke in eine Reihe stellen, daß den andern Menschen das Wort im Munde stecken bleibt — und da dieß mit der Ruhe der Ueberzeugung geschieht, und da andererseits so kolossale Kenntniß der Mathematik der Musik aus ihnen herausstieht, so ist Mancher schon an sich selber irre geworden, und hat gemeint, er kenne ganz und gar nichts. Wer aber das Glück hatte, öfters den Quänger'schen Uebungen beizuwohnen, dem klärt sich das Räthsel auf. Sie haben schon mehr als hundert musikalische Nüsse aufgeknackt, und knacken jetzt am liebsten an Beethovens letzten Quartetten, den sie bis in den Himmel erheben. Wäre ich ein Compositeur, ich setzte mich hin und verfaßte blos für Quänger einen Inbegriff von Schwierigkeiten, womit ich das Quartett beseligte; denn sie arbeiteten

freudig daran und hörten nicht auf, wenn sie auch so alt würden wie vier ewige Juden. Hiebei stört es sie auch natürlicher Weise nicht im Geringsten, wenn einer die äußersten Grimassen macht; denn das muß er thun, die Leidenschaft preßt sie ihm aus, und er muß mit seiner innersten Seele nachhelfen, wo physische Kräfte und Fertigkeiten nicht mehr ausreichen. So kaut z. B. der Violoncellspieler alle Noten mit dem Munde mit, was, wenn ein Wald von Sechszehnteln kommt, zu einem wirklich erbarmungsvollen Anblicke führt; gleichsam wie Blitze müssen da die Mundwinkel fliegen. Der Altist hat auch eine Manier, nur ist sie würdiger und gesetzter; er neigt sich nämlich sanft vor und zurück, wie mehr oder weniger Noten in dasselbe Zeitmaß gehen, und hebt sich empor oder duckt sich nieder, wie es forte oder piano geht. Der Secundist geigt nur mehr ein ganz klein wenig mit den Füßen mit, und der Primist, Herr Quänger, sitzt ganz ruhig, da er auch auf Eleganz hält.

Nach dem Quartette ist ein ausgesuchtes Essen; nur beileibe nicht im Musiksaale; denn der ist blos für die Musik. Er ist akustisch gebaut, hat zur Dämpfung der Resonanz alle Wände mit Wollteppichen belegt, hegt keine andere Einrichtung in sich, als Fächer für Musikalien und Instrumentenkästen, Pulte, Sessel, und ganz im Hintergrunde einen ledernen Sopha, wo Quänger zuweilen liegt, wenn er sich die Finger müde geübt, und nun im Haupte weiter arbeitet. Das Abendessen ist in der gewöhnlichen Wohnung des Herrn vom Hause, und Quänger beladet da den Teller des Violoncellisten gar reichlich mit Speise, da er ein armer Teufel ist, Herr Quänger aber sehr viele Tausend Thaler jährlich zu verzehren hat. Alle Mittwoch und Sonnabend ist Quänger'sches Quartett.

Ein anderer, aber in der That ganz anderer Musiksalon ist bei ***, nur herrscht dort wieder die Manie,

daß nur alte Musik gemacht wird, freilich auserlesene und mit auserlesenem Geschmacke, aber jede neue, und wäre sie die beste, wird gesetzlich ausgeschlossen, und die Vereinsmitglieder müssen, dieselbe zu verkosten, sich andere Orte aufsuchen. Es wäre wünschenswerth, daß auch Salons existirten, in denen alte Literatur gelesen würde, z. B. die aus der Reformationszeit, aus dem Mittelalter, die alten Griechen, Juden u. dgl., und hiebei wäre zu wünschen, daß Mancher eingeladen würde, und daß er auch hinginge und erführe, welche Leute jenseits der Berge gelebt haben. Aber meines Wissens existirt kein einziger solcher Salon, und nur der eine oder der andere einsame Mann trägt sich mit seinem Sophokles, Aeschilus und Homer. Es ist eine Sünde, die zum Himmel schreit, ich will nicht sagen, daß nicht sogenannte Gebildete, sondern daß nicht einmal Schriftsteller, ja Dichter, im Stande sind, eine Zeile im alten Griechischen zu lesen — die einzige Sprache, in der die einzigsten Producte geschrieben sind, die so weit über alles hinausgehen, was unsere Zeit producirt, welchen Produkten vergeblich alle späteren Jahrhunderte nacheiferten; — diese Sprache wird von so Vielen bei uns als eine bloße Curiosität betrachtet, die man dem pedantischen Gelehrten überlassen müsse. Dafür aber kann der Schriftsteller sein Französisch und leistet Dinge, die Alles, nur keine Poesie, sein mögen.

Da wir eben von Musik redeten, so könnte ich noch mehrere Versammlungen anführen, in denen regelmäßig Musik, und zwar ganz vortreffliche Musik gemacht wird. — Diesen alten Ruhm, glaube ich, bewahrt ja noch unser Wien, daß es die Stadt der Musik, guter Musik und in erlesenen Zirkeln auch verstandener Musik ist — aber da unser Aufsatz den Titel „Salonscenen" führt, jene Versammlungen aber harmlose Privatzusammenkünfte sind, so dürfen sie hier keinen Platz haben.

Freilich sollte ich noch von jenem Salonleben reden, wo gar nichts da ist als der Salon, d. h. ein sehr großes Zimmer, mit Spiegeln, Sesseln, Sophas, Drapperie, Menschen und anderer Staffirung. Manche sehr edle Frau, oder geschmackvolle Frau, oder elegante Frau, oder Lebe-Frau — oder welchen andern Titel ich ihr geben soll — hält sich solch einen Salon. Er hat den Zweck, daß sich hier Andere an bestimmten Tagen zu einer sogenannten Gesellschaft versammeln, d. h. da thun sie Kleider auf ihren Körper, Ringe an die Finger, Goldbänder auf die Arme, haben Haare und den Kopfputz schön gemacht, tragen Gold- und andere chemische Produkte, z. B. geschliffenen kristallisirten Kohlenstoff (der ihnen am liebsten ist), dann kristallisirte Thonerde u. dgl. auf sich — setzen sich nieder und lassen all das im Stillen wirken. Ich habe es durch einen mühsamen Schluß herausgebracht, daß dieß der Hauptzweck eines solchen Salons ist; denn wenn der Mensch in Seligkeit ist, braucht er das Wort nicht, die äußerste Wonne, heißt es, ist stumm. — Wenn aber der Mensch seine Seligkeit gerade nicht zur Schau tragen, sondern sie eher verbergen will, so thut er, als rede er; er redet auch, aber seine Seele und sein Verstand ist von der Rede abwesend, und seine Worte sind leer; er gibt sich nicht die Mühe, daß sein Wort etwas heißt; sein Herz ist bei Anderem. Nun beobachtete ich, daß die Worte sehr vieler solcher schönen Damen leer sind, daß sie reden, was zu reden nicht der Mühe werth ist: wer geheirathet hat, wer gestorben ist, wer wieder geheirathet hat, wer Anderer gestorben ist, wer mit Dem und Jenem verwandt ist, und wer wieder mit Anderen verwandt ist, — also, schloß ich, daß diese Rede nur so nebenher ist, und daß sie, da sie sehr vergnügt aussehen, eine innere Seligkeit haben müssen, welche der eigentliche Zweck ihres Hierseins ist. — Da ich nun ferner

bemerkte, daß man sich zu solchen Gesellschaften mit viel Sorge und Umsicht und Aerger die Kleidungsstücke und den Schmuck zusammenstellt, so brachte ich leicht heraus, daß diese der Zweck der Gesellschaft seien, und jetzt war mir Alles begreiflich: das stille Lächeln der Einen, welche im Bewußtsein ihrer Mantille da sitzt, die Huld der Andern, deren Armbänder wirken, dann die absolut schönen Handschuhe, der Seidenrock, der Kopfputz — — u. s. w. u. s. w. In solchen Salons werden auch gerne Herren gesehen, die schön sind, d. h. makellose Handschuhe tragen, mehrere Bärte sehr zugeschnitten haben, und sonst an Kleidung und Wäsche hervorragen. Solche Salons weisen auch gerne sehr viel an Polstern, Sophas, Spiegeln, Theekesseln, Tischen, Seidenzeugen, Tapeten, Fenstervorhängen u. s. w. auf. Manche wollen sagen, daß es in ihnen langweilig sei; ich weiß nicht, ob dieß bei so viel Pracht möglich ist; es mögen daher Andere entscheiden. Ich kann aus Erfahrung von diesen Salons nicht viel sagen, weil ich, wenn mich das Glück in einen führte, immer der Häßlichste war, und von der Pracht und den Reden rauschig wurde.

Von den verläumdenden, ehrabschneidenden und ähnlichen Salons rede ich nicht, weil ich nicht recht weiß, ob solche existiren, oder ob sich nicht vielmehr nur Privatversammlungen, oder blos Gruppen auf diesen Zweig werfen — gepflegt wird er aber, das weiß ich, und die Residenz ist zwar kein Krähwinkel, aber eine Sammlung von Krähwinkeln.

Von solchen Versammlungen, die an öffentlichen Orten statt haben, wie z. B. die Gasthauskränzchen, die Kaffeehausgesellschaften u. dgl., kann ich nicht reden, da sie nicht in die Kategorie des Salons gehören, und wir schließen diese schwachen Skizzen des Salons mit dem Wunsche, daß sie dem salonhassenden Leser nicht gar die große lange Weile möchten verursacht haben, als etwa der Besuch eines Salons selber.

Winterbriefe aus Kirchschlag.

(1866.)

Winterbriefe aus Kirchschlag.

I.

Gönnen Sie einem Manne, der zur Kräftigung seiner Gesundheit, die durch ein langes Leiden angegriffen war, sich der Meinung und dem Brauche zuwider einen Winteraufenthalt auf einem hohen Berge verordnete, zuweilen einen kleinen Raum in Ihrem Blatte, zu einem Berichte von diesem hohen Berge in die Ebene hinab. Vielleicht können diese Worte manchen Leidenden trösten und ihm Zuversicht zur Heilung geben, vielleicht können sie manchem, der das Landleben liebt, zu einem Entschlusse dienen, vielleicht können sie einem Naturfreunde Freude machen, und ihm Lust erwecken, die Herrlichkeiten des Berges selber zu schauen, und vielleicht können sie die Eigenschaften dieses Berges in größern Entfernungen bekannt machen, als es bis jetzt der Fall ist.

Dieser Berg ist der von Kirchschlag bei Linz.

Obwohl in der Nacht die Lichter der Landeshauptstadt Linz auf den Berg hinauf schimmern, obwohl man von ihm unter Tags die Häuser der Stadt und den Donauspiegel erblickt, und das Läuten ihrer Kirchenglocken, ja oft sogar das Trommeln ihrer Krieger hört, so werden doch nicht alle Bewohner von Linz sich um den Berg bekümmert haben, noch wenigere aber sind hinauf gestiegen, ihn zu betrachten, und die allerwenigsten haben eine Kenntniß seiner Eigenschaften erlangt. Und diese Eigenschaften sind

solche, daß man oft weite Reisen macht, um ihres Nutzens und ihrer Freude theilhaftig zu werden.

Es sei mir erlaubt, zuerst im Allgemeinen von einigen Dingen zu reden, welche die Grundwirkungen auf das menschliche Leben ausüben, und welche auf Höhen anders sind als in Niederungen.

Beginnen wir mit dem Feinsten und Holdesten, was wir für das Leben unseres Körpers und unserer Seele auf dieser Erde haben, mit dem Lichte. Wer kennt nicht das schauerlich schöne Gedicht Byrons „Die Finsterniß", in welchem der Dichter erzählt, was wurde, nachdem das Licht von der Erde genommen war. Die Menschen zünden endlich Häuser, Kirchen, Wälder an, um Licht zu haben. Und zuletzt sind nicht mehr Menschen, Häuser, Kirchen, Wälder, und die Erde ist ein todter Klumpen. Welche Gluth und Pracht der Farben haben Pelze, Gefieder, Blätter, Blumen und Früchte des lichtreichen Mittelgürtels der Erde, und wie geht das Alles in ein eintöniges Graugrün, Grau und Weiß in den Gürteln der lichtarmen Pole über. Man gebe einer Pflanze Wärme, Feuchtigkeit, Luft und Erde in der besten Güte, und lasse ihr gar kein oder nur ein mattes Licht, und sie wird farblos, unkräftig, spindelnd, und strebt mit Angst in die Länge, um irgendwo durch eine Ritze oder ein Loch hinaus in das freudige Licht zu gelangen. Und wer weiß es nicht an sich selber, wie Klarheit des Lichtes Klarheit der Seele ist, und Dumpfheit des Lichtes Dumpfheit der Seele. Nervenleidende können durch einen in die Wochen dauernden gleichfärbigen bleiernen sonnenlosen Himmel nach und nach zur Verzweiflung gelangen. Menschen mit geringem Leben der Nerven und der Einbildungskraft verharren in dumpfem Lichte ohne Klarheit und ohne Dumpfheit, und sie verharren in klarem Lichte ohne Klarheit und ohne Dumpfheit.

Die Hauptquelle des Lichtes für unsere Erde ist die Sonne. Ihr Licht stürmt mit einer Schnelligkeit, davon wir keine Vorstellung haben, in die Räume. Es durcheilt in jeder Secunde über 40.000 Meilen. Körper von völliger Gleichheit ihres Wesens pflanzen die Bewegung des Lichtes fort, und heißen durchsichtig, solche, deren Wesen durch Stoffmischung unterbrochen ist, leiten es nicht so leicht, und heißen undurchsichtig. Das dichte feste Glas, der noch dichtere Diamant sind durchsichtig, das lockere luftdurchzogene Glaspulver ist undurchsichtig, eben so der Badeschwamm, der doch voll von Löchern ist. Das Licht wird nehmlich beim Uebergange von einem Stoffe in den andern immer zum Theile in den alten Stoff zurück geworfen, und je mehr solche Uebergänge in einem Körper sind, desto weniger wird endlich das Licht, wenn es von dem Körper heraus kömmt, und da kein Stoff vollkommen gleichartig ist, ist auch keiner vollkommen durchsichtig, selbst die Luft nicht. Daher ist das Licht, welches endlich durch die Luftschichten der Niederungen auf die Erde gelangt, schwächer, als das, welches auf den Gipfel eines hohen Berges niederglänzt. Das wissen Bergsteiger recht gut, wie ihnen Alles an heitern Tagen auf dem Berge in scharfem Lichte entgegen schaut, und bestimmte Schatten bildet, und wie selbst auf wagrechten Ebenen der Hochgebirge der sonnige Schnee leuchtet, daß er sogar Augen-Entzündungen zuwege bringt, was der sonnige Schnee der wagrechten Ebenen der Niederungen nie kann. Und das wissen auch die, welche länger auf einem Berge gelebt haben, wie ihnen in den Niederungen an den klarsten Tagen wegen größerer Dunkelheit gewissermaßen bange wird. Dazu kömmt noch etwas Anderes, besonders bei größeren Städten. Wir sehen an den heitersten Tagen von unserem Berge hinab über der Donau-Ebene und namentlich über Linz einen schmutzig blauen Schleier

schweben, die Ausdünstung der Niederung und insbesonders die Ausdünstung der Menschen, Thiere, Schornsteine, Unrathkanäle und anderer Dinge der Stadt. Der Mann, der aus der durchsichtigsten Bergklarheit auf diese Erscheinung niederblickt, denkt unwillkührlich mit einer Art unheimlichen Gefühles daran, daß Die da unten in diesem Schwaden und Brodem leben müssen. Endlich ist in Bezug des Lichtes noch zu beachten, daß die Niederungen, hauptsächlich die an Wässern, sehr oft an sonst heitern Tagen Erdnebel oder Hochnebel ohne Sonne haben, während die Bewohner des hohen Berggipfels auf diesen Erdnebel oder Hochnebel wie auf ein silberschimmerndes Meer niederschauen, und über sich den blauen Himmel und die leuchtende Sonne haben. Ich werde von der unaussprechlichen Pracht dieser Silbermeere, die wir heuer genugsam beobachten konnten, ein anderes Mal sprechen, und mir auch erlauben, eine genaue Zusammenstellung der Licht-, Wärme-, Nebel- und Regenverhältnisse zwischen hier und Linz einzusenden. Ich bemerke an diesem Orte nur, daß wir im Spätherbste oft 5—6 Tage, dann nach Unterbrechung wieder mehrere Tage den hellsten Sonnenschein hatten, während in der Ebene Nebel lag. Vom 19. Dezember bis 2. Jänner, also 14 Tage, war in Linz ununterbrochen mit Ausnahme von ein paar Abendstunden und zwei Mittagsstunden des 31. Dezembers theils Hochnebel, theils Erdnebel, und in Kirchschlag waren 12 Tage davon ganze Sonnentage und zwei Tage waren bewölkt.

II.

Ich gehe zu dem zweiten Gegenstande, der zu den höchsten Lebensdingen gehört, über, zu der Wärme. Die Wärme ist für uns noch eine der räthselhaftesten Erscheinungen, und ihre Gesetze sind noch weit weniger erschöpft,

als die des Lichtes. Wir empfinden die Wärme durch den Tastsinn, und diese Empfindung ist so wenig zu beschreiben als z. B. die des Süßen, Sauern und dergleichen. Wärme, die für uns groß ist, heißen wir Hitze, die für uns klein ist, Kälte. Völlige Wärmelosigkeit können wir uns gar nicht vorstellen. Für alles Leben ist eine gewisse Wärme schlechterdings nöthig, und zu große Wärme und zu wenig Wärme tödten geradezu das Leben. Es sind verschiedene Quellen der Wärme, und sehr oft tritt sie zugleich mit dem Lichte auf. Wie der Schall kein Stoff ist, sondern in Schwingungen eines Stoffes besteht, welche Schwingungen sich bis zum Gehörnerven fortpflanzen, und dort ein Bewußtwerden des schallenden Körpers, besonders aber eine eigene Empfindung erzeugen, die uns am lieblichsten als Klang anmuthet, und wie das Licht fast gewiß aus Schwingungen besteht, die an den Sehnerv treten, und ein Bewußtwerden des lichtsendenden Körpers und eine dem Klange ähnliche Empfindung erzeugen, die Farbe: so ist das Wesen der Wärme wahrscheinlich auch in Schwingungen zu suchen, und zwar in solchen, die denen des Lichtes sehr nahe verwandt sind. Die Wärme ist nie ruhend, sondern pflanzt sich stets fort, und thut das auf zweierlei Weise: erstens wie das Licht in geraden Linien, die wir Strahlen heißen, und zweitens dadurch, daß jeder wärmere Stoff dem angrenzenden kälteren Wärme abläßt, was wir Mittheilung nennen. Stoffe, in denen die Wärme sich schneller verbreitet, heißen wir gute Wärmeleiter, die andern schlechte. Gute Wärmeleiter sind z. B. die Metalle, schlechte die Luft, das Wasser, das Holz, die Wolle. Schlechte Wärmeleiter entziehen dem Körper langsam die Wärme, die er hervorbringt, daher sind unsere Kleider und Wohnungen aus schlechten Wärmeleitern. Die Wärmestrahlen werden durch Körper, auf die sie treffen, zurück geworfen, und zwar noch vollständiger als die

Lichtstrahlen. Die Luft läßt sie am meisten durch, fast alle andern Körper werfen sie beinahe ganz zurück. Die Hauptwärmequelle für unsere Erde ist die Sonne, und hier zeigt sich eine höchst merkwürdige Erscheinung. Wenn das Licht der Sonne auf einen Körper trifft, so wird ein Theil zurück geworfen, und ein Theil dringt ein; aber beide Theile enthalten zusammen nicht mehr die ursprüngliche Lichtmenge, sondern ein dritter Theil geht verloren, und dieser Theil ist dann Wärme. Es sei mir erlaubt, diese Erscheinung kurz auf Schwingungen zurückzuführen. Wenn Schwingungen eines Stoffes auf einen angrenzenden Stoff von anderem Schwingungsvermögen treffen, finden sie Widerstand, der wie ein Stoß rückgehende Schwingungen erzeugt, indeß sich der Körper auch auf seine Weise zu vorwärtsgehenden Schwingungen bequemt, die aber nothwendig auch andere Bewegungen seiner Theilchen zur Folge haben, die wieder Schwingungen sind, aber andere, weil eben der Körper ein anderes Schwingungsvermögen besitzt. Diese Schwingungen sind in unserm Falle Wärme. Wir haben also dann rückwärtsgehendes und vorwärtsgehendes Licht und Wärme. Aus dieser Thatsache erklärt sich, weßhalb Körper, in denen das Licht sehr viele Rückwerfungen erduldet, in der Sonne so heiß werden, z. B. Sand, dann die Luft unter mehreren über einander gestellten Glasstürzen, die so heiß wird, daß darin Eier in Schnelligkeit fast gebraten werden. Wie solche Glasstürze, nur im minderen Maße, wirken die über einander liegenden Schichten unserer Luft, und zwar desto mehr, je dichter, also schichtenreicher die Luft ist. Wenn daher die Sonnenstrahlen durch einen großen Luftraum und besonders durch die niedere dichtere Luft gehen, so wird das Licht immer schwächer und die Wärme immer größer. Die Luft macht also aus Licht Wärme. Dieß ist ein Hauptgrund, weßhalb die höhere Luft kälter ist, u. z. um so mehr, je stärker

die Lichtmacht einfällt. Außer der Luft machen auch noch andere lockere Körper aus Licht Wärme, und theilen sie der Luft mit. Daher auch aus diesem Grund körperreiche Niederungen so heiß werden können, und körperarme Bergspitzen so kühl. Diese Art Wärme empfinden wir in bestimmten Grenzen als sehr angenehm, steigt sie, so heißen wir sie Schwüle, und erreicht sie ein hohes Maß, so kann sie unerträglich beängstigend werden. Die strahlende Wärme wird anders empfunden als die schwüle, und zwar brennend, was in gewissem Maße höchst angenehm ist, in höherem Maße als Sonnenbrand quälend wird, und in noch höherem als Sonnenstich den Tod bringen kann. Die strahlende Wärme ist in höheren Lufträumen stärker als in niederen, weil jede tiefere Luftschichte Strahlen zurück wirft. Auf schwüleloſen Höhen wirkt daher das Brennen der Wärmestrahlen so äußerst wohlthätig, während in Niederungen ein unbedeutendes Brennen zu der Schwüle hinzu kommend das Ganze unausstehlich macht. Auf Höhen wirken meistens nur die unmittelbaren Wärmestrahlen, in Niederungen besonders in Städten wird die Hitze, welche durch die von allerlei Körpern zurück geworfenen Strahlen vermehrt wird, beängstigend. Daß die Wärmestrahlen desto stärker wirken, je senkrechter sie auffallen, weiß Jedermann, doch gehört diese Erscheinung nicht in den Bereich unserer Betrachtung, da wir nicht von verschiedenen Erdbreiten, sondern von verschiedenen Erhöhungen in derselben Breite reden. Je heißer ein Sommer ist, desto segenbringender für menschliche Gesundheit sind die Wärmeverhältnisse auf Höhen zwischen 2000 bis 5000 Fuß, dieß weiß wohl vielleicht Jedermann. Aber Wenigere werden wissen, wie es im Winter ist. Im Winter sind bei uns im Allgemeinen die Höhen wärmer als die Niederungen. Wenn die Sonne für die Nordhälfte der Erde so tief am südlichen Himmel steht, daß wir gleichsam in

einer nördlichen Breite liegen, so ist die Wärmeerzeugung aus ihrem Lichte so geringe, daß sie für uns wenig bemerkbar ist, ja daß wir sogar im Sonnenglanze Kälte empfinden. Da macht sich nun ein anderer Wärmezufluß geltend, nehmlich wärmere Luft, die aus südlichen Gegenden herzieht, und da die wärmere Luft als die dünnere, weil die Wärme die Körper ausdehnt, auf der kälteren wie Oel auf Wasser schwimmt, so sind in diesem Falle die Höhen wärmer als die Niederungen. Und je gerader die Luftzuflüsse aus Süden kommen, desto wärmer sind die Höhen im Gegensatze zu den Thälern. Darum sind warme weiche Winde, die im Winter kommen, immer zuerst auf den Höhen, und werden erst durch Nachdrang anderer Luftströme in die Tiefe gestoßen. Darum erscheinen an stillen Tagen in den Niederungen die Nebel, während auf den Höhen der klarste Sonnenschein ist, und so scharf grenzen oft warme und kalte Luft an einander, daß die Oberfläche des Nebels von oben gesehen meistens eine wagrechte Fläche wie eine riesige ebene Tischplatte bildet. Für Kirchschlag und Oberösterreich kömmt noch hinzu, daß die aus Süden ziehende Luft nur oberhalb der Alpen herüberkommen und daher nur desto langsamer den tieferen Luftschichten Wärme mittheilen kann, wovon die Höhen eher ihren Theil und einen größeren empfangen als die Niederungen. Wenn Winde aus nördlichen Richtungen kommen, also kalt sind, so treffen sie eher die Höhen als die Tiefen, daher dann auf Höhen meist Schnee fällt, wenn es in Niederungen noch regnet, und daher die Höhen überhaupt schneereicher sind. Winter, in denen solche Windrichtungen vorherrschend sind, wären dann allerdings auf den Höhen kälter als in Niederungen, sie sind aber dann überhaupt so kalt, daß überall vorzugsweise der Ofen zur Geltung kömmt. Solche Winter gehören jedoch bei uns zu den Seltenheiten. Im

März, wenn die Sonne Gewalt erlangt, werden die Thäler allgemach wärmer als die Höhen, weßhalb in der Tiefe der Frühling eher erscheint als in der Höhe. Ich verzeichne an dieser Stelle mehrere Wärmebeobachtungen, die ich im Monate Jänner auf einem 80gradigen Thermometer, der sich gegen Süden außerhalb eines Fensters befindet, in der Sonne um 12 Uhr machte. Am 7. 18°, am 15. 23°, am 19. 24°, am 20. 20°, am 21. 19°, am 22. 21°, am 27. 19°, am 28. $21^1/_2$°. An diesen Tagen sahen wir auf dem Donauthale unbeweglichen dicken Nebel liegen. Es mögen noch einige Mittags-Wärmebeobachtungen von trüben Tagen, welche einzelne Sonnenblicke hatten, folgen: Am 9. $8^1/_2$°, am 11. 6°, am 16. 7°, am 23. 6°, am 24. 5°, am 29. 7°. Zum Schlusse führe ich Mittag-Beobachtungen bei Schneefällen an: Am 8. 1°, am 10. 0°, am 12. — 0·2°, am 30. 2°. Als etwas ganz Besonderes bemerke ich, daß am 24. November Mittags 25° Hitze waren, daß an diesem Tage die Käfer im Grase liefen, die Fliegen in der Sonne summten, und ein Falter gegen das Fenster von Haslingers Landhaus flog. Genaueres wird sich ergeben, wenn ich werde das vergleichende Gradverzeichniß der Wärme von Linz und Kirchschlag vorgelegt haben. Wer also milde sanfte Wärmeverhältnisse wünscht, der muß im Winter fast noch sicherer als im Sommer aus Niederungen, besonders, wenn in ihnen große Wässer sind, auf entsprechende Höhen, d. h. solche, die nicht unter 2500 Fuß sind, gehen. Dort hat er die schönen Tage, in denen in der Niederung meist Nebel herrschen, sonnenhell und warm. Die stürmischen mit Regen und Schnee sind zwar auf der Höhe stürmischer und kälter, aber der Kälteunterschied ist nicht sehr groß. Von anderen Vortheilen, die auch an solchen Tagen die Höhen vor den Niederungen biethen, werde ich später sprechen.

III.

Wir kommen zu einer dritten Lebensgrundlage, welche am wunderbarsten ist. Wenn Bernstein mit einem Wolllappen gerieben wird, zieht er leichte Körperchen an, und stößt sie nach einem Weilchen wieder von sich. Man hat dieser Kraft den närrischen Namen Electricität gegeben (Electrum, Bernstein, also zu deutsch etwa Bernsteinerei). Man hat später erfahren, daß Harz, Glas und andere Körper durch Reiben dieselbe Eigenschaft bekommen. Hat ein electrischer Körper diese Eigenschaft in einem höheren Maße, und hält man sich ihm nahe, so hat man im Angesichte eine Empfindung, als wäre man in Spinnenweben gerathen, man spürt einen Phosphorgeruch, und ist die Electricität stark genug, so springt sie als ein Funken mit Knistern in einen hingehaltenen Finger, und erregt eine eigene eindringliche Erschütterung in den Nerven. Weiter hat man die Beobachtung gemacht, daß sich Glaselectricität und Harzelectricität anziehen, vereinigen, und sich nach gleichen Maßen aufheben, weßhalb man ihnen den Namen positive und negative Electricität gab. Positive und positive, negative und negative Electricität stoßen sich ab. Im Laufe unzähliger Versuche hat sich ergeben, daß es keine Veränderung an einem Körper gibt, und keine Einwirkung von Körpern auf Körper, die nicht Electricität hervor ruft. Immer aber treten beide Electricitäten zu gleicher Zeit auf. Reißt man ein Seidenband entzwei, so ist ein Stück positiv, das andere negativ electrisch. Verdünstet Wasser, oder wird Dunst zu Wasser, so haben Wasser und Dunst entgegengesetzte Electricität. Trennt sich ein Stoff in zwei chemische Bestandtheile, so haben diese Bestandtheile entgegengesetzte Electricität. Ja schon eine gewisse Stellung eines Körpers gegen die Weltgegenden

ruft Electricität hervor. Bringt man einen nicht electrischen Körper in die Nähe eines electrischen, so erhält das zugewendete Ende die ungleichnamige, das abgewendete die gleichnamige Electricität von der des electrischen Körpers. Die ungleichnamigen Electricitäten vereinigen sich dann oft, was eben das Ueberschlagen des Funkens ist. Da nun alle Körper nahe an der Erde oder auf der Erde sind, so geschieht die Vereinigung am meisten mit der Erde, weßhalb man einst glaubte, die Erde ziehe alle Electricität an sich. Oft fließt die Electricität ungesehen in die Erde; denn auf manchen Körpern z. B. Metallen verbreitet sie sich sehr schnell, sie heißen dann Leiter, auf andern sehr langsam, sie heißen dann Nichtleiter, z. B. Luft, Seide, Harz, Glas. Springt Electricität zwischen zwei Leitern durch einen Nichtleiter über, so durchbohrt sie ihn als Funken mit Knistern. Auf Leitern läuft sie ungesehen fort. Am pracht- und machtvollsten erscheint für unsere Sinne die Electricität im Gewitter. Wenn mit stürmischer Schnelligkeit Dunst zu Wasser wird, so entstehen mit stürmischer Schnelligkeit beide Electricitäten und vereinigen sich durch den Nichtleiter: Luft. Der Funke ist der Blitz, das Knistern der erhabene Donner. Der Donner ist immer nur ein Schlag; da aber der Blitz oft ungeheure Wege macht, so hören wir aus den von unsern Ohren ungleich weit entfernten Punkten dieses Weges den Schlag zu ungleichen Zeiten, also das Rollen. Auch das Echo und andere Umstände tragen zu dem Rollen bei. Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Dinge weiter zu verfolgen. Am meisten schlagen die Blitze von Wolke zu Wolke durch die Luft, oft aber auch von einer Wolke in die Erde. Donner und Blitz sind nur bei schneller Wolkenbildung (Uebergang des Dunstes in Wasserstaub, der eben die Wolke ist) vorhanden, wobei meist starke Niederschläge (Regen, Schnee) erfolgen. Die

Electricität sucht vorzugsweise Leiter, deßhalb kann man einen Blitz über einem Dache mit einer eisernen Stange fangen, und am Eisen in die Erde leiten. So hinreißend die Erscheinung des Gewitters ist, so ist diese Erscheinung der Electricität doch nicht die bedeutendste. Die Wirkungen der Electricität auf Stoffe sind so zahlreich und mannigfaltig, daß ihre Aufzählung hier unmöglich ist. Wir führen nur einige Beispiele an. Ein Platindraht (also von einem der schwerstschmelzbaren Metalle) kann durch einen electrischen Strom glühend werden, schmelzen und wie dünnes Wasser hinab träufeln, Queckſilber, Gold, Silber verbrennen mit lebhafter Flamme, Buchskohle glüht mit einem Lichte, das die Augen nicht ertragen, ein Apfel wird durchsichtig, das Wasser wird in die zwei Luftkörper, Sauerstoffluft und Wasserstoffluft, zerlegt, welche Zerlegung sonst so schwer war, da diese Lüfte eine solche Verwandtschaft haben, daß sie einander heftig fassen, zu dem dichten Wasser sich zusammen drängen, und sich (zu unserm Glücke) nicht so leicht auseinander reißen lassen, die Magnetnadel wird durch den electrischen Strom abgelenkt, ja ein von einem electrischen Strome umkreister Körper ist selber eine Magnetnadel. Wie die Electricität auf das Leben wirkt, ist unermeßlich und unergründlich, da sich immer und überall Electricität erzeugt und vereinigt, also strömt. Sie ist das ausgebreitetste unter allen Naturdingen. Wie tief sie wirkt, zeigt uns schon der nervenerschütternde Schlag des kleinsten Funkens; aber wie nicht das Gewitter die höchste Wirkung der Electricität ist, so ist es auch nicht der Schlag des Funkens in unsere Nerven: das sanfte, holde und lindernde Strömen derselben in dem All wird das Lebenerweckendste und Beseligendste sein, wie jedes zarte Maß beglückt, das Unmaß zerrüttet. Wie ein Zustand ohne alle Electricität wäre, wissen wir nicht; wie zu viel Electricität wirkt,

wissen wir; sie tödtet. Die Forschungen über die Lebenswirkungen der Electricität werden eifrig fortgesetzt, man wendet sie schon oft als Heilmittel an; aber das errungene Feld ist winzig klein, das unerforschte ahnungsreich groß. Die Werkzeuge zur Messung electrischer Zustände der Luft und der Erdkörper so wie unseres Körpers sollten sehr verbreitet sein, und die Erfahrungen sollten sorgfältig gesammelt werden. Auf Höhen ist die Luft durchschnittlich trockener, trocknere Luft ist ein schlechterer Leiter als feuchte, also sind auf Höhen die electrischen Zustände weniger stürmisch als in Niederungen, sondern stetiger, sachter, ruhiger verlaufend und wandelnd, was ganz gewiß zu der gehobenen freudigen erquickenden Stimmung, die uns auf Höhen, uns unerklärlich, ergreift, nicht weniger beiträgt als andere Umstände, namentlich wenn man bedenkt, daß die electrische Spannung und Strömung der ganzen ungeheuern Himmelsglocke, die uns umfängt, auf unser Nervengewebe wie auf das feinste und edelste Saitenspiel wirkt. Ich rede nicht einmal davon, wenn Gewitter in dieser Himmelsglocke stehen, und gegen einander spielen, und man wie im Mittelpunkte dieser Glocke ist. Von den Gemüthswirkungen, wenn Gewitter an Bergen hinziehen, sich entladen, vereinigen, wenden, Lichterspiele auf ihren Rücken und Flammen in ihrem Inneren tragen, und Wasserflächen auf die Fluren nieder senden, und wir dieß Alles von der Ferne betrachten, oder wenn Gewitterballen wie Häuser oder Städte längs der Neigung des Kirchschlager Berges hinab rollen, und über Linz sich lagern und ausschütten, oder wenn nach einem Gewitter die balsamische Luft sich in's Unendliche ausgießt — von diesen Empfindungen werde ich an einer späteren Stelle sprechen. Die Darlegung einzelner Wirkungen der Electricität auf einzelne Theile oder Verrichtungen unsers Körpers, soweit

solche schon sicher gestellt sind, erspare ich mir auf eine umfassendere Schrift über diesen Gegenstand.

Was ist nun aber eigentlich Electricität?

Das weiß kein Mensch dieser Erde. Wir wissen es noch weniger, als was Licht und Wärme ist. Da bei der Electricität Licht, Wärme und Magnetismus auftreten, so sind Licht, Wärme, Magnetismus und Electricität wahrscheinlich nur eins in verschiedenen Richtungen. Electricität ist dann das Ganze, die anderen dieser Dinge einzelne Wirkungen.

IV.

Von keinem Stoffe nehmen die lebenden Wesen so viel und so beständig in sich auf als von der Luft, u. z. von jener Luft, die den Erdball als ein ungeheures Meer, als seine äußerste, weichste und flüssigste Hülle umgibt. Einst hielt man diese Luft für die einzige, die besteht, und hielt sie für einen unzersetzlichen Grundstoff der Erde (Element). In neuer Zeit hat man mehrere Luftarten kennen und darstellen gelernt. Alle Lüfte (man nennt sie gewöhnlich Gase) haben die Eigenschaft, daß sich ihre Theilchen stets von einander zu entfernen streben. Den letzten Grund dieser Eigenschaft kennt man nicht. Man gebraucht dafür das Wort Ausdehnsamkeitskraft, Spannkraft, Elasticitätskraft, ich will kurz Dehnkraft sagen. Die Folge der Dehnkraft ist, daß Lüfte in alle Räume, die ihnen zugänglich sind, fließen, wobei sie dünner werden, und an Dehnkraft abnehmen. Darum kann man keine Luft in einem offenen Glase wie Wasser aufbewahren, außer das Glas wäre so hoch, daß darin die Luft so dünn und ihre Dehnkraft so klein würde, daß die Schwere der Luft der Dehnkraft das Gleichgewicht hielte, in welchem Falle die Luft sich dann nicht weiter nach aufwärts ausdehnen

könnte, und eine freie Oberfläche hätte. Aus diesem Grunde hat auch das Luftmeer, welches auf der ganzen Erde liegt, eine solche freie Oberfläche. Weil die Luft so dehnbar ist, ist sie auch zusammendrückbar, und darum ist die untere Luft unserer Erde dichter, weil die obere auf ihr liegt, und sie durch die Schwere drückt. Die Lüfte haben die merkwürdige Eigenschaft, daß nur Theilchen derselben Luft sich abstoßen, nicht aber verschiedener Lüfte. Wenn ein geschlossener Raum schon so mit einer Luft erfüllt ist, daß man mit großer Gewalt nichts mehr von dieser Luft hinein drücken kann, so geht eine andere Luftart ganz leicht hinein. In der Wissenschaft sagt man daher: Jede Luft steht mit sich selber im Gleichgewichte. Ich will diese Eigenschaft Selbstständigkeit nennen. Aus dieser Selbstständigkeit folgt, daß, wenn in einem Luftraume an einer Stelle neue Luft dieser Art hinzu- oder hinwegkömmt, die Zu- oder Abnahme sich gleich auf die ganze Luftmenge vertheilt, welche dann durch die Zunahme dichter, durch die Abnahme dünner wird. Je größer der Luftraum ist, desto weniger werden solche Zu- oder Abnahmen bemerkbar. Im irdischen Luftmeere würde keines unserer Werkzeuge eine Aenderung angeben, wenn die Luft um tausende von Zentnern verdichtet oder verdünnt würde. Unser Luftmeer ist ein Gemenge von zwei Lüften: Sauerstoffluft und Stickstoffluft, u. z. sind unter hundert Raumtheilchen des Luftmeeres 21 Raumtheile Sauerstoff und 79 Raumtheile Stickstoff. Da jede der beiden Lüfte mit sich selber im Gleichgewichte steht, so zeigen unsere wissenschaftlichen Werkzeuge an allen Stellen unseres Luftmeeres und in allen Räumen, die mit ihm zusammenhängen, immer das nehmliche Verhältniß. Es gibt daher keine sauerstoffreicheren oder sauerstoffärmeren Theile des Luftmeeres. Von den Wasserdünsten, welche auch hauptsächlich in den

unteren Theilen der Luft sind, rede ich später. Gesunde Luft ist also Luft in den oben angegebenen Bestandtheilen, ungesunde Luft ist Luft, in welcher sich noch andere schädliche Stoffe befinden. Der Sauerstoff mischt sich beim Athmen mit dem Blute in der Lunge, man meinte einmal, er sei das einzig Belebende in der Luft, daher man ihn auch Lebensluft nannte; aber in reinem Sauerstoffe lebt zwar ein athmendes Thier Anfangs viel fröhlicher, stirbt aber dann, also ist auch der Stickstoff nöthig. Im Stickstoffe stirbt das Thier auch, weil der Sauerstoff fehlt, mithin sind beide zusammen die Lebensluft. Die Luft, welche wir ausathmen, ist vorzugsweise eine Verbindung von Sauerstoff und Kohlenstoff, nehmlich Kohlensäure. Ausgeathmete Luft ist zum Einathmen schädlich. Die Pflanzenblätter athmen in der Sonne Sauerstoff aus. Sie verbrauchen Kohlenstoff. So gleicht sich in dem Luftmeere Ab- und Zunahme aus, ohne daß unsere Werkzeuge die Schwankungen anzugeben vermögen.

Da der Mensch von der ersten Secunde seiner Geburt bis zur letzten seines Todes athmet, so ist die Luft für sein Leben und seine Gesundheit eines der allerwichtigsten Dinge, und doch ist er kaum für irgend etwas fahrlässiger als für seine Lebensluft. Wer einem zumuthete, täglich ein Quentchen stinkendes Fleisch zu essen, würde für verrückt gehalten werden, und wie viele tausend Quentchen stinkender Luft oder ungesunder athmen wir täglich. Es wird aber nicht darauf geachtet, das Blut wird langsam vergiftet, und das Heer der Krankheiten folgt, besonders die Pest großer Städte, die sogenannten Tuberkeln. Jeder Stoff, selbst der scheinbar unschuldigste, ja sogar anmuthigste z. B. künstliche Wohlgerüche, in die Luft gemischt, schadet. Um so mehr schaden Stoffe, welche unverarbeitlich sind, wie kleine Steinchen in der Gestalt des Staubes, oder

allerlei Lüfte und Ruß in Gestalt des Rauches, oder gar Stoffe, welche von Menschen und Thieren als unbrauchbar ausgeworfen wurden, als z. B. ausgeathmete Luft, Luft aus Unrath, Luft aus Schweiß, Luft aus Schleim, oder dann auch Lüfte aus chemischen Anstalten, wie die Brennluft u. dgl. Wenn diese Lüfte an ihrer Entstehungsquelle, ehe sie sich im großen Luftraume verlieren, geathmet werden, tödten sie nach und nach den Körper an irgend einer Krankheit. Ich habe einmal in Wien nach langer stiller Trockenheit, die ersten fallenden Schneeflocken unter das Vergrößerungsglas genommen, und es hingen solche zottige schwarze, braune und andere Dinge an der Flocke, daß sie eher einem Theilchen eines Misthaufens glich. Da der Schneefall solche feste Körperchen aus der Luft mit sich herab nimmt, also die Luft gleichsam ausbürstet, so empfinden Städter und Bewohner der Niederungen auf den ersten Schneefall nach langen Nebeln oder stiller Zeit ein wohlthuendes Athmungsbehagen in freier Luft. Jeder weiß, daß Menschen, deren Beruf sie in Zimmer fesselt, an Schwindsuchten, Unterleibsleiden und Uebeln aller Art erkranken. Wie Wasser an Dingen durch Anziehungskraft kleben bleibt, und sie naß macht, so klebt Luft auch an den Oberflächen der Dinge, besonders feiner oder gröberer löcheriger Körper. Ein Badschwamm, der in stinkender Luft gelegen ist, stinkt noch, wenn er darauf Monate lang in freier Luft war. Und Städte sind solche groblöcherige Körper: aus mancher Kellertreppe, aus manchem Gange, aus manchem Gäßchen, aus manchem hohen engen Hofe ist die schlechte Luft völlig nicht hinauszubringen. Soll man also keine Städte bauen? Gewiß nicht. Es wird eine Zeit kommen, in welcher Städte nicht mehr sind, wenigstens nicht so große, oder gleich außerordentlich große, wie in China, in denen Gärten, Wiesen, Felder und Wälder sind. Unsere Vorväter hatten

keine Städte, sie zerstörten die des römischen Reiches. Im weiteren Mittelalter bauten sie steinerne Panzer gegen die Ungarn und gegen einander. Und unter diesem Uebel leiden wir noch.

Ich brauche nun über den Nutzen des Aufenthaltes in Höhen nichts mehr zu sagen. Ehe dahin die Giftlüfte der Städte und Niederungen kommen, haben sie sich bis zum Unmerklichen ausgedehnt und verloren, die Luft ist rein, sie erhält das Blut rein, oder reinigt das unreine, und jeder Athemzug bringt erneute Gesundheit und Fröhlichkeit. Daher die Erfahrung stammt, daß Höhen rosenrothes Blut machen. Dieses Blut, sagt Werber, ist für Stubensitzer und ähnliche Kranke das Heilendste. Wer auf krankhafte oder dahin zielende Art ohnehin zur Bildung rosenrothen Blutes (arterielles Blut) geneigt ist, bei dem dürften Höhen bedenklich sein, weil Entzündungen zu befürchten wären. In der Schweiz sind schon zahlreiche Punkte für Luftgenuß eingerichtet.

Zum Schlusse noch etwas über den Luftdruck. In Niederungen, wo der Barometerstand 28″ ist, beträgt der Luftdruck auf einen Menschen bei 30.000 Pfund. Die Luft im Innern des Körpers hält der äußeren das Gleichgewicht, unser Körper ist für den Druck eingerichtet, also spüren wir ihn nicht. Auf Höhen ist er geringer. Kirchschlag liegt gegen 3000 Fuß über dem Meere (2803), der Barometerstand ist im Mittel nicht ganz 26°, also ist der Luftdruck auf unsern Körper dort um mehrere tausend Pfund geringer, was nach Werber ein Strömen der Säfte gegen die Oberfläche des Körpers zur Folge hat, also eine augenblickliche Erleichterung für hypochondrische Leute und solche, bei denen innere Stockungen in den feinsten Gefäßen vorhanden sind. Die neue Heilkunde wendet ihr Auge schon immer mehr und mehr diesen Dingen zu, und wird daher

einem Manne nicht gram sein, daß er unbefugt ihr Gebiet streift, einem Manne, der nach langem Siechthum die Höhen suchte, und dort schnell fortschreitende Genesung und Lebensfreude gefunden hat.

V.

Nach der Luft wird wohl kein Stoff sein, den das Leben dringender braucht und stetiger einnimmt als das Wasser. Man hielt erst das Wasser wie die Luft für einen unzusammengesetzten Grundstoff der Erde (Element); allein die neue Zeit hat auch das Wasser zerlegt. Dasselbe ist eine chemische Verbindung von Sauerstoffluft und Wasserstoffluft. Der electrische Strom sondert rein die zwei Luftarten des Wassers von einander ab. Man hat jetzt schon mehrerlei Wege, das Wasser zu zerlegen. Es kömmt auf der Erde in drei Gestalten vor, als Eis, tropfbar flüssiges Wasser und als Dunst. Als Eis liefert es nicht einen unmittelbaren Lebensbedarf, als tropfbares Wasser ist es Getränke und Bademittel, und als Dunst wird es unaufhörlich eingeathmet und durch die Oberfläche lebender Wesen eingesaugt. Das Wasser ist in ungeheurer Menge auf der Erde vorhanden, und ist in unaufhörlicher Bewegung und Wandlung begriffen. Es sendet bei jeder uns bekannten Wärme, selbst als Eis, Dünste in die Luft, und stürzt aus derselben als Regen, Schnee, Hagel, Thau nieder, und sickert in die Erde, quillt aus ihr hervor, und rinnt als Quelle, Bach, Fluß, Strom dem Meere zu. Der Dunst, der als solcher unsichtbar ist, hat wie die Lüfte eine Spannkraft, die bei höherer Wärme größer ist, und bei Erhitzung ungemein groß werden kann. Diese Spannkraft aber hat eine Grenze, über die hinaus sie nicht durch Zusammendrücken des Dunstes oder durch Zugabe neuer Dünste erhöht werden kann, ohne daß ein Theil dieser Dünste sogleich

in den tropfbaren Zustand übergeht. Diese Spannungsgrenze ist bei größerer Wärme weiter als bei geringerer, daher Dünste, wenn sie erkältet werden, zum Theile in feinen Wasserstaub übergehen, der sich als Thau an kältere Körper ansetzt, oder als Nebel und Wolken in der Luft ist. Mehrt sich der Wasserstaub in der Luft, so fließen die Tröpfchen zusammen und fallen als Regen herab, oder sie bilden kleine Kristallchen, die sich an einander schließen, und als Schneeflocken hernieder kommen. Die Entstehung der oft sehr großen Hagelkörner ist noch nicht völlig ergründet, sie scheint auf einem electrischen Vorgange zu beruhen.

Wie für alles Leben so auch für den Menschen ist der Werth des Wassers unermeßlich. Es ist in allen Theilen unsers Körpers, und waltet dort rein als solches, oder auch seine Bestandtheile. Wir erwähnen hier insbesonders seiner Eigenschaft, viele feste Körper in flüssige verwandeln zu können (aufzulösen), durch welche Eigenschaft es abgenützte Stoffe unsers Körpers fähig macht, ausgeschieden werden zu können. Jedem wird klar sein, daß das Wasser am heilsamsten ist, wenn es rein ist. Unrein wird es durch Stoffe, die es auf seinem Wege durch die Erde findet, und auflöst, besonders Salze, in welchem Falle wir es hartes Wasser nennen. Wenn hartes Wasser verdünstet, läßt es die Salze zurück, und der Dunst gibt weiches Wasser. Daher ist Regenwasser weich, und das salzige Meer gibt Dünste, die weiches Wasser liefern. In der Erde läßt der Granitboden das weichste Wasser aus sich rieseln, also das gesundheitszuträglichste.

Unrein wird Wasser auch durch Stoffe, die in ihm schwimmen, z. B. feine Erdtheilchen wie in den meisten Flüssen. Höchst verderblich wird das Wasser, wenn pflanzliche oder thierische Ausscheidungen oder Verwesungsstoffe

in ihm aufgelöst sind oder schwimmen. Im Wasser ist immer auch unsere gewöhnliche Luft, welche natürlich nur heilsam wirkt. Dann ist oft kohlensaure Luft in ihm, der man Heilkräfte zuschreibt. Die meisten Lüfte aber dürften das Wasser schädlich machen.

Wie verfährt nun der Mensch mit dem unschätzbaren Kleinode des Wassers? Die Römer bauten mit dem Aufwande von Millionen Anstalten, sich gutes Wasser oft aus großen Fernen zuzuleiten. Ueberhaupt schätzte das Alterthum gutes Wasser sehr. Was thun wir? Wir graben in den meisten Fällen ein Loch in die Erde, und trinken das Wasser, das wir da finden. Auf Bergen und besonders im Granitboden mag das hingehen. In Niederungen ist ein solcher Brunnen wenig mehr, als ein Sumpf. Liegt eine Stadt an einem Flusse, oder gar wie Linz zwischen zwei Flüssen, so ist es das Flußwasser, das die lockere Erde auf weite Strecken hin durchdringt, welches getrunken wird, und welches, wenn es auch durch Seihung in der Erde seine schwimmenden Stoffe verloren hat, doch noch die aufgelösten Stoffe mit sich führt. Man kann aber denken, was ein Strom aus Städten und bewohnten Niederungen mit sich bringen mag. Da ferner in großen Städten der menschliche und thierische Unrath in verschiedener Menge in der Erde ist, und durch ihre Lockerheiten nach allen Richtungen hin sich verbreitet, so ist das Brunnenwasser auch mit Jauche durchsetzt. Man verzeihe mir, daß ich den eklen Gegenstand nenne; aber angesichts der Thatsache, die mit unserer Bildung, die wir erklommen zu haben meinen, so sehr im Widerspruch steht, und angesichts der Dringlichkeit des Gegenstandes kann es nicht klar genug und oft genug gesagt werden. Zeuge dessen sind die Seuchen, die in Städten auch am Wasser den innigsten Helfer ihres Giftes finden, und in großen Städten tausende von Opfern

dahin nehmen. Eigentlich sollte nur aus der Erde quellendes Wasser zugeleitet und verwendet werden, und wo es sein kann, Granitwasser. Wien schreitet jetzt zur That, und will weiches Wasser in die Stadt leiten. Wir verweisen auf den vortrefflichen Vortrag des Professors Simony über diesen Gegenstand.

Habe ich den Vortheil, den Kirchschlag in Hinsicht von Licht, Wärme, Electricität und Luft gegen die Niederungen hat, genannt, so theilt es diesen Vortheil mit vielen Höhen: in Hinsicht des Wassers ist es fast einzig. Ich hoffe, im nächsten Sommer eine genaue Zerlegung dieses Wassers veranlassen und vorlegen zu können, bisher ist mir keine solche zugänglich geworden. Wohl aber sind schon Untersuchungen desselben geschehen, die vorliegen, und sehr verläßlich sind. Das Wasser hat 5° R. und nur $2^3/_{10}$° Härte, ist also weicher als das berühmte Gasteiner Wasser, welches 5° Härte hat. Nach zweistündigem Kochen ist es noch immer ungetrübt, und hat eine Härte von $2^2/_{10}$°. Nur noch in Schweden sollen Wässer ähnlicher Art und von fast chemischer Reinheit vorkommen (Schreinzer, Jahresbericht der Oberrealschule 1854). Wer nun den unermeßlich heilsamen Einfluß des reinen Wassers in Verbindung mit reiner Luft auf unsern Körper, wenn beides auf gewöhnlichen Wegen gebraucht wird, kennt (von den stürmischen Einwirkungen mit Wasser auf den Körper rede ich nicht, da ich hierüber durchaus kein Urtheil habe), und wer bedenkt, daß die neue Zeit diesen Dingen immer mehr Aufmerksamkeit zuwendet, wie ja schon zahlreiche solche auf gewöhnlichen Gebrauch gerichtete Heilpunkte in der Schweiz sind, der wird ermessen, daß Kirchschlag zu einer Stelle europäischer Bedachtnahme bestimmt ist, und wird sich nur wundern, daß bisher noch nicht die Bedingungen zu Stande gebracht sind, die Güter dieses Berges zu verwenden, wie sie verwendet werden könnten.

VI.

Da ich nun bezüglich des Lebens und Gedeihens der Menschen auf dem Kirchschlagberge über verschiedene äußerliche Dinge gesprochen habe, will ich auch von innerlichen reden, die nicht minderen, vielleicht noch größeren Einfluß auf unser Dasein nehmen. Wer weiß nicht, wie sehr Gefühle den Körper heben oder zerstören können. Oben an als Wohlthat stehen die religiösen Gefühle, Gottvertrauen, Gottergebung, Zuflucht zu Gott. Es kömmt mir nicht zu, hievon zu sprechen, Jeder kömmt mit seinem Gewissen hierin zurecht, und höhere Gewalten haben dieses Gewissen zu leiten, aber von einem Andern will ich sprechen, was nach der Religion am zartesten unser Herz beseligt, und was wie die Religion auch das Göttliche bringt, nur im Gewande des Reizes, nehmlich das Gefühl des Schönen. Alle Menschen haben dieses Gefühl, von dem stumpfesten an, der an einem rothen Lappen Freude hat, bis zu dem Weisen, der den Sternenhimmel betrachtet.

Was ist Schönheit? Männer der ältesten und jüngsten Zeiten haben sich bestrebt, die Frage zu beantworten. Sie sagen: schön ist, was unbedingt gefällt, oder, schön ist das Göttliche, das dem Sinne erscheint, oder noch Anderes. Aber die Sache scheint von dem Worte schön hier nur auf andere Worte übertragen zu sein. Etwa ist es mit der Schönheit wie mit tausend Dingen, die wir haben und genießen, ohne zu wissen, was sie sind. Sicher ist, daß das Gefühl für Schönheit ein Gefallen ist, und daß wir die Schönheit durch den Sinn wahrnehmen. Und so haben wir sie, und Jeder hat eine andere. Je mehr das Gefühl für Schönheit angeboren und durch sich und durch Kenntnisse entwickelt ist, desto höhere empfinden wir, und desto höher empfinden wir sie. Wenn man den Sternenhimmel

betrachtet, und wenn man weiß, daß das Licht, welches in der Secunde einen Weg von 40.000 Meilen macht, von manchen Sternen zu uns her Jahrtausende braucht, wenn man weiß, daß eine Million Erdkugeln in der Sonne Platz hätten, oder daß die Erde sammt ihrer Mondbahn in der Sonne Raum fände, wenn man weiß, daß unser ganzes Sonnensystem mit seinen entferntesten Planeten in der Höhlung des Sternes Capella unbeirrt wohnen könnte, wenn man weiß, daß der Nebelring der Milchstraße aus lauter Sonnensystemen in ungeheuerm Abstande von uns besteht, daß Lichtnebelflecke, die wir sehen, im Fernrohre wieder Sternsammlungen sind, noch ferner und vielleicht noch größer als unsere Milchstraße, wenn man mit dem Fernrohre in den tiefsten Fernen des Himmels wieder neue Lichtnebelflecke entdeckt, und wenn man nun frägt, hat dieses Alles eine Grenze, und wenn man sich vorstellen will, daß außerhalb der Grenze der leere Raum fortgeht, und wenn man sich dieß nicht vorstellen kann, und wenn man sich vorstellen will, das Weltall geht in's Endlose fort, und wenn man sich das auch nicht vorstellen kann: so steht eine Schönheit vor uns auf, die uns entzückt, und schaudern macht, die uns beseligt und vernichtet. Da hat menschliches Denken und menschliche Vorstellung ein Ende. Und doch kann auf der Spitze des Berges unter der ungeheuren Himmelsglocke, wenn in klaren Winternächten die millionenfache und millionenfache Welt über unsern Häuptern brennt, und wir in Betrachtung unter ihr dahin wandeln, ein Gefühl in unsere Seele kommen, das alle unsere kleinen Leiden und Bekümmernisse majestätisch überhüllt und verstummen macht, und uns eine Größe und Ruhe gibt, der man sich beugt. Und wer das nicht empfinden kann, weil ihm die Entwicklung fehlt, der wird doch sanft bewegt, wenn in stiller Nacht der nahe Mond im Vollichte

niederscheint, und über Alles, so Wolken als Fluren, weithin das Silbernebellicht breitet, das fortdämmert, und schweigt. Und wenn die Lichtkönigin unserer Erde, die Sonne, am Morgen aufgeht, und am Abende untergeht, und wir unseren Augen das Schauspiel gönnen: welche Pracht von Farben und Gestaltungen, immer groß, immer herrlich, immer reizend, und nie das Gleiche. Und wer es unternimmt, dem unermeßlichen Leben unseres irdischen Himmelsgewölbes mit seiner Betrachtung zu folgen, das Blau des heitern Himmels anzusehen, immer die Einsamkeit, und immer ein anderes, auf die Wolken zu blicken, wie sie werden, sich gestalten, sich verändern, mit Lichtern oder sanften oder tiefen Schatten spielen, sich heben, thürmen, sich verbinden, sich trennen, sich ausbreiten, in ländergroßen Flächen dahin gehen, oder in Streifen und Faden verschwimmen, wie sich Nebel bilden, wogen, wallen, mit Bergen in Umarmung liegen, oder die Ebene als Meer bedecken, oder an der Bergspitze als Wolken hinziehen, und das Angesicht des Betrachtenden streifen, wie sich Regen, wie sich Schnee, wie sich Thau und Reif bildet, wie Alles wechselt, lebt und wandelt: wer dieses ergründen wollte, dem würde für dieses scheinbar kleine Ding sein Leben nicht hinreichen. Dann sind die Gestaltungen der Fluren von dem Berge aus zu sehen, die unzähligen Abwechslungen der Höhen und Hügel des untern Mihlkreises, die ausgebreitete Ebene, in der die Glanzstreifen der Donau und der Traun schimmern, und zum Schlusse in der Mittagsgegend der Gürtel der Alpen, von den Bergen, die im Mittage des Chiemsees stehen, bis zum Schneeberge und den Höhen, die in die ungarische Ebene ausgehen. Es ist eine so sanfte Hoheit in diesen Gebilden, eine so edle Gestaltung und so reich, daß keine Linie der andern gleich und doch jede schön ist, eine so holde Stille in diesen gewaltigen

Gebilden, und in der klaren Winterluft treten sie oft so scharf hervor, wie im Sommer kaum jemals, die Spalten glaubt man zählen zu können, mit einem Kanonenschusse glaubt man hinlangen zu können, und die Schneefelder des Winters lassen den Bau rein und sicher geführt hervortreten. Und wenn man mit dem Fernrohre durch den Bergzug wandert, so grüßt diese Welt erhaben und stumm und herrlich herüber. Den Freund solcher Dinge kann der Anblick stundenlang ergötzen, und doch hat das Vergnügen kein Ende, es beginnt bei der nächsten Veränderung an dem nächsten Tage, ja oft in dem nächsten Augenblicke wieder.

Einer Erscheinung muß ich besonders gedenken. Im späten Herbste und im frühen Winter liegt oft der Nebel wochenlang, zuweilen noch länger, auf der Ebene, während auf dem Berge heller warmer Sonnenschein ist. Dann zeigt sich ein Schauspiel eigener Art. Die Grenze des Nebels ist wagrecht wie die Ebene eines Tisches. Gegen Ungarn und gegen Baiern hin ist sie von dem blauen Himmel gesäumt, gegen Steiermark hin von den Alpen. Ehe die Sonne aufgeht, ist die Oberfläche des ungeheuer hingedehnten Nebels bleigrau, wenn die Sonne aufgegangen ist, wird sie rosenroth, später aber schimmert sie den ganzen Tag wie funkelndes geschmolzenes Silber, an dessem Rande das scharfe Blau der Alpen steht, und wenn der Vollmond scheint, ist ein geisterhafter milder Glanz über die riesige Masse ausgegossen. Sind an einem Tage Wolken an dem Himmel, so legen sie blaue Schatteninseln auf das Silber, und es wird durch sie noch großartiger und lebendiger, und die Fläche scheint ausgedehnter zu sein. Außer dem Meere habe ich nie etwas Schöneres auf der Erde gesehen.

Eines Tages war die Ebene des Nebels in Bewegung. Wogen richteten sich empor, und blähten sich, daß der

Oetscher wie ein Häufchen, das man in die Hand nehmen kann, daneben stand, Walzen wie unermeßlich große Thiere krochen den Pfennigberg hinan, über Linz war ein Abgrund in den Nebel gerissen, dessen eine gegen uns herauf schauende Wand wie eine ungeheure steilrechte schwarze Mauer empor stand, am Rande mit weißem Schaume überschüttet, und rechts von dem Schlunde stieg eine Säule empor, unfaßbar an Größe des Durchmessers und der Höhe, wie eine Wasserhose, die Länder verschlingen will, und oben breitete sich die Säule palmenartig aus, und wie ich das betrachtete, hob sich auch auf dem Berge der Wind, braune Nebel flogen vom Schauerwalde und der Gisela Warte herüber, und deckten Alles zu, und sie flogen vorüber, und Alles war wieder sichtbar, und wieder kamen verhüllende Nebel, und wieder gingen sie vorüber, und das geschah öfter, bis dauernde fliegende Wolken Alles auf immer verhüllten. Und der Anblick des Schauspiels dieses Morgens war für mich noch erhabener als der des Meeres.

Und wenn man in der Natur auch etwas klein nennen könnte, so würde ich sagen, daß sich die Menschen auf dem Berge noch an sehr vielen kleinen Dingen ergötzen können: an den Bäumen des Waldes, wenn sie im Sommer in dem düsteren Grün, im Winter im Schimmer des Schnees und Eises dastehen, an den Blumen der Wiesen, an dem Wallen der Getreide, an dem Gesange der Vögel, an Gras und Kraut und Pflanze bis zu dem letzten Steinchen herunter.

Die Menschen haben, da ihnen das Gefühl für Schönheit so eingepflanzt ist, auch versucht, selber Schönheit hervorzubringen. Sie haben die Künste erfunden: Dichtkunst, Tonkunst, Malerei, Bildnerei, Baukunst, Schauspielkunst, und so fort bis zu der Kunst herunter, den eignen

Leib mit Gewändern zu schmücken. Die Künste ahmen die Natur nach, die menschliche und außermenschliche, und weil in den Künsten das Schöne der Natur beschränkter, kleiner, und nur von Menschen hervorgebracht erscheint, so wird es von den meisten Gemüthern viel leichter aufgefaßt als in der Natur, ja es ist ein sehr gewöhnlicher Weg, daß ein Mensch erst aus dem Empfinden der Schönheit in der Kunst zum Empfinden der unendlich größeren Schönheit in der Natur hinüber geführt wird.

Und so ende ich meine Winterbriefe, da ja der Frühling schon in aller Pracht bei uns ist. Möge mancher Mensch, dem es nicht um die Unterhaltung in der Stadt allein zu thun ist, ein Körnchen Gutes darin gefunden haben, und möge der Berg von Kirchschlag der Seele etwas näher gerückt sein. Er kann noch Vielen Labsal geben; aber man bedenke, daß er es nicht in einigen Stunden oder einigen Tagen gibt, sondern ein freundschaftliches Zusammenleben mit ihm fordert, das er aber dann auch sicher vergilt.

Beiträge zur „Gartenlaube“ für Österreich.

(1866.)

Gartenlaube.

Dem Wunsche der österreichischen Gartenlaube, bei ihrer Eröffnung auch ein Wort zu sprechen, komme ich um so lieber nach, als es von mir, einem Freunde der Natur und des Gartens, unfreundlich wäre, eine abschlägige Antwort zu geben, und als mir immer eines der lieblichsten und heimlichsten Dinge von Kindheit an eine Gartenlaube gewesen ist, und ich scheine hierin so wenig ohne Mitgenossenschaft zu sein, daß vielmehr Millionen von Menschen meine Gefühle theilen werden; denn wo ist nicht ein Garten oder ein Gärtchen, der nicht seine Laube und das nicht sein Läubchen hätte, von den Laubengängen und Laubensälen von Prachtgärten angefangen bis zu dem schuhlangen Sitzbrettchen herunter, über welches sich fünf Stäbchen beugen, an denen etwas Grünes ranket. Und spricht es nicht gerade recht lieblich an das Gemüth, wenn man in einer Umzäunung neben einigen Salatstrünken und gelbblühenden Wolfsbohnen und Töpfen mit Rosmarin eine gewächsumschlungene Laube sieht, die, weil sie doch eine gewisse Größe haben muß, oft den ganzen Garten auf ihrem Rücken forttragen könnte. Wenn man auch zugeben muß, daß hiebei die Nachahmungssucht sehr viel thut, so wäre doch die Nachahmung nicht so allgemein, wenn sich nicht ausgebreitete Gefühle an die Sache knüpften. Baut nicht das Kind neben der Wohnung seines Vaters ein Häuslein von Lehm oder Steinchen oder Hölzlein,

und freut sich der Außengestalt des winzigen Dinges, ja baut es nicht ein Häuslein aus Kartenblättern auf dem Tische? Und wenn es sehr kleine Behältnisse bekommen kann, die Häuschen ähneln, sperrt es nicht Fliegen oder Käfer oder dergleichen hinein, als müßte es ihnen darin wohl sein? Die Kinder bauen sich aus Garben auf dem Felde oder aus Weidenzweigen ein Kämmerlein, und hocken hinein, und freuen sich, oder sie wühlen eine Höhlung in den Heuschober, oder sie kriechen unter Steinüberhänge, oder in den Taubenschlag oder gar in die Hundehütte, wenn sie leer ist, oder unter ein Brett oder irgend ein Wirthschaftsgeräthe, wenn es eine Art Dächelchen bildet. Und wenn der Reiche aus seinen großen Sälen in ein sehr kleines Kämmerlein geht, das er mit Seide ausgefüttert, und sehr niedlich eingerichtet hat, oder wenn er an seinen Schlössern Erker hat, die nur einige Menschen fassen können, oder wenn er chinesische Häuschen oder Thürmchen baut, oder kleine Säle in Gebüschen oder Rindenhütten, thut er etwas Anderes als die Kinder? Es ist das Flüchten von dem Weiten in das Enge und Begrenzte. Wenn der Mensch, um sein Herz zu erheben, auf einen hohen Thurm steigt, der einen Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebung erlaubt, wenn er einen hohen Berg erklimmt, um den das Weite und Breite liegt, wenn er das Meer liebt, auf dem der Raum um ihn ausgegossen ist, wenn er gar mit einem Luftballe wie ein Pünktlein in der ungeheuern Himmelsglocke schwebt, ja wenn er auch nur von seinen großen Sälen auf den freieren Söller hinaustritt, oder auf die luftige Fläche seines Hausdaches hinauf steigt: so geht er auch wieder sehr gerne in kleine und beengte Gelasse, um mit sich selber allein zu sein, er geht in ein Gebüsch des Waldes oder Gartens, er geht in ein kleines schmales Thal, er geht in sein Kämmerlein,

oder in seinen Erker, oder in sein Sommerhäuslein, und vor zweitausend Jahren ging er in sein Gemach, das sehr klein war, das keine Fenster hatte, durch die Thür sein Licht aus hinteren Höfen oder Gängen empfing, und dessen Wände lieblich und prachtvoll bemalt waren, wie man noch heute in Pompeji sehen kann. Und je begrenzter und in sich geschlossener so ein Räumchen ist, um desto lieber sucht man es auf, damit der Mensch, um seiner andern Welt, der innern, wie klein sie auch sein möge, ein Zeitchen zu leben, von den äußeren Dingen desto sicherer abgetrennt sei. Und sind nicht Gartenlauben solche Erker, Kämmerlein und Pompejanische Gemächer? Wie die Alten sich an die Kanten, Ecken und Simse ihrer kleinen Gemächer auserlesene Schlinggewächse malen ließen, so sind die Lauben gleich mit wirklichen bedeckt, und wie die Gestalt und die Farben der gemalten Gewächse in das Fließen der Seelenzustände des Bewohners hinein spielten, so mischt sich Farbe und Gestalt der lebenden Laubenranken in das Gemüth des dort Verweilenden, es mischt sich das sachte fortrückende Lichtgesprenkel ein, es mischt sich öfter das Zittern des Laubes hinzu, und es geht auch ein sanftes Rauschen zuweilen durch das Ohr in das Innere. Und wie oft schwebt ein zarter Duft gleich einer Ahnung in der Laube, und die freie Luft berührt schmeichelnd Stirne und Wangen. Der gelehrte Hagestolz sitzt in der Gartenlaube, und griechische und römische und etwa indische oder noch andere Silben und Wörter sind bei ihm, oder gar Griechen und Römer und Juder und andere Völker. Und der Salat und die gelben Rüben und die hohen Pappelrosen und der Mohn und die Levkojen und die Zwergäpfelbäume und die Zwergbirnbäume und die Stachelbeergeschwader, die draußen stehen, verscheuchen ihm die Völker nicht, weil die tüchtige grüne Schutzwand der Laube die Völker

umgibt und den Jahnhagel draußen von ihnen abhält. Und der Blick durch die Oeffnung der Laube hinaus zeigt erst recht, wie sicher und still man im Innern, und wie ohnmächtig das Aeußere ist. Und oft kommen zu dem Manne der Wissenschaft, wenn er auch nicht in der Laube strenge Arbeit verrichtet, und wenn er etwa in Ruhe und Muße auf dem Bänklein sitzt, doch die Bilder derer, die vor ihm große Gedanken gehabt haben, die Bilder der Weisen, der Staatsmänner, der Forscher, und es kömmt mit den Bildern manches Hohe, das sie gefördert haben, und Manches von ihrem Hohen denkt er ihnen nach, und seine Seele empfindet sich selber höher, und er genießt sanft das Würdige des menschlichen Geschlechtes. Und wenn der Dichter im Scheine der Sommersonne zur Laube wandelt, und wenn ihn dort eine mildere Luft und mancher Sonnenfunke auf dem Tische und Bänklein empfängt, und wenn er sich zur Ruhe nieder läßt, und das Aeußere nur durch den Eingang in kleinen Ausschnitten herein schaut, dann stellen sachte sich Gestalten zu ihm, die in seinem Künstlerwalten wandeln, und sie schauen ihn wie Freunde an, und er sieht sie deutlicher, wie man den Freund in den Jahren mehr erkennt, und es bildet sich eine zusammengehörige Wesenheit, und sie wird zu immer gerundeterer Schönheit, und er fühlt ein holdes wachsendes Glück in ihr, und trägt endlich einen Schatz in seine Stube, der zu heiteren Ergebnissen reifen kann. Und wenn der Geschichtsforscher, der die Thaten der Vergangenheit und die Schicksale des menschlichen Geschlechtes klar erkennen und darlegen möchte, in seiner Gartenlaube sitzt, und vielleicht die Ueberlieferungen der verschiedensten Denkmäler von Spuren der Vergangenheit um sich hat, so säuselt ihn ein Blatt, fächelt ihn ein Lüftchen, und glänzt ihn ein Sonnenstrahl in die Vergangenheit zurück, der ja auch ein Blatt gesäuselt,

ein Lüftchen gefächelt, eine Sonne geglänzt hat, und er schaut mit seinen unbewußten Kräften in der lebenden Beschränktheit der Laube sicherer in die vergangenen Zeiten zurück, als er es mit seinem bewußten Verstande in der leblosen Beschränktheit seiner Stube zu thun vermöchte. Und selbst wenn er nur zur Ruhe in der Laube weilt, und nichts aus dem Einst in das Jetzt herauf zu führen bestrebt ist, kommen doch die Seelen von Menschen, die einmal auf der Erde gewandelt sind, und erfüllen die kleine Stille der Laube. Ein Mann tieferen Geistes, der nach mancher Mühe und Plage der Pflicht gerne eine andere Erholung sucht als Tand, geht vor dem Untergange der Sonne mit einem Buche in die Laube. Er legt es auf das Tischlein, und öffnet es nicht gleich, daß der Geist sich sammle, und von den vorhergegangenen Mannigfaltigkeiten befreit werde. Dann schlägt er die Blätter auf, und beginnt bei dem Zeichen, das er eingelegt hatte, mit Unterbrechungen zu lesen, und nimmt den Inhalt in sich auf, er mag etwa über das Leben und seine Bedürfnisse belehren, oder Gegenstände von Wissenschaften enthalten, oder Geschehenes zwischen Menschen und Menschen erzählen, oder die Gefilde der Dichtung eröffnen. Und zu den meisten Zeiten unterbricht er dann fürder das Lesen nicht mehr, eine andere Welt baut sich um ihn auf, als die am Tage um ihn gewesen ist, diese Welt führt in das reinere Menschenthum, zeigt ihn sich selber reiner, und belohnt ihn. Und wenn dann ein Thierchen, vielleicht ein Falter, in die einsame Laube kömmt, so macht das lieblich Kleine das Große noch größer, dem Manne wird es in seiner Seele so gut, daß es ist, wie es ist, und der rothe Schein der untergehenden Sonne, der das Lesen beendet, drückt auf das Ganze das Siegel. Der Baumeister, der Maler, der Bildner sieht in dem Geflechte der Laubenranken, in den

Mischungsstellungen der Blätter, in dem Lichterwechsel, in der Menge der Farben Ahnungen von Gestaltungen, die in künftigen Werken aufblühen mögen, und dem Tonkünstler säuselt das Laub Träume von werdenden seelenvollen Gesängen zu. Der Hausvater sucht die Laube, und ruht in ihr von den Mühen, und ist behaglich, oder überdenkt die Habe, und freut sich der Vermehrung. Und zu allen diesen, nur zu dem armen alten Hagestolze nicht, kommen oft Angehörige in die Gartenlaube, entweder, um ihn abzuholen, oder um sein Dortsein zu theilen. Die Gattin sitzt oft neben dem Gatten, und sie besprechen das Wohl der Ihrigen, die Führung des Hauswesens, und auch Anderes, das in weiteren Kreisen geschieht. Die Kinder sind in dem Garten, der der Platz ihres Frohsinnes ist, und kommen gelegentlich herzu, es spielt wohl auch eines oder es spielen zwei in dem Eingange der Laube, und etwa hält die Mutter auch das kleinste an ihrem Herzen. Oefter, wenn der Gatte beschäftigt ist, sitzt die Hausfrau auch allein mit ihrer Arbeit in der Laube, oder Töchter sind bei ihr, und streben ihre Aufgaben mit Nadeln zu erfüllen. Zur Freude der Kleinen des Hauses wird wohl auch in der Laube, wenn sie den Raum hat, der Tisch gedeckt, und das Mittagmahl dort genommen, wenn sonst doch nur höchstens Thee oder Kaffeh hingetragen worden ist. Das uralte Mütterlein, das sich gerne absondert, das nicht mehr die Kirche besuchen kann, und selber von andern Menschen wenig gesucht wird, blickt wohl auch in die Gartenlaube, und wenn es dieselbe leer findet, geht es hinein, und liest dort, wenn es noch kann, sein Gebet, oder bethet es mit rührigen zitternden Lippen. Ein Knasterbart, der sich in der Jugend mit dem Feinde herum geschlagen hat, sitzt, oder noch lieber, zwei Knasterbärte sitzen in der Gartenlaube, und trinken ihr Glas alten guten Weines, und

rauchen ihre Pfeife, und erzählen ihre bekannten Geschichten. Was soll ich von Liebenden sagen? Die Gartenlaube ist ihr Grundeigenthum, ihr Haus- und Kunkellehen geworden. Können doch kaum mehr Dichtungen von Liebe ohne Gartenlaube bestehen, und Gartenlauben sind in der kurz vergangenen Zeit in Liebesgeschichten so verbraucht worden, daß keine mehr übrig wäre, wenn dieses Geschlecht nicht so nachsprossend wäre, wie die Masliebblümchen auf dem Anger des Dorfes. Und in der That, welches Plätzchen ist der Liebe süßer als die Laube. Dorthin flüchtet der Jüngling, wenn er noch nichts liebt als die Dichtung, und schmiedet dort erröthend seine ersten Verse, die nicht Schulaufgabe sind, dorthin flüchtet er, und sitzt in der träumerischen Dämmerung, und träumt selber in namenlosen Ahnungen, wenn ihm eine Gestalt vorschwebt, hold wie ein Engel, ja holder, als nur alle Engel im Himmel zu sein vermögen. Dorthin flüchtet die Jungfrau, wenn gegenstandlose Sehnsucht ihr Herz mit Glück und Wehe schwellt, oder wenn schon etwas vor ihrer Seele ist „voll Walhallas Wonne", und wie oft mag das verschwiegene Grün der Laube Zeuge der ersten leisen gegenseitigen Liebesäußerungen gewesen sein, und der wiederholten glühenden Versicherungen. Ich will nicht weiter sprechen, um nicht die Gartenlaubenliebeserzählungen, von welcher Sünde ich ohnehin nicht frei bin, noch um eine zu vermehren. Möge die Laube immer die unschuldigsten Gefühle mit ihrem unschuldigen Grün umrahmen!

Und biethet die Laube dem Unglücke nichts? Es ist hier immer nur vom Glück gesprochen worden. Mancher Seufzer, mancher Gram, manches Weh wird in der Gartenlaube gemildert. Wir wollen dieses Bild nicht vor die Seele bringen, um auf die Farben dessen, das wir gezeigt haben, keinen trüben Schein zu werfen. Sicher ist es, daß

die Gartenlaube als Gartenlaube nur Glück im Unglück bringt. Möchten doch die Sommer lange dauern, und die Gartenlauben lange grünen.

Und möchte die Gartenlaube, an deren Latten ich dieses Blatt geheftet habe, alles Gute bringen, was ihre Schwestern in den Gärten bringen, und möge sie fröhlich grünen, wenn ihre Schwestern als dürres Gitter oder mit der weißen Haube des Winters dastehen.

Weihnacht.

So weit Aufzeichnungen und Erinnerungen zurück reichen, haben Menschen und Völker ihre heiligen Feste gehabt, an denen sie ihre Seelen in nähere Beziehung zu den Wesen setzten, die sie über sich glaubten, als Herren ihres Schicksals, mit großer oft unbegrenzter Macht ausgerüstet, mit Gaben versehen, die unbegreiflich sind, und den Willen hegend, auf die Menschen mannigfach einzuwirken, sie mochten nun diese Wesen Götter oder Selige oder Himmlische oder wie immer heißen. Und ein Schein und ein Schimmer war gewiß zu allen Zeiten für sinnige Gemüther durch Herz und Natur bei diesen Festen ausgegossen, wenn auch nicht alle, ja vielleicht die wenigsten, Ursprung, Zweck, Bedeutung und Inhalt der Feste erkannten, und wenn sie vielmehr ihre eigenen frommen oder dichterischen oder einbildungsvollen Gedanken mit dem Feste verbanden. Und als das Licht des reineren Glaubens in die Welt gekommen war, haben die Feste nicht aufgehört, sie sind heiliger geworden, und ein Schein und ein Schimmer ist durch Herz und Natur bei ihnen ausgegossen, wenn die Menschen sich mit ihren Ahnungen in das Wesen des Festes versenken, und wenn sie kleine Verzierungen und kleine Zuthaten je nach den Wallungen und Pulsschlägen ihres Lebens beifügen.

Und ganze Abschnitte des Jahres bezeichnen solche Feste, und wie Lichtsäulen stehen sie auf den Zinnen der Zeit.

Das Christenthum hat mehrere seelenerhebende Feste. Und ist Pfingsten das „liebliche“ Fest, und ist Ostern das erhabene, so ist Weihnacht das herzinnige. Es ist das Fest des Kindes, des ewigen, des heiligsten, des allmächtigen, des liebreichsten Kindes, des Königes der Kinder.

In einer Nacht ist dieses Kind auf einer ärmlichen Stelle geboren worden, und hat die Gestalt des Menschen angenommen, und diese Nacht wird jetzt von einer ganzen Welt gefeiert, und heißt die Weihnacht, die Nacht der Weihe, die von nun ab über die Völker ausgebreitet worden ist.

Und wie in jener Zeit, ehe das Kind geboren worden ist, die Welt auf den Erlöser harrte, der die finstern Uebel, die da brüteten, hinweg nehmen sollte, und wie uns gesagt wird, daß die Menschen gerufen haben: Himmel, thauet ihn herab, was in der römischen Sprache rorate hieß, so bereitet sich die Kirche durch ein monatlanges Fest, das Ankunftsfest, Advent, zu dem Geburtsfeste des Kindes vor, und der Priester der katholischen Kirche hält Meßopfer, die Rorate heißen, und die bis zu dem ersehnten Tage dauern.

Und in welche Zeit des Jahres fällt das Fest. Wenn zu Pfingsten Alles grünt, und duftet, wenn zu Ostern Feld und Garten und Wald sich zu dem holden Lenze rüstet, so ist die Weihnacht zu der Zeit des kürzesten Tages und der längsten Nacht. Und dennoch wie ahnungsreich und herzerfüllend ist die Zeit. Wenn der tiefe weiße makellose Schnee die Gefilde weithin bedecket, und an heitern Tagen die Sonne ihn mit Glanz überhüllet, daß er allwärts funkelt, wenn die Bäume des Gartens die weißen Zweige zu dem blauen Himmel strecken, und wenn die Bäume des Waldes, die edlen Tannen, ihre Fächer mit Schnee belastet tragen, als hätte das Christkindlein schon lauter

Christbäume gesetzt, die in Zucker und Edelsteinen flimmern, so schlägt das Gemüth der Feier entgegen, die da kommen soll. Und selbst wenn düstre dicke Nebel die Gegend decken, oder in schneeloser Zeit die Winde aus warmen Ländern bleigraue Wolken herbei jagen, die Regen und Stürme bringen, und wenn die Sonne tief unten, als wäre sie von uns weg zu glücklicheren Ländern gegangen, nur zuweilen matt durch den Schleier hervor blickt, so würden fromme Kinder den Glanz durch den Nebel oder durch die bleigrauen Wolken ziehen sehen, wie das Christkindlein durch sie hin schwebt, wenn sie nur eben zu der Zeit hinaus sähen, da das Christkindlein vorüber schwebt; denn das Christkindlein rüstet sich auch schon lange Zeit zu seinem Geburtsfeste, um den Kindern zu rechter Zeit ihre Gaben zu bescheren. Unsere Großmutter hat uns Kindern oft davon gesagt. Sie hatte viele Sprüche, die unser Gemüth erfüllten, und mit einer Art Gewalt überschütteten. „Sehet, Kinder", sagte sie einmal, „so groß ist die Seligkeit im Himmel, daß, wenn von dem himmlischen Garten nur ein Laubblättlein auf die Erde herab fiele, die ganze Welt vor Süßigkeit vergehen müßte." Und ein anderes Mal sagte sie zu mir: „Knäblein, so lange ist die Ewigkeit, daß, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eisen wäre, und alle tausend Jahre ein Mücklein käme, und einmal ein Füßlein auf der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher das Mücklein die ganze Kugel zu Nichts zerwetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre." Sie sagte, der Loritzbauer aus dem vordern Glöckelberge habe einmal den Glanz des Christkindleins gesehen, da er noch ein Knabe war. Gegen die Mitternachtseite des Himmels erhob sich in der Andreasnacht ein Schein, und es war dann ein Bogen wie eine Brücke über dem Himmel, daß das Knäblein darüber ziehe, und die Brücke wurde mit Schimmer-

büschlein geziert, und als das Kindlein vorüber war, erloschen die Schimmerbüschlein, und es erblaßte die Brücke, und es war nur noch ein Schein in den Gegenden, durch welche das Kind gezogen war. Und der Richter in dem hinteren Glöckelberge hat als kleiner Knabe einmal das Christkind auf einem kleinen funkelnden Wagen am Abende schnell durch den Himmel fahren gesehen. Und manche Kinder haben schon den Schein und Glanz erblickt, und wir könnten ihn auch vielleicht noch sehen, wenn wir gut und fromm sind, und oft auf den Himmel schauen. Ich habe aber den Glanz nie erblickt. Da ich zwanzig Jahre alt war, und an den Schimmer des in den Adventnächten durch den Himmel ziehenden Christkindes nicht mehr glaubte, und eine Zeit in einem schweren Fieber lag, das mir wälzende Ballen, sich unsäglich weit aufwickelnde Kugeln, und klirrende und schmetternde Töne brachte, sah ich auch zum öfteren Male den Schein des Christkindleins, es fuhr in wundervoll buntem glänzenden Gefieder durch den Himmel, ich sah seine Gestalt, ich sah sein Angesicht, und es lächelte mich ungemein liebevoll an, und ich war jedes Mal sehr beseligt davon. Und mancher Greis wird, wenn die Welt fahl und öde geworden ist, und wenn das Himmelsgewölbe ausgeleert ist, und nur die fernen Sterne und die nahen Dünste enthält, noch in der Erinnerung den bunten Glanz sehen, und eine matte Freude haben, daß er so selig gewesen ist, da er ein Kind war. Und mancher Greis, der in Kraft und Schönheit seines Alters die Freuden der Natur, der Kunst, der Wissenschaft, der Freundschaft, der Ehe, der Familie, des Vaterlandes um sich hat, wird als Kleinod auch noch den Wunderglauben seiner Kindheit dazu legen.

Und wenn die Zeit des Adventes immer weiter vorrückt, wenn die eine Nacht völlig der andern schon die

Hand reicht, und der dazwischen liegende Tag nur eine hellere Nacht erscheint, und die geliebte Sonne, wenn sie ja gesehen wird, gar so weit unten ist, und mit ihrer Kraft nicht herauf zu reichen vermag, oder wenn die Schneeflocken die Luft erfüllen, oder wenn die Dünste und Nebel in ihr stecken: so kommt doch endlich, wenn dieß Alles zum Weitesten gediehen ist, der Tag, an welchem die Kinder in der Stadt die unzähligen Bäumchen sehen, als wäre ein junger grüner Wald in die Gassen und auf die Plätze gewandert, welche Bäumchen, wie ihnen die Eltern sagen, in die Häuser getragen, und dort in einem verschwiegenen Zimmer aufgestellt werden, damit das Christkindlein heimlich seine Gaben darauf befestige. Und den Kindern auf dem Lande wird gesagt: Morgen, übermorgen, wenn die Nacht erscheint, stellen wir ein Tannenbäumchen in die Stube, in die Kammer, in das Prunkgemach, und das Christkindlein wird es mit Geschenken behängen, oder es wird gesagt: Wir breiten ein Tuch auf den Tisch, auf den Kasten, auf den Stuhl, und es wird dann auf dem Tuche liegen, was das Christkindlein zu der heiligen Nacht gebracht hat.

Und endlich kömmt diese heilige Nacht. So kurz die Tage sind, so hat doch an diesem Tage die Nacht gar nicht kommen wollen, und immer und immer dauerte der Tag. Das Christkind aber gibt die Gaben nur in der Nacht seiner Geburt. Und sie ist jetzt gar wirklich gekommen, diese Nacht. Die Lichter brennen schon in dem schönen Zimmer der Stadtleute, auf der Leuchte in der Stube der armen Waldhütte brennt der Kien oder es brennt ein Span in seiner eisernen Zange auf einem hölzernen Gestelle. In dem Zimmer mit den Lichtern oder in der Stube mit dem brennenden Kien oder dem brennenden Spane harren die Kinder. Da kömmt die Mutter, und sagt: „Das Christkindlein ist schon da gewesen.“

Und nun öffnen sich die Flügelthüren, und die Kinder und alle, welche gekommen sind, die Freude zu theilen, gehen in das verschwiegene Zimmer. Dort steht der Baum, der sonst nichts als grün gewesen ist. Jetzt sind unzählige flimmernde Lichter auf ihm, und bunte Bänder, und Gold und unbekannte Kostbarkeiten hängen von ihm nieder. Und der Gaben ist eine Fülle auf ihm, daß man sich kaum fassen kann. Die Kinder sehen ihre liebsten Wünsche erfüllt, und selbst die Erwachsenen und selbst der Vater und die Mutter haben von dem Christkinde Geschenke erhalten, weil sie Freunde der Kinder sind, und die Kinder lieben. Die Bangigkeit der Erwartung geht jetzt in Jubel auf, und man kann nicht enden, sich zu zeigen, was gespendet worden ist. Man zeigt es sich immer wieder und immer wieder, und freut sich, bis der Erregung die Ermattung folgt, und der Schlummer die kleinen Augenlider schließt.

Und auch die Thür aus der Stube der Waldhütte öffnet sich in die Kammer hinaus, und die Kinder gehen durch die Thür, und auf einem Baume mit mehreren Lichtlein hängen wunderbare goldene Nüsse und goldene Pflaumen und Aepfel und Birnen und Backwerk und anderes Liebes, vielleicht ein hölzerner schön bemalter Kuckuck, oder ein Trompetchen, oder zwei rothe unvergleichliche Schuhe. Und wenn kein Baum in der Kammer ist, so liegen diese Dinge auf einem weißen reinen Tuche, und eine Talgkerze brennt dabei. Und die Dinge werden in die Stube hinaus getragen, und die Talgkerze auch, und sie bleibt in der heiligen Nacht brennen, bis die Kinder schlafen gehen. Und vor Freude und vor Entzücken gehen sie recht lange nicht schlafen, und kosten auch noch von den gespendeten Dingen. Aber endlich bringt sie der Schlummer doch unter ihre Decke, und manche Gabe geht mit in das Bett.

Selbst den Kindern in Hütten, wo nur eine Stube und gar keine verschwiegene Kammer ist, bringt das Christkind Gaben. Sie dürfen nur in das Vorhaus, in den Stallgang, oder wo immer hin auf einen Stein, darauf man sonst Garn klopft, oder auf einen Stock oder auf einen Stuhl ein Tuch breiten, und ein leeres Schüsselchen stellen, und wenn sie nach einer Zeit wieder nachsehen, ist das Schüsselchen gefüllt mit Goldnüssen Pflaumen Birnen Aepfeln Honigkuchen und erwünschlichen Sachen.

Und zu solchen Kindern, damit sie wissen, daß das Schüsselchen gefüllt ist, sendet öfter das Christkindlein eines seiner goldenen Rößlein, mit denen es durch den Himmel fährt, und läßt die geschehene Begabung verkündigen. Und das Rößlein läutet vor der Thür der Stube mit seiner Glocke, und thut ungebärdig, schlägt an die Thür, und wenn die Kinder hinaus eilen, ist das Rößlein fort, und das gefüllte Schüsselchen steht da. Wir haben oft in längst vergangenen Christnächten im Walde an der jungen Moldau das goldene Rößlein läuten und toben gehört.

Und wenn die Millionen Kinder, welche in dieser Nacht betheilt worden waren, schon in ihren Bettchen schlummern, und ihr Glück sich noch in manchem Traume nachspiegelt, und wenn von dem hohen Thurme des Domes in der großen Stadt die Schläge der zwölften Stunde der Nacht herab getönt haben, so erschallt das Geläute der Glocken auf dem hohen Thurme des Domes, es erschallt das Geläute der Glocken auf allen Kirchenthürmen der Stadt, und das Geläute ruft die Menschen in die Kirchen zu dem mitternächtlichen Gottesdienste. Und von allen Seiten wandeln die Menschen in die heiligen Räume. Und in dem hohen gothischen Dome strahlt Alles von einem Lichtermeere, und so groß das Lichtermeer ist, welches weit und breit in den unteren Räumen des Domes ausgegossen

wird, so reicht es doch nicht in die Wölbung empor, in welche die schlanken Säulen oben auseinander gehn, und in jenen Höhen wohnt erhabene Finsterniß, welche den Dom noch erhabener macht. Der hohe Priester des Domes und die Priesterschaft des Domes feiern den Gottesdienst. Und so heilig ist das Fest, daß an ihm, und nur an ihm allein jeder katholische Priester dreimal das Meßopfer vollbringen darf. Und wenn schon die Baukunst in den zarten Riesengliedern des Domes dem Gottesdienste als Dienerin beigegeben ist, wenn die tiefe Pracht der kirchlichen Gewänder dem Feste Glanz gibt, so tönet nun auch die Musik in ihren vollen Wellen und in kirchlichem Ernste von dem Chore tadellos dargestellt hernieder. Und wenn die heilige Handlung vorüber ist, zerstreuen sich Priester und Laien, die Lichter werden ausgelöscht, und der Dom ragt finster zu dem Monde, wenn er am Himmel scheint, oder zu den Sternen, oder gegen die dunkeln schattenden Wolken.

Und wie in dem Dome, so wird in allen Kirchen der großen Stadt mit den Mitteln der Kirche das heilige Mitternachtfest gefeiert, so weit die Mittel und der Eifer und die Andacht reichen. Und in jeder Kirche ist die gläubige Menge, und feiert das Fest, und sucht nach demselben seine Wohnung und seinen Nachmitternachtschlummer.

Aber auch, wie um Mitternacht in der Weihnacht die Glocken der großen Stadt zum Gottesdienste rufen, so rufen in derselben Stunde alle Kirchenglocken der kleineren Stadt, der kleinsten Stadt, des Marktfleckens, des Dorfes, es rufen die Glocken aller Kirchen zu dem heiligen Feste, in welchen Kirchen das Fest gefeiert wird. Und es sind Millionen Tempel, in denen man das Geburtfest des Kindes begeht. Und wie die Mitternacht von Osten gegen den Westen herüber rückt, so rückt das Geläute von Osten

gegen den Westen, bis es an das Meer kömmt. Dort macht es eine Pause, und beginnt nach einigen Stunden jenseits des Ozeans.

Gehen wir von der Pracht der Hauptstadt in das Walddorf. Die Kirche steht auf einem Hügel, rings liegen Häuser und Hütten herum, und an allen Höhen und an allen weitgestreckten Machtgliedern des Waldes sind in verschiedenen Entfernungen Häuser und Häuschen und Hütten. Lange schon vor Mitternacht der Weihnacht steht die Kirche erleuchtet, und ihre Fenster schimmern weit in die Nacht hinaus. Und von den Waldhöhen und aus den Thälern von allen Seiten her bewegen sich Lichter gegen die Kirche. Menschen wandeln mit Laternen durch die in jenen Gegenden zur Zeit meistens schon schneeige Winternacht. Und wer ein Pferdchen und einen Schlitten hat, kömmt mit den Seinigen wohl auch gefahren, wenn die Bahn nicht verweht ist. Sie sammeln sich in der Kirche. Einige erquicken sich vorher auch ein wenig in der Schenke. Endlich läßt die Uhr des Thurmes die zwölf Schläge ertönen. Und darauf erklingen die Thurmglocken in den hellen Tönen einer kleinen Kirche, nicht in der langsamen ruhigen Tiefe der großen Glocken der Hauptstadt. Auf den Glockenruf gehen nun eilig jene Kirchengänger, welche nahe an dem Gotteshause wohnen, und bis auf das letzte Zeichen gewartet haben, und es gehen die, welche vorher das Gasthaus besucht haben, in die Kirche. Dort nimmt Mancher seinen Sitz ein, der für ihn auf ein und alle Male bestimmt ist, die Andern ordnen sich nach Gelegenheit. Der Schullehrer, welcher auch Kirchendiener ist, zündet noch jene Kerzen an, welche bis auf den letzten Augenblick hatten warten müssen. Dann geht er in die Sakristei. Auf dem Chore hallen einzelne Töne der Orgel, der Geige, der Klarinette, wie man sich zusammen zu stimmen sucht; denn die Nacht,

die Kälte, die Feuchtigkeit hat auf Saiten und Luftsäulen einen Einfluß. Der Pfarrer verläßt sein warmes Stüblein, und geht durch den Schnee in die Sakristei. Dort wird er von dem Schullehrer mit den kirchlichen Gewändern bekleidet, und es wird sonst Alles geordnet, was noch zu ordnen ist. Dann eilt der Schullehrer fort. Der Pfarrer wartet noch, bis der Schullehrer auf dem Chore ist, wo er jetzt in seiner andern Würde als regens chori zu wirken hat. Der Pfarrer wartet, daß er bei seinem Hinaustritte in die Kirche von der richtigen und gesetzmäßigen Musik empfangen werden kann. Endlich tönt das Sakristeiglöcklein, die Ministranten schreiten voran, der Pfarrer geht in die Kirche, und die Musik fällt ein. Es wirken zu ihr so manche zusammen. Der Schullehrer zieht sich zu ihr aus Schülern oder halberwachsenen Kindern Sänger, und für die Geigen und für die Klarinetten und für die Waldhorne, und für die Trompeten, und für die Pauken, und für den tiefen Gesang finden sich immer Freiwillige in der Gemeinde, die der heiligen Töne walten. Und so eingewurzelt ist die Gewohnheit, daß dieselbe Musikbeschäftigung oft von Vater auf Sohn und Enkel und Urenkel forterbt. So war in einem Orte des böhmischen Waldes seit Menschengedenken die Baßgeige bei einem Hause, so daß es bei diesem Hause noch heut zu Tage beim Baß-Lorenz heißt. Die Orgel aber bleibt regelmäßig der Thronsitz des Lehrers. Der Pfarrer feiert in seiner Kirche die heilige Handlung, die Andächtigen sitzen in den Stühlen, und lesen bei den vielen Lichtlein ihrer Wachsstöcke in ihren Gebetbüchern, und Die auf dem Chore haben ihre Freude, wenn sie einen Gesang der Engel ausdrücken können zur Verkündigung der Geburt des Kindes, und wenn sie eine Hirtenweise spielen, um die Hirten auf dem Felde anzudeuten. Der Klingelbeutel sammelt zu Bestreitung der Kirchenbedürfnisse,

und das ärmste Weiblein greift um einen Pfennig in ihren Sack. Die Kirchenväter und die Pröpste der Gemeinde thun vor dem Altare ihre Schuldigkeit, und so endet Alles mit Andacht und Erhebung, oft mit Rührung. Der Pfarrer legt in der Sakristei seinen Schmuck ab, die Kirchengeräthe werden geborgen, und er wird in den Pfarrhof geleitet. Die Menschen verlassen die Kirche, und die Musiker sagen im Auseinandergehen: „Heute war es nicht übel, es hätte in einer Stadt nicht besser sein können." Die Lichter der Kirche erlöschen allgemach, die Lichter der Laternen bewegen sich gegen die Waldhöhen, gegen die Waldthäler in allen Richtungen von der Kirche weg, die Schlitten fahren davon, und die Menschen kommen wieder zu ihren schlafenden Kindern heim, und zu denen, die in ihrer Abwesenheit Haus und Hof behüten mußten. Und die Kirche auf dem Hügel steht dann finster in der übrigen Nacht, und Häuser und Hütten sind finster, nur daß selten irgendwo noch ein Lichtlein flimmert.

Am nächsten Tage haben die Menschen ihre festlichsten Gewänder an, es ist der Weihnachtstag. Der Taggottesdienst wird noch gehalten, und in der ärmsten Hütte wird auf den Mittagtisch gestellt, was die Kräfte vermögen. Und wie an diesem Tage das Heil in die Welt gekommen ist, so wird von ihm an auch wie zur Versinnbildlichung der Winter, wenn gleich kälter, doch klarer, die Tage wachsen, und Alles zielt auf ein fröhlicheres Auswärts.

Und wie im Walde ist es in der großen Stadt. Die Menschen sind am Weihnachtstage im schwersten Putze, und feiern den Tag noch in der Kirche und an ihrem Tische, und wenden sich zu bessern Wintertagen und zu einem freudigen dereinst kommenden Lenze.

Derer erwähne ich nicht, die vor dem Mitternacht-

gottesdienste das Gasthaus besetzen, und oft auch während desselben, und die vor und nach ihm bei dem Lichte des Waldwirthshauses sitzen; denn das ist keine Vor- und Nachfeier. Wo aber in der Waldnacht das Lichtlein eines Kranken flimmert, wird gewiß er und werden die Seinigen zu dem Kindlein bethen.

Der Silvesterabend.

„Silvesterabend ist", sagen die Leute, „ein Jahr ist in einigen Stunden aus, und ein neues beginnt."

„Es ist ein wichtiger Zeitabschnitt", sagen die andern, „er hat das, er hat jenes gebracht, was wird der neue bringen?"

Und wie viele fragen: „Was ist die Zeit?"

Und ich, wenn wir von so etwas Ungeheuerm reden, von einem Abschnitte der Zeit, frage: „Was ist die Zeit?" „Und kann man sie abschneiden und zerschneiden?"

Unzählige Millionen Menschen lebten und leben in der Zeit, sprachen und sprechen von der Zeit, und meinen, wenn sie die Frage hören, was ist die Zeit, die Antwort auf der Zunge zu haben: und kein Sterblicher hat noch ausgesagt, was die Zeit ist, und kein Sterblicher weiß es, was die Zeit ist.

Sie ist das Geheimniß der ganzen Schöpfung, wir sind in sie eingehüllt, kein Pulsschlag, kein Blick der Augen, kein Zucken einer Fiber ist außer ihr, wir können nicht aus ihr heraus, und wissen nicht, was sie ist.

Kann ein Gedanke außer der Zeit sein?

Man glaubt, es meinen zu dürfen. Der Gedanke ist da, er ist er selbst, unabhängig von Allem. Aber ich sage, kann der Gedanke nicht sein wie der Blitz, nur unendlich schneller, daß wir die Dauer seines Werdens und Seins

nicht messen können, und daher glauben, er ist nicht in der Zeit, und er ist es doch?

Und hat die Zeit nicht einen Bruder, der so furchtbar ist wie sie, den Raum?

Was ist der Raum?

„Die Ausdehnung nach allen Richtungen", sagt der Mathematiker.

Er hat die Frage von dem Worte Raum auf das Wort Ausdehnung geschoben.

Was ist Ausdehnung?

Ist es ein Außer- und Nebeneinandersein, dann ist es ein Sein im Raume und nicht der Raum. Ist es ein Fortstreben nach allen Richtungen hin, so ist es ein Streben im Raume und nicht der Raum. Ist es ein Fortdenken, Fortvorstellen nach allen Richtungen, so ist es doch heimlich ein Fortschieben eines Beweglichen im Raume und nicht der Raum. Und endlich Richtung. Ist nicht Richtung schon selber wieder Raum oder im Raume?

Der Raum steht so einsam und unerforscht da wie früher. Und wenn der Mathematiker nicht seine Linien in ihm zöge, und seine Flächen aufstellte, und ihn begrenzte, so wäre er für ihn nicht vorhanden, wie er zwischen unsern Augen und den Himmelskörpern für uns nicht nach seiner Größe vorhanden ist, und wenn keine Sterne wären, für uns gar nicht vorhanden wäre.

Und meint nicht jeder Mensch, er wisse, was der Raum ist, und mißt nicht jeder den Raum? Freilich mit einem Dinge, das wieder im Raume ist. Und wo wir uns mit den Augen nicht nothdürftig von Ding zu Ding fortschätzen, oder mit den Händen oder mit Werkzeugen von Ding zu Ding hingreifen und hintappen können, dort ist all unser Meinen und Ahnen bezüglich des Raumes ein Unsinn. Hat sich nicht jener griechische Weise vermessen, zu

sagen, die Sonne sei etwa gar so groß wie der Peloponnes? Und ist er nicht von seinen Landsleuten verketzert worden, daß er sie zu groß achte? Der Mathematiker hat seitdem Werkzeuge zu Wahrnehmungen erfunden, die ihm die Grundlagen zu seinen Rechnungen geben, und die Rechnungen sagen, daß der Peloponnes auf der Erdkugel ein Pünktchen ist, und daß eine Million Erdkugeln im Bauche der Sonne Platz haben. Was ist es nun mit den Meinungen über den Raum? Die Rechnungen sagen, daß um diese Sonne in ungeheuern Entfernungen Planeten herum gehen, und dem erschrocknen Rechner sagen die Rechnungen, daß dieses ganze Sonnensystem im Bauche des Sternes Capella Platz hätte. Und die Capella ist im Raume ihrer nächsten um sie sichtbaren Sterne wieder nur ein Punkt. Was ist es nun mit dem Raume? Wer dem Weltgebäude seine Betrachtung widmet, muß sich die Frage stellen: Ist die Sternsammlung im Raume, ist sie begrenzt, und ist um sie der leere Raum, und wo dieser aufhört, geht er dort wieder fort, und wo er wieder aufhört, geht er wieder fort, und so ohne Ende? Das verstehen wir nicht. Oder: Ist der Raum mit Welten erfüllt, immer fort, ohne Grenze? Das verstehen wir auch nicht. Was ist es nun mit dem Raume?

Und doch scheint uns allen der Raum noch weit faßlicher als die Zeit. Er steht vor uns stille, während die Zeit uns unaufhörlich aus den Händen schlüpft.

Wir sagen: Die Zeit ist vergangen, sie vergeht, sie wird kommen. Wir reden von einer Vergangenheit, von einer Gegenwart, von einer Zukunft.

Die Menschen haben sogar begonnen die Zeit zu messen, und zwar mit Zeittheilchen, die sie für gleich lang hielten. Die älteste Messung mag die sein von einem Aufgange der Sonne zum andern. Das nannten sie einen Tag. Aber bald mußten sie sehen, daß die Zeit des

Sonnenaufganges wechselt. Ein Stern, der heute mit der Sonne zugleich aufgeht, geht nach einer Zeit nicht mehr mit ihr auf. Sie machten künstliche Vorrichtungen zur Zeitmessung. Eine gewisse Menge Wasser soll, um durch eine kleine Oeffnung auszufließen, immer dieselbe Zeit brauchen; aber Kälte und Wärme macht das Wasser schwerer oder leichter fließen, und erweitert oder verengert die Oeffnung, und das Wasser verdünstet auch beständig. Sand ist noch unzuverlässiger. Man machte mechanische Werkzeuge, welche regelmäßige Veränderungen darstellen; aber Reibung, Unvollständigkeit des Stoffes beeinflußen die Veränderungen. Pendelschwingungen sollen die Zeit messen; aber die Dauer einer Schwingung hängt von der Länge des Pendels und dem Widerstande der Luft ab, und Kälte und Wärme macht das Pendel kürzer oder länger, und verdichtet oder verdünnt die Luft. Man blieb für das Leben bei den Wandlungen der Himmelskörper. Ein Umlauf der Erde um die Sonne ist ein Jahr; aber die Erde läuft eine Anzahl Tage, Stunden, Minuten, Secunden um die Sonne. Dieß brachte wieder Verwirrung, und machte Einschaltungen, Ausbesserungen nöthig. Den Tag theilte man in 24 gleiche Theile: Stunden. Man rechnete auch nach Vollmonden. Diese gehen aber wieder nicht in dem Jahre auf, und man kam auf die künstlichen Monate. So machte man auch die künstliche Woche von sieben Tagen. Und so tappt man sich an der Zeit mühselig wie am Raume hin.

Was ist nun die Zeit?

Unserem Sinne erscheint sie nicht. Im Vergnügen ist sie kurz, im Leiden, in ungeduldiger Erwartung unendlich lang.

Legen wir eine Betrachtung an die Zeit, wie bei dem Sternenhimmel an den Raum.

Um eine Billion zu zählen, würde man, wenn man in jeder Secunde fünf zählt, in ununterbrochenem Zählen

über sechs tausend Jahre brauchen. In der Zeit ist die Welt erschaffen worden. Was war die Zeit vorher? Was waren in der weltleeren Zeit die billionenmal Billionen Jahre, die vielmal billionenmal Billionen Jahre? Hat die Zeit selber einen Anfang gehabt? Wenn sie einen Anfang gehabt hat, so müssen wir uns vor dem Anfange der Zeit eine leere Zeit denken, also wieder eine Zeit, und vor ihr wieder eine. Das verstehen wir nicht. Oder hat die Zeit gar nie begonnen, und ist sie immer da gewesen? Das verstehen wir auch nicht, wie den unendlichen Raum nicht.

Was ist nun die Zeit?

Ich füge noch eine Betrachtung bei.

Wir Menschen empfinden uns als Urheber unserer Handlungen. Wir fühlen oft über eine Handlung bittere Reue, wenn auch kein Schaden aus ihr entstanden ist, und wir freuen uns oft sehr einer Handlung, wenn sie auch keinen Nutzen gebracht hat. Wir loben oder tadeln in unserem Gewissen unsere Handlungen, und wissen es wie unser Dasein selber, daß sie die unsrigen sind. Nun weiß aber der allwissende Gott alle Handlungen voraus, folglich, sollte man schließen müssen, können die Handlungen nicht anders erfolgen, als sie Gott voraus weiß, sie sind eine Weltnothwendigkeit, und wir nicht ihre Urheber. Und doch sind wir die Urheber. Wo liegt nun der Zwiespalt? Er liegt in unserer Vorstellung von der Zeit, er liegt in der Vorstellung: Zukunft, er liegt in dem, daß wir nicht wissen, was die Zeit ist.

Wie wäre es, wenn vielleicht die Zeit und der Raum gar nichts Wirkliches wären? wenn sie nur die Einrahmungen wären, in denen unsere Vorstellungen haften müssen, das Gesetz für unsere Vorstellungen, dem wir nicht zu entrinnen vermögen? Dann wäre Gott und es wären vielleicht auch andere Geister in der Zeitlosigkeit oder eigentlich

Ewigkeit. Dann ist keine Zukunft, also auch kein Wissen in die Zukunft, sondern ein Wissen überhaupt, und der Zwiespalt zwischen der Voraussicht Gottes und der Freiheit unserer Handlungen ist nicht mehr da. Dann erklärt sich auch unser Unvermögen, den unendlichen Raum und die unendliche Zeit zu fassen, weil wir da über den Kreis unserer Vorstellungen hinaus gegangen sind, und uns der Rahmen unserer Vorstellungen verläßt.

Ist es so? Ist es nicht so? Auch das wissen wir wieder nicht.

„Nun", wird einer sagen, „wozu die müssigen Fragen, wozu das müssige Gerede, das man nicht einmal überall versteht, und dem vielleicht gar niemals eine Lösung wird, und sehr wahrscheinlich auch gar nicht noth thut? Wozu das?"

Der Mann hat Recht, ich werde die Lösungen dieser Fragen nie finden, und thue die Fragen doch immer wieder, und schreibe sie hier gar in einer Silvesterabendrede auf, und werde sie wieder thun, und mit mir werden sie diejenigen thun, die ähnliche Wege wandeln, und alle diejenigen müssen uns verzeihen, denen nicht, wenn sie vor dem Bilde von Sais säßen, die Finger zuckten, den Schleier wenigstens zum Theile zu lüften.

Ich kehre zu dem bürgerlichen Silvesterabend zurück.

Wie die Oberfläche einer Kugel keinen Anfang und kein Ende hat, und wie jeder Mensch, der wo immer auf der Erde steht, auf ihrer Mitte steht: so hat das Jahr nicht irgendwo seinen Anfang und nicht irgendwo sein Ende. Die Erde läuft in ihrer Eilinie um die Sonne fort und fort, und an jedem Punkte dieser Linie kann man den Anfang eines Umlaufes annehmen, und an demselben Punkte sein Ende, wenn die Erde wieder zu ihm gekommen ist. Wohl hätte man auch natürliche Anhaltspunkte. Da die Erdachse gegen

die Ebene der Erdbahn geneigt ist, so hat jede der zwei Erdhälften, die nördliche und die südliche, während eines Umlaufes einmal eine Stellung, in der sie der Sonne am meisten zugewendet ist, und da hat sie den längsten Tag, dann eine Stellung, in der keine Zuwendung vorherrscht, Tag- und Nachtgleiche, dann eine Stellung, in der sie von der Sonne am weitesten weggewendet ist, kürzester Tag, dann zweite Tag- und Nachtgleiche. Einen dieser Punkte könnte man als Anfangspunkt und Endepunkt des Jahres nehmen. Aber Tag- und Nachtgleichen sind zwei, und kürzester und längster Tag sind in den zwei genannten Erdhälften entgegengesetzt. Man hat bei uns für das gewöhnliche Leben einen Tag im Winter genommen, der der erste des Jahres ist, nehmlich den ersten Tag des Monates Jänner. Den Jänner nennen wir dann den ersten Monat, und zählen im Jahre die zwölf Monate fort, bis zum letzten, dem Dezember, dessen letzter Tag der letzte Tag des Jahres ist. Er ist der Tag des heiligen Silvester, sein Abend ist der letzte Abend im Jahre, der Silvesterabend. Und diese Einrichtung hat sich so in unsere Landsleute eingelebt, daß die meisten nicht anders glauben, als das Jahr ende wirklich mit dem Silvestertage, und ein neues beginne mit dem ersten Jänner. Und darnach treffen sie ihre Anstalten. Der Jahreszahl, die wir seit der Geburt Christi schreiben, wird eine Einheit zugelegt. Die Kirche feiert den ersten Jännertag als ein hohes Fest, und segnet so gleichsam das Jahr ein. Schon an dem Silvesterabende werden meistentheils Vorbereitungen gemacht, und werden Vorfeier gehalten. Der Hausvater sammelt die Seinen um sich, und bespricht mit ihnen, was in der Familie, und was an jedem Einzelnen in dem vergangenen Jahre geschehen ist, was Gott Gutes als Wohlthat, was er Uebles als Prüfung geschickt hat, und man stellt Vermuthungen

an, was das neue Jahr bringen könne, und man legt seine Wünsche für dieses Zukunftsjahr dar. Auch an Lob und Tadel für manches einzelne Mitglied wird es nicht fehlen, und die Bitte wird sich anschließen um Fortfahren oder Bessern. Man vergewissert sich der ungeschmälerten Fortdauer der Achtung, der Verehrung, der Liebe. Auch was die Stadt, die Gemeinde, den Kreis, das Vaterland angeht, wird in Betrachtung gezogen, man freut sich, man bedauert, man beschließt, wo man kann, Hilfe, und erwünscht das Beste. Ein kleines Mahl endet das Ganze, worin man sich, den Kindern, den Dienstleuten etwas Besseres als gewöhnlich zulegt. Und dann geht man zur Ruhe, und schlummert dem Beginne des neuen Jahres entgegen.

Andere begehen rauschender den Abend, und müssen noch den zwölften Glockenschlag hören, der die letzte Secunde des alten Jahres begräbt. Gesellschaften vereinzelter Menschen oder anderer finden sich in Gasthäusern zusammen, und verjubeln den Abend. Und dessen Lebenszweck das Vergnügen ist, der schreibt dem heiligen Silvester die Schuldigkeit zu, daß an diesem Tage ein noch größeres Vergnügen komme, und er arbeitet nach Kräften darauf hin. Junge Leute jauchzen in manchen Gegenden um die Neujahrsmitternacht im Freien, oder singen Lieder, oder schießen mit Feuergewehren das neue Jahr an, oder treiben andere Gebräuche oder anderen Unfug.

Alles, was an Geschäften einen Jahresabschluß fordert, ist in ordentlichen Gebarungen am Silvesterabende geschlossen, und ein neues Blatt für das neue Jahr ist vorbereitet.

Daß viele Menschen an diesem Abende mit ihrem Gewissen Abrechnung halten, ist zu vermuthen. Die Besseren thun es gewiß. Ob der ganz Versunkene vor sich schaudert, und an Umkehr denkt, wer kann es wissen?

Daß mancher Unglückliche in dieser Nacht seufzt, und manche Hand noch bitter arbeiten muß, um für den Besteller das Feststück fertig machen zu können, davon sprechen wir nicht, da wir von den Neujahrsvorbereitungen sprechen, nur thun Seufzer und bittere Arbeit in dieser Nacht noch weher.

Auch der Aberglaube hängt sich an den Silvesterabend, und gegossenes Blei, eine Zeichnung im Kaffehsatze, ein verlöschender Funke an angezündeten Gegenständen, ein geworfener Schuh muß verkünden, ob der Herzenswunsch im künftigen Jahre in Erfüllung gehen werde. Und was ist meistens der Herzenswunsch? Wir schweigen darüber.

Und so sieht diese Nacht auf Manches hernieder.

Sie endet auch, der neue Tag kömmt, und das neue Jahr ist da.

Es war einmal eine schöne Sitte, daß sich Angehörige und Freunde am Neujahrstage wie zu Geburtstagen Glück für die Zukunft in Wünschen aussprachen. Wo die Wünsche vom Herzen kommen, war die Sitte lieblich und angenehm, wo sie bloße Aufmerksamkeit oder Schuldigkeit sind, war die Sitte lästig. Sie ist gegen Erlag eines Armengeldes abgeschafft worden, wie denn die Menschen jetzt überhaupt durch Vergnügen oder Vortheil gelockt werden, den Armen Gutes zu thun, zum Beispiele durch Armenbälle, Armenlotterien, was dem Menschenfreunde schmerzlich ist, und was den Armen auch schmerzlich wäre, wenn sie mehr darüber dächten. Die Herzenswünsche ließen sich nicht abschaffen, und sind jetzt erst recht freiwillig und recht herzlich.

Und wie zu Geburtsfesten und andern Gelegenheiten geben sich Angehörige und Freunde auch am Neujahrstage Geschenke, und zeigen im Errathen, was den Beschenkten freuen könnte, ihre Aufmerksamkeit und ihre Liebe. Die Gattin gibt dem Gatten etwas, das ihm in

seinem häuslichen Leben bequem und lieb und freundlich sein könnte, er schenkt ihr etwas, das sie ziert, oder das ihr durch Geist oder Kunst erhabene, tiefe, liebliche holde Gefühle gibt, die Töchter machten für Vater und Mutter irgend eine zierliche Arbeit, und bringen sie zum Vorscheine, die Söhne liefern Zeichnungen oder sonst Aehnliches, ja mancher vermißt sich zu einem Gedichte, und so schließt sich der Kreis anmuthig und fest. Verwandte und Freunde bescheren sich, was ihnen ihr Gemüth eingibt. Wo noch das alte deutsche väterliche und mütterliche Verhältniß zwischen dem Hausvater, der Hausmutter und dem Gesinde herrscht, dort sind auch die Gaben an das Hausgesinde, das in solchen Häusern oft wirklich ein vieljähriges Hausgesinde ist, Familiengaben, werden mit Liebe gegeben, werden mit Liebe empfangen, und werden nicht selten durch kleine wohlgemeinte Gegengaben des Gesindes erwiedert. Die kirchliche Feier des Tages umschließt dann auch noch die Gemüther, und so wird dieser Tag in der That ein Merktag für das ganze Jahr.

Aber auch noch für andere, welche nicht in der Familie stehen, und nicht zu den Freunden gehören, wird der Tag ein Merktag durch Gaben, die, wenn sie gleich nicht Liebesgaben in dem Sinne sind, wie wir gesprochen haben, doch von guten Menschen nicht ohne Neigung und Wohlwollen gegeben werden. Der Briefträger, welcher das ganze Jahr dasjenige, was uns von mehr oder weniger lieben Händen geschrieben wird, oder was uns überhaupt durch Briefe zu wissen noth thut, in's Haus trägt, empfängt eine Neujahrsgabe, gleichsam als Abschluß dieses Jahres und grünende Hoffnung für das nächste. Wer über die Sperre des ganzen Hauses wacht, und seine Reinigung und seine äußere Ordnung handhabt, bekömmt eine Gabe der besonderen Anerkennung. Lehrlingen, die zwischen uns

und unseren Gewerbsleuten verkehren, machen wir mit einer Neujahrsgabe eine Freude, und so thun wir es noch mit andern, wo es sich ziemen und schicken will. Und alle diese freuen sich, und der rechte Geber freut sich auch, und so geht das Wort in Erfüllung, das gewöhnlich in den Wünschen dieser Wünscher vorkömmt: ein freudenreiches neues Jahr.

Und ehe ich die Feder nieder lege, schreibe ich noch auf das Blatt: Ein freudenreiches neues Jahr für alle, welche diese Zeilen lesen, und für alle, welche sie nicht lesen, und daß der Himmel füge, daß das Gute, das Manchen zu Theil ist, daure, und daß der tiefe Schmerz, der in manches Herz gekommen ist, sich mildere.

Aus dem bairischen Walde.

(1867.)

Aus dem bairischen Walde.

Es möge mir erlaubt sein, ein Ereigniß aus meinem Leben zu erzählen, in welchem eine Naturerscheinung und eine Schickung so seltsam verbunden waren, daß, wenn die Sache eine Dichtung wäre, man ihr den Vorwurf der Absichtlichkeit machen würde, und doch hat sich das Alles zugetragen, und ich werde es erzählen, wie es sich zugetragen hat.

Ich hatte den Mai des Jahres 1866 in Karlsbad mit meiner Gattin und ihrer Nichte Katharina zugebracht. Der Arzt gab mir die Weisung, ich möchte zu guter Nachwirkung des Heilwassers wieder wie im vergangenen Jahre einen Landaufenthalt in einer hochgelegenen Waldgegend, wo möglich in einem Nadelwalde, nehmen, worauf ich antwortete, ich werde wieder wie im vorigen Jahre in den bairischen Wald, an den Fuß des Dreisesselberges gehen. Er billigte es. Am 8t. Juni kamen wir auf der Bahn von Eger über Regensburg in Passau an. Unsere Magd Marie kam mit dem Dampfbote an demselben Tage von Linz nach Passau. Es war verabredet, daß meine Gattin von Passau nach Linz gehen solle, weil sie in der Wohnung manches zu schlichten und zu ordnen hatte, ich aber möge mich sogleich in den Wald begeben. Später wolle sie zu mir kommen. Am 9t. Juni fuhr sie mit Marie auf der Donau nach Linz. Nie hatte ich bei einer Trennung eine so bängliche Ahnung, sie könnte krank werden, als damals,

und ich band sie der trefflichen Marie, wie man sagt, auf die Seele. Des frühen Morgens am andern Tage saß ich mit Katharina in einem Wagen, und fuhr von Passau mitternachtwärts dem Walde zu. Auf der Straße von Passau über Freiung nach Böhmen gelangt man in etwas weniger als drei Stunden in den Ort Fendelsberg, der aus zerstreuten Häusern besteht. An der Straße steht einzeln ein stattliches Wirthshaus. Dort ließ ich gewöhnlich die Pferde zwei Stunden rasten, und nahm mein Mittagsmahl ein. So thaten wir auch jetzt. Wenn man von dem Gasthause auf einem Raine zwischen den Feldern in der Richtung gegen Morgen dahin geht, sieht man ferne zu seiner Linken das ungeheure bläulich schimmernde Band des Waldes, der in einer so langen Linie zwischen Baiern und Böhmen dahin geht. Der Wald hat als Merkmal viele lang gedehnte weithin gehende sanft gewölbte Kissen, die seine Höhen sind. Eines dieser Kissen ist der Dreisesselwald oder, wie die Leute kurzweg sagen, der Sesselwald. Er liegt von Fendelsberg ziemlich gegen Morgen, und war noch vor mehreren Jahren dadurch unter allen seinen Genossen ausgezeichnet, daß auf seinem zarten Rande etwas schwebte, wie ein Würfel. Dieser Würfel ist aber seit einigen Jahren nicht mehr zu sehen. Die Ursache werde ich später angeben. Wir gingen auch heute wieder auf dem Raine hin, und zeigten uns wechselseitig bekannte Höhen des Waldes. Mit dem Fernrohre fanden wir manche befreundete Stellen.

Nach dem Mittagmahle trennten wir uns von der Hauptstraße, und fuhren auf einer Nebenstraße mehr morgenwärts unserem Ziele zu, das wir gegen den Abend erreichten.

Mittagwärts von den drei Sesseln und dem Blöckensteine liegt eine Ortschaft, welche den Namen Lackerhäuser

führt. Die Lackerhäuser aber liegen nicht bei einander, sondern auf einen sehr großen Raum zerstreut. Wie der Wald lange weiche polsterartige Erhöhungen oder sanfte Dachungen von sich hinab schiebt, auf denen entweder wieder Wald, oder zerstückte Wäldchen, oder helle Matten oder grünende Felder sind, so stehen auf solchen Matten oder an einem Wäldchen oder auf einem Hange die Häuser. Sie sind meist aus Holz, und haben ein flaches Dach, auf welchem große Steine liegen. Manches hat ein Stückchen weiße Mauer. Sie sind also eigentliche Waldhäuser, wie man sie unter vielerlei Namen auf den Schwellungen und Dachungen an dem Walde längs seiner ganzen Ausdehnung bis gegen Eger hin findet. Die Lackerhäuser haben eine kleine Schule, aber keine Kirche. Ihre Pfarrkirche steht mittagwärts eine Stunde von ihrer Mitte entfernt auf der halben Höhe eines langen Berges, und heißt Breitenberg. Eines der Lackerhäuser, fast das nördlichste, macht von allen übrigen eine Ausnahme. Es ist ein fast schloßähnliches Gebäude aus einem Haupthause und einem Seitenflügel bestehend. Es hat ein Stockwerk und noch Dachzimmer. Mathias Rosenberger, der durch Handel wohlhabend geworden war, hat es gegen das Jahr 1818 erbaut. Er ist auch der Wohlthäter und gewissermaßen der Vater der andern Lackerhäuser geworden. Sein jüngster Sohn, Franz Xaver Rosenberger erbte das Anwesen, dehnte seine Geschäfte noch mehr aus, und ward auch, wenn man so sagen darf, der Patriarch der Lackerhäuser. Er zierte seine Wohnung mit schönen meist alterthümlichen Geräthen, einigen Bildern und werthvollen Büchern, und führte ein schönes Mädchen aus einem achtbaren Bürgerhause Münchens als Gattin in seinen Wald, die jetzt die Mutter mehrerer lieben Kinder ist. Unter dem alten Rosenberger war das Haus auch ein Gasthaus. Franz baute ein eigenes stockhohes

Gasthaus neben seinem Hause. Das hinderte aber nicht, daß er stets Freunde oder höher gestellte Menschen gastlich in die Räume seines Hauses aufnahm. So wurde jene Stelle ein Punkt geselligen Verkehres, nicht nur für einzelne Reisende, die kamen, den Wald zu besuchen, sondern auch für ganze Gesellschaften, die erschienen, und für manche Familien aus Passau, München, Linz, Budweis und anderen Orten, die eine Zeit im Sommer oder Herbste in den Lackerhäusern zubrachten. Der Name Rosenberger wurde weithin bekannt. Wenn ich in der Ferienzeit meiner Studien oft von meiner Heimath Oberplan im südlichen Böhmen in jene Wälder streifte, stieg ich gerne auf der andern Seite zu dem alten Rosenberger hinab, und verweilte, nicht selten mit mehreren Genossen, durch eine Zahl von Tagen in seinem Hause, wo gute und sehr billige Bewirthung zu treffen war. So wurde ich mit seinen Kindern befreundet, was zur Folge hatte, daß ich mehrere Male in späteren Jahren mit meiner Gattin im Hause Franz Rosenbergers war, wo er uns im ersten Stockwerke des Seitenflügels eine Wohnung von einem größeren Zimmer und drei Kabinetten und einer Küche anwies. Wegen Kränklichkeit seiner Gattin brachte Rosenberger in späteren Jahren den Winter in Passau zu, und siedelte endlich vor einigen Jahren ganz nach Passau über. Die ebenerdigen Räume seines Hauses, ein Verkaufsgewölbe desselben und die Feldwirthschaft verpachtete er, das obere Geschoß des Hauses behielt er sich vor. Und so kömmt er oft von Passau in sein Waldhaus, und seine Gattin und ihre Kinder bringen jeden Sommer eine Zeit dort zu.

Ich bekam mit meiner Nichte im Sommer 1866 wieder meine gewöhnliche Wohnung.

Es ist ein reizender Blick aus den Fenstern dieser Wohnung. Ist er nicht so ergreifend wie der in eine

erhabene Alpengegend, so schmeichelt er sich je länger desto lieblicher in die Seele. Ein Kreis Land liegt gegen Mittag, dessen Ränder zu beiden Seiten des Hauses nahe, weiter weg etwa zu zwei bis fünf Meilen entfernt sind. Berge, Hügel, Abhänge, Schluchten, Thäler, Flächen, Wälder, Wäldchen, Wiesen, Felder, unzählige Häuser und mehrere Ortschaften mit Kirchen sind in diesem Kreise. Man kann Jahre lang hier weilen, und ersättigt sich nicht an der Mannigfaltigkeit der Gestaltungen. Und an klaren Tagen ragt an einer Stelle des südlichen Randes des Kreises noch die Prielgruppe der Alpen empor, und es sind rechts davon noch einige blaue Häupter sichtbar. Es ist ein wundervoller Anblick, wenn an Sommernachmittagen oder noch mehr in der Abenddämmerung an dem ungeheuern Gesichtskreise breite Gewitter hingehen, und ihre Feuer spielen lassen.

An der nördlichen Seite des Hauses sind Felder, deren Breite etwa zwei Flintenschüsse beträgt. Dann steigt der dichte ununterbrochene schwere Wald hinan. Das breite bläuliche, schwärzliche, grünliche Band schaut ungemein ernst und an Sonnentagen doch sanft auf die Lieblichkeit des südlichen Kreises hinab. Links, wenn man über das Haus hinblickt, zieht sich die ungemeine Mächtigkeit des Rückens des Sesselwaldes fort, der gegen seinen Rand hinauf einige entblößte Geröllstellen hat, die aber in der Nähe ein Gewirr häusergroßer Granitblöcke sind. Rechts ist die noch höhere Seewand mit noch mehr solchen Geröllstellen. An ihrer entgegengesetzten Seite liegt der Blöckensteiner See. Die Breite des sogenannten wilden Waldes beträgt in jener Gegend zwei bis drei Meilen. Ueberall, wo man in den reizenden Gefilden herum geht, und es sind der Wanderwege unzählige, einer lieblicher als der andere, zieht die Würde des Waldes den Blick an sich, und die Gegend, deren Anmuth man vielleicht auch

anderwärts anträfe, erhält durch diese Würde erst ihre Erhabenheit. An den Wänden des Waldes rinnen allwärts Quellen herab, und strömen in den tiefen, mitunter sehr scharfen Schluchten, die zwischen den weichen Kissen und Matten sind, dahin, so daß man an stillen Abenden durch die offenen Fenster das Rauschen in die Zimmer hört. Das Wasser ist glashell, daß man den Sand und die Steinchen des Grundes herauf schimmern sieht, und daß dort, wo es sich etwa still in einem Grunde des Waldes zwischen Steinen sammelt, und ruht, die Grenzfläche zwischen Wasser und Luft, wenn man in den Schlund hinein sieht, nicht zu erkennen ist. Weil das Wasser aus einem ungeheuern Granitlager kömmt, hat es fast keine Stoffe in sich gelöst, und ist der lieblichste und erquickendste Trank. Mit der edlen Waldluft ist es ein gesundheitsfreundliches Ding, wie man nur immer eines zu finden vermag.

Am Rande des Waldes ist in den Schluchten meist in und an dem Wasser ein Geschiebe von Granitblöcken. Sie gehen auch noch tiefer hinab, und nicht selten liegt mitten in dem Grün der Matten ein Block, so groß wie eine Waldhütte, und so dicht, daß die schönsten Werke daraus gemeißelt werden könnten. Oft stehen an solchen Blöcken schöne Bäume, besonders Ahorne, dann Birken, Eschen und andere Laubbäume mit Nadelholz gemischt, und solche Gruppen ziehen gegen den hohen Wald hinan. Und dieser Rand und das Land schimmern in einem Grün, wie man es sich kaum denken kann. Oberösterreich ist ein besonders grünes Land, und doch, wenn man von diesem Walde in seine Fluren hinab kömmt, sind sie beinahe grau.

Nicht blos gesundheitbringend, sondern auch stillend und seelenberuhigend ist es, wenn man hier wandelt und Alles auf sich wirken läßt: das Gras an dem Wege mit den tausendartigen Waldblumen und den weißen Stein darin

und den ernsten Baum und die hellen Wiesen und das einfärbige Getreide der Felder und die glänzenden Dächer der Hütten und die Hügel und Wäldchen und den Duft der Ferne mit manchem weißen Punkte einer Kirche und die unermeßliche leuchtende Himmelsglocke über dem Haupte. Und wenn man eine mäßige Höhe hinter dem Rosenbergerhause hinauf geht, sieht man am südlichen Rande des Landes das ganze ungemein sanfte Band der salzburgischen und steirischen Alpen mit manchem Blicke eines Schneefeldes darinnen. Zu allem dem vernimmt man das leise Rauschen der Bäche, mitunter den Klang einer Heerdenglocke von dem Walde herab, oder hoch oben das schwache Wirbeln einer Lerche. Man glaubt, die Welt ist voll Ruhe und Herrlichkeit. Und wenn man von dieser Ruhe in eine andere geht, in die des großen Waldes, so ist es wirklich wieder eine Ruhe und wirklich eine andere. Der Blick wird beschränkt, nur das Nächste dringt in das Auge, und ist doch wieder eine unfaßbare Menge der Dinge. Die edlen Tannen, wie mächtig ihre Stämme auch sein mögen, stehen schlank wie Kerzen da, und wanken sanft in dem leichtesten Luftzuge, und wenn der stillste Tag draußen ist, so geht in das Ohr kaum vernehmlich und doch vernehmlich ein schwaches erhabnes Sausen — es ist wie das Athemholen des Waldes. Zu der Tanne gesellt sich ihre geringere aber doch schöne Schwester, die Fichte, dann kömmt die hellgrünlaubige Buche und in den Tiefen an Wässern die Erle und es kommen andere wasserliebende Bäume. Und zwischen den Stämmen ist die Saat der Granitblöcke ausgebreitet, einige grau, die meisten mit Moos überhüllt, dann schaaren sich die Millionen Waldkräuter, die Waldblumen, dann sind die vielfarbigen Schwämme, die Ranken und Verzweigungen der Beeren, die Gesträuche, und es ist manches Bäumchen, das sein junges Leben beginnt. Hie und da blickt ein ruhiges

Wässerlein auf, oder schießt ein bewegtes durch die Dinge dahin. Wenn draußen das breite Meer des Lichtes war, so ist es hier in lauter Tropfen zersplittert, die in unzähligen Funken in dem Gezweige hängen, die Stämme betupfen, ein Wässerchen wie Silber blitzen machen, und auf Moossteinen wie grüne Feuer brennen. Oft, wenn eine Spalte ist, wird das Dunkel des Waldes durch eine glühende Linie geschnitten. Die vielen Thierchen des Waldes regen und bewegen sich, und wenn die auf dem Boden durch ihre Gestalt und Lebensweise ergötzen, so erfreuen die der Höhe durch ihre Laute. Und in Alles tönt das ununterbrochene Rauschen der Wässer. Und wenn man fortwandert, ändert sich Alles und bleibt doch Alles dasselbe. So kann man viele Stunden wandern, und spannt der heilige Ernst des Waldes Gemüther, die seiner ungewohnt sind, Anfangs wie zu Schauern an, so wird er doch immer traulicher, und ist endlich eine Lieblichkeit wie die draußen, nur eine feierlichere.

Und wie eindringlicher und erweckender wirkt es erst, wenn man irgend ein Ding zum Gegenstande seiner Betrachtung oder wissenschaftlichen Forschung macht, sei es das Leben der Himmelsglocke mit ihren Farben und Wolken, oder sei es das Leben mancher Thiergattung, oder seien es nur die verachteten Moose, die mit ihren verschiedenen Blättchen oder den dünnsten goldenen Seidenfäden den Stein überkleiden.

Da zeigt sich im Kleinsten die Größe der Allmacht.

Von den Scheuern des Rosenbergerhauses führt ein Fußpfad einem Wässerlein entgegen am Feldrande bis zu dem Walde. Dort strömt ein klarer Bach aus dem Dunkel hervor. Und von dort geht ein Weg, so trefflich, daß ihn eine Frau mit Stadtschuhen begehen kann, schräge an der Walddachung zu den drei Sesseln hinan. Wenn man sehr langsam geht, kömmt man in zwei Stunden an die Schneide

des Waldes hinauf. Man geht beständig unter hohen Bäumen, eine Strecke unter sehr schönen Buchen. Auf der Waldschneide stehen hie und da Granitgiebel empor, die aussehen, als wären sie aus riesigen Steinscheiben gelegt worden. Wahrscheinlich sind es Reste eines ausgewitterten gewaltigen Granitrückens. Manche sind gerade so wie steilrechte aus Steintellern gelegte Säulen. Die bedeutendsten sind der Sesselfels und der Hohenstein. Man kann noch den Seethurm des Blöckensteines dazu rechnen. Von andern Blöcken solcher Art, die noch auf der ungeheuern Schneide des ganzen Waldes stehen, ist hier nicht die Rede. In den steilrechten Sesselfels ist eine Steintreppe gehauen. Wenn man sie hinan gestiegen ist, steht man auf einer wagrechten Steinfläche, auf welcher nur einige Menschen Platz haben. Man steht gerade mit seinen Fußsohlen neben den Wipfeln der hohen Bäume. Mit Sesseln hat der Fels nicht die geringste Aehnlichkeit, eher wäre er ein großer Säulenknauf. Vor mehreren Jahren standen noch an der Oberfläche des Steins drei Lehnen empor, welche Spalten zwischen sich hatten, durch die man hinaus sah. Damals glich der Fels einem riesigen Predigtstuhle. Die Leute nannten die Lehnen Sessel, daher der Name. Ich wollte in dem Jahre 1855 in die nördliche Lehne wirklich einen Sitz hauen lassen, so daß man von ihm die ganze südliche Fernsicht genießen könnte; aber der Entschluß fand Verzögerungen durch Voranstalten, Umfragen und dergleichen. Indessen, waren nun die Lehnen schon seit Langem locker, oder ist die Auswitterung sehr rasch geschritten, fanden sich mehrere Leute, die sich die Arbeit machten, die viele Zentner schweren Lehnen in die südliche Tiefe zu stürzen. Dort liegen sie nun unter anderem Steingetrümmer. Als sie noch standen, waren sie von ferne wie ein Würfel auf dem Waldesrande zu sehen, jetzt ist von der Ferne nichts mehr sichtbar, weil

der Fels nur bis zu den Baumwipfeln reicht, außer es ständen eben Menschen auf ihm, die man dann mit dem Fernrohre finden würde.

Höhere Berge haben oft einen weniger lohnenden Fernblick als dieser Fels. Man sieht gegen Mittag hinab auf die Schwere des Waldes, durch den man herauf gegangen ist, und da zeigt er sie erst recht, wie es der Hinaufblick nicht vermag. Dann kömmt das hüglige Land bis zur Donau mit den tief drunten liegenden grünen Schwellungen und den weißen Ortschaften, Kirchen und Häusern darauf und den unzähligen Wäldchen, Wiesen und Feldern und mit manchem dunkeln Rücken, der ein großer Wald heißen würde, wenn man nicht auf dem sehr großen Walde stände. Dann erscheint der schleierige Streifen des obst- und kornreichen Landes nördlich der Alpen. Man sieht darin die Glanzfäden der Donau, des Inn und der Isar. Manche behaupten, mit Fernröhren die Thürme der Liebfrauenkirche von München gesehen zu haben. Ich konnte wohl die bairische Hochebene finden, sah aber nie diese Thürme. Regensburg wird durch die Wälder bei Stauf gedeckt. Endlich ist als Grenze die Krone des Ganzen, die Alpenkette vom Pinzgau bis zum Schneeberge in Unterösterreich, im zartesten gezackten Blau, daß der Kundige jede seiner Höhen und jedes seiner Schneefelder findet. Und über Allem ist der feeige Duft und Schmelz der Luft, der ausgedehnte Landschaften so unsäglich anmuthig macht, und den der Pinsel so selten erreicht, wenn es nicht etwa Claude Lorrain gelungen ist, der aber nie so große Dehnungen gemalt hat. Gegen Nordwest, Nord und Nordost ist die Aussicht beschränkter, aber sehr ernst. Waldwoge steht hinter Waldwoge, bis eine die letzte ist und den Himmel schneidet. Großartig ist es, wenn Wolkenberge an dem Himmel lagern, und mit blauen Schattenflecken dieses Waldmeer unterbrechen.

Kann man eine herrliche Alpenansicht ein schwungvolles lyrisches Gedicht nennen, so ist die Einfachheit dieses Waldes ein gemessenes episches.

Nicht weit von dem Sesselfels steht der Hohenstein, auf den eine hölzerne Treppe führt, und von dem aus eine größere Fernsicht nach Böhmen ist, aber eine weit kleinere nach Süden.

Von den Sesseln kann man auf einem knorrigen, steinigen, oft sumpfigen Wege, der streckenweise, namentlich gegen das Ende, gar kein Weg mehr ist, immer auf der Schneide des Waldes ostwärts gehend in etwas mehr als zwei Stunden zu dem Blöckensteine gelangen, der höher ist als der Sesselberg, aber eine geringere Rundsicht hat. Wenn man jedoch um den Steingiebel, der den Namen Seethurm führt, links herum wendet, und einige Schritte abwärts geht, steht man plötzlich auf dem Rande einer steilrecht abfallenden Felsenwand. Links sieht man gewaltige Felsen nieder steigen, rechts steigen Felsen hinab, überall gehen Wälder hinab, und auf dem Grunde dieser Nische an dem Saume eines Gewirres hinabgestürzter und bleichender Baumstämme steht ein ruhiges starres schwarzes Wasser, jenseits von einem schmalen dunkeln Waldbande gesäumt. Es ist der Blöckensteinsee. An sonnigen Tagen zeigt der Hinabblick in all das blaue Dämmern und Weben der hinunter steigenden Wälder, der hinunter stehenden Felsen, des bleichenden Saumes, des stahlblau und schwarz schillernden Wassers, des Uferbandes, und dann ein Blick auf das einfärbige Himmelblau etwas so zauberhaft düster Holdseliges, daß manche Gemüther davon mächtiger erfaßt werden als von der Pracht des Blickes von den Sesseln aus. Ich konnte einmal einen Freund von der Felsplatte, die an der Wand gleichsam über dem See schwebt, kaum fort bringen. Man kann den See links von der Wand aus umgehen, und an sein flaches jenseitiges

Ufer hinab gelangen, aber der Gang ist durch die Steintrümmer, Farrenkräuter, Brombeerranken und anderes Geniste und über gefallene modernde Bäume äußerst beschwerlich. Die von dem Moldauthale aus den See besuchen, kommen an seinem östlichen flachen Ufer an. Man hat dort an Nachmittagen den schönsten Anblick gegen die schattige gleichsam wie in Schleiern zitternde Seewand. Ich habe beide Anblicke, den von oben und den von unten, vielfach genossen, und weiß nicht, welcher vorzuziehen ist.

Vom See gelangt man auf einem andern Wege leicht in zwei Stunden zu dem Rosenberger Hause hinab.

Im Sommer, besonders aber im Frühherbste, dessen Tage im Walde oft sehr schön und trocken sind, kommen häufig Reisende in die Lackerhäuser, um die Sessel und den See zu besuchen. Der See ist auch schon gemalt worden. Im Sommer, am Tage des heiligen Jakob, wird an den Sesseln jährlich ein Volksfest abgehalten. Da ist eine Menschenmenge an dem Fuße des Sesselfelsens, und es wird gesotten und gebraten. Wie viele aber gehen da hinauf, die nicht die Herrlichkeit der Natur im Sinne haben.

Die Lackerhäuser stehen auf bairischem Boden hart an der österreichischen Grenze. Man gelangt in einigen Minuten von dem Rosenbergerhause zu dem Bache, der die Grenze bildet. Jenseits desselben stehen wieder zerstreute Häuser der Ortschaft Schwarzenberg, deren Kirche nebst dem Schulhause von einem fast kegelförmigen Berge empor ragt. Auf dem Fußwege gelangt man leicht in drei Viertheilen einer Stunde zur Kirche. Der Fahrweg ist weiter. Vom Rosenbergerhause führt eine schmale Straße abwärts bis zu dem sogenannten Grenzaufseherhause, wo sie in die bairische Straße mündet, die von Waldkirchen her östlich gegen Oesterreich läuft. Diese Straße geht bis an die Grenze, wo ein Zollhaus für Oesterreich und Baiern steht. Von da

knüpft sich die österreichische Straße an, und geht südöstlich über Schwarzenberg nach Aigen, wohin man mit guten Pferden in zwei Stunden gelangt. In Aigen wird man von der Reichsstraße zwischen Krumau und Linz aufgenommen, und kann von da leicht in sechs bis sieben Stunden nach Linz fahren.

Einer schönen Ebereschenallee muß ich noch erwähnen, die eine Strecke an dem Rosenberger Wege von dem Hause aus dahin läuft. Am Ende der Allee hat Rosenberger eine Kapelle bauen lassen, auf derem Altare ein gutes Marienbild ist. An gewissen Tagen des Jahres wird in der Kapelle Messe gelesen. Das geschieht zuweilen bei Gelegenheiten auch an andern Tagen. Einmal traf ich einen Priester aus Passau in den Lackerhäusern, wo er gesundheitshalber verweilte, und da war täglich in der Kapelle Gottesdienst. Auf dem Dache des Seitenflügels des Rosenbergerhauses ist ein Thürmchen mit einer Glocke, die das Zeichen zur Morgen-, Mittag- und Abendandacht gibt.

Das ist die Gegend, in welcher ich so gerne und so oft weilte, und zu welcher ich auch jetzt meine Zuflucht nahm.

Ich stieg wegen meiner noch nicht ganz befestigten Gesundheit nicht auf die großen Höhen, ging aber sonst nach allen Richtungen herum. An jedem schönen Tage ging ich mit Katharina nachmittags auf dem anmuthigen Wald und Wiesen und Felder durchschneidenden Fußwege nach Schwarzenberg, um dort die Post zu erwarten, ob sie etwa ein Lebenszeichen oder die eine oder andere Gabe, deren meine Gattin oft sendete, aus Linz bringe. Abends gingen wir wieder in unsere Wohnung zurück.

Als der Krieg ausbrach, schrieb ich meiner Gattin, sie möge nicht zu mir kommen, sondern in Linz auf weitere Nachricht von mir warten.

Im Anfange des Juli ging ich selber nach Linz.

Katharina ließ ich in den Lackerhäusern zurück, unsere Wohnung zu hüthen, und auf weitere Weisung zu warten.

In Linz fand ich meine Gattin und Marie in vollkommenster Gesundheit.

„Siehst Du", sagte meine Gattin, „Deine Ahnung, daß ich krank werden könnte, war eitel, ich habe mich nie wohler befunden."

„Gott erhalte dich so", antwortete ich, „dann ist Vieles leichter zu ertragen."

Ich blieb bis zum achten August theils in Linz theils auf dem Berge Kirchschlag bei Linz.

Am achten August ging ich wieder in die Lackerhäuser, meinen Landaufenthalt fortzusetzen.

Im September kam auch meine Gattin zu mir. Es wurden außerordentlich schöne Herbsttage, die wir mit einander genossen, und sie dauerten an. Der October war so sonnig und warm, wie ich selten einen erlebt hatte.

Gegen das Ende des Monates October machte ich meiner Gattin den Vorschlag, sie möge mit Katharina nach Linz fahren, ich wolle noch, so lange es nur immer das Wetter gestattet, in den Lackerhäusern bleiben, um die Heilsamkeit des Waldes bis auf die letzte Möglichkeit auf mich wirken zu lassen. Ihre Besorgniß, daß ich dann allein in der Wohnung sei, behob ich dadurch, daß ich ein Schreiben in das benachbarte Neureichenau an Anna Göschel, eine ältliche nicht ungebildete uns befreundete Frauensperson, die oft bei Drang der Gäste im Rosenbergerhause wegen ihrer Geschicklichkeit Aushilfe leistete, mit der Bitte sandte, sie möge einige Zeit in den Lackerhäusern meine Haushälterin machen, und daß die Antwort zurück kam, sie wolle es sehr gerne thun. Und so bestellte ich bei dem Wirthe Gruber in Aigen einen bequemen Wagen für meine Gattin und Katharina.

Am 29t. October vormittags hob ich beide in den Wagen, wir sagten uns das letzte Lebewohl, versprachen fleißiges Briefschreiben, freuten uns auf baldiges Wiedersehen, und der Wagen rollte dahin. Ich sah ihm noch mit dem Fernrohre aus dem Fenster nach, bis er mir in der Nähe der Kirche von Schwarzenberg entschwand.

Dann war ich in der Wohnung allein, und aß auch allein mein Mittagessen.

Nachmittags kam Anna, und es begann das Haushälterleben. Was ich vorausgesehen hatte, erkannte ich im ersten Augenblicke als richtig. Anna war die Zartheit, Sorgfältigkeit, Aufmerksamkeit selber, so daß ich erfreut und beinahe gepeinigt zugleich war. Ich schrieb sofort an meine Gattin, daß ich in aller Hinsicht wohl versorgt sei, und daß sie ganz ruhig sein könne. Dieser Brief kreuzte sich mit einem von ihr, worin sie mir meldete, daß sie am 29t. sehr gut in Aigen angekommen sei, dort Besuche gemacht, und die Nacht dort zugebracht habe. Am 30t. sei sie bei schönstem Wetter und mit heiterstem Gemüthe um vier Uhr in Linz angelangt, und sie schreibe mir dieses sogleich.

Ich war nun, so weit es möglich war, fröhlich, und fing an, mich ungestört der unsäglichen Herbstpracht der Wälder hinzugeben.

Nach zwei Tagen aber erhielt ich einen Brief von unserem Arzte aus Linz, in welchem er mir allerlei schrieb, das er zu schreiben nicht nöthig gehabt hätte. Am Schlusse sagte er noch, daß er bei einem Besuche meine Gattin etwas fiebernd mit Ergriffenheit der Leber angetroffen, und Mittel verordnet habe. Ich möchte aber ja nicht kommen; sie wisse, daß er geschrieben habe, und würde, falls ich plötzlich erschiene, glauben, sie sei lebensgefährlich, und die Erschütterung könne dann wirklich gefährlich werden. Das Weitere werde man mir melden.

Ich aber sah augenblicklich die Gefahr.

Sofort begann ich zu packen. Allein die Betrachtung, daß meine Gattin in der That nicht unvorbereitet auf meine Ankunft sein dürfe, überwog doch zuletzt Alles in meinem Herzen. Ich setzte mich hin, und schrieb an den Arzt und an Marie, ich wolle kommen, sie möchten die Kranke vorbereiten, und mir Meldung thun. Marie möge mir jedenfalls alle Tage schreiben, wenn mir auch die Briefe wieder nach Linz nachgeschickt werden müßten.

Die Antwort sagte, ich möchte ja nicht kommen, und den Gang nicht stören, es gehe Alles sehr gut. Ich blieb also wieder bis auf die nächsten Briefe. Diese sagten wieder Gutes, und sagten, der Arzt werde mir schreiben, wann ich kommen soll. Marie sendete mir des nächsten Tages Trostesworte folgenden Inhalts: „Seien Sie ganz ruhig, die kranke Frau hat das Bewußtsein wieder, der Arzt ist auch sehr eifrig, und thut das Möglichste. Er kömmt täglich zwei Male." Diese Tröstung versetzte mich in die unbeschreiblichste Angst. Ich schrieb, man solle mir den Namen der Krankheit nennen. Man nannte ihn nicht. Ich war zu nichts mehr fähig, als Briefe zu schreiben und Briefe zu erwarten. Und die Briefe mußte ich freundlich und gelassen schreiben. Tag auf Tag verging. Jeder war lang, die Nacht war noch länger. Ich konnte fast nichts mehr essen. Anna tröstete unaufhörlich. Unser ganzes Gespräch war die kranke Frau, und am tiefsten aber auch lindernd ging es mir in die Seele, wenn Anna von den Tugenden der Frau sprach, von ihrer Güte, Sanftmuth, Häuslichkeit, Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, Leutseligkeit. So ward es Morgen und Abend und wieder Morgen und Abend.

Endlich am 15. November erhielt ich einen Brief von dem Arzte, der sagte: „Ihre Frau Gemahlin ist außer Gefahr. Die Krankheit war ein gallichtes Magenfieber.

Kommen in einigen Tagen. Sie ist vorbereitet, sie freut sich auf Ihre Ankunft, sie wird nicht erschüttert werden."

Der Tag war ein Donnerstag.

Ich wollte nun pünktlich der Weisung des Arztes folgen, und sandte Freitags einen Brief an Gruber nach Aigen, er möchte mich Montags mit einem Wagen nach Aigen holen lassen, und Dienstags mich mit diesem Wagen nach Linz schaffen. Die Antwort lautete, der Wagen werde kommen.

Ich packte nun meine Sachen zusammen, legte mir zurecht, wie ich ohne alle Erregung zu dem Bette meiner Gattin treten wolle, damit sie nicht in zu große Empfindung gerathe. Marie sandte noch täglich einen Brief, der die fortschreitende Besserung bekundete. So kam der Sonntag.

Bis dahin war gutes Wetter gewesen. Die Leute arbeiteten in Hemdärmeln auf den Feldern, und die Rinder waren noch auf den Wiesen und Wintersaaten.

In der Nacht von Sonntag auf Montag erhob sich ein Wind, der Morgens zum Sturme wuchs. Als es graute, sah ich, daß die Gegend mit Schnee bedeckt sei, und als die Tageshelle gekommen war, sah ich auch, daß es heftig schneie. Das Thermometer zeigte 0 Grade. Ich hoffte daher, daß unter Tags Regen kommen werde. Aber es blieb bei 0, und das Schneien wurde stärker. Ich faßte Besorgnisse. Um zwölf Uhr kam der Wagen. Der Kutscher sagte zu mir: „Sie können nicht fahren. Es sind schon Schneeverwehungen. Auf dem Rosenbergerwege herauf brauchte ich Männer, die mir den Wagen hielten, daß er nicht stürze, und die Pferde sanken oft bis an den Bauch. Ich werde nach Schwarzenberg trachten. Von dort ist die Straße fahrbarer, vielleicht komme ich noch nach Aigen. Wenn es nicht geht, warte ich in Schwarzenberg auf das Weitere." Alle Männer, der Pächter, der Wirth, und die im Gasthause

waren, sagten, ich dürfe mich der Gefahr nicht aussetzen, auf freiem Felde mit dem Wagen liegen bleiben zu müssen. Wie hier die Gegend und wie jetzt die Jahreszeit ist, wird es sich bald ändern. Der Schnee ist ganz naß, morgen regnet es, und Alles ist gut. Anna beschwor mich. Ich sagte also dem Kutscher, er möge wieder mit Männern den Wagen nach Schwarzenberg bringen, und dort thun, wie er für gut finde. Sei er morgen in Schwarzenberg, und es trete Regen ein, und man könne fahren, so möge er wieder um mich kommen. Er sagte es zu, und in einer Stunde fuhr er fort.

Und von nun an erlebte ich ein Naturereigniß, das ich nie gesehen hatte, das ich nicht für möglich gehalten hätte, und das ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe. Es wurde ein Schneesturm, wie ich ihn nie ahnte, und es wurden Wirkungen, die weit über mein Wissen gingen. Und zwei und siebenzig Stunden dauerte die Erscheinung bei ihrem ersten Auftreten ununterbrochen fort.

Als sich der Kutscher entfernt hatte, stand ich an dem Fenster, und betrachtete, was draußen geschah. Anna erzählte mir Geschichten, wie Menschen an Orten eingeschneit worden seien, und lange nicht fort gekonnt hatten. Da ich selber in einem Schneelande geboren und mit Winterstürmen vertraut bin, und weiß, wie das verläuft, achtete ich nicht auf sie. Ich kehrte meine Aufmerksamkeit nach Außen. Die Gestaltungen der Gegend waren nicht mehr sichtbar. Es war ein Gemische da von undurchdringlichem Grau und Weiß, von Licht und Dämmerung, von Tag und Nacht, das sich unaufhörlich regte und durcheinander tobte, Alles verschlang, unendlich groß zu sein schien, in sich selber bald weiße fliegende Streifen gebar, bald ganze weiße Flächen, bald Balken, und andere Gebilde, und sogar in der nächsten Nähe nicht die geringste Linie oder

Grenze eines festen Körpers erblicken ließ. Selbst die Oberfläche des Schnees war nicht klar zu erkennen. Die Erscheinung hatte etwas Furchtbares und großartig Erhabenes. Die Erhabenheit wirkte auf mich mit Gewalt, und ich konnte mich von dem Fenster nicht trennen. Nur war ich des Kutschers wegen, der jetzt zwischen mir und Schwarzenberg sein mußte, besorgt. Das Thermometer stand unbeweglich auf 0. Das Queckſilber im Barometer wies, nach der hohen Lage der Gegend, $25^1/_4$ Zoll. 26 Zoll sind in den Lackerhäusern der Mittelstand.

Da ich einen Spaziergang im Freien nicht machen konnte, nahm ich meinen Mantel um, und ging in dem Gange des Hauptgebäudes im ersten Stockwerke hin und wieder. Ich blickte auch hier mit Staunen durch die Fenster der beiden Enden des Ganges hinaus. Es war immer dasselbe, das Außerordentliche. Ueberall im Hause war Schnee, weil er durch die feinsten Ritzen eindrang.

Gegen die Dämmerung ließ ich meinen Bothen Joseph aus dem Nebenhäuschen des Rosenbergerhauses holen, und fragte ihn, ob er sich nach Schwarzenberg zu gehen getraue.

„Mit einer Laterne schon", sagte er, „es ist nicht so schreckhaft."

Ich gab ihm einen Brief an meine Gattin, worin ich ihr meldete, daß ich wegen zu starken Schneiens nicht abreise, daß ich aber den ersten besseren Tag zur Abreise benützen werde; ich trug ihm auf, daß er auf die Post warten, und mir den Brief, der aus Linz kömmt, bringen möge.

Er ging später mit einer Laterne fort.

Ich packte aus meinem Koffer wieder einiges Nothwendige aus, und saß dann mit Anna bei unserem Lichte an dem Tische. Wie es draußen sei, konnten wir nicht erkennen, da Alles völlig schwarz geworden war; aber den Sturm hörten wir rütteln, und das sahen wir, daß die

Fenster unserer Küche und der Kammer daneben, die keine Außenfenster hatten, schon ganz zugeschneit waren.

Da wir unsere Abendsuppe genossen hatten, schickte ich Anna in ihre Schlafkammer im Hauptgebäude, und wartete auf meinen Bothen. Er kam eine halbe Stunde nach zehn Uhr bis auf die Brust hinauf mit Schnee überhüllt.

„Morgen kann Niemand mehr ausgehen", sagte er, und gab mir den Brief.

Auf mein Befragen erzählte er mir, daß der Kutscher aus Aigen nicht in Schwarzenberg geblieben, sondern nach Aigen fort sei. Die Post, die in einem Schlitten gekommen sei, habe ihn in Ulrichsberg gesehen, von wo er bis Aigen keine Gefahr mehr habe. Ich reichte ihm seinen Lohn, ließ ihn durch meine untere Treppenthür in's Freie, und versperrte mich dann in meiner Wohnung. Mariens Brief sagte mir, es gehe immer besser, und meine Gattin freue sich schon, daß ich bald nach Linz kommen werde.

Ich suchte nun meine Ruhestätte, in welche wenig Schlaf gelangte.

Es erschien nun der Dienstag, und bei dem ersten Tagesschimmer sahen wir, daß es draußen gedauert habe wie gestern, und daß es noch daure. An den Mauern des Hauptgebäudes sahen wir jetzt das Emporwachsen des Schnees. Vor unsern Fenstern war ein Berg desselben, aus dem Garten dämmerte einer herüber, der schon höher war als das Gartenhaus, die Thür des Hauptgebäudes war verschneit, so daß, als eine Magd sie von innen öffnete, der Schnee auf sie hinein fiel, daß sie mit hölzernen Schaufeln ausgeschaufelt werden mußte. Die Mauern waren weiß, und von allen Vorsprüngen und Dächern hingen die vielgestaltigsten Schneegethüme nieder. Ich konnte nichts thun, als immer in das Wirrsal schauen. Das war kein Schneien wie sonst, kein Flockenwerfen, nicht eine einzige

Flocke war zu sehen, sondern wie wenn Mehl von dem Himmel geleert würde, strömte ein weißer Fall nieder, er strömte aber auch wieder gerade empor, er strömte von links gegen rechts, von rechts gegen links, von allen Seiten gegen alle Seiten, und dieses Flimmern und Flirren und Wirbeln dauerte fort und fort und fort, wie Stunde an Stunde verrann. Und wenn man von dem Fenster weg ging, sah man es im Geiste, und man ging lieber wieder zum Fenster. Der Sturm tobte, daß man zu fühlen meinte, wie das ganze Haus bebe. Wir waren abgeschlossen, die ersten Bäume der Allee, zwanzig Schritte entfernt, waren nicht mehr sichtbar. Zum nächsten Hause geht man sonst in einigen Minuten. Sie konnten nicht zu uns, wir nicht zu ihnen. Von Ausschaufeln, selbst zu dem einige Schritte entfernten Gasthause, war bei diesem Sturme keine Rede. Man konnte nur das Toben anschauen, und hatte keine Ahnung, wohin das führen werde.

Von meiner Gattin konnte ich keine Nachricht erhalten. Nach Schwarzenberg war nicht zu gelangen, und die Post konnte bei diesem Wetter nicht gehen. Wenn sie nun von mir, der ich täglich geschrieben hatte, kein Schreiben mehr erhält, wenn sie aus der Zeitung erführe, daß die Posten aus dem Walde ausgeblieben sind, wenn sie rückfällig würde! Aber mit allen Gedanken konnte man nichts als nur harren. Der Barometerstand und der Thermometerstand waren wie gestern, es konnte jeden Augenblick regnen; aber es regnete nicht, und regnete nicht.

Es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es wurde Abend. Immer das Gleiche.

In der Finsterniß, da man das Flirren nicht sah, mußte man es sich vorstellen, und stellte es sich ärger vor, als man es bei Tage gesehen hatte. Und zuletzt wußte man auch nicht, ob es nicht ärger sei.

Ich legte mich in's Bett; der Sturm tönte, als wollte er den Dachstuhl des Hauses zertrümmern.

Es kam Mittwoch.

Das Tageslicht zeigte die gleiche Erscheinung. Der Gipfel des Schneeberges, der einige Schritte entfernt von meinen Fenstern stand, reichte bis zu mir herauf, die Schneewulst im Garten war empor gewachsen, daß sie in gleicher Höhe mit den Fenstern des ersten Stockwerkes stand, und die Thür am untern Ende der Treppe zu meiner Wohnung, die nach Außen aufging, konnte nicht mehr geöffnet werden. Und immer noch dauerte das Schneeflirren fort.

Was Anfangs furchtbar und großartig erhaben gewesen war, zeigte sich jetzt anders, es war nur mehr furchtbar. Ein Bangen kam in die Seele. Die Starrheit des Wirbelns wirkte fast sinnbestrickend, und man konnte dem Zauber nicht entrinnen. Dazu der Gedanke, wenn etwa, wie die Knechte fahrlässig sind, in den Scheuern des Hauses Feuer ausbräche, was dann? Wir hatten an diesem Tage auch nur mehr das letzte Stückchen Fleisch; ich aß aber keines.

Nachmittags stieg das Barometer sehr rasch und hoch, und es kam ein Lichtschein in mein Gemüth. Gegen den Morgen hörte der Wind auf, und es ward Stille. Später sah ich Sterne durch die Fenster herein scheinen.

Am nächsten Tage, Donnerstag, war an dem tiefblauen Himmel kein Wölklein, und die Sonne strahlte auf das unermeßliche Weiß blendend hernieder. Der Pächter ließ einen Weg in das Gasthaus schaufeln. Menschen kamen hoch auf dem Schnee mit Schneereifen zu uns und in das Gasthaus. Ich ging auch in dasselbe. Dort sahen die Angekommenen verstört aus, und achtzigjährige Männer sagten, daß sie das nie erlebt haben. Ich ließ bei dem Bürgermeister der Lackerhäuser anfragen, wann er schaufeln

lassen werde. Er antwortete, morgen werde er einsagen lassen. Das war mir zu spät. Ich bestellte nun durch Joseph eine Zahl Männer, und trug ihnen auf, sie möchten den Weg bis zu den Aufsehern schaufeln, daß ein Schlitten durchkommen könne. Sie machten sich an's Werk. Mittags kamen sie, und sagten, es sei nun bis zu den Aufsehern offen; aber auf der Waldkirchnerstraße könne man auch nicht bis zu dem Zollhause, ein zweispänniger Schlitten aus Klafferstraß habe es versucht, und habe umkehren müssen, vom Zollhause aber sei weiter zu gelangen, auf der Oesterreicherstraße arbeiten alle Gemeinden. Ich trug ihnen nun ferner auf, auch bis zum Zollhause zu schaufeln. Abends waren sie fertig, und ich bezahlte sie. Dann gab ich Joseph einen Brief an meine Gattin und einen an Gruber in Aigen, den letzten des Inhaltes, es sei nun zu mir hin offen, er möge morgen bei Empfang dieser Zeilen einen Schlitten senden. Früher hatte mir Gruber einmal gesagt, ich möge, wenn ich etwas Dringendes zu melden habe, den Brief durch den Postkutscher senden, der ihn sogleich bei seiner Ankunft in Aigen abgebe, während die Post dieß erst nach Stunden thue. Ich sagte also Joseph, er solle auf dem geschaufelten Wege nach Schwarzenberg gehen, den Brief an Gruber dem Postkutscher geben, und ihn bitten, daß er denselben morgen frühe gleich bei seiner Ankunft in Aigen dem Gruber einhändige. Joseph ging, kam zurück, und sagte, Alles sei in Ordnung. Er brachte mir auch Mariens rückständige Briefe, die die Post erst an diesem Tage von Rohrbach gebracht hatte. Sie enthielten Versicherungen der Besserung, aber auch den Wunsch meiner Gattin, ich möge bei schlechtem Wetter nicht reisen, daß es mir nicht schade. Ich hatte nun eine ruhigere Nacht.

Der nächste Tag, Freitag, war still und sanft bewölkt. Mittags stand ich am Fenster, und erwartete den Schlitten.

Alles war gepackt, ich in Reisekleidern. Aber der Schlitten kam nicht, und es kam keine Nachricht. Ich war in unbeschreiblicher Unruhe. Nachmittags fiel das Barometer eben so rasch, als es Mittwochs gestiegen war. Ich schrieb nun einen Brief an den Wirth Weichselbaum in Schwarzenberg. Der Wirth ist der Beförderer der Post, er sendet täglich zwei Pferde über Aigen nach Rohrbach, die Abends wieder zurück kommen. Zu diesem Behufe und andern Geschäften hat er sechs Pferde, aber keinen recht geeigneten Wagen. Ich schrieb ihm, er möge mir morgen was immer für einen Schlitten senden, und mich nach Aigen bringen. Joseph kam spät zurück, brachte mir Mariens Brief, sagte, der zurück gekehrte Postkutscher habe versichert, er habe meinen Brief an Gruber abgegeben, und Weichselbaum lasse mir sagen, morgen sende er einen der zwei Postschlitten um mich.

Ich las nun den günstigen Brief Mariens, und legte mich halb beruhigt zu Bette, konnte aber nicht schlafen. Es war mir immer, ich höre ein schwaches Sausen. Das Sausen war auch wirklich, es wuchs, und noch vor Mitternacht war Sturm.

Morgens, Samstag, war der Schneesturm wieder so stark wie in den früheren Tagen, mein geschaufelter Weg war wieder zu, Weichselbaums Schlitten konnte nicht kommen, und Alles war vergeblich gewesen. Das Thermometer zeigte 0, das Barometer stand auf $25^1/_4$. Wie lange wird nun der Sturm dauern, und was wird werden, wenn die neuen Schneemassen zu den alten kommen, und wenn sie so hoch sind wie die alten, und wenn sie höher sind? Mir klebte die Zunge an dem Gaumen, ich aß nichts mehr, sondern träufelte nur Liebigs Fleischextract in warmes Wasser, und trank die Brühe. Das Flirren war nun geradezu entsetzlich, und es riß die Augen an sich, wenn man

auch nicht wollte. Nachmittags stieg das Barometer wieder rasch. Die Nacht war ohne Schlaf.

Der folgende Tag, Sonntag, war still aber trüb. Die Leute traten, da sie zu uns kamen, und von uns gingen, mit Schneereifen auf den feuchten Schnee so feste Fußstapfen, daß man auf ihnen gehen konnte. Jeder Tritt aber seitwärts hätte unberechenbares Einsinken zur Folge gehabt. Nachmittags ging ich auf diese Fußstapfen tretend die Allee entlang und weiter fort. Ich ging Schneestiegen hinan, und Schneestiegen hinab. Alleebäume sahen mit ihren Kronen wie Gesträuche aus dem Schnee. Alles war anders. Wo ein Thal sein sollte, war ein Hügel, wo ein Hügel sein sollte, war ein Thal, und wo der Weg unter dem Schnee gehe, wußte ich nicht; denn man hatte die Ruthen zur Bezeichnung desselben noch nicht gesteckt. Der erhabene Wald, obwohl ganz beschneit, war doch dunkler als all das Weiß, und sah wie ein riesiger Fleck fürchterlich und drohend herunter. Bekannte Gestaltungen der Ferne vermochte ich nicht zu finden. Neben der Kapelle war ein Schneerücken, von dessen Schneide man auf [das] Kapellendach nieder sah. Ich brauchte zu einem Wege von Minuten eine Stunde.

Gegen Abend schickte ich Joseph wieder mit einem Briefe an meine Gattin nach Schwarzenberg. Er brachte mir einen Brief von Marie mit guten Versicherungen und die Nachricht von Weichselbaum, daß er mich wohl von Schwarzenberg nach Aigen bringen könne, daß aber von Schwarzenberg in die Lackerhäuser nicht durch zu dringen sei. Joseph erzählte auch, daß heute gegen Mittag Grubers Kutscher mit einem Schlitten um mich gekommen sei, daß er aber in Schwarzenberg wieder habe umkehren müssen.

Am Montage war leichtes Schneien mit etwas Wind. Es fielen zum ersten Male wieder Flocken.

Ich hielt mich für krank, weil ich schon in den dritten Tag nichts gegessen hatte. Ich sandte Joseph um den Arzt nach Schwarzenberg. Dieser kam mit Schneereifen, in Schweiß gebadet, und hatte drei Stunden gebraucht. Er untersuchte mich, und sagte dann, ich sei nicht krank, könne es aber werden. Mein Entschluß war nun gefaßt. Ich schrieb einige Zeilen an Weichselbaum, die besagten, morgen komme ich nach Schwarzenberg, er möge mir einen Schlitten zur Fahrt nach Aigen bereit halten. Den Arzt bath ich, den Brief zu übergeben. Er versprach es, und verließ mich. Dann ließ ich Joseph holen, und beauftragte ihn, er möge mir Männer bestellen, die mit Schneereifen morgen beim Tagesgrauen zu mir kommen sollen. Ich werde nach Schwarzenberg gehen, und weil ich es mit Schneereifen nicht kann, so sollen sie mit ihren Schneereifen mir einen Pfad auf dem Schnee nieder treten, der mich trägt. Einer soll mein Gepäck mit einem Handschlitten ziehen. Joseph versprach, Alles zu besorgen.

So kam die Nacht. Mein Wunsch war nun der einzige: nur morgen kein Sturm.

Die Nacht war ruhig. Der Tag brach an, und hatte grauen Himmel und leichtes Gestöber. Da kamen die Männer und Joseph. Ich sagte ihnen noch ein Mal mein Anliegen, und sie antworteten, so gehe es. Anna rang die Hände. Ich bath sie aber, meine Habschaften, die da bereit lägen, dem Manne auf den Schlitten packen zu helfen, ich gehe gleich fort, ich könne nicht mehr warten. Dann dankte ich ihr, da sie bitterlich weinte, für alle Sorgfalt und Treue, und nahm Abschied. Ich ging nun in meinen Oberrock geknüpft die Treppe hinunter, verabschiedete mich unten von dem Pächter und seiner Frau, und trat meinen Weg an. Die Männer stampften Fuß neben Fuß setzend vor mir einen Pfad. Es ging so langsam, daß ich kaum in

jeder Secunde einen Schritt machen konnte; aber der Pfad trug mich. Gegen die stechenden Nadeln, die wagrecht in der Luft daher flogen, spannte ich den Regenschirm auf. So kamen wir weiter. Wir überwanden Schneehügel, Schneewülste, Schneefelder. Um und über uns war dichtes Grau, unter uns das Weiß. Ich hätte allein die Richtung nicht gefunden. Ich fand mich erleichtert. Der Mann mit dem Schlitten kam uns nach, und war erfreut; denn der Wind verwehte in kurzer Strecke hinter uns den Pfad wieder. Ich glaubte, wir kommen nie mehr zu dem Aufseherhause. Endlich erkannte ich in der dichten Luft die Umrisse des Hauses, und wir kamen bald zu demselben. Dort auf der Waldkirchnerstraße wurde es besser. Auch das war besser, daß wir gegen Osten gingen, und den Wind im Rücken hatten. Im Zollhause konnten die Schneereifen abgelegt werden, und wir vermochten nun auf der österreichischen Straße in gewöhnlichem Schritte fort zu gehen. Und so kamen wir nach einer Wanderung von mehreren Stunden in das Gasthaus von Schwarzenberg.

Als ich in das Zimmer getreten war, sagte die Wirthin: „Sie sind da, und mein Mann und mein Sohn sind mit unsern zwei Schlitten nach Aigen gefahren."

„Hat er denn meinen Brief nicht bekommen?" fragte ich.

„Der Herr Doctor hat ihn erst heute gebracht, da beide schon fort waren", antwortete sie.

„Haben Sie ein Zimmer für mich, wenn ich bis morgen warten muß?" fragte ich.

„Nein", sagte sie, „aber Sie können in unserem Nebenhäuschen beim Martin schlafen."

Martin ist ein Postkutscher Weichselbaums, und ich bin oft mit ihm gefahren. Ich ließ meinen Männern Speise und Trank geben, und ging dann in das Nebenhäuschen, und fand Martin zu Hause und in seiner sehr heißen

Stube. Ich setzte ihm die Sache auseinander, und fragte, wo ich da schlafen könnte. Er meinte, man mache mir aus Stroh ein Lager auf die Erde. Ich nahm in der warmen Stube frische Wäsche, die ich in einem Päckchen habe mittragen lassen, und ging dann wieder in die Gaststube zurück. Dort bezahlte ich die Männer, und träufelte für mich wieder Fleischextract in warmes Wasser.

Ein erfreuliches Zeichen traf mich in Schwarzenberg. Der Postmeister brachte mir einen Brief, der gestern gekommen war. Er war von der Hand meiner Gattin geschrieben, und so lieb, daß ich vor allen Menschen in Thränen ausbrach.

Auch andere Leute waren gekommen, mich zu sehen. Es wurde von dem Schnee gesprochen, und wie so ein Gottesgericht einbrach. Es können ja Leute erhungern.

„Mein Gott", sagte die Wirthin, „die zwei Pferde wären da, mit denen Sie in Oberplan und in Obermihel gewesen sind, Martin ist auch da, wenn nur in ganz Schwarzenberg ein Schlitten wäre, besser als unser Fuhrschlitten."

„Ist ein Fuhrschlitten da?" fragte ich.

„Ja", antwortete sie.

„Zeigen Sie mir ihn", sagte ich.

Sie führte mich in den Hof, und zeigte mir einen Schlitten, der an der Mauer lehnte. Er hatte breite hölzerne Kufen, zwei Leitern, und war vorne und rückwärts offen.

„Könnten Sie mir einen Sitz auf diesen Schlitten binden lassen?" fragte ich.

„Einen sehr guten Sitz", antwortete sie.

„Also einen Sitz hinauf, vorn für Martin ein Brett, viel Stroh in den Schlitten, und fahren", sagte ich.

Und so geschah es. In einer Stunde waren die Pferde und der Schlitten in Bereitschaft. Meine Sachen wurden

aufgepackt, ich stieg mittelst eines Schemels über die Leiter in den Schlitten, machte mir aus Werg Ueberschuhe, hüllte mich in meinen Pelz, breitete noch meinen Mantel und Plaid über die Füße, und war in Ordnung. Meine Schneereifenmänner und die andern Leute umringten den Schlitten, um von mir Abschied zu nehmen. Ich sagte ihnen ein herzliches Lebewohl, und Martin führte mich von dannen.

Als wir die Häuser um die Kirche hinter uns hatten, war wieder die weiße Wildniß vor uns, und das Grau des Schneefalles um und über uns, sonst nichts. Die Bahn war hoch oben, zu beiden Seiten war der tiefe lockere Schnee, und sie hatte nur die Breite eines Schlittens.

„Martin", sagte ich, „wenn uns ein Schlitten begegnet."

„Es begegnet uns keiner", antwortete er.

„Wenn uns aber doch einer begegnet", sagte ich wieder.

„Es begegnet uns keiner", antwortete er.

„Wenn uns aber doch einer begegnet", beharrte ich.

„Dann weiß ich es nicht", sagte er.

Es begegnete uns aber keiner. Die Pferde gingen Schritt für Schritt in dem tiefen Schneemehle der Bahn, und der Fuhrschlitten war ein Vortheil; denn seine breiten Kufen drückten den Schnee nur nieder, und schnitten nicht ein. Außerhalb Schwarzenberg sollten Waldhütten an dem Wege sein. Ich sah aber nur weiße Bühel.

„Sie sind verschneit", sagte Martin, „auf der andern Seite haben sie sich ein Loch zum Herausgehen gebohrt."

Wenn ein Pferd von der Bahn gerieth, verfiel es im Schnee, so daß ich von dem Sattelpferde einmal nur den Kopf sah. Die Thiere aber kannten dieß, Martin hielt immer sogleich still, und das Pferd kletterte wie ein Eichhörnchen wieder auf die Bahn. Dort hielten sie sich gewöhnlich sehr dicht an einander gedrängt. Nach einer Zeit war plötzlich eine weiße Mauer vor uns, in der ein dunkles

Pförtchen war. In das Pförtchen sollten wir einfahren. Es war ein Seitenarm des großen Waldes, den wir dort zu durchschneiden hatten. Die Fichten, aus denen er besteht, hatten die schneebelasteten Aeste fast steilrecht niederhängen, und die Zwischenräume waren mit Schnee erfüllt. Im Walde war aber das Fahren besser, da sich in ihm keine Schneeverwehungen befanden.

Nach langer langer Zeit kamen wir gegen den Ort Klaffer. Vor ihm mündete die Straße aus den Aigenhäusern in die unsere, und die Bahn wurde breiter. Auch hörte der Schneefall auf. Weiterhin war der Schnee weniger, und die Pferde konnten stellenweise laufen. So gelangten wir nach Ulrichsberg. Von Ulrichsberg bis Aigen liefen die Pferde ihres gewöhnlichen Laufes. Der Bann war von mir genommen, und ich fühlte mich vollkommen gesund. Gegen vier Uhr kamen wir in dem freundlichen Markte Aigen an. Dort war der Schnee etwa zwei Ellen hoch. Ich wähnte mich in Italien.

Man brachte mich in mein gewöhnliches gutes Zimmer, heizte ein, und mir mundete beim warmen Ofen der Kaffeh sehr wohl. Dann machte ich zwei Besuche. Bei Gruber erfuhr ich, daß der Postkutscher meinen Brief um den Schlitten auf Freitag abzugeben vergessen habe; das war der erste Fall dieser Art gewesen. Als ich zurück gekehrt war, sagte ich zu Martin, ich lasse ihn und die Pferde bis Linz nicht mehr von mir. Wir fanden in Aigen einen der Postschlitten Weichselbaums, der zwar auch unbedeckt war, aber doch seitwärts und vorne bis zur Brust geschlossen. Dieser Schlitten wurde für die morgige Fahrt bestimmt. Abends aß ich mit Behagen einen Rinderbraten, und legte mich dann zu Bette.

Ehe der Morgen noch graute, fuhren wir schon fort. Es war stille, und schien sich aufheitern zu wollen. Und

wie es mehr und mehr tagte, und wie die Rosen an dem Osthimmel erblühten, und wie wir auf der breiten wohlgeschaufelten Reichsstraße schnell dahin fuhren, senkte sich eine große Ruhe in meine Seele.

In Rohrbach traf ich Weichselbaum, der gestern herüber gefahren, und hier über Nacht geblieben war. Ich sagte ihm mein Vorhaben mit seinen Pferden. Er war einverstanden.

Mittags kamen wir in das einzeln stehende Gasthaus in Gerling, wo wir Rast hielten. Unterhalb Gerling endete die Schlittenbahn. Ich fragte die Wirthin, ob sie mir einen Wagen nach Linz leihen könne.

„Nein", antwortete sie, „sehen Sie die vielen Schlitten, die auf der Gasse liegen, Alles, was heute mit Schlitten von oben her angekommen ist, mußte mit Wägen weiter, und alle Fuhrwägen der Bauern da herum sind schon genommen worden.

So sollte ich denn hier, so nahe an dem Ziele noch aufgehalten werden; denn zur nächsten Post Ottensheim um einen Wagen hinab zu schicken, würde mindestens drei bis vier Stunden in Anspruch genommen haben. Als ich der Wirthin nach und nach Bauerhöfe der Umgegend nannte, die mir von meiner Amtswirksamkeit her bekannt waren, und fragte, ob die Kirchenwägen derselben schon genommen seien, und sie es bejahte, fiel ihr bei dem Worte Kirchenwagen ein, daß im Gasthause selber noch so ein Kirchenwagen stehe, der sechzehn Jahre nicht mehr gebraucht worden ist. Ich besah ihn. Er war eine winzige offene Schüssel von abentheuerlicher Gestalt. Ich schickte Martin zur Untersuchung hin. Er fand den Wagen noch in brauchbarem Stande, und mit seiner Geschicklichkeit brachte er mich und meine Sachen auf demselben unter, mich auf meinem Sitze freilich in einer Lage, die Glieder zu verrenken.

Ich meinte, ich könne es nicht zehn Minuten so aushalten; aber ich bezwang mich, und dauerte aus. Wir fuhren den langen sanften Berg hinunter, der vom Hochlande in's Donauthal führt. Ein schwerer Regen, der eine halbe Stunde dauerte, begleitete uns eine Strecke. Ehe wir das Ende des Berges erreichten, war aller Schnee verschwunden, und auf der fest gepflasterten Straße der Ebene liefen die Pferde fröhlich dahin, als wäre auch von ihnen ein Bann genommen, und für mein Ohr war es ein angenehmer Klang, daß ich wieder Hufschläge hörte. In der für jene Wegstrecke sehr kurzen Zeit von einer und einer halben Stunde waren wir in Linz.

Meine Gattin hatte mich nicht erwartet. Das Wiedersehen war freudig und schmerzlich. Ich fand sie außer dem Bette, aber noch schwach und angegriffen. Jedoch die Krankheit war völlig gehoben. Wir saßen nun bei einander, und erzählten uns unsere Erlebnisse. Sie war sichtlich gesunder, weil ich nur da war, und ich war es, weil ich sie doch außer aller Gefahr fand. Die freundlichen, warmen, von jedem Unwetter geschützten Räume meiner Wohnung waren mir wie ein Paradies.

Das Glück des nun folgenden Zusammenlebens zu schildern liegt nicht in dem Zwecke dieser Zeilen.

Ich hatte Martin noch auf diesen Abend zu mir bestellt. Er kam. Ich belohnte ihn für seine große Sorgfalt, und trug ihm auf, seinem Herrn zu sagen, er möge mir schreiben, was ich für die Fahrt zu entrichten habe, was natürlich auch davon abhängen wird, mit welchen Fährlichkeiten Martin auf dem Rückwege zu kämpfen haben wird. Und so verabschiedete ich mich von dem letzten Menschen aus jenem herrlichen und nun so schrecklichen Walde.

Die erste Nacht schlief ich wie todt. Die zweite auch.

Dann brach eine Krankheit aus. Ich hatte etwas wie Fieber und große Angst. Der Arzt sagte, es sei ein Er-

griffensein der Nerven, und das Gegenmittel sei ungemeine Ruhe. Ich fand dieses Gegenmittel, und fand noch ein besseres: die herzliche Liebe aller derer, die in meiner Wohnung sind. Alle Aufmerksamkeit, die sonst in die verschiedenen Gelegenheiten zerstreut ist, war vereinigt, und in weicher Stille um mich ausgebreitet. Trotz der Krankheit möchte ich jene Tage unter die glücklichsten meines Lebens zählen. Eines war aber da, merkwürdig für den Naturforscher; mir jedoch hätte es, wenn es sich nicht täglich gemindert hätte, wirkliche Verzweiflung gebracht. Ich sah buchstäblich das Lackerhäuserschneeflirren durch zehn bis vierzehn Tage vor mir. Und wenn ich die Augen schloß, sah ich es erst recht. Nur durch geduldiges Fügen in das Ding und durch ruhiges Anschauen desselben als eines, das einmal da ist, ward es erträglicher, und erblaßte allmählich. Ich kann die Grenze seines Aufhörens nicht angeben, weil es, wenn es auch nicht mehr da war, doch wieder erschien, sobald ich lebhaft daran dachte. Endlich verlor es sich, und ich konnte daran denken und davon erzählen. Auch die Unruhe der Nerven wich. Jedoch Monate lang, wenn ich an die prachtvolle Waldgegend dachte, hatte ich statt des grün und röthlich und violett und blau und grau schimmernden Bandes nur das Bild des weißen Ungeheuers vor mir. Endlich entfernte sich auch das, und das lange eingebürgerte edle Bild trat wieder an seine Stelle.

Nach meiner Genesung gab mir meine Gattin die Zeitungsblätter, in denen der seit Jahrhunderten nicht erlebte Novemberschneefall im bairischen Walde beschrieben war.

Das Unwetter wurde aber nach meiner Abreise noch ärger. Martin brauchte vier Tage zur Rückfahrt, und die Verbindung für Schlitten war zwischen den Lackerhäusern und Schwarzenberg noch drei Wochen lang unterbrochen.

Anhang.

Der Tandelmarkt.

(Zweite Fassung.)

(1845.)

Wer den Verfasser dieser Zeilen in früherer Zeit gekannt und in seiner sehr hoch gelegenen Wohnung in unserer Stadt manchmal besucht hat, wird sich wundern, wenn er jetzt nach so manchem Jahre wieder zu ihm kömmt, daß er in seiner neuen nicht minder hoch gelegenen Wohnung die Sachen so ganz anders eingerichtet hat als damals; namentlich wird er ihn fragen, wo denn das Gemach mit den alten buntscheckigen Sachen hingekommen ist, mit dem er damals so viel Wesens machte, und das der unabläßige Gegenstand des Scherzes und Witzes seiner Freunde war. — Wir aber antworten ihm darauf: Leider hat der Verfasser jetzt nur so viele Zimmer, wie viele die wenigsten sind, die ein verheiratheter Mann haben kann, und in denen alles das aufgestellt ist, mit dem ebenfalls ein verheiratheter Mann versehen sein muß, nämlich Sofa und Tische und Sessel, wo die Besucher sich niederlassen können, Kästchen, wo die Schaustücke der Frau hinter Glas stehen, Kästen, wo ihre Kleider hängen, und ihre Linnenzeuge liegen, ein Tischchen, an dem sie arbeitet, eins, auf dem ihre Winzigkeiten stehen, ein Schlafzimmer, in dem sie Alles auf das Netteste und Reinlichste eingerichtet hat, und zuletzt allenfalls ein Arbeitszimmer für den Mann, wo sein Schreibtisch steht, auf dem Bücher liegen, die sie ihm ordnet, so wie die in den Kästen, und wie die Bilder an den Wänden, und die Vorhänge an den Fenstern, damit sie sich nicht zu schämen braucht, wenn Besuche zu ihm kommen — so daß also für die alten, lieben, schönen buntscheckigen Sachen kein Platz mehr übrig bleiben konnte, und daß sie in einer Kiste auf dem Boden wohnen. Aber das versichert der Verfasser, wenn ihm sein Lieblingswunsch in Erfüllung geht, und Phöbos und die Musen ihn begünstigen, daß er sich in seinem vorzugsweise geliebten Lande ob der Enns ein kleines winziges Häuschen bauen kann: dann wird ein

Eckstüblein eingerichtet, wo die aus der Kiste erlösten Gefangenen, und sehr viele neu angeworbene Truppen auf das Glänzendste aufgestellt werden. Dort geht er dann hin, sieht sie an, ordnet sie, erwirbt manches Neue, und führt verschiedene Besucher, welche Sinn für das Ding haben, hinein, und zeigt ihnen, wie er Alles gemacht hat, erklärt ihnen die Bedeutungen der Stücke, ja, wenn sie erlauben, erzählt er ihnen, wie umständlich und seltsam er manches davon erworben hat, und welches, man kann sagen, Wunder nothwendig war, daß Manches hier verweilt, was sonst, weiß Gott, in welchem andern weit entfernten Gemache stünde.

Seit vielen Jahren ist der Schreiber dieser Zeilen ein großer Verehrer von Alterthümern, gleichsam von Worten, die eine längst vergangene Zeit an die unsere redet — nur daß wir diese Worte nicht mehr ganz verstehen, und uns eine seltsame, rührende, phantastische Auslegung vorspiegeln, worin eigentlich der ganze Reiz dieser Dinge besteht. Wir suchen Geschichten, die mit ihrem Dämmerdunkel wie Räthsel vor unsrer Seele stehen, die wir anstaunen, und die wir auflösen möchten. So spricht ein fremder Seelenreiz anregend zu unserer, und sie lebt sich in ein fremdes, fernes Leben hinein, und theilt in leichtem unbewußtem Spiele die Leiden und Freuden dieses fremden Lebens, das entweder einstens gar nicht da war, oder nun längstens schon todt ist. Die Geschichte der Welt spricht zu diesen Worten der Alterthümer auch die ihrigen mit, die mit Buchstaben geschrieben sind, aber sie erklärt deßhalb die andern nicht — sie hebt manchen Zipfel des Schleiers, sie deckt aber dafür andere Stellen zu, und reizt unsern Geist zu erneuerten schwermüthigen oder lieblichen Forschungen und Ergehungen, und hält uns unser eigenes Bild in fernen weitabliegenden Zeiten vor, wo die unseren längst vergangen und verschollen sein werden. Die alten Stücke vergangener Geschlechter sind daher gleichsam das Gewand, das der Urgroßvater ausgezogen und nieder gelegt hatte, als er auf ewig davon ging, welches Gewand nun Bruchstücke von der Geschichte dieses Urgroßvaters erzählt.

Meine Liebe zu Alterthümern erstreckt sich auch auf scheinbar ganz unnützes mittelalterliches Zeug und auf jeden verkommenen Trödel, dessen Rede wir nun gar nicht mehr verstehen, und der sich gleichsam nur mehr als übriggebliebener Plunder fort fristet — — ich liebe solche Dinge, und mir thut es weh, wenn ich sie zerstören sehe, oder gar in muthwilligem Hohne absichtlich schänden. Darum sehe ich gerne zu, und blicke mit fast großväterlichem Kummer darauf, wenn sie ein Haus nieder reißen, in dem ich mir so oft zu wohnen

gewünscht hatte, weil so viele Ecken und Erker und Stiegen und Gänge darin und daran waren, welches alles aber jetzt zerschlagen und zerworfen wird, weil, wie die Leute sagen, der alte unnütze Kasten weg muß, damit ein vernünftiges Haus an die Stelle kommen mag. — Ein vernünftiges Haus aber heißen sie ein großes viereckiges Ding mit vielen Fenstern, das erst recht einem Kasten ähnlich sieht, und nicht den geringsten Reiz zu Gefühlen einflößt, außer denen der Bequemlichkeit. Für Alterthümer dieser Art ist daher eine Hauptstadt sehr gefährlich, weil da ein eigenes Treiben und Hasten in Geschmacks- und Modesachen herrscht, und wenn ich noch hie und da ein schwarzes, vielgiebliges, hochgestrecktes Haus sehe, wie ich sie so sehr liebe, so fürchte ich schon, daß, wenn ich morgen vorübergehe, Gerüste dastehen, und tausend Menschen daran sind, das Haus und selbst seine angrenzenden abzutragen, um ein glänzendes, weißes, gerades, viereckiges, reizloses Gebäude hinzustellen, das viel einträgt. Da nun dieß täglich und stündlich geschieht, so sehen derlei Städte und darunter auch unser Wien wie eine Stadt von gestern aus, nicht wie eine aus der Zeit der alten Römer, oder der alten Babenberger, sowie auch die Frauen solcher Städte stets wie neu gekleidet einhergehen, da sie die alten Stücke immer weggeben und neue nachschaffen, gerade so wie die Baumeister mit den Häusern thun. In kleinen abgelegenen Landstädten aber sieht man noch gar so oft unter den uralten Mauern die uralten Kleider wandeln, und es thut einem wohl.

Es wird eben, da ich dieses schreibe, auf dem sogenannten lichten Stege zu Wien ein kleines, unbequem gelegenes altes Haus abgebrochen und mit Recht; denn es ist dringend nöthig, daß der Weg dort breiter werde, aber immer, wenn ich dieser Tage vorbei ging, dachte ich: „Mein Gott, wo wird nun der liebe, hübsche, steinerne Engel hinkommen, der an der Vorderseite des Hauses aus einer Nische sah, und seine Flügel so fromm und nett faltete, als wollte er sich wie eine Phaläne einhüllen — wo wird er hinkommen?“ Aber die Leute brechen lustig weiter, und der Engel, wenn er von Stein ist, liegt vielleicht schon irgendwo zerbrochen umher, oder wenn er nur von weichem Stoffe geformt ist, so befindet er sich gewiß schon als Staub und Schutt unter dem andern Staube und Schutte. Nur manche Namen blieben noch als Denkmale in unserer Stadt zurück, aber auch die nicht immer. So ist noch das Lugeck, jetzt ein kleiner Platz in der Stadt, einst eine Warte in der Stadtmauer gegen das gefährliche Ungarn hin, dann der rothe Thurm, der Graben, die Freiung, Maria am Gestade, die Fischerstiege, die Wollzeile

und andere; viele sind aber auch geändert, so z. B. steht an der Stelle des alten romantischen Katzensteiges jetzt die prächtige Seitenstettergasse; wo es früher „im Elend“ hieß, liest man jetzt Zeughausgasse, andere, wie z. B. das Paternostergäßchen verschwinden ganz und gar. Daß bei einer solchen Bewandtniß der Sache all die kleineren beweglichen Alterthumsdinge sich nicht erhalten können, begreift sich, denn wenn es denen, die da fest und eingerammt sind in dem Boden der Erde, nicht anders ergeht, als daß sie zerstört und zerrissen werden — was haben die zu erwarten, die in aller Welt herumfahren und ewig die Hände ihrer Eigenthümer wechseln?

Die etwa geschichtlichen, künstlerischen, alterthümlichen Werth haben, wandern in Sammlungen, aber dann ist es so zu sagen dieselbe Sache gar nicht mehr; denn erstens sind in solchen Sammlungen meist nur Dinge, die uns von dem vergangenen Staatsleben erzählen, aber gerade von dem nichts, was uns das Unmittelbarste und Herzigste ist, von dem alltäglichen Alltagsleben unserer Voreltern, von dem gerade der Plunder und Trödel deutlicher spricht, als das wichtige Geschichtsdenkmal, das am Ende doch wieder nur das Schluß- und Endestück des Trödels ist, und aus seinem Zusammenhange gerissen, verstummt. Zweitens reden ja die Sachen am rührendsten zu uns von dem Orte ihres einstigen Gebrauches und im Zusammenhange ihrer Umgebung — werden sie nun von da herausgerissen und in einen fremden Saal zusammengedrängt, so verlieren sie ihre Muttersprache, und es ist, als hätte man die Worte einer Büchersammlung durcheinander gewürfelt, und noch dazu das Ganze in einem Lande aufgestellt, wo man die Sprache dieser Bücher gar nicht mehr spricht. Darum blicken mich Harnische, Speere, Becher, Koller, Fahnen, Urnen, Gemälde, Schnitzwerke, Stickereien und dergleichen so fremd und widerspenstig an, wenn sie in Fächern eines Alterthumssaales dicht neben einander stehen, wie sie im Leben und in ihrer Zeit nie und nimmermehr waren: aber ganz anders und ganz traulich schauen sie von dem Platze ihrer einstigen Bestimmung zu uns nieder, z. B. wenn wir in dem Kreuzgange einer Abtei wandeln, und die Bilder der Äbte da hängen sehen, im strengen, ernsten Sinne gemalt, und von Alter schwarz und düster geworden, oder wenn wir die Steinbilder in den Säulengängen, in der Kirche, oder auf dem Friedhofe derselben sehen, und die alten Geräthe und Meßgewänder in der Sakristei — wenn wir in Burgen die einstigen Waffen und Prunkstücke erblicken — und in Bürgershäusern die Geschirre und Stoffe in alterthümlichen Truhen: so schaut

das alles ganz anders auf uns, als wenn es auf Gestellen in Sammlungen aufgeschichtet ist, und dort nicht weiß, was es soll.

Ich kannte einmal einen Mann — damals hielt ich ihn für einen großen Narren, jetzt aber wäre ich fast selber so, wenn ich in seiner Lage wäre. Dieser Mann hatte ein Haus auf dem Lande, welches von seinen Vorfahren durch Jahrhunderte hindurch bewohnt und dann verlassen worden war; es strotzte daher von abentheuerlichen Sachen und Alterthümern. Der Mann zog nun, da er etwas alt geworden war, in das Haus, er ließ es aber, wie es war, kein Nagel durfte verrückt, kein Pfosten angestrichen, kein Fensterrahmen verändert werden, von Schreinen, Bettgestellen, Getäfel u. s. w. durfte man erst vollends nichts anrühren oder verunglimpfen — bloß alles Schadhafte wurde ausgebessert, und das Haus in wohnlichen Zustand versetzt, weil der Mann gesonnen war, sein ganzes Leben da zuzubringen. Nur hatte er die Ansicht — und dieß war es, was ich für die Narrheit hielt — daß man die Ausbesserungen nicht etwa im Geiste und Sinne des bereits Vorhandenen machen müsse, wie ich und die andern Vernünftigen gethan hätten, sondern wo etwa ein Fensterflügel fehlte, setzte er neben den alten einen ganz heutigen hin, der alterthümliche schadhafte Sorgenstuhl bekam einen Fuß neuer Art; wo das Wandgetäfel fehlte, ließ er die nackte Mauer durchblicken, nur ward das Stück betüncht und nach jetziger Weise bemalt. Da aber nun an allen Orten etwas fehlte, so gerieth ihm das Haus zu einem gräßlichen Widerspruche, der jeden lachen machte, der hinein trat — aber der Hineintretende durfte nur einige Zeit darinnen wohnen, dann begann schon die Wirkung sich allmälig zu zeigen; gerade der Widerspruch hob uns das Urväterliche heraus, und da nirgends nachgeholfen war, so erwies sich das Alte als echt und wirkte als solches. In diesem Hause nun saß der Mann, umringt mit Dingen seiner Urur-großväter, und täglich gebrauchend, was sie vor drei- bis vierhundert Jahren gebraucht hatten, und was damals sehr schön und sehr neu war. Ich war noch ein sehr kleiner Student, als ich den Mann besuchte, damals lachte ich ihn aus; seine grauen Haare waren selber schon ein Alterthum, und die blitzenden schwarzen Augen standen gerade so dazu, wie die neuen Ausbesserungen zu dem alten Hause. Jetzt ist er längstens todt, sein Vetter, der das Haus geerbt hat, zeigte besseren Geschmack. Es ist jetzt ein blankes, luftiges Landhaus, und die Familie besucht es jeden dritten und vierten Sommer auf einige Wochen. Ich aber denke recht oft des alten verstorbenen Mannes und seines Trödels. — Zwar habe ich kein Haus, in dem so ahnherrliche

Dinge sind, auch bin ich kein Alterthumsforscher, aber das ewige Herumkriechen in verfallenen Burgen, in öden Kirchen und aufgehobenen Klöstern erzeugte mir eine kindische Neigung zu alten Sachen, und eine ordentliche Liebe zu dem verstorbenen Manne, der das verschollene Haus bewohnt hatte, und oft, oft erinnere ich mich seiner und möchte so wohnen, wie er.

Da wir uns nun in dieser Einleitung lange genug bei alten Sachen aufgehalten haben, so wollen wir zu dem Gegenstande selber übergehen, den der Titel des Aufsatzes verspricht, und wollen den Leser auf den Standpunkt setzen, — er mag immerhin lachen — den Tandelmarkt recht von Grunde aus würdigen zu können. Wer weiß, wie lange er noch stehen wird, diese Trümmer aus der guten treuherzigen, bürgerlichen Zeit unserer Vorväter. So wie die Hetze abgekommen ist, und das Turnen, so wird man auch eines Tages die ganze leichte, schwarze, bretterne Stadt des Tandelmarktes abbrechen, daß nichts mehr von der vergangenen Herrlichkeit da ist, als der große leere Platz. Auf diesem wird man dann junge Pappeln pflanzen, daß eine recht schöne, gerade, nichts sagende Allee daraus werde, in der man spazieren gehen kann.

Ich ging recht mit einer Art Liebe zur Beschreibung dieser Sache, weil ich seit Langem zu den fleißigsten Besuchern des Tandelmarktes gehöre, und manches Stück von ihm nach Hause trug, dessen Erwerb mich noch diese Stunde nicht reute.

Rings um die eigentliche Stadt Wien läuft ein freier Platz, wie um alle Festungen, damit die Kugeln spielen können, aber so wie ein ergrauter Kriegsheld seine Waffen nur mehr als Schmuck und Ehrenzeichen trägt, nicht mehr zum Schutze und zum Trutze, so trägt auch heut zu Tage Wien seinen Harnisch und Schild, mit denen es in vergangener Zeit die Türken so wacker zurücktrieb, ebenfalls nur mehr zur Erinnerung und zur Zierde. Darum hat der freie Raum eine ganz andere Bedeutung bekommen; zum Theile ist er noch, was er war, ein geräumiger Exercierplatz der hiesigen Soldaten, zum Theile aber ist er so mit Alleen besetzt, daß er wie der anmuthigste Spaziergang, ja stellenweise wie der dichteste Park aussieht. Jenseits dieses Raumes steht der Wald der Vorstädte in einem schönen Ringe um die eigentliche Stadt herum, und es wäre Schade, wenn einmal eine zukünftige Zeit auf den Einfall kommen sollte, den Raum zu verbauen; denn er ist als Spaziergang unschätzbar, und als Luftbehälter für die große Stadt eine wahrhafte Wohlthat. Auf diesem Raume an dem rechten Ufer des Wienflusses steht nun auch, wovon

wir in diesem Aufsatze handeln wollen, der Tandelmarkt. Es ist dieß eine Sammlung uralter hölzerner Hütten, die förmlich wie eine Stadt in Gassen getheilt, mit fortlaufenden Zahlen beschrieben sind und alles das enthalten, was man von einem Tandelmarkte verlangt. Da nun wenige Städte, namentlich Hauptstädte und Residenzen, eine Anstalt dieser Art, oder vielmehr diesen Überrest von vergangener Zeit aufzuweisen haben, und da sich gerade hier ein guter Theil der eigenthümlichen Bevölkerung Wiens treibt und schiebt, so wollen wir dem Dinge eine nähere Aufmerksamkeit schenken, und es zu entwickeln versuchen.

Tandeln, Tandler, Tandlerin, sagt man in der gemeinen Wienersprache für Trödeln, Trödler, Trödlerin, und man versteht unter dem Geschäfte ein Handeltreiben mit aller und jeder Gattung von Plunder, altem und neuem Zeuge, und es wäre eine Mathematikus-Aufgabe, in eine allgemeine Formel zu bringen, welche Dinge Gegenstand des Tandlers seien und sein können, von dem kostbaren Perlenschmuck und der goldenen Zylinderuhr angefangen bis zu dem einzelnen verrosteten Schuhnagel herab; von dem Zobel- und Hermelinpelze bis zu dem vertretenen Stallpantoffel; von Silber, Borden und Seidengeflechte bis zu weggeworfenem Riemwerk und Leder. Alle Stände, alle Alter und Geschlechter, alle Zeiten sind hier vertreten.

Es sind wohl auch in der Stadt und in den Vorstädten einzelne Tröblergewölbe, und man erkennt sie von Weitem an den herausgehängten Bildern, Uhren, Meerschaumpfeifen, Gewehren, Kleidungsstücken und ähnlichen Dingen; aber der eigentliche Sammelplatz, gleichsam der dichterische Clubb aller alten, verschollenen und verblichenen Dinge ist und bleibt der Tandelmarkt. Jeder, der da weiß, wie neugierig er den Kopf in die Truhe der Großmutter steckte, wo ein Haufen Wunderlichkeiten war: die steifen seidenen Röcke, die schwarze Haube, von der die Seitenflügel eulenartig wegstanden, der messingspangene Himmelschlüssel, welches ein Buch mit schönen Kupfern und Fegefeuergeschichten ist, die hochstöckligen Schuhe, der Fächer, die Pelzstutzen, der Muff, dann zehn, und zwanzig kleine Trühelchen und Büchslein und Fläschlein und anderes, was kein Mensch mehr kennt — jeder, der das weiß, wird gerne durch die Gassen dieses Marktes gehen, wo derlei Sachen gleich in ganzen Massen aufgehäuft sind. Wie das Pferd, wenn es ausgedient hat, nach und nach herunter kömmt: von dem edlen kriegerischen Reitpferde erst zum Kutschenpferde, dann zum Fiakerrosse, dann zum Zugrosse an Mist- und Ziegelwägen, oder zum Ziehen eines Wasserfasses, wo es eines Tages

elend verkommt — so haben die Dinge und Kleinodien endlich als letztes Ziel den Tandelmarkt, wo sie zum weiteren Vertriebe ausgesetzt prangen — und wie am jüngsten Tage Alles gleich ist, so liegt auch hier jenes Gold aus den Tressen des Marschallsrockes, und diese Zigeunerweste mit den unzähligen gelben, hochgipfligen Knöpfen ebenbürtig beisammen. Es sind im Ganzen nicht lauter alte Sachen da, und oft kam es mir des Begriffes eines Tandelmarktes unwürdig vor, daß auch ganz neue Kleider, Bettdecken, eiserne Oefen und dergleichen herumhängen und stehen, aber die Sache ist einmal so, und wie jedes Menschliche, so entartete auch diese Anstalt mit der Zeit. — Ich aber sah immer so viel als möglich von diesen unzuständigen neuen Dingen ab, und hielt mich an die alten, wo sie wahre holländische Stücke und Stilleben ausstellen. Wenn man nämlich so die zugedeckten, dunklen, engen Gänge voll Menschen und Kleider und Kram entlang geht, so entschädigt hie und da eine echte rechte Tandelhütte, die schon außen, wo nur ein Nagel an den Brettern Platz hat, und dann erst recht von innen mit Trödel bespickt und belastet ist. Auf den alten befransten Sesseln liegt ein Schwall namenloser Dinge, auf den Brettern des Fußbodens bauscht sich ein Haufen, mitten drin sitzt der Eigenthümer, oder noch besser, die Eigenthümerin, selber in derlei Sachen gekleidet, und von dem ewigen Anblick ihrer Waare ein Gesicht bekommend, als sei es auch schon Trödel geworden, und hinten in der Hütte, wo es dunkel wird, ist dir, als müßte erst recht dieses Universum kein Ende nehmen. — Eine solche Hütte war meine Sache, ich suchte zuweilen des Längsten in ihren Dingen herum und kaufte auch manchmal etwas, das die Meinigen zu Hause in Verlegenheit brachte, was damit anzufangen sei.

Aber ehe ich mich in einzelne Dinge und ihre Würde einlasse, halte ich es für Pflicht, den auswärtigen Lesern einen Begriff im Allgemeinen zu geben.

Auf dem Festungsraume vor der Stadt, wie wir schon sagten, am Wienflusse, von der Karlskirche abwärts bis gegen den Heumarkt zu, stehen dicht an einander gedrängt mehre hundert hölzerne Hütten, fast den aufgeschlagenen hölzernen Buden eines Marktes ähnlich, da ihr Zweck Waarenauslage ist, aber doch wieder anders, und fast an Wohnhäuschen erinnernd, da sie nicht so wandelbar wie Marktbuden sind, sondern so lange an Ort und Stelle zu bleiben haben, bis sie vor Schwärze und Alter morsch werden und brechen, wo dann an die Stelle der alten eine neue Hütte gebaut wird, ganz in dem Sinne der alten, nur daß die Bretter licht sind, und so geht es fort, bis man

etwa einmal die ganze Sache als eine veraltete Barbarei ganz eingehen läßt. Die Hütten stehen fast an einander und bilden mit ihren offenen Vorderseiten förmliche Gassen, in denen sich die kauflustige Menge treibt; diese Gassen sind häufig selbst wieder eingedeckt, so daß man auf diesem Markte wie in einer ungeheuren Bienenwabe herumgehen kann. Jede Hütte ist mit einer Zahl, wie ein Fiakerwagen, beschrieben, und fast jede hat ein gemaltes Schild heraushängen, wovon sie den Namen: „zum Jäger, zur Rose, zum grünen Baum etc." führt. Das Ganze bildet ein langes Viereck von schwarzen wettergepeitschten Dächern, von denen dir, wenn du sie von Weitem überschaust, bange wird, daß einmal ein Feuer darunter komme, und in diesem lustigen gedörrten Geraffel schrecklich wirthschafte. An schönen und besuchten Tagen ist das Ganze von ferne wie ein leibhafter Ameishaufen zu sehen, der sich über und über rührt.

So ist der Schauplatz — und nun ist die Frage, welche Waaren, welche Käufer und Verkäufer sind da? Diese Frage aber ist leichter gethan, als beantwortet. Wenn du ein Wiener bist, und es fehlt dir irgend etwas, was immer, in deiner Haushaltung und an deinem Körper, es sei so klein und bruchstückartig, als es immer wolle, es sei so ferne und allen menschlichen Begriffen widersprechend, als nur immer denkbar: gehe hin auf den Tandelmarkt, und du bekommst es. Freilich ist es wahr, es sind viele Hütten schon gesondert, so daß nur *bestimmte* Waaren in ihnen zu haben sind, namentlich gilt dieß von Kleidern, Lappen und Eisenwaaren, aber dafür sind auch andere, und diese, glaube ich, sind die echtesten, wo du alles und jedes empfangen kannst.

Wir wollen ein wenig ins Einzelne gehen.

Der ganzen südlichen Länge des Vierecks entlang, da wo die Fahrstraße vorbei führt, ist die ausschließliche Niederlage des alten Eisens. Was seit Kains und Enochs Zeiten her an Eisen und groben Metallwaren verfertigt worden ist, das, glaube ich, hat hier seinen Abgeordneten: Ketten jeder Art und Größe, verrostet und neu, liegen wie Schlangennester an den Hütteneingängen und an den Stöcken des Straßengeländers herum, daneben das Geschlecht der Öfen, der plumpe viereckige, der gefällige runde und der in lauter zierlichen Säulen emporstrebende, dann sind die Tragherde, Kochöfen, die Zangen, Hauen, Haken, Klammern, die Schaufeln, Sägen, Bohrer, die Feilböcke, all das kleinere Volk der Lichtputzen, Scheren, Beschläge, dann sind die Torsos, die Bruchstücke von einstigen Ganzen, die bloßen Eisentrümmer, Aushängschilde, Stiefel- und Krückenbeschläge, und endlich folgen die Sachen, die gar Niemand kennt; ich habe daselbst

einmal sogar ein Römerschwert aufgefunden, habe es gekauft, besitze es noch, und lasse keinen Beweis dagegen aufkommen. Am Ende thäte einer dar, daß es von einem Komödienhause sei, und die Sache wäre aus. In dem Inneren dieser Hütten sind gerne die Spielarten von Messing: alle Sekten von Leuchtern, Kannen, Tassen, Lampen und Fächern stellen sich auf.

Außer diesen Dingen haben nur noch die Kleider so ausschließliche Hütten, nur daß dieselben nicht so einen einzigen bestimmten Platz einnehmen, sondern mehr unter den andern zerstreut sind, doch dürfte die Nordseite in dieser Hinsicht am meisten gesegnet sein. Da sind Hütten mit lauter Stiefeln, von dem neuesten und glänzendsten angefangen, bis zu dem herab, der das Anziehen scheuen muß, damit er nicht auseinander gehe, daneben, wie Gerichtete, hängen die Röcke gebürstet, gepreßt und herausgeputzt, die Kappen und Mützen gaffen und glotzen auf den Bänken, die Bettdecken sind aufgeschichtet, und Frauenröcke und Schürzen sträuben sich, und die Wäsche ist mit den schönsten rothseidenen Bändchen umwickelt. Dazwischen geht es lustig und lebhaft zu, dort paßt sich Einer einen Stiefel an und flucht und seufzt dazu, daß er nicht hinein kann: hier kann ein Anderer aus dem angezogenen nicht mehr heraus und der Tandlerbube muß ihm denselben herabreiten — hier wird um einen Frack gehandelt, dort packt einer einen Bündel aus, und biethet ihn zum Verkaufe, und erschrickt über die geringschätzigen Mienen, welche er an den zusammengelaufenen Käufern bemerkt — dazwischen geht und schreit ein Bube, der heiße Würste ausbiethet — dann wird etwas gestohlen, und es erhebt sich ein Lärm und ein Verfolgen, worin die Weiberzungen am lautesten und thätigsten sind — dann kömmt das Speiseweib und bringt den Zettel, der sagt, was heute Mittags alles zu haben ist, und sie preiset die Sachen, und fragt an ihren Kunden entlang, was sie bringen soll. Die meisten dieser Kleidertrödler sind ihrem Gewerbe nach Schneider, und viele haben zu Hause oder anderwärts Arbeiter, die die neuen Sachen verfertigen, das heißt, ganz neu, oder aus alten neue machen. Dieß klärt vieles auf; wenn ich nämlich bemerkte, da ich zufällig an Kleidern vorbei ging, die mein Fach nicht sind, daß der Tandler alle Sachen, die er einkauft, für alt und wenig werth erklärt, alle aber, die er verkauft, für ganz neu und sehr kostbar. Da, nicht in Betracht der Sachen an sich, sondern in Betracht des Vermögens der Kaufenden, diese Waaren doch sehr wohlfeil sind und am Ende doch so lange halten müssen, als ursprünglich beim Kleidermacher bestellte, so haben diese Hütten einen verhältnißmäßig sehr zahlreichen Zuspruch, und

nicht nur von der Stadt, sondern der ganze dürftigere Theil des umliegenden Landes besorgt seine Kleider zum Theile von dem Tandelmarkt, wobei er freilich den Vortheil hat, daß er nicht erst lange warten darf, daß er sich nicht zu ärgern braucht, wenn der Schneider nicht Wort hält, oder etwas verschnitten ist. Mit dem Anpassen sieht es freilich hier sonderbar aus, aber der Käufer hat die Wahl, er kann das Ding stehen lassen, wenn es ihm nicht gefällt. — Lächerlich ist es oft, wenn irgend ein redlicher Landmann seinem Buben hier ein „Stück Gewand" kauft, es ihm nun anpaßt, den ganzen Buben auf und ab zerrt, und ihn endlich, weil er auf das Wachsen rechnet, wie eine Scheuche eingehüllt, davon führt. Im Frühjahre werden die Mäntel wohlfeil eingekauft, und im Spätherbste theuer verkauft. Bei Kleidern, die nur zu gewissen Festen gemacht werden, bei Theateranzügen, und bei Uniformen verstorbener Junggesellen lassen sich gute Geschäfte machen. In dieser Beziehung soll sich vor vielen, vielen Jahren eine seltsame Geschichte ergeben haben. Ich weiß nicht, ob sie wahr ist, aber ich will sie erzählen.

Es starb ein hoher Militär. In seinem Testamente war einer Summe gedacht, die er an irgend einem Orte anliegen habe, allein da man keine Schriften darüber vorfand, und deßhalb an jenem Orte anfragte, erhielt man die Auskunft, daß der Verstorbene die besagte Summe einige Tage vor seinem Tode erhoben, wie vorliegende Unterschrift ausweise. Die Sache war wohl richtig, — allein die Summe fehlte. Man warf den Verdacht auf seinen Kammerdiener — der Mann war in Verzweiflung — man untersuchte noch einmal alle Fächer, alle Winkel, alle Taschen — allein die Summe fand sich nicht. Da erinnerte sich der Kammerdiener in seiner Angst, daß der Verstorbene in demselben Rocke, den er an jenem Tage angehabt hat, wo er die Summe erhoben haben soll, begraben worden sei — etwa stecke sie in der Tasche. Einige Mitglieder der Familie erinnerten sich auch wirklich, daß der Verstorbene am Tage seiner Erkrankung im besagten Uniformrocke herumgefahren sei. Die Sache schien wichtig genug, daß man um Erlaubniß zur Graböffnung einschreite. Aber da dieß nun geschehen und bewilligt war, fand man den Verstorbenen nackt im Sarge. Der Todtengräber erwies sich in der sofort eingeleiteten Untersuchung als unschuldig. Ob man die Thäter endlich entdeckte oder nicht, weiß ich nicht; aber das ist gewiß, daß der in Frage stehende Uniformrock zuletzt auf dem Tandelmarkte gefunden worden ist, wohin man ihn verkauft hatte, und daß in einer geheimen Tasche des seidenen Unterfutters, die dem Kammerdiener bekannt war, die ganze

Summe in feines Papier gewickelt noch unverletzt enthalten war. Freilich hat die Geschichte Unwahrscheinlichkeiten, wie denn die Diebe die Tasche nicht entdeckt haben, allein sie konnten in ihrer Angst mit dem Rocke schnell fort getrachtet haben; aber wie sie dem scharfen Auge des Tandlers entgangen sei, das bleibt unbegreiflich, wenn man nicht annimmt, daß er gerade so beschäftigt gewesen sei, und den Rock nicht genau hatte untersuchen können. Ich selber habe zu dieser Geschichte einen sehr schwachen Glauben.

Aber da täglich viele hundert Käufe und Verkäufe auf dem Tandelmarkte gemacht werden, da namentlich alte Kleider, Prunkstücke und dergleichen dort abgesetzt werden, so ist er schon öfter die Veranlassung zur Entdeckung von Diebstählen und andern Verbrechen geworden; denn da nach Erhebung des Thatbestandes sogleich an alle Trödler die Beschreibungen der fraglichen Gegenstände abgehen, so kann es geschehen, daß, wenn der Schuldige mit seinem Stücke ankömmt, um es vortheilhaft loszubringen, er sammt demselben zurückgehalten und ausgeliefert wird.

Außer den zwei Gattungen von Hütten, nämlich den Eisen- und Kleiderhütten, sind keine mehr, welche so ausschließend wären, um nur einen einzigen Artikel zu verschleißen, wenn man etwa die östliche Seite ausnimmt, wo mehre Hütten sind, in denen vorzugsweise Bettsachen verkauft werden, von dem fadenscheinigen Strohsacke angefangen bis zum blüthenweißen schwellenden Flaumenkissen. In allen andern Buden sind die Waaren mehr oder weniger gemischt, und je mehr alt und neu, vornehm und gering, ganz und gebrochen, staubig und rein, durcheinander gemischt ist, desto mehr, glaube ich, verdient die Hütte den Namen einer Tandler- oder Trödlerhütte. Es wäre für den Pinsel eines jener alten Holländer eine solche Hütte ein besserer Gegenstand, als für meine schwache Feder, aber ich will es dennnoch versuchen, mit dieser schwachen Feder ein Schattenbild einer solchen Hütte zu zeichnen: Sie ist vorne ihrer ganzen Länge nach offen, und dennoch ist es schwer in sie hinein zu gehen; denn zu beiden Seiten ihrer Querwände laufen Hindernisse gegen den Eintritt vor. Rechts steht ein Ding — einen Stuhl würde ich es nennen, wenn ich es sehen könnte, aber vielleicht ist es auch etwas Anderes, kurz, es ist überdeckt mit einem Stilleben von Lumpen und Kram; Enden von Tuch schlingen sich um Abschnitzel, oder was sonst die hundert zusammengerollten Dingerchen sind, ferner das Unterfutter eines Spritzleders drängt sich vor und hängt gegen die Erde; ein spanisches Rohr lehnt daran, zusammengerollte Bettdecken liegen oben

auf, ein Lichtschirm strebt empor, und auf ihm reiten Halsbinden; unter einem Kessel quillt ein fast neuer frischgrüner Teppich hervor, der sich auf die Erde fallen läßt; auf seiner Schleppe brütet ein Mantelsack, unfern von ihm ist das Felleisen eines Handwerksgesellen, beide im Dienste ergraut; hinten schaut noch ein Degengefäß hervor — all dieses liegt und lehnt auf dem Stuhle, wenn es einer ist; denn, wie gesagt, es ist eine Erhöhung über den Boden, die mit einem Trödelberge beladen ist, der selber wieder an die oberen Sachen streift, die da an der Außenwand hängen, wie z. B. eine Wärmpfanne und eine Guitarre an einem Nagel, an dem Nachbar desselben ein Bündel Ausklopfstäbe, Fächer- und Sonnenschirmgerippe, am dritten Pfeifenröhre, Bratspieße und ein Gewehrkolben, und endlich an den äußersten Grenzen, beinahe im Rücken der Hütte lehnt noch ein eisernes Fenstergitter. Links wehren ähnliche Verhaue den Eintritt — oder eigentlich sind sie Festungsredouten — nämlich es stehen Reisekoffer über einander, beladen mit allem möglichen ledernen Reiseding, oder auch nicht zur Reise, wenn's nur von Leder ist; daneben steht noch ein kurzes Bänkchen, welches mit Büchern belegt ist, mit einigen Dosen, alten Notenpapieren, Maultrommeln und Lithographien — und wenn du etwa die Bücher untersuchen willst, so schrecke dich nicht an dem Streicheln, das du an deiner Wange empfindest; es sind nichts als die Röcke und Mäntel und Westen und Damenkleider, die da herabhängen und den Bücherberg unter sich beschatten. Neben ihnen ist noch ein zweites Brett beigenagelt, auf dem Oelgemälde hängen, die Licht brauchen, oder einen guten Rahmen haben; die andern lehnen an den Koffern tiefer gegen das Innere, oder gar auf der Erde, auf welcher ich einmal den alten Vater Laudon auf dem Kopfe stehen sah, neben zwei Reiterstiefeln, die so hoch waren, wie er. Zwischen den Bildern hängen noch Tabakpfeifen und Beutel, manchmal lehnt ein Klarinett, ein Barometerbrett, eine Windbüchse, ja einmal sah ich einen von oben bis unten aufgesprungenen Fagott da stehen, als wollte er noch, daß man auf ihm blase. So wichtig ist als Schaustellung der Sachen das Aeußere dieser Hütten, daß, wenn die gegenüberstehende ihre Hinterwand herwendet, der Nachbar gewöhnlich auch noch an dieser ein Bänkchen anbringt, auf dem eine Sammlung Uhren, Glasstürze, Kaffeemaschinen, Tassen nebst Papieren, Büchern und Schuhen prangen. Zuweilen sind als Sachdienstbarkeit, die der Mann ersitzen will, noch ein paar Nägel in die fremde Hütte geschlagen, an denen Pistolen, Kinderflinten und ein Bündel Augengläser hängen, — die Scheibengewehre und Bolzbüchsen lehnen daneben. Die Sackuhren,

als leichter zu entwendende Gegenstände, sind schon mehr in der Nähe des Verkäufers. Während auf diese Weise das Aeußere einer echten Trödelbude schon so ausgestattet ist, muß man vermuthen, mit welchem Reichthum und welcher Mannigfaltigkeit erst das Innere bedacht sei, aber derjenige, welcher diesen Schluß macht, irrt sich; denn da des Tandlers Zweck ist, zu verkaufen, und da so viele Nebenbuhler in seiner härtesten Nähe denselben Zweck haben, so muß er seine verkaufbaren Dinge so legen, daß sie dem Lustwandler, der sie etwa Noth hätte, am leichtesten in die Augen fallen, d. h. er muß sie so sehr als möglich am Rande seines Gebietes anbringen, wo eben der Strom der Besuchenden vorbei streicht, und da er aber alle seine Dinge zum Verkaufe hat, so muß er mit allen gegen Außen drängen; daher die meisten dieser Buden gegen Innen verhältnißmäßig leer aussehen. Aber im Grunde sind sie es doch nicht, sondern der Trödler oder die Trödlerin räumt alle Dinge, von denen sie eben jetzt nicht erwartet, daß sie einen Käufer finden werden, zurück in das Innere ihrer Behausung; auch andere, die nicht gerade ein laufender Artikel sind (und diese sind oft die besten und ältesten Seltenheiten) befinden sich in seiner Nähe; manchmal aber geschieht es auch, daß der ärgste, ausgedienteste Plunder hinten liegt, und sich hinter die Bänke und Fächer flüchtet, wo er mit dem uralten Staube Brüderschaft macht. In der meist etwas dunkeln Tiefe der Bude sitzt der Tandler oder die Tandlerin, entweder mit Auswahl der Dinge beschäftigt, das erkorene Handwerk treibend, auf Kunden spähend, oder zuweilen einen Schrei auf ihre Nachbarn und Nachbarinnen heraus sendend. Manchmal stehen sie auch am Eingange ihrer Hütte, oder gar außer und neben denselben und treiben mit Andern Gespräche und Scherze und Lachen — und in der That, es findet sich bei diesem Schlage von Menschen eine eigene Gattung von Witz, der nicht selten recht heiter und wienerisch, manchmal sogar sprühend ist. Die Bilder und Gleichnisse sind von ihrer Umgebung genommen und meist sehr treffend. Ganz ungeheuer weit schreitend sind sie in ihren Hyperbeln und Uebertreibungen. So hörte ich einmal einen sagen: „Du, der schnellt dich empor, daß du im Herabfallen erhungerst."

Unvergleichlich sind sie im Einkaufen ihrer Artikel, und sie müssen es sein, da sie nicht anders als wieder wohlfeil verkaufen können. Ich selber stand einmal dabei, als ein hageres, blasses Weib mit einigen Zinntellern kam, die sie schüchtern aus einem Fetzenbündel hervorzog und zum Verkaufe anboth. Der Mann der Bude sah blos wie zufällig hin und fragte um den Preis; er wurde genannt; der Mann erwiederte,

diese Sachen könne er überhaupt nicht gebrauchen, er rathe ihr, nach Hause zu gehen und die Dinge aufzubewahren. — Es war erstaunlich, mit welcher Trostlosigkeit das Weib da stand; nie habe ich das Bild getäuschter Hoffnung deutlicher gesehen. — Der Budenmann kramte auf dem Boden herum, ordnete seine Artikel und fing endlich aus einer Goldborde die Fäden zu zupfen an. — Das Weib stand noch immer da, und regte sich nicht. Endlich, da sie sehr zögernd fortzugehen sich wendete, sagte er ihr, daß er höchstens aus Rücksicht so und so viel geben könnte; und wenn er sie kaufte, dann aber dürfte sie gewiß sein, daß die Teller so lange da liegen bleiben werden, bis sein Urenkel ein alter Mann sei. — Der Preis aber, den er gebothen hatte, war ein Fünftel der geforderten Summe, die mir ohnedem sehr bescheiden geschienen hatte. „So geh die Frau herein", rief er, als sie noch immer halb zu gehen, halb zu bleiben zauderte. Dieser Ruf schien sie plötzlich zu bestimmen, auch däuchte es mir, daß sie froh war, auf diese Weise den Blicken der Umgebung zu entgehen. Endlich kam sie wieder aus der Hütte zum Vorschein, aber ohne die Teller, und sie ging schnell durch die Reihen davon. In der Absicht, zu dem Blutgelde der abgepreßten Waare noch eine Kleinigkeit hinzuzufügen, ging ich ihr nach; denn ich bildete mir fast ein, nur die allerbitterste Noth habe sie zu dem Verkaufe der Zinnteller bewegen können, die etwa noch ein altes Hausstück von Voreltern her sein mochten; denn, dachte ich, wäre das Weib blos leichtsinnig, so wären die Zinnteller gewiß schon längstens fort, da nach jetziger Art und Sitte derlei Dinge schon viele Jahre nicht mehr im Gebrauche sind, und meist nur als Erinnerungsstücke und todte Küchenzierde herum stehen, wo sie noch in Bürgershäusern zu treffen sind. Als ich das Weib erreicht hatte, fragte ich sie, ob die Teller verkauft wären.

„Ja."

„Nun, hat der Mann mehr gegeben, als er anboth?"

„Ach nein, aber er ist ein seltsamer Handelsmann. Als er mir die Teller gerade um den Preis abgedrückt hatte, den er selber bestimmte, zahlte er mich aus, und gab mir dann so viel darauf, bis die Summe voll war, die ich anfänglich verlangte."

„Also hat er doch so viel gezahlt?"

„Nein, er hat sehr gedrückt — das Andere gab er mir als Geschenk. Sieht die Frau, hat er gesagt, den Markt kann ich nicht vertheuern und Zinn ist eine Lumpenwaare -- aber da gebe ich ein pures Allmosen, weil jetzt Michaeli und der Wohnungszins ist. — So! — In Gottesnamen! und wenn die Frau morgen wieder mit Zinn kommt, so kaufe

ich es ab, und schenke der Frau nichts mehr. — Diese Worte hat er gesagt, hat sich umgekehrt, und ich bin dann gegangen."

Ich gab nach diesen Worten der Frau noch das, was ich ihr bestimmt hatte, und wendete mich um, in der Absicht, zurück zu gehen und die merkwürdigen Zinnteller zu kaufen, an die sich ein so edler Zug eines sonst so unscheinbaren Menschen knüpfte. Aber der Mann forderte einen so ungeheuren Preis für die Zinnteller, die er mir anhängen wollte, daß ich schamroth von dannen lief.

In der That mögen derlei Einkäufer im Erkennen ihrer Charaktere, mit denen sie es zu thun haben, viel weiter sein, als ein harmloser Menschenfreund, der in den Buden nach Seltsamkeiten forscht, und aus Edelmuth Zinnteller kaufen will, die ihm der Verkäufer anrühmt und übertrieben hoch biethet. Und wahrlich, wenn man bedenkt, in welchen Masken mögen der Leichtsinn, die Liederlichkeit, die Verschwendung und anderseits die Noth und Armuth zu diesen hölzernen Gebäuden und ihren Bewohnern kommen, um ihr letztes und bestes Scherflein feil zu biethen, wie oft mag der Wuchergeist anklopfen, um selber wieder zu gewinnen, was ihm zuweilen gelingt, zuweilen so fehlschlägt, daß er der Geprellte ist. Wer kann wissen, wie Herzen werden, die täglich und stündlich mit solcher Leidenschaft verkehren. Sie müssen verachten, oder werden selbst so, oder betrachten die Dinge kalt, die sie ausbeuten, wie der Naturforscher die Knochen der Thiere zählt und ihre Vorsprünge mißt.

Trotz des Geschickes macht aber auch der Tandler zuweilen Verkäufe, die über seine Einsicht gehen, wenn ihm nämlich Dinge in die Hand kommen, über deren Werth und Wesenheit er keine Ahnung hat. So geschah es z. B. vor fünf oder sechs Jahren, daß eine Frau meiner Bekanntschaft, die öfter alte Fußteppiche und dergleichen auf dem Fetzenmarkte zu kaufen pflegte, auch wieder einmal dort war, und mehrere größere und kleinere Stücke grauen Seidenzeugs, einiges Messinggeschirr, und illuminierte Soldaten für ihre Kinder kaufte. Da aber der Trödler sagte, er gebe das Messinggeschirr nicht ohne den sechs Bildern in Goldrahmen, die dabei lagen, weil er Alles zusammen in einer und derselben Versteigerung gekauft habe, und da die Frau das Geschirr besonders gerne gehabt hätte, die Bilder aber auch nur zwei Gulden kosteten, so nahm sie dieselben, indem sie meinte, so viel müsse sie ja wieder für die Rahmen bekommen, wenn sie dieselben putzen und verkaufen ließe. Aus dem Seidenzeuge wurden die schönsten Puppenkleider gemacht, das gescheuerte Messing prangte und funkelte in der Küche, mit den Soldaten hatten die Knaben die

größte Freude, nur die sechs Bilder lagen in der Plunderkammer, weil man zum Putzen der Rahmen viel später schreiten wollte. Ein Jahr nach dem Einkaufe, da die ganze Wohnung frisch ausgemalt, angestrichen und gereinigt wurde, ging man auch an die Rahmen, und die Mutter und die älteste Tochter begannen das geschwärzte und mit Fliegenkoth über und über beschmutzte Gold zu behandeln — aber siehe, es war schier kein Gold mehr da, sondern unter dem Fliegenkothe erschien stellenweise eine rothe Grundierung oder gar das bloße Holz. Man lachte einander aus, die Hoffnung mit den Rahmen war mißlungen, und man stellte die Bilder wieder an ihren Ort; denn diese waren noch viel schwärzer und dichter, kaum daß hie und da ein rother oder blauer Punkt und Lappen hervor sah. Zufällig kam der Vergolder, der der Frau die neuen schweren Spiegelrahmen brachte, er sah die alten Bilderrahmen noch da liegen, man lachte, erzählte ihm die Sache, und er meinte, daß man doch die verworfenen Bilder untersuchen sollte. Er schlug einen Mann vor, der um Billiges die Reinigung unternähme. Die Frau willigte ein, der Mann kam, und unter seinen Händen ging beim ersten behutsamen Waschen ein dichter Ruß und beinahe Küchenpech von den Bildern, worauf sie sich sämmtlich als niederländische Stücke von schlechtem Werthe auswiesen. Nur zwei zeigten, daß sie später von Liebhaberhand übermalt waren und dadurch noch viel schlechter wurden, als ihre Nachbarn. Der Mann meinte, man solle diese spätere Malerei wegschaffen, und die alten Bilder, die darunter steckten, bloßlegen, es wäre nichts zu verlieren. Man versuchte es und nach wenig Behandlung mit Weingeist, Terpentin und dergleichen kamen geistreiche Setzer und Striche zum Vorscheine, die weiter lockten, und weiter und weiter, und vorsichtiger und vorsichtiger — — bis zwei der schönsten, kaum beschädigten Tenier zum Vorscheine kamen. Der Frau wurden hundert Dukaten für die zwei Bilder gebothen, dann zweihundert, dann mehr, allein sie hatte eine solche Freude an ihnen und an dem seltsamen Zufalle, daß sie mit dem Tandler, der so zu Schaden gekommen, ein Abkommen traf, um in ihrem Gewissen ruhig zu sein, daß sie dann prachtvolle Rahmen machen ließ, und die Bilder im Prunkzimmer aufhing, wo auch die großen Spiegel waren, da sie dieselben bewundert, immer wieder die Geschichte erzählt, und sehr geschmeichelt ist, wenn Kenner davor stehen bleiben und in Freude darüber gerathen.

Wie oft solche Zufälle auf dem Tandelmarkte geschehen, kann ich nicht sagen. Die Neigung haben, ähnliche Käufe zu machen, müssen

es versuchen. Ich, der ich seit der Zeit jedes nur im mindesten verdächtige Bild, das mir in den Wurf kam, kaufte, habe nichts erstanden, — und wenn ich den Ruß, der auf dem Bilde war, abwusch, kam immer ein Familienporträt zum Vorscheine. Auch mit den Rahmen hatte ich wenig Glück, außer mit einem, der von Semilor war, sich daher reinigen ließ, und jetzt einem guten Bilde zur Zierde dient, das in meinem Zimmer hängt.

Außer den Bilderhoffnungen, die ich durch diese meine Erzählung wahrscheinlich vermehrt habe, besteht schon seit längerer Zeit eine Sekte, die den Tandelmarkt wie eine andere Leipziger Messe befährt. Es sind das die Bücherſucher, die darauf ausgehen, ob sie unter den schon von Urahnen her liegenden Büchern nicht etwa eine seltene Ausgabe, eine Merkwürdigkeit oder dergleichen ergattern können. Man sieht sie da oft stundenlang an einem Bücherbrette stehen und die darauf liegenden Stücke einzeln durchsuchen, ja wenn nur mehr Trümmer vorhanden sind, werden die Reste von Blättern befragt und erforscht. Kommen irgendwo zwei solcher Hamster zusammen, so sieht man, wie jeder den Andern vom Suchen abzuhalten strebt, indem er auf verdächtige Stellen ganz unbefangene Bücher häuft, die die übrigen decken — wie sich der Andere dadurch nicht abhalten läßt, — und wie sie nun einander vorkommen wollen in Ergreifung von solchen Stücken, die etwa mit einem Schweinsleder-Einbande hervorblicken, oder in Folio sind, oder ganz klein, beschmutzt und von Pergament. Die Geduld dieser Leute ist von keiner übertroffen, höchstens steht ihr die eines Anglers gleich. Wenn sich nur ein einziges Mal die Sage verbreitet, es habe einer ein Exemplar dieser oder jener seltenen Ausgabe aufgetrieben, so stärkt sie dieses wieder zu siebenjähriger Ausdauer, wo sie nichts finden, als die vier Heimonskinder, Basedows Elementarbuch, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, oder gar neue Taschenbücher und Albums, die ihnen verhaßt sind. Es fällt mir bei dieser Geschichte immer ein verstorbener Onkel von mir ein, der fast auf dem Punkte war, das Angeln aufzugeben, als ihm der Himmel das Unglück geschehen ließ, daß er einen Aal fing, was die Folge hatte, daß der selige Onkel noch siebenzehn Jahre angeln ging, und von dem Aal erzählte, den er einmal gefangen, bis er sich nasse Füße und Reißen zuzog, das ihn hinter den Ofen bannte.

Ich wünschte in diesem Aufsatze noch zu erwähnen, daß der Tandelmarkt auch der Stapelplatz jener Tüchergattungen ist, welche in sehr kleinen Stücken verschleißt werden, die man Flecke heißt.

Ich wüßte noch recht viel von dem Tandelmarkte zu sagen, aber da so wenige sind, welche alte Sachen gut verstehen, so breche ich hier ab, und bemerke nur noch, daß, wenn ich etwas aufgefunden habe, was der Mühe werth war, z. B. eine ganz unbekannte und bezeichnende Pfeifengestalt, ich immer schon im Voraus erfreut bin, was das Abendkränzchen im Gasthause sagen wird, wenn ich damit käme? — — Einen Narren heißen sie mich. Aber ist der nicht auch ein Narr, der jetzt auf dem Lande herum reist, um Kästen aufzutreiben, die dreihundert Jahre alt sind, die er dann ausbessern, polieren und auf seinen Schlössern aufstellen läßt? Ist er nicht auch einer? Oder vielmehr wir sind beide keine.

Aus Wien.

Wie in längst vergangnen Tagen
Sich die Sachen zugetragen.

Was ich hier von Wien sage, stammt aus Wien vor der sogenannten Neugestaltung, also, wie sie jezt sagen, aus dem alten Wien. Nicht jederman wird das alte Wien verachten, und wir, die wir älter werden, verachten es am wenigsten. Ich hatte einmal eine Freundin, sie war sehr schön, ich hätte mich beinahe in sie verliebt — oder vielmehr, ich war in sie verliebt; verbiß aber die Sache, und ließ mir nichts merken. Sie war ein wildes hochfahrendes aber auch wieder ein herrliches Ding. Die Farbe ihres Angesichtes war fast brauner, als es sich für ein Mädchen ziemt. Oft meinte ich, ich müßte ihre kräftigen rothen Lippen so sehr küssen, daß sie bluteten. Sie nekte mich mit Übermuth; liebte mich aber doch nach ihrer Art. Nach einer Trennung von vielen Jahren, in denen wir jedes an einem andern Orte lebten, sah ich sie als eine sanfte edle Mutter als eine liebreiche Gattin und als eine vortreffliche Hausfrau wieder. Und als müßte sich alles an ihr geklärt und abgemildert haben, so war auch ihre Hautfarbe viel weißer geworden, so daß sie jezt als alternde Frau fast schöner war als einstens als blühendes Mädchen. Ich saß mit Verehrung gegen sie an ihrem Tische, hatte aber doch eine gewisse Wehmuth in dem Herzen, und konnte dieser Wehmuth nicht Meister werden. Erst in meinem Gasthofe erkannte ich, daß ich ihre Fehler vermißte. Ich war ein Narr; aber die Sache war nicht anders. Ich hatte auch einmal einen Vetter, er war ein leidlich guter Mensch, und ich war ihm herzlich zugethan. Als ich ihn nach langer Abwesenheit mit einigen Widerwärtigkeiten ausgerüstet wieder fand, konnte ich ihn nicht mehr leiden. Es wird mir bei Wien mit seinen guten und bösen Veränderungen ein wenig so gehen wie bei meiner Freundin und bei meinem Vetter. Die im alten Wien fröhlich waren, werden die harmlosen Dinge, welche in diesen Blättern folgen, ansehen, wie die ausgebleichte Schleife einer Geliebten, die jezt alt geworden ist, und von der sie nicht einmal wissen, wo sie sich befindet.

1.

Vom Sanct-Stephansthurme.

Diese Worte sind eigentlich falsch, wie die Worte falsch waren, die wir lange in einem der schmalen Gäßchen Wiens lasen: „dürrer Obsthändler"; denn weder wollte man den Obsthändler als dürr noch den Thurm als heilig bezeichnen — man sollte sagen: „vom Thurm der Kirche des heiligen Stephan"; aber die Wiener sagen hartnäkig: „der Sanct Stephansthurm" oder noch häufiger: „der Stephansthurm", und da ich ein übler Feind vom Abbringen guter alter Bräuche bin, so will ich bis zu meinem Lebensende sagen: „der Stephansthurm".

Wenn man Wien von einer Anhöhe aus betrachtet, deren mehrere in ganz geeigneter Entfernung liegen, so zeigt sich die Stephanskirche gewissermassen als Schwerpunkt, um welchen sich die Scheibe der Stadt lagert. Und an der Kirche ist wieder der Thurm der Zeiger ihrer Majestät; denn denkt man ihn weg, so könnte die Kirche auch irgend ein ansehnliches Stadthaus oder ein hervorragendes Schloß sein. Er gibt ihr ihre Bedeutung. Wenn man in großen Entfernungen ist, in denen man weder die Stadt noch die Kirche erbliken kann, so ragt doch er wie ein blauer Schatten oder wie eine matte Linie oder wie eine dämmerige Pappel empor. Denen, die auf den Ebenen von Ungarn daher kommen, steht er lange wie ein Meilenzeiger vor dem Angesichte, der allgemach riesenhaft emporwächst, wie man ihm Stunde nach Stunde entgegen fährt. Die Pappel ist er, wenn man sich Wien donauabwärts nähert. Da ist eine Stelle, von welcher man eine graue Pappel unter grünen stehen sieht. Sie unterscheidet sich von ihnen Anfangs nur durch die Farbe, und später auch dadurch, daß die grünen Pappeln deutlicher werden, und beim Vorüberfahren zurük weichen, während die graue wieder in der Ferne steht, und die nehmliche zarte Farbe trägt. So kündet der Thurm in Weiten, von denen aus man sonst nichts sehen kann, immer den Plaz an, auf welchem die Stadt steht. Wenn ich von Anhöhen Wien betrachtete, so

hielt ich den Stephansthurm für den Stift, an dem man die Scheibe der Stadt empor heben könnte. Das Bild ist lächerlich; aber es fiel mir sehr oft ein. Wenn der in Wien Geborene sich in dessen Umgebung befindet, sei es, daß er sich als Lustwandelnder irgend wo lagert, oder daß er ein Landhaus in der Gegend bewohnet, so richtet er ein Fernrohr auf den Stephansthurm, und freut sich, wenn er dessen Zierathen sieht, oder seines Kaiserreiches Zeichen auf der Spize erbliken kann, oder wenn er gar erkennt, wie viel Uhr es ist. Man sagt den Eingebornen Wiens nach, daß sie Herzweh bekommen, wenn sie den Stephansthurm nicht mehr sehen. Man könnte ihn auch den Stift eines Sonnenzeigers nennen, zu dem alle Straßen der Umgegend wie die Halbmesser eines Kreises zu ihrem Mittelpunkte zusammen laufen.

Aber nicht blos, wenn man sich außerhalb der Stadt befindet, ist der Stephansthurm ein Gegenstand des Augenmerkes, er ist es auch für die innerhalb der Umgebungslinien Wiens Wandelnden. Wenn man bei dem gegitterten Holzthore irgend einer der Außenlinien Wiens eingegangen ist, und nun in einer der langen und unabsehlichen Gassen der Vorstadt fortschreitet, welche gegen die eigentliche Stadt führen, so schaut man sorgfältig herum, ob man nicht irgend wo den Stephansthurm erbliken kann. Zuweilen täuscht sich ein Neuangekommener. Die zartgegliederte Spize des Thurmes der gothischen Kirche Maria am Gestade hat entfernte Ähnlichkeit mit dem Stephansthurme, und der Unkundige hält sie, wenn er sie allein empor ragen sieht, für ihn. Aber wenn er dann durch irgend eine Wendung in seinem Gange plözlich die mächtigere schlankere Gestalt in luftblauern Farben emporsteigen sieht, erkennt er seinen Irrthum, und wendet sich von dem Afterbilde dem Urbilde zu, auf dessen Spize der große kaiserliche Adler klein wie eine Fliege ruht. Es gibt mehrere Vorstadtgassen, in denen man den Stephansthurm sehr gut sieht. An vielen Stellen der Gassen, die als Fortsezung der Straßen von Italien und Ungarn der Stadt zu führen, thront einem dieser erhabene Leitstift gleichsam in Würde und Ernst entgegen. Wenn man in der Jägerzeile der Stadt zugeht, ruht die einfache edle Last der ganzen Kirche und des Thurmes als große Macht und doch als leichtgebildetes Kunstwerk in den Augen des Wandelnden. Es gibt aber auch viele Vorstädte, in deren langen der Stadt zu führenden Gassen keine Stelle zu finden ist, von welcher man den Stephansthurm erbliken könnte. Durch welche Gasse einer Vorstadt man aber auch der Stadt zugegangen sein mag, alle münden endlich an einem grünen freien Plaze, der an vielen

Stellen mit Reihen von Laubbäumen besezt ist, nach allen Richtungen Pfade hat, auf denen sich gepuzte Menschen bewegen, und jenseits dessen die eigentliche Stadt steht, welche die Stephanskirche und ihren Thurm in der Mitte hat. Der freie Plaz aber ist der gewöhnliche Spielraum, der um jede Festung herum laufen muß, und der auch um Wien als Festung herum lief. Seit die Festung durch Aufhören der Türkengefahr und durch Anwachsen der Stadt zu einer Weltstadt ihre größte Bedeutung verloren hat, ist der Plaz als Erinnerung geblieben, verwandelt sich immer mehr in einen Garten, und führt der Stadt einen Strom erneuerter frischer Luft zu. Wenn man ihn überschritten hat, gelangt man zu einem der Thore der eigentlichen Stadt, und durch dieses in sie selber.

Auch hier sieht man sich gerne nach der emporragenden Gestalt des Stephansthurmes um, obwohl es wenige Punkte in der Stadt gibt, von denen man ihn sehen kann. Allein wenn man durch die belebteren Gassen vorzüglich dem Menschenstrome nach geht, so kann es kaum fehlen, daß man nicht auf den Plaz gelangt, welcher den Namen des heiligen Stephans führt, und daß man nun endlich den Bau ohne Zwischengegenstand vor Augen hat, von dem die Blike schon in aller Ferne so sehr angelokt worden waren. In der Mitte eines weiten Plazes steht das Werk mit seinen großen Linien mit seinen reichen Verzierungen und mit seiner dunkeln Farbe. Die Häuser umsäumen den Plaz wie ein niedrerer bunter heiterer Kranz, und obgleich der Plaz sehr geräumig ist, so läßt die Ausdehnung der Kirche doch nur einen verhältnißmäßig schmalen Gürtel frei, der der Bewegung der Menschen gegönnt ist. Aber jeden Fremden, er müßte denn ein sehr geübter Fachmann sein, ergreift, wenn er zum ersten Male den Stephansplaz betrit, die höchste Verwunderung, daß die Kirche und der Thurm so klein sind, die sich in der Ferne mit solcher Macht angekündigt haben. Dies hat der Bau mit großen Gebirgen gemein, und dadurch wird er wieder groß. Die hohe Gebirgskette schaut als breites dämmeriges Band weit in die ebenen Lande hinein, wenn man sich in großen Fernen von ihr befindet, und steht als eine Aufthürmung nicht gar hoher Felsblöke vor einem, wie man an den Fuß einer ihrer Abtheilungen getreten ist. Mit der Annäherung wird das Kleine schneller groß als das Große, weil dieses als in der Ferne schon groß die Annäherung verträgt, und weil sich bei zu großer Nähe seine oberen Theile mehr verjüngen als bei dem Kleinen. Wenn man das Gebirge besteigt, so gewinnt es seine Größe wieder, und drükt mit derselben auf den Besteiger. Und wenn man oben ist, so ist es gerecht-

fertigt. Alle Kleinheit, und wäre sie doch von ziemlicher Bedeutung, liegt tief unten, der Blik ist frei, und alles ist ins Klare gebracht. Auch der Stephansthurm läßt dem Besteiger seine Höhe fühlen, und wenn man von ihm nieder blikt, so sind die mächtigen Stadthäuser und die andern Kirchen klein, und das Auge kann sich in der weiten Runde ergehen. Der Fremde, wenn er sich lange mit der Kirche und besonders mit ihrem Thurme beschäftigt, lernt sie nach und nach kennen, und wird mit ihrer Bedeutung vertraut. Wenn man längere Zeit von Österreichs Hauptstadt entfernt gewesen ist, und wieder zu ihr zurük kehrt, so erstaunt man neuerdings wieder über die merkwürdige Wesenheit dieses Werkes, und ist darüber erfreut.

Aber auch dem Einheimischen ist der Anblik der Kirche wichtig. Außerdem, daß sie und ihr Thurm ihm wie dem Fremden einen Mittelpunkt abgeben, um den herum er sich die ganze Stadt zurecht legt, wirkt sie auch sonst noch gar oft auf ihn: sei es, daß er in Gedanken oder gedankenlos durch eine Gasse heraus geht, und nun den Bau vor sich hat, der wie ein Gebirge einfach und doch so schön ist, und der seinen Geist erhebt, und kräftigt; sei es, daß er aus der Goldschmidgasse kommend immer wieder durch das plözliche Vorspringen der großen Gestaltungen überrascht ist, oder sei es, daß an nebligen Spätherbstabenden, auf welche der Vollmond scheint, der Thurm einen fantastischen Schatten auf den Nebel wirft, welcher Schatten unten durch das feurige Roth der Stadtlichter und oben durch das Silberblau des Mondlichtes begrenzt ist, sei es, daß in klaren Nächten, wenn man gegen die große Schulenstraße zugeht, breite Silberströme von dem glasirten Dache der Kirche nieder rinnen, gegen die der Thurm wie ein dunkler Riese empor ragt, und zu dem Monde weiset, welcher diese Wirkung hervor gebracht hat; sei es, daß ein Falke oder ein anderer Raubvogel, der die Kirche als einen Felsen angesehen hat, auf derselben irgend ein Federvieh zerreißt, die Federn herabfallen läßt, und tausend Blike zu sich hinauf zieht; sei es, daß der Sturm, der unten Fenster zerschmettert, Thore auf und zu schlägt, und alles in Verwirrung bringt, dem Thurme nichts anhaben kann, der ruhig da steht, und den Regen gegen sich heranpeitschen läßt, sei es, daß die Spize bei trübem Schneewetter gar nicht sichtbar ist, und in die niederen Winterwolken hinein ragt; sei es, daß in stiller Winterszeit die tausend und tausend weichen Schneekißchen auf den unzähligen Zierathen des Thurmes von unten bis oben lagern; oder sei es, daß an ganz gewöhnlichen Tagen, die wolkenlos sind, Thurm und Kirche einfach in die blaue Luft empor ragen,

ruhig und milde da stehen, nach oben immer duftiger werden, und endlich die funkelnde Spize zeigen. Tausend Gelegenheiten gibt es, daß die Kirche auf den Bewohner Wiens einen Eindruck macht, daß sie ihm zugeartet wird, so daß das Sprichwort entstehen konnte, welches oben angeführt worden ist. Da wir hier von dem Äußeren der Kirche und vorzüglich von dem Thurme reden, so sprechen wir nicht von dem Gottesdienste im Innern derselben, obwohl auch er in dieser Kirche eine andere und erhabnere Gestalt hat, als in andern gewöhnlicheren Kirchen. Wir erwähnen nur einer Thatsache, die wir einmal bei einer erhebenden Feier der Auferstehung des Heilands beobachtet haben. Obwohl unzählige Kerzen brannten, und das Untere der Kirche in einem Lichtmeere schwamm, konnte doch dieses Licht nicht die Rippen der Einwölbung sichtbar machen, was nicht nur den Ernst der Kirche sondern auch die Würde des Festes erhöhte. Wer wird nicht ergriffen, wenn die langsamen Töne der großen Gloke wie eine Erscheinung des Himmelsgewölbes von dem Thurme auf die Stadt hernieder wallen.

Vor langer Zeit stiegen wir oft unser mehrere als Jünglinge auf den Thurm hinauf, oder gingen wenigstens innerhalb der Brustwehren herum, die vom untern Rande des Kirchendaches empor ragen. Wir sahen dann auf die menschenbewegte Stadt hinab, oder suchten uns Theile derselben zu erklären, oder blikten in die duftige Ferne hinaus, und forschten nach allerlei Punkten, die in derselben lagen, oder maßen mit den Augen den Abgrund, der sich unter uns hinab senkte, oder gaben uns einfach den großartigen Eindrüken hin, oder wir stiegen blos hinauf, um oben zu sein. In diesem Falle stiegen wir gewöhnlich so hoch, als man kann, ehe sich die Spalte des zulaufenden Thurmes schließt, oder so enge wird, daß man kaum ein Haupt kaum eine Hand hinaus streken kann. Man sagte uns, daß außen in dem Mauerwerke eiserne Stangen steken, daß man durch eine Thurmspalte hinaus und an den Stangen bis zur Spize empor steigen könne. Uns erfüllte die Sage mit Schaudern, und wir versuchten gar nicht zu erforschen, ob wirklich die Stangen steken. Einmal waren wir in den Katakomben, welche unter der Kirche und dem Thurme so wie unter Theilen des Stephansplazes und der Stadt mit unzähligen Wölbungen fortlaufen, und eine Menge geschichteter Menschenknochen und getrokneter Menschenleichen enthalten. Wieder an das Tageslicht getreten bestiegen wir den Thurm, um den traurigen Eindruk von unten wieder in den offenen Lüften und in dem freien Leben hinweg zu bringen. Einmal tranken wir auf dem Thurme das Wohl unserer Geliebten, ein anderes Mal an dem Erinnerungstage der Schlacht bei Leipzig das

des deutschen Vaterlandes, und schleuderten die Gläser in die Zaken des Thurmes, damit sie nach einem solchen Trunke nicht mehr durch einen andern entweiht werden konnten.

Sehr oft, und namentlich schon in späteren reiferen Jahren erwartete ich durch die Güte des Thürmers, mit dem ich Bekanntschaft gemacht hatte, auf der höchsten Höhe des Thurmes das Erwachen des Tages. Ich stieg zu diesem Zweke entweder schon vor Tages Anbruch auf den Thurm, oder ich durchwachte die Nacht auf demselben, und stieg bei noch vollständigem Sternenscheine auf meinen Beobachtungsplaz. Diese Nachtspähen waren das Lohnendste. Erst gegen den Morgen hin wird die Stadt stille, und es gibt nur eine kurze Zeit nach Mitternacht und vor dem Morgen, in welcher es in der Stadt Nacht ist. Da liegt sie unten wie todt und starr. Und wenn man auf dem Thurme hoch oben ist, von den prangenden Sternen umgeben, von der umliegenden Landschaft nichts im Einzelnen gewahrend sondern nur die dunkle Scheibe derselben erblikend, die von der lichten Sternflimmernden Himmelsgloke geschnitten wird, und wenn man dann niedersieht in die schwarzen Klumpen der verschiedenen Häuserdurchschlingungen, in denen sich die Nachtlichter wie trübe irdische Sterne zeigen, so erscheint einem erst recht das menschliche Treiben, das hier eine Größe darstellen will, als Tand. Von Lauten hört man in dieser Zeit gar nichts als den Glokenschlag der Thurmuhr, dem die Schläge von anderen Thürmen antworten, und in Sommernächten zuweilen den Ruf einer Nachtigall, welche ein Liebhaber vor seinem Fenster hängen hat, welcher Ruf wahrscheinlich ein Noth- und Angstruf in diesem Steinmeere ist. Die Menschen schlafen indessen in diesem Steinmeere, und wenige von ihnen werden zu dieser Stunde je einmal von dieser Stelle auf die Stadt nieder geschaut haben. Der Thürmer thut es sehr oft, aber er ist des Anblikes schon gewöhnt.

Endlich noch lange vorher, ehe sich durch die erste Himmelslichtung das Nahen des Tages ankündigt, ertönen seine ersten Schalle für die Stadt Wien. Man hört ein fernes Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschüze im strengen Laufe führen. Es sind die ersten Wägen, welche beginnen, diesem ungeheuren Magen seine tägliche Nahrung zuzuführen. Vorzüglich sind es Fleischerwagen, die so heftig rollen, und die ihren Bedarf zum Verkaufe in die Stadt schaffen, daß er dort an den Verkaufsorten zurecht gerichtet werde. Die Menschen werden durch dieses nachmitternächtliche Rasseln nicht beirrt; denn entweder schlafen sie ihren ersten festen Schlaf, und hören nichts, oder das Rollen tönt in ihre Träume, und ändert sie nicht, da sie dasselbe oft

gehört haben, und es gewöhnt sind. Dieses Rasseln verliert sich entweder in einer fernen Gasse, oder es hört plözlich auf, da der Wagen hält, und dann ist es wieder stille. Aber es wiederholt sich, die Zwischenräume werden kürzer, und es mischt sich das Rollen anderer Wagen hinein.

Indessen fängt der Himmel an, im Osten lichter zu werden, und die dunkle Landschaftscheibe löset sich wenn vorerst auch nur in einzelne größere Theile. Gegen Norden ziehen und ruhen Nebel. Dort ist die Donau, und die dunkleren Streifen, die im Nebel liegen, oder mit ihm zu gehen scheinen, sind Auen, durch welche der schöne Strom wallet. Allmählich wird der Himmel im Morgen immer klarer, die Sterne blassen, und die Rundsicht beginnt deutlicher zu werden. Jenseits des Nebels ist ein fahlrother Hauch hinaus; es ist das Marchfeld. Rechts von ihm unter der hellsten Stelle des Himmels im Osten schneidet sich der Rand der Scheibe am schärfsten von der Luft; dort sind die Karpathen, sind die ungarischen Höhenzüge, und ist die ungarische Grenze. Die Berge im Westen, welche jezt fast unschön schwarz in den Himmel ragen, sind anmuthige Höhen, auf denen meistens Laubwald steht, die gegen ihren Fuß herab Reben hegen, in denen Landhäuser Dörfer und Schlösser herum gestreut sind, und durch die tausendfach verschlungene Wege laufen. Diese Höhen sind fast ein ungeheurer Garten, welcher in einiger Entfernung in einem großen Bogentheile um die Stadt liegt. Nach und nach wird der Morgenhimmel golden, die Sterne sind erloschen, und der Süden trit auch in die Rundsicht ein. Dort steht ein Berg, scheinbar nahe, mit bleigrauem Lichte auf dem Schnee, den sein Rücken hie und da trägt. Er ist der Schneeberg, eine Tagereise von Wien, das lezte Haupt in jener Bergkette, welche von der Schweiz ausläuft, durch Tirol und Salzburg geht, zwischen Österreich und Steiermark hinzieht, manchen Gipfel mit Eis und Schnee zeigt, und hier gegen Ungarn hin mit einem Male ein Ende nimmt. Der Himmel wird röther, und legt auch schon ein ganz schwaches Roth auf die Steine und Rippen des Thurmes in der Gegend, in welcher wir stehen. Selbst durch Theile der Stadt läuft hie und da ein graues Schimmern, sie wird immer größer, und strekt ihre Glieder sie gleichsam im Morgenschlummer dehnend über Hügel und Thäler hinaus. Der Himmel wird nun glühend rothgelb. Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie geht nun wie ein stiller goldener Bach dahin. In der Stadt blizen hie und da Funken auf, es sind Fenster, an denen sich die Glut des Morgenhimmels fängt. In ihren Gassen wird das Rasseln häufiger, in anderen verworrenen Tönen beginnt es sich

zu regen, und dort und da erbrauſet es ſanft wie Athemzüge eines Erwachenden. Auch einzelne Rauchſäulen ſteigen gegen den Himmel. Jezt geht ſachte ein anſchwellender Bliz auf das Steinwerk unſers Thurmes. Die Sonne iſt es, welche die erſten Strahlen auf ihn ſendet. Die Stadt trift ſie noch nicht. Bald wird auch ſie begrüßt, und dieſer Anblik iſt unbeſchreiblich ſchön. Von den tauſend und tauſend Fenſtern glänzt es wunderbar. Zuerſt entzündet ſich irgend ein Theil, dann verbreitet ſich der Brand, von Gaſſe zu Gaſſe lodert es gleichſam, endlich glüht alles, und darüber funkeln die Thurmkreuze und Kuppeln. In einem großen Theile des Jahres iſt bei dem Eintreten dieſes Schauſpieles die eigentliche Stadt noch keineswegs erwacht. Nur Fremde ſind es, die kamen, ihr Zufuhr zu bringen, und die ſich in ihr bewegen, Leute der Vorſtadt ſind es, die auch herbei eilten, ihre Geſchäfte vorzubereiten. Nach und nach mehren ſich die Zeichen des Lebens. Der aufſteigenden Rauchſäulen werden mehrere, bis ein allgemeiner leichter Rauch wie ein trüber Schleier gegen den Morgenhimmel empor wallt. Einzelne ſich bewegende Menſchen werden in den Gaſſen wie ſchwarze Punkte ſichtbar, die ſich regen und durcheinander ſchießen, ſie werden ſchnell ihrer viele und mehren ſich ſtets, neue Laute ſchlagen herauf, das Rollen, Raſſeln und Praſſeln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadttheile, gleichſam als ob ſich Häuſer und Gaſſen rührten, bis ein einziges gleichmäßiges dumpfes Brauſen unverändert durch die ganze Stadt geht. Sie iſt erwacht. Die Sonne hat ſich indeß einſam und lächelnd wie ein ſilberner Schild höher an dem Himmel geſchwungen, und ſchaut auf alles herab. Dieſe Zeit iſt es, in der man das Schauſpiel zu ſeinen Füſſen am ungetrübteſten betrachten kann, ehe der Wind ſich hebt, und der Staub ſeinen ſchmuzigen Schleier über ganze Theile der Stadt und den Schmelz der Fernſicht legt.

Aus Stifters Abrechnung für „Wien und die Wiener".

[Bogen 1, S. 1]

August 60 fl empf[an]gen

I

Verzeichniß der von den Mitarbeitern für **Wien und die Wiener** erhaltenen Beträge für an Stifter übergebene Manuscripte.

13 August
1841

1) An H. Silvester Wagner auf Rechnung für „Die Brüder beim Heurigen". ($5^1/_4$ Druckseiten) 4 fl 20 kr S. Wagner[1])

2) An H. A. Stifter für Aussicht und Betrachtungen vom Gipfel des St. Stephansthurmes (1 Dr. Bogen) 15 fl. Ad. Stifter

19 August

3.) Der Prater von Ad. Stifter ($8^1/_4$ Druckseiten) 8 fl Stifter

4. Die Lumpensammlerin von S. Wagner (fast 4 Druckseiten) 3 fl C. M. S. Wagner

Für Abschreiben der Vorrede, der Aussicht etc, und der Brüder beim Heurigen an H. Sauter, beträgt 8 Bögen a 36 kr W. W. nebst Papier . . . . . 2 fl 5 kr C. M. F. Sauter

[1]) Die Verfasser haben den Empfang der Geldbeträge durch ihre Unterschrift bestätigt.

24 August.

5. Der Greißler von S. Wagner (5 Drukseiten) 3 fl C. M. S. Wagner

Für Abschreiben der Lumpensammlerin, und des Praters 1 f 15 kr C. M. F. Sauter

27 August Wienerstadt-Phisiognomie und Wiener Volkscharakter von Fr. Stelzhammer ($6^1/_5$ Drukseiten) 5 fl C. M. Fr. Stelzhamer

Für Abschreiben des Greißlers 2 Bögen 24 kr C. M. Sauter

28 August Der Kahlen- und Leopoldsberg von S. Wagner ($7^1/_2$ Druks.) . . . . . 3 fl C. M. Wagner S.

29 August Leben und Haushalt dreier Wienerstudenten von Ad. Stifter. (16 Seiten) 12 fl C. M. Stifter

---

Zahlungen nach dem Druk für Wien und die Wiener.

[Bogen 3, S. 1]

An H. Langer Nachtrag zum Allerseelentag 3 f 10 kr Langer

An Stifter Nachtrag zu: Vorrede, Stephansthurm, Prater, Katakomben, Streichmacher 17 fl 37 Stifter

An H. Wagner Nachtrag zur Ausspielerin 2 fl Wagner

An Perger als Nachtrag zum Pfeifentod und Ausflug in die Lobau 10 fl Recipisse

An H. Wagner Nachtrag zu dem Milchweib 2 f 5 Wagner

An H. Sauter für Copiren des Wiener Wetters 7 Bogen mit Papier 1 f 46 Sauter

An H. Wagner Nachtrag zum Greißler und Kohlbauer

3 f	27	
1	24	S. Wagner
4 f	51	

An Stifter Nachtrag zu den Studenten und der Wiener-Stadtpost . . . . . 11 f 45 A. Stifter

An H. Wagner als Nachtrag für die Kellner 5 f 30 Sylv. Wagner

An H. Wagner als Nachtrag für die Wäscherin 2 fl Sylv. Wagner

An H. Wagner als Nachtrag zu den Köchinen 7 fl 38 Sylv. Wagner

An H. Stelzhamer als Nachtrag zu: ein Abend vor der Linie und Wienerstadtphisiognomie und Volkscharakter 3 f 25 Franz Stelzhamer

An Stifter als Nachtrag zum Wiener-Wetter 9 f 15 kr A. Stifter

An Nordmann als Nachtrag zu den Scenen etc 4 f 45 kr Nordmann

An Stifter als Nachtrag zu den Landparthieen und Salonscenen 5 fl Stifter

Lesarten und Anmerkungen.

Zeichenerklärung.

Fraktur: Text. In den Lesarten stehen vor dem Lemmazeichen die herangezogenen Worte des Textes, hinter ihm die zu berichtigenden Lesarten der Druckvorlagen und, falls Handschriften vorliegen, von Stifter vorgenommene Streichungen, Änderungen und Zusätze.

Antiqua: 1. Worte des Herausgebers.
2. In den Anmerkungen herausgehobene Worte des Textes.

Abkürzungen.

Adami: Alt- und Neu-Wien, Beiträge zur Beförderung lokaler Interessen für Zeit, Leben, Kunst und Sitte, hgb. von Heinrich Adami, 4 Bändchen, Mausberger, Wien, 1841, 1842.

Alexis: Wiener Bilder von Wilibald Alexis, Leipzig, Brockhaus, 1833.

Jean Charles: Wien und die Wiener, ihr öffentliches und häusliches, geistiges und materielles Leben. Ein Wegweiser für Einheimische und Fremde, Stuttgart, Metzler, 1840.

DWB: Deutsches Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm, Leipzig, 1854 ff.

Euphorion XVI: Franz Hüller, Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil, Euphorion XVI (1909), S. 136 ff., 460 ff.

Glaßbrenner: Bilder und Träume aus Wien [von Adolf Glaßbrenner] Leipzig, Volkmar, 1836.

Grillparzer, S. W. I ff.: Franz Grillparzers Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Wien, Anton Schroll, 1909 ff.

Groner: Wien wie es war. Von Richard Groner, 1922, Waldheim-Eberle, Wien-Leipzig.

Guglia: Wien. Ein Führer durch Stadt und Umgebung, von Eugen Guglia, Wien, 1908.

I.-V.: Adalbert Stifter, Aus dem alten Wien, Insel-Verlag, Leipzig, [1926]. Zweite Auflage, hgb. von O. E. Deutsch und Karl Kaderschafka.

Koch: Wien und die Wiener. Historisch entwickelt und im Verhältnisse zur Gegenwart geschildert von Matthias Koch, Karlsruhe, Macklot, 1842.

Kunsttopographie XXIII: Österreichische Kunsttopographie, hgb. vom kunsthistorischen Institute des Bundesdenkmalamtes, red. von Dagobert Frey, Band XXIII: Geschichte

und Beschreibung des St. Stephansdomes in Wien. Bearbeitet von Prof. Dr. Hans Tietze. Dr. Benno Filser Verlag, Wien, 1931.

Paul: Deutsches Wörterbuch von Hermann Paul, 3. Aufl., Halle, Niemeyer, 1921.

Jean Paul: Jean Paul's Werke, Berlin. Gustav Hempel, 60 Theile.

Pezzl: Johann Pezzl, Beschreibung von Wien, 8. Aufl., verbessert und vermehrt von Franz Tschischka, Wien, 1841, Meyer u. Comp.

Pietznigg: Mittheilungen aus Wien. Zeitgemälde des Neuesten und Wissenswürdigen, hgb. von Franz Pietznigg, 1833 ff.

Schmidl: Wien wie es ist. Ein Gemälde der Kaiserstadt . . ., von A. Schmidl, 2. Aufl., Wien, Carl Gerold, 1837.

Senfelder: Die Katakomben bei St. Stephan in Sage und Geschichte von Dr. Leopold Senfelder, 2. Aufl., Wien, 1924, Hölder-Pichler-Tempsky.

Trollope: Wien und die Österreicher sammt Reisebildern aus Schwaben, Baiern, Tyrol und Salzburg von Mistreß Trollope. Aus dem Englischen von Johann Sporschill. In 3 Bänden, Leipzig, 1838, Georg Wigand.

St. A.: Stifter-Archiv der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik in Prag.

Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1842.

S. 5 1—16 15.

Erste Drucke: Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, hgb. von Friedrich Witthauer, Nr. 139—141, 14., 15. und 16. Juli 1842 (W). Abdruck: Frankfurter Konversationsblatt Nr. 201, 23. Juli 1842. — Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Gustav Heckenast, 1870), II, 275 ff. (Titelauflage: Leipzig, Amelang, o. J.) (A). Textgrundlage: W mit Heranziehung von A bei der Berichtigung von Druckfehlern.

6 32 millionenmal (A)] Millionen wohl 8 10 dankt (A)] denkt 12 5 früher Eintönigkeit] frühere E. A: die frühere E.

A bricht bei 15 19 ab und weist eine große Zahl willkürlicher Änderungen auf, die zum Teil dem schulmeisterlichen Streben des Herausgebers nach Korrektheit entstammen. Vgl. 8 29 an den Bewegungsgesetzen ... leicht rechenbar] aus d. B.... leicht zu berechnen 9 17 wegsieche] versiege 19 ein böses Thier] e. wildes Th. 11 2 ein ordentlich trauriger Augenblick] e. überaus tr. A. 21 machten sich ... gelten] m. s. geltend 14 1 Lichttropfe] Lichttropfen 4 ordentlich froh] darüber froh

5 6 Ein von St. in den ersten Vierzigerjahren verwendetes Notizbuch enthält astronomische Zeichnungen und Berechnungen, die vermutlich mit seinem Privatunterricht zusammenhängen (vgl. I 380). 23 auf einer Warte (vgl. 7 13), dem die Häuser der Umgebung überragenden, nach seinem Erbauer, dem Baumeister Josef Kornhäusel, benannten „Kornhäusel-Turm“, der zu dem Hause Nr. 495 in der Seitenstettengasse (heute Nr. 2, durch eine Gedenktafel gekennzeichnet) gehört, in dem St. seit dem Mai 1842 wohnte. Vgl. Alois Trost, Wo Adalbert Stifter in Wien gewohnt hat, Alt-Wiener Kalender f. d. J. 1918 (Wien, Anton Schroll), S. 172 ff., mit einer Aufnahme des Turmes. 6 4 in diesen

zwei Minuten. Nach dem Berichte von K. L. von Littrow, Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß am 8. Julius in und um Wien (Wiener Zeitung, Nr. 195, 17. Juli 1842) dauerte die totale Finsternis von 6° 49′ 24·9″ bis 6° 51′ 21·9″, also 1 Minute 57 Sekunden, die Verfinsterung überhaupt von 5° 51′ 51·9″ bis 7° 53′ 55·9″. $_{26}$ Sehröhre. Ebenso 189_{5} Glasröhre, $_{7}$ Windröhre. Nach DWB VIII, Sp. 1121, eigentlich ohne Umlaut, aber im ältesten Nhd. begegnen wir umgelauteten Formen und auch noch bei Schiller, Piccolomini, V. 1062: aus tausend Röhren. 7_{8} an jenem Momente. St. gebraucht „an“ häufig temporal. Paul, S. 18, bezeichnet das als süddeutsch und verweist auf Goethe: an Michael, an jenem Fest. 8_{5} Die Spitze des Stephansturmes war damals mit einem Gerüst umgeben, da sie wegen ihrer starken Neigung gegen Norden abgetragen und durch einen Kern von Eisen ersetzt wurde, an den die Steinornamente angefügt wurden. Vgl. Kunsttopographie XXIII, S. 67. 9_{2} schon in dem ungeheuern Raum des Himmlischen wohnt das Erhabene. Deutliche Beziehung auf Schillers Gedicht „An die Astronomen“ (Säk. Ausg. I, S. 143) V. 4: „Aber Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht“. $_{14}$ über die Brücke, die Ferdinandsbrücke. $_{17}$ Kahlengebirge, ebenso $207_{16,\ 25}$, zu Stifters Zeit zur Bezeichnung des Ausläufers des Wiener Waldes (Kahlen- und Leopoldsberg) noch üblich (vgl. Schmidl, S. 4). 11_{2} ein ordentlich trauriger Augenblick. Umgangssprache. Ebenso 83_{5}, 198_{31}, 209_{12}, aber anderswo bei St. nicht nachweisbar. 12_{24} Lord Byrons Gedicht ... „Die Finsterniß“, richtig „Finsternis“ (Werke, übersetzt von Otto Gildemeister, 1865, III, 261) V. 10 ff. Auf dieses Gedicht verweist St. auch in den „Winterbriefen aus Kirchschlag“, 258_{9}. 13_{16} die ... Musik von Farben und Lichtern. St. liebt es, die Bezeichnungen der Sinneseindrücke zu vertauschen, wie die Romantiker und Jean Paul, der allerdings in der „Vorschule der Ästhetik“ § 82 (Werke 50, 301) die weitgehende „Vermischung zweier Sinnlichkeiten“ tadelt. $_{27}$ nur den Mantel hat er von seiner Gestalt gelüftet (vgl. 15_{32} sein glänzendes Kleid). Der Knabe Abdias (III 11_{25}) hält den weiten, ungeheuren Himmel ... für den Mantelsaum Jehova's. Vgl. Maria Gothein, „Der Gottheit lebendiges Kleid“, Archiv f. Religionswissenschaft IX, S. 337, und Robert Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt (Beck, München, 1910), S. 51 ff.

Außer Stifters Artikel brachte die Wiener Zeitschrift

noch folgende: „Flüchtige Gedanken am Morgen des 8. July 1842“ von Friedrich Witthauer, Nr. 137, 11. Juli 1842, „Die Sonnenfinsterniß, vom Gipfel des Schneeberges aus gesehen“. Eine Skizze von Anton Ritter von Perger, Nr. 142, 18. Juli, und „Der Morgen des 8. July 1842“ von C. M. Böhm, Nr. 143, 19. Juli.

Rudolf v. Alt hat das Erlebnis dieser Sonnenfinsternis in einem Aquarell und einer großen Ölfarbenskizze festgehalten. Vgl. Ludwig Hevesi und Karl Kuzmany, Rudolf Alt. Sein Leben und sein Werk (Wien, 1911, Artaria), S. 12, mit Hinweisen auf St., der „in der Atmosphärik der Stimmungen in seinen Gemälden viel Verwandtes mit damaligen Malereien Rudolf Alts hat“.

Aus dem Sammelwerke „Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben“.

Erste Drucke: Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben. Mit Beiträgen von Adalb. Stifter — C. E. Langer — C. F. Langer — Nordmann — A. Ritter von Perger — D. F. Reiberstorffer — Ludw. Scheyrer — Franz Stelzhammer — Sylv. Wagner u. A. Pest 1844. Bei Gustav Heckenast [mit 30 von Wilhelm Böhm gezeichneten und von Carl Mahlknecht gestochenen Bildern und einem gestochenen Titelblatt mit 12 dieser Bilder in Miniaturen, XXI u. 454 S.] (W).

Eine zweite Ausgabe ist mit 26 handkolorierten Bildern ausgestattet, eine dritte erschien ohne Bildbeilagen.

Aprent hat von den 12 Beiträgen Stifters 9 in den Band II der „Vermischten Schriften“ unter dem Titel „Aus dem alten Wien“ aufgenommen, ihnen die von St. für eine von ihm geplante Neuausgabe bestimmte Vorrede vorangestellt, den ersten Artikel aus der abgebrochenen zweiten Fassung und der ersten zusammengesetzt, den „Gang durch die Katakomben“ in die Erzählungen (Pest, Heckenast, 1869, I. Bd., S. 251 ff.) eingereiht und „Die Wiener Stadtpost“ und die „Wiener Salonscenen“ ausgeschieden.

Als Herausgeber hat sich Aprent das Recht zugebilligt, mit Stifters Text nach eigenem Gutdünken zu verfahren; er merzte fast durchwegs, hierin allerdings Stifters Beispiel folgend, die Fremdwörter aus, ersetzte Worte und Wortformen, die er als veraltet und selten gebraucht empfand, durch geläufigere und korrek-

tere und nahm auch hie und da Verbesserungen vor, die zeigen, daß er St. mißverstanden hat (vgl. die Anm. zu 92 16, 150 4 und 188 27). Aprent hatte, als er nach Stifters Tod die 3 Bände der Briefe, 2 Bände Erzählungen und 2 Bände Vermischte Schriften herausgab — diese Ausgaben erschienen alle in der kurzen Frist von zwei Jahren —, im Nachlaß außer den oben genannten Bruchstücken keine Umarbeitungen der Wiener Artikel vorgefunden; der Druck in den Vermischten Schriften darf daher nicht als eine zweite Fassung bezeichnet werden.

Neuere Ausgaben: Adalbert Stifter, Aus dem alten Wien, Insel-Verlag, Leipzig. Zweite verbesserte Auflage, hgb. von O. E. Deutsch und Karl Kaderschafka [1926]. — Aus dem alten Wien von Adalbert Stifter. Mit einem Nachwort von Gustav Wilhelm, Deutsche Hausbücherei, Bd. 128, Wien 1926, Österreichischer Bundesverlag.

Vorrede.

S. 19 1 — 20 26.

Erster Druck: W [S. II/III].

19 20 Der Bettler ... durch unsere Blätter gehen. St. bezieht sich hier auf die nicht gezeichneten Artikel „Der Bettler“ (W, S. 23), „Die Harfenisten“ (S. 165), „Der Fiaker“ (S. 16) und „Der Schusterjunge“ S. 170), auf die „Werkelmänner und Straßenmusikanten“, gez. C. F. Langer (S. 404), „Die Zeiselkutscher“, gez. C. E. Langer (S. 270) und in der zweiten mit „Der Dandy“ beginnenden Reihe (19 22 ff.) auf seine eigenen Beiträge „Die Streichmacher“ (84 ff.) und „Wiener Salonscenen“ (229 ff.). 20 19 St. war sich also der Ungleichwertigkeit der Beiträge zu dem Buche bewußt. 26 Die Verfasser. Die Vorrede hat St. selbst verfaßt (vgl. XVII, 106 23).

Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansthurmes.

S. 21 1 — 46 33.

Erste Drucke: W, S. V—XXI, hievon S. IX, Z. 12 ff. wiedergegeben bei A, 16 6 ff. (vgl. S. 429).

29 4 ſich anſtaunend] ſich anſtaunend Berichtigung nach dem von St. gewählten Bilde 22 der einſtigen Dörfer] der einſtiger D. 33 13 fällt: hold] fällt; Hold 42 12 wie gräulich immer] mir gr. i. 30 Schlemmer] Schlummer 44 33 aber] eben

25 10 um den sich hellenden Himmel. Vgl. DWB IV, Sp. 970: Goethe: Nun hellt sich der Morgen; Voß, Klopstock, Wieland. 28 4 die Augustiner, die Kapuziner, die Hofpfarrkirche der Augustiner in der Augustinergasse und die Kapuzinerkirche auf dem Neuen Markte. 5 Das Kärnthnerviertel der Innern Stadt reichte von der Kärntnerstraße bis zur Wollzeile. 10 die [Türme] der Universität, die drei Türme der Universitäts-Sternwarte (vgl. Schmidl, S. 111) und die beiden der Universitätskirche. 12 Die St. Ruprechtskirche soll im Jahre 766 erbaut worden sein (vgl. Groner, 398). 14 Die Kirche Maria am Gestade, gewöhnlich Maria Stiegen genannt, lag ursprünglich am Steilrande des alten Donaukanalbettes (vgl. Groner, 292). 33 Von 35 Vorstädten spricht, allerdings ähnlich unsicher wie St., mit der Beifügung „wenn ich nicht irre“, auch Stelzhamer (Wien und die Wiener, S. 160). Tatsächlich waren es 34 (vgl. Groner, 528). 29 10 an's Gestade des Donauarmes, des Donaukanals, eines im Jahre 1598 regulierten Armes der Donau. 30 14 die Ziegel, aus den Wiener Ziegelwerken, den größten ihrer Art in Europa (vgl. Groner, 550). 23 jenes pallastähnliche Gebäude, der Bahnhof der Wien—Raaber Bahn, der bis zur Erbauung des Südbahnhofes (1873) auch für den Verkehr nach Gloggnitz diente. Am 30. Juni 1841 war die Strecke bis Wiener Neustadt eröffnet worden. Auf dieser Bahn fuhr St. — es war seine erste Eisenbahnfahrt — anfangs August 1841 nach Mödling (vgl. XXII, 192 10 ff.). 31 15 Die Welt wird immer schöner und großartiger..., an Uhlands „Frühlingsglaube“, Str. 2: „Die Welt wird immer schöner mit jedem Tag“ (Gedichte, 1815, S. 54) anklingend. 19 Ein alter, vornehm belasteter Pallast, das Obere Belvedere. 21 Ein kleiner schwacher Mann, Prinz Eugen von Savoyen. 29 Im Oberen Belvedere ließ Kaiser Joseph II. im Jahre 1777 die kaiserliche Gemäldegalerie aufstellen (vgl. Groner, 38). 32 11 ein Haus von großem Ansehen und Umfange, das Hauptmünzamt, 1835—1837 von dem Hofarchitekten Paul Springer erbaut (vgl. Groner, 152). 33 29 der Neustädter Kanal, seit 1803

bis Wiener Neustadt fahrbar, war mit einem großen Bassin zum Einlaufen und Ausladen der Schiffe versehen, das sich an der Stelle des jetzigen Stadtbahnhofes Hauptzollamt befand (vgl. Groner, 547). 30 ein anderes Gebäude, die Kanonenbohrerei, am Beginn der Ungargasse gelegen. 34 15 Das von Kaiser Joseph II. eingerichtete Militär-Invalidenhaus bildete die Ecke der Landstraße und Invalidenstraße (damals Kanalbassin Nr. 1). 35 5 die Geburt unserer Zeit, die Dampfschiffe. Am 17. Sept. 1830 hatte das Dampfschiff „Franz I" eine Probefahrt nach Pest gemacht. 13 jene Mühlen, die Kaisermühlen (vgl. 80 26). 21 den Bahnhof, das im Jahre 1837 errichtete Aufnahmsgebäude der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn (vgl. Groner, 334), 1865 durch den Nordbahnhof ersetzt. 30 Die an die Schlachtfelder von Aspern und Wagram angeknüpften Betrachtungen Stifters erinnern an Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende", V. 2720 ff., und an Anastasius Grüns Gedicht „Auf dem Schlachtfelde von Aspern" (Spaziergänge eines Wiener Poeten, 1831, Werke, Bong, I, 136). 36 15 die Inselstadt, die zwischen dem Donaukanal und der Donau gelegene Leopoldstadt, zu der auch die Brigittenau (der jetzige 20. Bezirk) gehörte. Der in der Nacht vom 28. Februar 1830 durch Eisstauung verursachten Überschwemmung fielen 75 Menschen zum Opfer. 37 8 das neue Kriminalgebäude, in der damaligen Alservorstadt (Glacis, Nr. 2), war 1839 bezogen worden. 17 die erste große Alserkaserne, die größte der damals bestehenden 11 Wiener Kasernen, 6000 Mann fassend (vgl. Groner, 6). 38 6 Frohsinn und Herzensgüte ... der eigentliche Grundzug dieses Volkes. Vgl. 77 12 und Anm. hiezu. 9 am ... hunderten Tage, nach älterem Sprachgebrauch (vgl. Paul, S. 264). 19 St. gedenkt hier und 46 1 der Bangigkeit, die ihn selbst in Wien überkommen hatte. Vgl. Nachsommer, VIII 95 15 ff. 39 15 das Weltmeer „Milch", das täglich auf den Markt gebracht wurde, läßt sich nach Pezzls Angabe (S. 21) des Verbrauches von 11,367.270 Maß im Jahre 1839 bestimmen. 40 11 die Fenster öffnen sich ... Ebenso Alexis, S. 45. 26 Einige in dieser Stadt ... die Wohlthat ungehemmten Ganges. Auf Metternich und seine Politik zu beziehen. Vgl. Jean Charles, S. 7: „Seine Fahrt scheint, von der Ferne betrachtet, Stillstand; allein, genau besehen, rückt sie vorwärts, wenn auch in Kreisläufen." Ähnlich auch Hurter, Ausflug nach Wien und

Preßburg, 1840, II, S. 156. 41 $_{19}$ Es ist kein Glück auf dieser Erde ... und 43 $_{11}$ Welch eine Fülle ... Vgl. Alexis, S. 44, Glaßbrenner II, 128, und „Ein Tag am Graben“ in Pietzniggs Mittheilungen IV, 181 ff.

Ein Gang durch die Katakomben.

S. 47 $_{1}$—68 $_{28}$.

Erste Drucke: W, S. 49—62. Abdruck: Sonntagsblätter, hgb. von L. A. Frankl, III. Jahrg., 1844, Nr. 33, S. 761—768, mit Kürzungen, die nicht auf St. zurückgehen dürften. Weggelassen sind die Einleitung 47 $_{1}$—53 $_{27}$ und Betrachtungen wie, z. B. 61 $_{5}$— $_{8}$, 65 $_{18}$—$_{21}$. Zahlreiche andere Streichungen bezwecken, den Leser nicht lange bei den einzelnen Szenen festzuhalten und das Schauerliche abzuschwächen. — Erzählungen von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Heckenast, 1869), I, S. 251 ff.

48 $_{14}$ wann] wenn 50 $_{5}$ aus den Katakomben des Stephansdomes] aus d. K. d. Stephansthurmes, wohl auch Druckfehler, bisher nicht berichtigt 51 $_{15}$ auf denselben [den Monumenten]] auf demselben 64 $_{31}$ mußte] müßte. Aprents Textänderung 67 $_{15}$ das dumpfe Rascheln der Hände [W: stumpfe], von I.-V. übernommen, halte ich für unbegründet.

48 $_{12}$ Die pyrenäische Halbinsel war in den Jahren 1831—1840 der Schauplatz des Karlistenkrieges. 50 $_{20}$ bei ihrem Entstehen lag die Kirche sogar außerhalb der Stadt, die ältere, von dem Passauer Bischof Reginbert im Jahre 1147 eingeweihte Kirche (vgl. Geschichte der Stadt Wien, Wien, Adolf Holzhausen, 1897, S. 48). 51 $_{10}$ Der Friedhof auf dem Stephansplatz wurde trotz einer seine Auflassung verfügenden Verordnung des Kaisers Ferdinand I. vom 23. Jänner 1530 erst im Jahre 1732 durch einen Friedhof außerhalb der Stadt, den „Stefaner Friedhof in der Alsergasse“, ersetzt und endgültig gesperrt (vgl. Senfelder, 52, 55). $_{11}$ Vor der Vorderseite der Kirche stand eine Reihe niedriger Häuser, die erst in den Jahren 1789—1803 abgebrochen wurden. Erst von da an wird der Name Stephansplatz an Stelle des St. Stephans-Freythof üblich (vgl. Groner, 413). Daher gebrauchten noch zu Stifters Zeiten alte Leute den einstigen Namen (vgl. 50 $_{26}$). $_{19}$ manche Tafel aus rothem Stein, unter den Grabdenkmälern an der Außenseite der Kirche,

größtenteils aus der Zeit vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis etwa 1720 (vgl. Kunsttopographie XXIII, 428). 30 ein sehr großes Haus, der Domherrenhof (jetzt Stephansplatz Nr. 5), 1842 erbaut (vgl. Groner, 78). 52 16 Diesen Spruch trägt die Cruzifixus-Kapelle. 28 St. teilt mit seiner Zeit die irrige Annahme einer weiten Erstreckung der Katakomben. Sie ziehen sich als ein System von gemauerten Gängen und viereckigen Kammern unter dem Presbyterium samt den Seitenchören und unter dem Querschiffe, also den älteren Teilen des gotischen Baues und unter dem Platze vom Deutschen Hause bis zum erzbischöflichen Palais hin und sind in ihren älteren Teilen Unterkellerungen, die vom Anfang des gotischen Neubaues an vorhanden waren und erst im Laufe der Zeit zu Begräbniszwecken verwendet wurden, während die sogenannten neuen Katakomben erst im Jahre 1745 fertiggestellt wurden (vgl. Senfelder, 64 ff., 79 ff., Kunsttopographie, 262). Auch die Annahme, daß nur hochgestellte und reiche Leute in den Katakomben bestattet wurden, ist unrichtig, wie Senfelder auf Grund der Listen der in ihnen Bestatteten nachgewiesen hat (vgl. 40, 117 ff.). Stifters Schilderung verwertet Anton v. Perger, Der Dom zu St. Stephan (Triest, 1854), S. 71, und auch J. N. Vogl macht in seiner Skizze „Der erste Besuch in den Wiener Katakomben im 19. Jahrhundert“ (Aus dem alten Wien, 1865) bei ihm viele Anleihen. 31 das sogenannte deutsche Haus, das Haus des Deutschen Ritterordens, dessen Hauptfront in der Singerstraße liegt. 53 1 unter die Post, das 1830 errichtete Stadtpostoberamt in der Wollzeile Nr. 867 (jetzt Nr. 6) und das benachbarte Oberste Hofpostamt, das dem Briefverkehr im Innern der k. k. Staaten und mit dem Auslande diente (vgl. Schmidl, S. 311). 8 als Fundament der Kirche ... Widerlegt durch die von Adolf Kaspar 1864 durchgeführte Aufnahme der gesamten Katakombenanlage (vgl. Senfelder, S. 66). 54 10 Dieser Zugang, den auch Mistreß Trollope (vgl. II, 191) benützt hatte, führte vom Deutschen Hause hinab; er wurde 1869 vermauert, aber bereits vor Ende der Vierzigerjahre wurden die Besucher, wie noch heute, bei der Kruzifixkapelle eingelassen. 55 7 In den alten Katakomben wurden nach Senfelders Erhebungen in den Jahren 1720—1745 1237 Leichen bestattet — Nachweise aus früherer Zeit fehlen — und in den neuen in den Jahren 1745—1774 10.893 (Senfelder, 75, 83). 20 In der früheren Zeit wurden sie als Beinhaus verwendet und die in ihnen massenhaft auf-

geschichteten Knochen sowie ein großer Teil der Särge und Mumien stammten aus dem Stephans-Friedhofe (vgl. Senfelder, S. 74). 28 durch viele Schachte. Diese Luftlöcher erwähnt auch Adolf Kaspar in seiner 1844 verfaßten Denkschrift, die Senfelder S. 98 ff. wiedergegeben hat. 58 20 gerade unter dem Hochaltare der Kirche. Irrtümlich, denn unter ihm befindet sich die von Rudolf dem Stifter errichtete Herzogsgruft, die in keiner Verbindung mit den Katakomben stand (vgl. Senfelder, 40). 24 Die Orgel und den Gesang der Gemeinde (vgl. 67 23) kann man in den Katakomben nicht vernehmen (vgl. Senfelder, 40). 29 wie eine holde goldene Leiter . . . gingen diese gedämpften Töne . . . zu uns hernieder. Hüller (Euphorion XIX, 440) verweist hiezu auf ein Gedicht Eichendorffs in „Ahnung und Gegenwart", I, Kap. 8. 59 20 ff. Vgl. Trollope II, 193 ff. 62 3 St. überträgt auf Attila, was die Sage von dem Westgotenkönige Alarich berichtet. 13 eine Wasserbaute. Im DWB I, Sp. 1201, sind außer Goethe, Faust II, V. 11057 „die grüne Baute" nur zwei Stellen aus Jean Pauls Titan angeführt, an denen das Wort jedoch in faktitiver Bedeutung = Erbauen gebraucht ist. 63 22 Stifters Schilderung entspricht hier dem durch Kaspar festgestellten Sachverhalte. Vgl. Senfelder, 99. 26 Vgl. Trollope II, 198. 30 herabgegleitet. Vgl. Paul, S. 217: „gleiten" . . . nicht selten auch schwach, bei Goethe, Schiller u. a. 64 17 Im Vergleich zu Stifters Bericht weist der der Engländerin viel mehr schaurige Einzelheiten auf. Mistreß Trollope bekannte ihr „ungemischtes Erstaunen, daß eine so fürchterliche und höchst unanständige Schau in einer so wohlgeregelten Stadt, wie Wien, gestattet wird" (vgl. II, 200). Ihre Darstellung erregte in den Hofkreisen und bei den kirchlichen Würdenträgern Aufsehen und veranlaßte eine zeitweilige Sperrung der Katakomben; sie mag wohl auch den Kardinal Rauscher dazu bestimmt haben, deren vollständige Räumung anzuordnen, die in den Jahren 1872 und 1873 durchgeführt wurde (vgl. Senfelder, 40, Kunsttopographie XXIII, 262). 66 5 Die von St. mitgeteilte Vermutung seines Führers, daß sich unter dem Boden noch andere Gewölbe befinden, die auch als Katakomben verwendet worden seien, erwies sich als unrichtig. Man stieß bei den Räumungsarbeiten in einer Tiefe von etwa einem halben Meter auf die Sohle der Gruftmauern (vgl. Senfelder, 85). 12 ff. St. dürfte die in Kaspars Plan als Nr. 38 bezeichnete Katakombe gesehen haben (vgl. Senfelder, 105).

Der Prater.

S. 69 1—83 30.

Erste Drucke: W, S. 75—84. A, 37 ff.

70 17 wallend] wellend 80 21 als eine Störung] als seine Störung. 69 10 von menschenwimmelndem Spazierplan. Über den Einfluß des Vossischen Homer auf St. vgl. Hüller IV 2, 2. Hälfte, S. 686, und Euphorion XVI, 146. 70 14 die Jägerzeile, die heutige Praterstraße, so benannt nach den in ihr wohnenden kaiserlichen Hofjägern (vgl. Guglia, S. 189). 72 18 um zu sehen, und gesehen zu werden. Ebenso 159 20; nach Ovid, Ars amandi I, V. 99: Spectatum veniunt; veniunt, spectentur ut ipsae. 73 33 der Kaiser und die Kaiserin, Kaiser Ferdinand und Maria Anna. 74 5 der Held von Aspern, Erzherzog Karl (1771—1847). 75 11 um die Kneipe herum schießt der ... Salpeter der Trinkgäste an. Eine Anleihe Stifters bei Jean Pauls Titan (15, 185): „. . . war der Salpeter der weiblichen Volksmenge an den Mauern und Fenstern angeschossen." 76 8 auf mehren Schaukeln. Ebenso 364 33 und 368 21. Vgl. Paul, S. 344: Ansätze, ‚mehr' zu einem wirklich flektierten Adjektiv umzubilden . . . finden sich allerdings (J. Paul, Goethe, Gustav Freytag). 24 das ist echte gesunde Volkslust, die sich das Volk selber gibt, sagt St. in engem Anschluß an Goethe: „Das Römische Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst gibt" (Ital. Reise II). Vgl. 215 6. Ganz ähnlich später auch Grillparzer im „armen Spielmann" (S. W, I 13, S. 37): „ein eigentliches Volksfest. Das Volk besucht es und gibt es sich selbst." 77 12 Ein lustiges Volk ist auch ein gutes Volk. Vgl. 215 7. Das war die vielgepriesene Devise der vormärzlichen Regierungsweisheit. Vgl. Glaßbrenner I, 129, Trollope II, 138, Hurter II, 131. 18 das lustige Volk der Fajaken, nach Schillers bekanntem Xenion. Übrigens hat schon vor ihm Joh. Georg Forster die Wiener „glückliche Phäaken" genannt (vgl. Erich Schmidt, Xenien 1796, Weimar, Böhlau, 1897). 27 den Rinaldo Rinaldini, das Lied „In des Waldes düstern Gründen, in den Höhlen tief versteckt" aus dem Romane von Christian Vulpius „Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann" (Leipzig, 1798), den Karl Friedrich Hensler dramatisiert hat. Ebenso 225 33. 79 8 der

Feuerkünstler Stuwer, Anton Stuwer, der Enkel des berühmten Georg Stuwer, der sich 1777 zum erstenmal im Prater produzierte. 80 $_{20}$ eine zur Landschaft gehörige Staffage. Der Ausdruck kennzeichnet den Maler Stifter (vgl. Hüller, IV 2, 2. Hälfte, S. 660). $_{24}$ Ebersdorf, später Kaiser-Ebersdorf genannt, jetzt zum Bezirk Simmering gehörig. $_{26}$ die sogenannten Kaisermühlen, Schiffsmühlen, die Knoppern verarbeiteten und Knochen mahlten (vgl. Groner, 209). 82 $_{2}$ Das Motiv des bei seiner Arbeit beobachteten Malers hat St. in den „Nachkommenschaften" verwertet. $_{30}$ zum Lusthause, ... das auf der Inselspitze am Wasser liegt. Der Donaukanal wendete sich früher schon hier ostwärts der Donau zu. Ein abgedämmter Arm füllt sein altes Bett (vgl. Guglia, S. 200). 83 $_{19}$ St. wohnte im Sommer 1841, als er die ersten Beiträge zu „Wien und die Wiener" schrieb, in der Rotenturmstraße Nr. 723 (2. Stiege, 5. Stock), später in der Adlergasse Nr. 4, also nicht in einer Gartenwohnung, wie als junger Ehemann im Hause Landstraße Nr. 484 (jetzt Beatrixgasse 18) und vermutlich auch in dem von ihm 1839 bewohnten Hause Landstraße (Hauptstraße) 55 (vgl. Alois Trost, Alt-Wiener Kalender f. d. J. 1918, S. 171 ff.).

Die Streichmacher.

S. 84$_{1}$—97$_{7}$.

Erste Drucke: W, S. 188—196. A, 53 ff.

92 $_{25}$ der öde] W wahrscheinlich Druckfehler A: verödet 95 $_{23}$ Blumenbeet] Blumenbett

Zum Titel. Im Theater in der Josefstadt wurde 1834 eine Parodie von Raimunds „Verschwender" von Karl Meisl „Die Streichmacher" aufgeführt. Das Wort war damals in Wien volkstümlich. Vgl. Raimund, Der Barometermacher auf der Zauberinsel, I, 11: „Es sind schon allerhand Streichmacher bei uns gewesen" (Sämtliche Werke, Anton Schroll, Wien, I, 21), und Nestroy, Der Zerrissene, I, 9 (Werke, Schroll, Wien, XII, 252). Diese Sorte von Menschen kennzeichnet Franz Graeffer in dem Artikel „Wien wie es nicht ist" (Kleine Wiener Memoiren, II, Wien, 1845, S. 186): „Plusmacherey, die Krankheit großer Städte, ist hier völlig unbekannt. Jedermann will weniger scheinen, als er ist, und befindet sich wohl dabey ... Die Minusmacherey ist ein Charakterzug der Wiener."

85 $_{23}$ Eipeldau (Leopoldau), Kakran (ältere Schreibung für Kagran), Ortschaften im Marchfeld. 88 $_{24}$ Henry Bolingbroke (1678—1751), der Verfasser der „Briefe über das Studium der Geschichte". — Georg Gottfried Gervinus hatte 1842 seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" vollendet. — George Sand (1804—1876) erregte seit 1832 durch ihre Romane Aufsehen. $_{30}$ die in Paris waren. Mit seinem Aufenthalte in Paris renommiert Habakuk in Raimunds Zauberspiel „Der Alpenkönig und der Menschenfeind". $_{31}$ François Guizot und Louis Adolphe Thiers hatten seit 1830 eine führende Rolle in der Politik Frankreichs. 91 $_{18}$ St. streift hier das Problem der Erziehung durch die Eltern und stimmt in seiner Kritik mit Jean Pauls Levana (vgl. I 1, § 10, 2 § 21, Werke 55, S. 12, 20) überein. 92 $_{16}$ dann sind sie artig, charmant. Vgl. 99 $_{1}$ ein charmanter Menſch. Das im vormärzlichen Wien zu einer Lieblingsphrase der Gesellschaft gewordene Wort erhielt einen Stich ins Ironische und kennzeichnet oft zugleich auch den, der es im Munde führt. Wir begegnen ihm öfters bei Raimund, sehr häufig bei Nestroy und auch noch bei Anzengruber (Ein Faustschlag I, 5). In Eichendorffs Novelle sagt die Kammerzofe in dem Wiener Schlosse dem Taugenichts, er sei ein scharmanter Junge. Castellis „Wiener Lebensbilder" (Wiener Zeitschrift, 1826, Nr. 12, S. W. Bd. 10, Wien, 1846) enthalten ein Kapitel „Die charmanten Leute". Aprent, der die besondere Wiener Note dieses Wortes nicht kannte, setzte dafür „ein lieber Mensch" ein. 94 $_{29}$ Auch in der Kritik der Putzsucht der Frauen stimmt St. mit Jean Paul überein. Vgl. Levana II 4, § 96 (55, 160). 95 $_{22}$ als wäre ein tolles Blumenbeet ausgelassen. Vgl. ebda (55, 167): „ein unfruchtbares Tulpenbeet der Modefarben." 96 $_{6}$ transeant, sie sollen vorübergehen, reden wir nicht von ihnen. Häufig bei Nestroy.

Leben und Haushalt dreier Wienerſtudenten.

S. 98 $_{1}$—125 $_{16}$.

Erste Drucke: W, S. 197—213. A, 67 ff.

112 $_{8}$ erleuchtetem] erleuchtendem $_{27}$ jener] jene $_{33}$ unruhiger] ruhiger 113 $_{17}$ Fraxinus] Traxinus

98 $_{10}$ auf einem Landlyceum sagt St. mit beabsichtigter Unbestimmtheit. An dem Gymnasium des Benediktinerstiftes

Kremsmünster schloß sich damals wie an allen Österreichs an den Gymnasialkurs von 6 Jahren der 2jährige der Philosophie als die eigentliche Vorbereitung für das Studium an der Universität an. $_{17}$ alle Fährden. Fährde nach Paul S. 153 erst in neuerer Zeit für „Gefährde“ gebraucht. 101_{3} bei einem schmutzigen Traiteur. Vgl. Schmidl, S. 217: „Traiteurs und Restaurateurs. Die noch vorhandenen sind gewöhnliche Garküchen zu 10, 20 bis 40 Kreuzer für eine Mahlzeit.“ 103_{15} am Schanzel, Bezeichnung einer Uferstrecke am Donaukanal (vgl. Groner, 419). $_{23}$ St. kam im Herbst 1826 mit seinen beiden Landsleuten und Schulkameraden Anton Mugerauer und Franz Xaver Schiffler nach Wien. Josef Freiherr von Helfert berichtet zwar in seinen „Studien über den Dichter der Studien“ (Montags-Revue, Nr. 5, 30. Jänner 1881), Mugerauer sei erst ein Jahr später nach Wien gekommen, doch hat dieser, von A. R. Hein darüber befragt, dies als nicht zutreffend bezeichnet. $_{30}$ St. war damals 21 Jahre alt. 104_{6} Die einigen ... Häuser. Ebenso gebraucht St. auch „mehrere“ attributiv (Mappe II 267 $_{17}$, Hagestolz III 370 $_{11}$). 105_{19} die Wildniß der Stadt. Ebenso im Nachsommer VIII 95 $_{17}$. 106_{1} „Wohnungen zu verlassen“ = zu vermieten, von Paul, S. 592, als österreichisch bezeichnet, aber längst nicht mehr üblich. $_{19}$ das massive Gebäude, den in den Jahren 1753—1755 errichteten Rokokobau, jetzt Sitz der Akademie der Wissenschaften (vgl. Groner, 518). 107_{5} sein unendlich grüner Rock hing ihm ... wie eine Standarte hernieder. Einen grünen Rock trägt auch Eustachius in der umgearbeiteten „Mappe meines Urgroßvaters“. 108_{15} auf Georgi, den 24. April. Der zweite Kündigungstermin war Michaelis (29. Sept.). $_{22}$ bis zur St. Markuslinie, gewöhnlich Marxerlinie genannt, nach dem damaligen Dorfe St. Marx. $_{29}$ im Gasthofe zum rothen Hahn, der noch heute besteht, jetzt Landstraße Nr. 40 am Rochusplatze. 110_{30} Weintrauben und Marktweiber auf dem noch jetzt auf diesem Platze befindlichen Markte. 112_{9} Das von St. und seinen Freunden bezogene Palais stand in der Rabengasse (heute Beatrixgasse) am Wiener Neustädter Kanal, gegenüber dem Tierarznei-Institute (der heutigen Tierärztlichen Hochschule), war im Besitze des Grafen Karl Palffy gewesen und gehörte damals dem Ehepaare Heinrich und Theresia Reisner. (Vgl. Alois Trost, Alt-Wiener Kalender, 1918, S. 170). 113_{17} Fraxinus pendula, genauer Fr. excelsior p., eine

Eschenart. $_{23}$ von einer Doppelzeile schöner Häuser besetzt, der Reisnerstraße. $_{29}$ Faltern, schwache Form, ebenso I 158$_{16}$ und öfters. Vgl. hiezu I, Anm. S. 377. 116$_{9}$ ein Diktator, der im Jahre 458 v. Chr. zum Diktator gewählte L. Quinctius Cincinnatus. 117$_{18}$ unter dem Schwibbogen . . ., in der Schwibbogengasse, die später verbaut und durch ein Durchhaus ersetzt wurde (vgl. Groner, 447). 123$_{17}$ in's Brauhaus zum Neuling, in der Ungargasse Nr. 392, an der Ecke der Neulinggasse (früher Grasweg oder Grasgasse) gelegen, nach seinem Besitzer Vincenz Neuling genannt (vgl. Groner, 330). $_{27}$ St. malte wohl auch schon damals fast ausschließlich Landschaften, nicht „Menschenfiguren" wie sein Pfeiffer, abgesehen von Kopien in den Wiener Sammlungen. $_{29}$ Bassettel im Wiener Dialekt für das Violoncell üblich. 124$_{7}$ Schubert'sche Lieder, die eben damals heraus kamen, schon seit 1821, dem Erscheinungsjahr des Opus I „Der Erlkönig". Als Ergänzung zu Band XIV trage ich hier einen interessanten Bericht von Emil Kuh (Zwei Dichter Österreichs, Grillparzer und Adalbert Stifter, Pest, 1872, S. 495) nach: „Stifter suchte in seinen Gemälden Stimmungen zu Bildern zu geben. Das Seltsamste aber unternahm er einst, indem er Schuberts Lied „Aufenthalt" nach den plastischen Umrissen des Textes und im Hinblick auf die Melodie für seinen Freund Rizy, einen in der Jugend ausgezeichneten Schubertsänger, auf die Leinwand warf." $_{15}$ An allen Enden und Orten standen die Flegeljahre in Blüthe. Hein (Adalbert Stifter, S. 65) teilt allerlei lustige Streiche der drei Studenten mit, die ihm durch mündliche Überlieferung bekannt wurden. Nicht in dem Palais auf der Landstraße, sondern im Hause Nr. 357 der Innern Stadt, Schwertgasse (jetzt Nr. 3), wo St. wieder mit Mugerauer und Schiffler zusammen wohnte, müßte sich die Verschleppung und Wiederzurückstellung einer Heiligen-Statue, die heute noch in der Nische des Stiegenhauses steht, zugetragen haben. Den hl. Johannes stellt sie freilich nicht dar (vgl. Heinrich Blume, Drei Wiener Wohnungen Adalbert Stifters, Weihnachtsbeilage der Wiener Zeitung, 25. Dez. 1934). Größe und Gewicht der Statue scheinen es allerdings auszuschließen, daß sich die Begebenheit in der überlieferten Weise zugetragen hat. $_{23}$ Das Ende des Studenten-Haushaltes gestaltete St. mit freier Erfindung. Tatsächlich hat er am Beginne seines vierten Studienjahres nicht mit den beiden Freunden zusammen

gewohnt und sich in der Renngasse (Innere Stadt) eingemietet (vgl. XVII 21 $_{18}$). Als Mugerauer und Schiffler ihre Studien abgeschlossen hatten und als Ärzte angestellt wurden, der eine in Neuberg (Steiermark), der andere in Schwadorf (Niederösterreich), konnte St. von sich noch nicht sagen, daß er etwas im Reiche der Menschheit geworden war, er war ohne Anstellung, auf die kärglichen Erträge des Privatunterrichtes und seiner ersten Erzählungen angewiesen, lebte im knappsten Haushalt, und Kindersegen blieb seiner Ehe versagt. Wenn St. am Schlusse Quirin (Mugerauer) als den geehrten Arzt zu** bezeichnet, von Urban (Schiffler) aber nur sagt, er sei ein Stutzer geworden, so liegt darin offenbar eine nur für die Freunde erkennbare Neckerei.

Die Wiener Stadtpost.

S. 126 $_{1}$—130 $_{33}$.

Erster Druck: W, S. 223—226.

127 $_{23}$ aber] eben

126 $_{2}$ Die kleine Post oder Stadtpost wurde im Jahre 1830 eingerichtet. Vgl. Pezzl, S. 471. $_{3}$ um das Jahr der Cholera herum. Die Cholera trat im August 1830 in Wien auf und wütete bis in den Februar 1831. $_{16}$ Vgl. Pezzl, S. 471: „Das Stadtpost-Oberamt . . . steht nun mit 5 Filialämtern in den Vorstädten dermaßen in Verbindung, durch hin- und zugehende Karriolwägen, daß die Briefe täglich 5mal ausgetragen werden können.“ 127 $_{22}$ der ordentlichen Post, dem Obersten Hofpostamte (vgl. Anm. zu 53 $_{1}$). 129 $_{25}$ Die Vorstellung, daß die Briefe selbst reden und ihr Anliegen vortragen, erinnert an ein Motiv, das St. für den „Tandelmarkt“ vermerkt, aber nicht angeführt hat (siehe unten). 130 $_{5}$ fünf Metzen. Der Metzen, ein früher in Deutschland und Österreich-Ungarn gebräuchliches Trockenmaß, in Österreich = 61½ Liter.

Der Tandelmarkt.

S. 131 $_{1}$—154 $_{14}$.

Handschrift: St. A. Bl. 3a eines ab- und ausgerissenen Quartheftes enthält folgende Aufzeichnung: Tandelmarkt. Gespräche der alten Sachen, die bei einander liegen. Geschichte mit

der Brieftasche des begrabnen General (ändern). Bilder kaufen. Nähere Beschreibung von H: I 380ff.

Erste Drucke: W, S. 227—241. A, 96 ff. Zweite Fassung: Der Sammler, 38. Jahrg., Nr. 1—4, 1., 3., 5. und 6. Jänner 1846 (siehe Anhang 357 1 ff.).

139 32 Bienenwabe] Bienenwebe 149 11 vertheuern] vertheuren 151 15 aufwiesen] auswiesen. Vgl. 151 12 sich . . . auswiesen

131 11 Zeugs. Ebenso 137 16, 138 2 und Narrenburg II 42 6. 23 Vgl. XIV 248 10: Nur die Zeit kurz vor uns . . . langte bei der Unform an, bei der Kiste, und Nachsommer VI 112 16: Unsere Zimmer sind fast, wie hohle Würfel oder wie Kisten. 132 17 auf dem sogenannten lichten Steg, in der früher viel schmäleren Lichtensteg benannten Gasse, die von der Rotenturmstraße zum Hohen Markt führt (vgl. Groner, 273). 22 Dieser Engel ist erhalten geblieben und schmückt seit Ende 1842 eine Ecke des alten Rathauses in der Wipplingerstraße. Vgl. Emmerich Siegris, Alte Wiener Hauszeichen und Ladenschilder (Wien, Burgverlag, 1924), S. 13 und Abbildg. Tafel 4. 24 eine Phaläne, ein Nachtfalter (griech. φάλαινα, Lichtmotte). 29 das Lugeck, . . . einst eine Warte in der Stadtmauer, der heute noch so benannte Platz, dessen Namen nicht mit lugen = Ausschau halten zusammenhängt, sondern aus Laubeneck (vermutlich ein Eckhaus mit Laubengängen bezeichnend) entstanden ist, woraus zunächst „Lubeck“ (im Jahre 1720 bezeugt) wurde (vgl. Groner, 284). 32 der rothe Thurm bestand damals längst nicht mehr, wohl aber das Roteturm-Tor, nach dem die zum Lichtensteg führende Straße benannt wurde. 33 die Fischerstiege, schon 1367 nachweisbar, vermittelte einen Zugang zur Stadt vom alten Ufer der Donau (dem jetzigen Donaukanal), wo die Fischer landeten (vgl. Groner, 109). 133 2 an Stelle des . . . romantischen Katzensteiges. Siehe Joseph Axmanns Stich (1823) nach Peter Fendi, wiedergegeben bei Trost, S. 175, und Realis, Stadien von Wiens Emporblühen bei Adami III, S. 17. 4 im „Elend“. Die richtige Deutung des Namens ergibt sich aus dem mhd. elend = die Fremde. Mit diesem Worte wurden Örtlichkeiten benannt, in denen sich Herbergen oder Hospize für Fremde befanden. Das Schottenstift hatte in der Nähe des Klosters eine Herberge für schottische, irische und inländische Reisende errichtet. Daher wurde die zunächst gelegene Bastei „Elendbastei“ oder einschließlich ihrer Umgebung „Im Elend“ genannt (vgl.

Wilhelm Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens, S. 644, und Groner, 92). 5 das Paternostergäßchen, so genannt nach den Verkaufsläden der „Paternosterer", der Verfertiger von Rosenkränzen, führte von dem Kohlmarkte auf den Graben (vgl. Groner, 350). 136 8 Das Turnen erschien in der Zeit der Restauration den Machthabern als staatsgefährlich. Der Karlsbader Kongreß (1819) verbot daher das öffentliche Turnen. Die Tierhetzen wurden im 18. Jahrhundert in Wien in einem eigens dafür erbauten Amphitheater abgehalten, bis sie Kaiser Franz nach dem Brande des Theaters durch ein Verbot einstellte (vgl. Groner, 166). 10 Der Tandelmarkt wurde 1863 abgebrochen und in den IX. Bezirk verlegt. 14 an einem andern Orte dieses Werkes, d. i. 28 21 ff. 33 Der Tandelmarkt befand sich bis 1818 vor der polytechnischen Schule und hierauf, zu Stifters Zeit, am rechten Ufer der Wien zwischen der Heumarktkaserne und dem zur Weihburggasse führenden Karolinentor. 137 22 Borden. Ebenso 148 12 Goldborde und mehrmals in den „Studien". Vgl. Paul, S. 89. Es liegt eine Spaltung des Wortes in „Bord" und „Borde" vor. 138 4 der messingspangene Himmelschlüssel, von St. in der 2. Fassung (vgl. 363 31) durch den Zusatz erklärt: welches ein Buch mit schönen Kupfern und Fegefeuergeschichten ist. 140 6 Geraffel: Vgl. DWB IV/1/2, Sp. 3560: unbrauchbares Geräthe, Gerümpel. 30 das Geschlecht der Oefen, Homer nachgebildet (vgl. Euphorion XVI, 143). 146 12 den alten Vater Laudon. St. schreibt den Namen ebenso im „alten Siegel" III 119 4, hingegen gemäß der authentischen Schreibung Loudon 219 16 und in den „Feldblumen" I 55 28 die Loudonischen Anlagen. 150 4 Aprent setzte, St. mißverstehend, an Stelle von ein so edelherziger Trödler ein: ein so engherziger Tr. 16 ohne den 6 Bildern. St. verbindet „ohne" oft mit dem Dativ (vgl. Paul, S. 385). 151 20 zwei der allerschönsten... Tenier, Bilder des Holländers David Tenier des Älteren (1582 bis 1649) oder seines gleichnamigen Sohnes (1610–1690). 152 3 Semilor, sog. Mannheimer Gold, Legierung von Kupfer, Messing und Zinn. 6 Friedrich Schlögl berichtet in seiner Skizze „Vom alten Tandelmarkt und von alten Tandlern" als ihm durch Überlieferung bekannt, daß sich St. auf der Suche nach Büchern häufig bei dem alten Fellner eingestellt haben soll (Aus meinem Felleisen I, deutsch-österr. Nat.-Bibl. Nr. 127/128, S. 32. Hinweis J.-V., S. 343). 27 Basedows Elementarbuch, das mit

Kupfern von Chodowiecki ausgestattete Elementarbuch von Joh. Bernh. Basedow, 1774. — Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, ein vielgelesener Roman von Joh. Timotheus Hermes, 1770—1773. 154 4 das Abendkränzchen im Gasthause. Einem solchen Kränzchen, das sich im Gasthaus „zur Traube“ zusammenfand, hatte St. vor seiner Verheiratung angehört. Als Teilnehmer können wir den Fürsten Joseph von Colloredo-Mannsfeld mit seiner Frau Therese und den Freiherrn Theobald von Rizy nachweisen. Vgl. XIX 237 26, ferner Rizy an St., 30. Dez. 1860, und Colloredo an St., 2. Sept. 1865. 5 Einen Narren heißen sie mich. Scherzhaft scheint St. im Freundeskreise so genannt worden zu sein, wie er auch selbst sein Temperament als „närrisch“ bezeichnet (vgl. XVII 59 27, 72 6 ff. und II, S. XVII).

Die Charwoche in Wien.

S. 155 1—166 33.

Erste Drucke: W, S. 246—253. A, 121 ff.

165 7 der großen Glocke, der „Pummerin“, die (mit einem Durchmesser von 316 cm) 1711 im Auftrag des Kaisers Josef I. gegossen wurde. Vgl. Kunsttopographie XXIII, S. 425. 10 Das Riesenthor. Vgl. ebda S. 95. 24 Die Riesenorgel auf der Westempore wurde im Jahre 1720 errichtet. Vgl. ebda S. 425. 166 19 Der grüne Markt, auf der Freyung und auf dem Platze „Am Hof“ (vgl. Schmidl, S. 263). 21 an den Fleischer- und Räucherbuden, besonders am Lugeck und in den belebtesten Straßen (vgl. Schmidl, S. 262).

Waarenauslagen und Ankündigungen.

S. 167 1—180 21.

Literatur: Alexis III, 58—65: Straßen-Literatur. Glaßbrenner I, 22. Schmidl, S. 9. — Josef Wimmer, Die Kunst an der Gewölbthür, Neues Wiener Tagblatt, Nr. 286, 18. Okt. 1878 (vgl. hiezu Nr. 288, 20. Okt. unter „Wiener Tagesbericht“). A. F. Seligmann, Schildermalerei in Alt- und Neu-Wien, Neue Freie Presse, 4. und 8. Jänner 1916. Adolf Schmieger, Alt-Wiener Ladenschilder, Neues Wiener Journal, 20. August 1923. Emmerich

Siegris, Alte Wiener Hauszeichen und Ladenschilder (Wien, Burgverlag, 1924).

Erste Drucke: W, S. 261—269. A, 134 ff.

168 12 reizen] reizt 171 7 beibringe] beibringen

169 1 St. irrt, wie Seligmann feststellte, wenn er die Aushängeschilder als die älteren bezeichnet und von ihnen die Mode, Häuser mit einer Art Schild oder Emblem zu versehen, ableitet. Im mittelalterlichen Wien trugen die Häuser keine Nummern, sondern führten bestimmte Namen und repräsentierten sich dadurch als Individuen. 5 zum Flusse Jordan, als Hausschild in einer Vorstadt nicht nachweisbar. Aber ein Haus auf dem Judenplatz in der Innern Stadt trug ein Schild „Zum großen Jordan" (vgl. Groner, 196). 6 zur Unmöglichkeit, Hausschild in der Laurenzgasse Nr. 9, V. Bez., einen Kahn darstellend, der über das Wasser gleitet, und die Figur eines Mannes, der dessen Insassen vom Ufer aus etwas zuruft (vgl. Siegris, S. 90, Tafel 56). Denselben Namen trug auch ein Hausschild in der Trappelgasse (IV. Bez.), auf dem ein Schiff zu sehen war, dessen Ruderer einander entgegenarbeiten, ferner ein Haus in Erdberg (jetzt III. Bez.) und eines auf dem Strozzigrund (im VIII. Bez.). Vgl. Groner, 521. 17 Der anderswo schon längere Zeit übliche Gebrauch, Ladenschilder auszuhängen, scheint sich in Wien erst seit 1820 verbreitet zu haben. Um 1830 dürften etwa 100 gemalte Ladenschilder zu sehen gewesen sein (vgl. Schmieger). 173 33 Stock im Eisen, der in den Stephansplatz und Graben übergehende Platz, nach dem an einem Hause angebrachten, mit Nägeln beschlagenen Stück eines Fichtenstammes benannt. 174 19 wirklich vortreffliche Gemälde, z. B. von Friedrich Gauermann, Peter J. N. Geiger und Ferdinand Waldmüller (vgl. Seligmann).

Wiener Wetter.

S. 181 1—205 29.

Erste Drucke: W, S. 335—351. A, 149 ff.

184 23 hätten] hatten 203 32 ein bedeutendes Ingrediens] c. b. Ingredienz

182 22 Geraumuer, gemeint ist natürlich Mugerauer, mit dessen Namen sich St. hier einen Scherz erlaubt hat.

184 $_{16}$ Gauß's Verfahren, die von dem Mathematiker Karl Friedrich Gauß (1777—1858) erfundene Methode „der kleinsten Quadrate", die in der Wahrscheinlichkeits-Rechnung angewendet wird. 188 $_{27}$ Aprent erkannte nicht, daß sich St. einen Witz erlaubt, und setzte „Wettstreit" an Stelle von Wetterſtreit ein, in der Meinung, einen Druckfehler zu berichtigen. 190 $_{21}$ des Erzherzog-Karl'schen Pallastes, der in den Besitz des Erzherzogs Albrecht überging und nach ihm benannt wurde. $_{28}$ den erzbischöflichen Pallast, am Stephansplatz mit der Hauptfront in der Rotenturmstraße, den sog. „Bischofshof" (vgl. 202 $_{9}$). 193 $_{29}$ Strauß und Lanner, Johann Strauß d. Ä. (1804—1849) und Josef Lanner (1801—1843). 196 $_{4}$ ein Schneekoch. Ebenso XXI 139 $_{11}$ und 190 $_{21}$ das Schneekoch. Vgl. Fr. S. Hügel, Der Wiener Dialekt (Hartleben, 1873), S. 92: das Koch = der Brei. $_{15}$ Schoppen, nach Paul, S. 468, früher übliche Nebenform von Schuppen (Immermann, Gustav Freytag). Häufig bei St. 198 $_{1}$ Makintosh, wasserdichter Mantel, nach seinem Erfinder Charles Makintosh (1823) so benannt. 201 $_{22}$ erhungern. Ebenso 348 $_{15}$, 370 $_{34}$ und Briefe XVII 110 $_{28}$, XXI 12 $_{4}$. DWB III, Sp. 856 bietet nur Belege aus frühneuhochdeutschen Quellen und Opitz. 202 $_{10}$ aus dem Thore der Brandstatt, aus dem Schwibbogentore, das von dem Stephansplatz auf den Platz führte, der seinen Namen zur Erinnerung an eine große Feuersbrunst erhalten hatte (vgl. Groner, 47). 203 $_{32}$ ein bedeutendes Ingrediens. Ebenso 216 $_{18}$. Hingegen im Plural 235 $_{23}$ seine fremden Ingredienzen. Ebenso Nestroy, Das Mädel aus der Vorstadt, I, 6 (Werke, Schroll, 11, S. 12): „bei solchen Ingredienzen." 205 $_{3}$ ein so scharfer Luft. Vgl. Paul, S. 330: Luft, ursprünglich Maskulinum, mit Erhaltung des Geschlechtes in der Grundbedeutung „Luftzug" noch jetzt im Oberdeutschen üblich. $_{7}$ ich kann noch mit Ihren Knochen Nüsse vom Baume werfen. Vgl. Jeremias Gotthelf, Hans Joggeli der Erbretter (Werke, hgb. von Bartels, 8, S. 328): „Ein zäh ketzers Mannli, der schlägt noch mit unsern Beinen Nüsse von den Bäumen." Ebenso Joh. Gottlieb Regis an C. G. Carus, 25. August 1829: „Göthe schlage, wünsche ich ihm, mit meinen Gebeinen noch Birnen herunter" (Euphorion XV, 147).

Ausflüge und Landpartieen.

S. 206_1—228_6.

Erste Drucke: W, S. 423—437. A, 175 ff. Sonderausgabe: Der Wienerwald, Ausflüge und Landpartien (64 Originalaufnahmen mit Text von Adalbert Stifter), Wilhelm Fischers Verlagsanstalt Wien-Leipzig.

214_{15} Weidlingau] Weidlingen 224_{10} 6000 Fuß] 600 Fuß

210_2 ff. schließt sich St. mit seiner Verteidigung der Genußfreudigkeit der Wiener den vielen Entgegnungen auf die besonders von Norddeutschen ausgehenden Kritteleien an. Vgl. Pezzl, S. 16, Schmidl, S. 20. 211_{30} der Kirchtag in der Brigittenau, schon von Friedrich Nicolai (Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, 1783—1791, V, 258) erwähnt, wurde bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gefeiert, hatte aber den Charakter eines echten Volksfestes eingebüßt und war ein Jubeltag der unteren Volksklassen geworden (vgl. Albert Rimmer, Nachrede. Das Volksfest in der Brigittenau, Sonntagsblätter, 1842, Nr. 32). 212_2 Hietzing und Grinzing waren damals noch Dörfer, die außerhalb des Stadtgebietes lagen. $_{17}$ Um eine Stelle an der Forstschule in Mariabrunn hatte sich St. im Jahre 1837 beworben (vgl. XVII 71_{14} ff.). 214_{16} Haimbach, richtig Hainbach. Vgl. Feldblumen I 53_3. 215_5 Vgl. Anm. zu 77_{12}. 216_{31} Diesen Eispalast hatte der Wirt der „blauen Weintraube“ in Penzing durch den Steinschneider Michael Scharff erbauen lassen und am 13. Jänner 1830 eröffnet (vgl. Allg. Theaterzeitung 1830, Nr. 11, und Max Aschinger, Russisches Ballfest im Eispalast in Penzing, Reichspost Nr. 18, 19. Jänner 1930). Noch in demselben Winter folgte ein zweites derartiges Unternehmen bei dem Gasthause des Adam Dömling „zur Kettenbrücke“ in der Leopoldstadt (vgl. Aschinger). 217_{11} eine Rutschbahn, unter dem Namen Tivoli, von den Eigentümern der Berliner Rutschbahn angelegt. Schon im Jahre 1834 rentierte sich das Unternehmen nicht mehr (vgl. Jean Charles, S. 60, Groner, 511). $_{32}$ Dommaiers Casino, an der Stelle des heutigen Parkhotels. 218_7 weiter rechts [von Simmering] ist das Stadtgut. St. hat sich offenbar geirrt und „Stadtgut“ statt „Landgut“ geschrieben. Es gab ein Vergnügungslokal „Stadtgut“ am Eingange des Praters und einen Tanzsaal „Beim großen Stadtgut“ im V. Bezirk, aber aus Stifters Angabe weiter rechts

geht hervor, daß er nur das in Favoriten (dem heutigen X. Bez.) gelegene, im Jahre 1834 begründete „Landgut“ gemeint haben kann (vgl. Groner, 258). Stifters Irrtum ist bereits in I. V. nachgewiesen. 13 Jedlersee, richtig Jedlesee (jetzt zum XXI. Bez. gehörig). 14 Enzersdorf, genauer Langenzersdorf, zur Unterscheidung von Großenzersdorf. 219 27 Tulnerfeld. St. schreibt auch 220 5 Tuln. 220 18 die sogenannte hohe Wand, gewöhnlich Sofienalpe genannt. 221 15 Der Kahlen- und Bisamberg, genauer der Leopoldsberg als Ausläufer des Kahlenberges und der Bisamberg. 223 11 die Preun, ältere Schreibung für Prein (Preintal). 224 26 St. hatte auch im Sommer 1840 mit seiner Frau das Höllental besucht (vgl. XVII 92 33). 227 26 sogenannte Steirerwagen ... welche Wagen hier Zeiselwagen genannt werden, zweispännige, hell angestrichene, mit einem Plachendach versehene Lohnwagen, in denen acht bis zwölf Personen Platz fanden.

Wiener Salonſcenen.

S. 229 1 – 254 33.

Erster Druck: W, S. 438–454.

234 29 ihren jour] ſeinen jour 239 28 in denſelben Zimmern] in demſelben Zimmer 250 23 Kenntniß] Kenntniße

230 5 Fußnote: Heine's Salon, die Sammelschrift „Der Salon“, 4 Bände, Hamburg, 1834–1840. 231 6 der Eine sieht Wunderwerke des Lichtes, der Wolken ... der Andere sieht Gras, Steine ... Diese Gegenüberstellung ist vielleicht angeregt durch Anastasius Grüns Gedicht „Zwei Wanderer“ (Lieder aus dem Gebirge, 1830/31, Werke, Bong, II, 126). 234 30 St. streift hier polemisch die Bevorzugung des Französischen im Mittelstande, die Koch, S. 365, ebenso wie das Englischreden als platte Nachäfferei des Adels und Kertbeny, der Verfasser der „Wiener Spiegelbilder“ (Beilage der Allgemeinen Zeitung Nr. 225, 13. August 1841), als eine Folge der „Gouvernantenerziehung“ bezeichnen. 236 2 Auch Albrecht in den „Feldblumen“ ist ein Gegner des Kartenspielens (vgl. I 74 23). St. aber war darin kein Laie, wie man aus 236 3 schließen könnte; er hat gerade damals, als er „Wien und die Wiener“ herausgab, wiederholt bei Frau Anna von Collin

Tarock gespielt (vgl. XVII 370, Anm. zu 110 $_{10}$). $_{23}$ eine Pertinenzsache, juridische Bezeichnung einer Sache, die enge mit einer anderen zusammenhängt. 238 $_{25}$ St. bezieht sich hier auf 155 $_{3}$ ff. 239 $_{27}$ St. schildert hier vermutlich den Salon der Fürstin Maria Anna Schwarzenberg. $_{32}$ Alles blos negativ, fast wie die Menschen. Diese Charakteristik des Wiener Adelssalons erinnert an eine Äußerung Serlos in „Wilhelm Meisters Lehrjahren", V, Kap. 16: „Der vornehme Anstand ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist und eine lange anhaltende Übung voraussetzt." Vgl. auch Nachsommer VII 193 $_{7}$. 243 $_{6}$ Jene ältliche Frau, Henriette Freifrau Pereira, geb. Arnstein (1780—1859), damals über 60 Jahre alt. St. gehörte zu den Gästen ihres Hauses und erhielt im Mai 1847 von ihr eine ausgezeichnet ſchöne Cylinderuhr als Geschenk (vgl. XVII 221 $_{18}$ ff.). Ihren Salon schildert auch M. Trollope II, 85 ff. $_{14}$ ein heiterer, bereits ergrauender Mann, Eduard v. Bauernfeld (vgl. 244 $_{26}$ ff.), 1802 geb., also damals 40 Jahre alt. $_{32}$ ihre Tochter, Flora (1814—1882), seit 1836 mit dem Grafen Moritz Fries verheiratet. $_{33}$ der starke, schlanke, grauhaarige Mann, vermutlich der Orientalist Josef v. Hammer-Purgstall (1774—1856). 244 $_{9}$ der ältliche Mann . . . Franz Grillparzer, wie aus 244 $_{22}$ ersichtlich ist. Grillparzer verkehrte seit dem Beginn der Zwanzigerjahre im Hause Pereira (vgl. S. W. III 1, 228 $_{21}$). $_{20}$ St. zielt hier auf Wolfgang Menzel, der in seinem vierbändigen Werke „Die deutsche Literatur" (2. Aufl., 1836, IV 229) Grillparzer mit 9 Zeilen bedacht hat und ihn nur als den Dichter der „Ahnfrau" kennt, und auf Gervinus und seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" (1. Aufl., Leipzig, 1835—1842). $_{22}$ jener Britte, Lord Byron, der nach der Lektüre der „Sappho" am 21. Jänner 1821 sein bekanntes Urteil über Grillparzer in sein Tagebuch eingetragen hatte, das durch die Veröffentlichung der „Letters and Journals of Lord Byron with indices of his life" (by Thomas Moore, Frankfurt a. M., 1830, S. 458) und die 1832 erschienene deutsche Übersetzung bekannt wurde (vgl. Grillparzers Tagebücher, S. W. II 9, S. 50). 245 $_{4}$ zerrissen, in diesem übertragenen Sinne durch die Novelle von Alexander Ungern-Sternberg „Die Zerrissenen" (1832) üblich geworden (vgl. Nestroys Posse „Der Zerrissene", am 9. April 1844 zum erstenmal aufgeführt). $_{10}$ einer, dessen

Amt weit von aller Musik entfernt ist, vermutlich der Regierungsrat der k. k. Hofkammer Freiherr Karl von Schönstein, den Jean Charles S. 105 neben dem Hofsänger Vogel als vortrefflichen Schubertsänger rühmt (Hinweis: I.-V., S. 347). 246 $_{29}$ Diese Ichs renommiren heut zu Tage . . . In erster Linie gegen Moritz Gottlieb Saphir gerichtet, wie der Artikel eines Anonymus „Wir oder Ich, eine kritische Analyse für die kritisierende Jugend“ in Pietzniggs Mittheilungen, 1833, S. 159, und besonders gleichzeitig mit Stifters Polemik Julian Chownitz, Moderne Wiener Perspectiven (Leipzig, Reclam, 1843) S. 125. 247 $_{16}$ der Violoncellist, der Dichter Ignaz Franz Castelli (1781—1862), der im Jahre 1809 Kriegs- und Wehrmannslieder verfaßte und 1815 in Paris weilte. Castellis Bericht, er sei wegen seiner Kriegslieder von Napoleon geächtet worden, ist als nicht glaubwürdig zu betrachten (vgl. Memoiren meines Lebens, hgb. von Josef Bindtner, München, Georg Müller, I, S. XXII, 147 und Anhang S. 476). 251 $_{32}$ ff. Der Musiksalon, in dem nur alte Musik gemacht wird, ist der des Hofrates Raphael Georg Kiesewetter von Wiesenbrunn (1773—1850), dessen Haus durch 30 Jahre sozusagen die Akademie der alten Musik war, wo jährlich einige Male Werke von Palestrina, Allegri, Pergolese, Joh. Seb. Bach aufgeführt wurden. Vgl. Allg. Wiener Musikzeitung, 1841, Nr. 51: „Dem Verdienste seine Kronen“, Wurzbach 11, 257, und Eduard Hanslick, Geschichte des Konzertwesens in Wien, 1869, I, 140. Auch Grillparzer besuchte diese Konzerte (vgl. S. W. II 9, S. 144), bei denen auch die Schwestern Anna und Josephine Fröhlich und ihre Schülerinnen mitwirkten.

Winterbriefe aus Kirchschlag.

S. 257 $_{1}$ — 284 $_{19}$.

Erste Drucke: Linzer Zeitung 1866, I: Nr. 25, 1. Febr., II: Nr. 35, 14. Febr., III: Nr. 47, 28. Febr., IV: Nr. 59, 14. März, V: Nr. 69, 25. März, VI: Nr. 93, 24. April. Textgrundlage. — Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Heckenast, 1870), II, S. 199 ff. — Sonderdruck: Winterbriefe aus Kirchschlag von Adalbert Stifter (mit einem Nachwort vom Herausgeber Dr. Franz Becker), Fidelis Steurer, Linz [1932].

257 16 Lichter] Luſter 258 29 ſonnenloſen] ſonnloſen beide Druckfehler von Stifter im II. Briefe berichtigt: Ehe ich dieſen Brief beginne, muß ich zwei kleine Irrungen, die ſich durch den Druck im erſten einfanden, berichtigen . . . 271 17 gleich auf die ganze Luftmenge] gleich auf die gleiche Luftmenge offenbar Druckfehler

Aprent verfuhr mit dem Texte auf die oben S. 397 gekennzeichnete Weise, er fügte 257 5 zu einem Berichte grundlos „wahrheitsgetreuen“ ein, ließ 279 11 und höhere Gewalten haben dieſes Gewiſſen zu leiten weg und ersetzte 278 4 weiches Waſſer durch „reines Wasser“, obwohl St. gerade die Weichheit des Wassers hervorheben will.

I. 257 3 der Meinung und dem Brauche zuwider. Vgl. XXI 57 27 und 219 27. 16 ff. die Lichter der Landeshauptstadt Linz . . . das Läuten ihrer Kirchenglocken. Vgl. ebda 113 23, 120 26. 258 10 das . . . Gedicht Byrons „Die Finsterniß“. Vgl. 12 24 und Anm. hiezu. 26 Vgl. XXI 137 25. 259 32 St. klagt in seinen Briefen wiederholt über die Linzer Nebel. 260 12 wie auf ein silberschimmerndes Meer. Dieser Vergleich kehrt oft in Stifters Briefen aus Kirchschlag wieder (vgl. XXI 80 10). 16 ein anderes Mal, in Brief VI 282 13 ff. 18 Diese vergleichende Zusammenstellung bot St. im Folgenden nicht, er teilte nur Kirchschlager Temperaturen mit (vgl. 265 3 ff.). Vor seiner Abreise nach Kirchschlag hatte er Amalia gebeten, die Linzer Temperaturen zu beobachten und aufzuzeichnen (vgl. XXI 42 23), und war vermutlich damit von ihr im Stich gelassen worden. 22 Die Weihnachtszeit (21. Dez. 1865 bis 4. Jän. 1866) hatte St. in Linz zugebracht (vgl. ebda 132 17), den Hoch- und Erdnebel in dieser Zeit also selbst miterlebt und dürfte einen seiner Kirchschlager Bekannten gebeten haben, während seiner Abwesenheit für ihn die Beobachtungen weiterzuführen.

II. 263 30 St. wurde in seinem Glauben an die Heilkraft des Aufenthaltes in Kirchschlag bestärkt durch das Werk des Schweizer Arztes W. I. A. Werber „Die Schweizer Alpenluft in ihren Wirkungen auf Gesunde und Kranke mit Berücksichtigung der Mineralquellen und Kurorte“ (2. Aufl., Zürich, Kiessling, 1862), auf das er sich wiederholt in seinen Briefen und hier 274 12 und 28 beruft. 265 16 Vgl. XXI 83 16. 19 von Haslingers Landhaus, dem des Linzer Buchhändlers Quirin Haslinger, in dem St. oft weilte (vgl. ebda Anm. S. 335 zu 40 23). 21 Nach Andreas Obsieger, Erinnerungsblatt an Adalbert Stifter

(Wanderer, Nr. 64, 5. März 1868), hatte St. jahrelang meteorologische Beobachtungen angestellt und beabsichtigt, das gesammelte Material dem Stifte Kremsmünster zu hinterlassen.

III. 269 13 Vgl. XXI 134 25 mit Beziehung auf Werber. 16 der ganzen ungeheuern Himmelsglocke (vgl. 280 24, 288 27), Lieblingswort Stifters, als solches auch Rosegger bekannt (vgl. Den Manen Stifters, Die Dioskuren, IV. Jahrg., 1875, S. 154).

IV. 274 9 ff. folgt St. den Darlegungen Werbers, S. 60, 65, 76. 12 St. spricht hier aus eigener Erfahrung. Vgl. XXI 108 22: ... das Angesicht hat eine gesunde Farbe, und selbst ein sanftes Roth beginnt sich bereits zu zeigen. 13 St. nahm Amalias Anerbieten, den Aufenthalt in Kirchschlag mit ihm zu teilen, nicht an, weil die anregende Winterluft des Berges ihrer Vollblütigkeit schädlich ist (vgl. XXI 108 30). 25 Kirchschlag liegt 894 *m* hoch, 630 *m* höher als Linz.

V. 277 6 Diesen Teil des Artikels bis 278 3 brachte die Neue Freie Presse am 24. März unter dem Titel „Wasserfrage" zum Abdruck (vgl. XXI 190 26). 278 3 Wien schreitet jetzt zur That, durch die Erbauung der Hochquell-Leitung. Im Februar 1866 wurde das vorgelegte Projekt durch eine Kommission des Gemeinderates überprüft. Mit dem Baue aber wurde erst im Jahre 1870 begonnen. 5 Vortrag des Professors Simony, wohl identisch mit dem Artikel „Die Wasserversorgung der Stadt Wien" von Friedrich Simony in der Österreichischen Revue, 1865, II, S. 208 ff. 11 Auch diese Absicht hat St. nicht ausgeführt. 20 (Schreinzer, Jahresbericht der Oberrealschule 1854), die Abhandlung „Clarks Methode der Härtebestimmung des Wassers, angewendet auf Linzer Trinkquellen" von Edmund Schreinzer, in dem Jahresbericht der Linzer Oberrealschule, S. 9 ff., der S. 14 die Reinheit des Kirchschlager Wassers rühmt.

VI. 279 32 Stifters andächtige Betrachtung des Sternenhimmels erinnert an Wilhelm von Humboldt (vgl. Briefe an eine Freundin[5], 1853, I, 336, 493). 281 11 Das Studium der Wolken und Luftstimmungen fesselte auch den Maler Stifter. Vgl. XIV[2], S. XL, sein Bild „Das Leithagebirge" [?] wiedergegeben ebda nach S. 224, und seine Wolkenstudien (Verzeichnis der Sammlung in der Albertina, Nr. 16, 26, 33). 23 ff. Vgl. XXI 41 10 ff., 134 2. 30 Vgl. ebda 178 22, 179 16. 282 32 Vgl. ebda 83 25. 283 3

Pfennigberg. Vgl. XVII 386. $_{12}$ vom Schauerwalde, der sich oberhalb von Kirchschlag hinzieht. $_{13}$ Gisela Warte, südlich von Kirchschlag, 926 *m*.

Beiträge zur „Gartenlaube für Österreich". Gartenlaube.

S. 287 $_{1}$ — 294 $_{8}$.

H: St. A., 2 Großquartblätter mit Rand. Der Text schließt auf Bl. II.1 unten. II 2 enthält Stifters Note an die Redaktion (vgl. XXI 304 $_{25}$). Bl. I trägt links oben den Vermerk: (Für die österreichische Gartenlaube), rechts: Gartenlaube 1, ebenso Bl. II rechts: Gartenlaube 3, I 2 die Seitenzahl 2. Überschrift: Gartenlaube von *Adalbert Stifter*. Textgrundlage.

Erste Drucke: Die Gartenlaube für Österreich, Organ für Familie und Volk, Freiheit und Fortschritt, hgb. von Josef Pack, Graz 1866, I. Jahrg., Nr. 2, S. 17—19: Die Gartenlaube. Eine Studie von Adalbert Stifter (G). — Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent, II, S. 291 ff.

H weist außer einigen Streichungen und Einfügungen über den Zeilen nur 12 Randkorrekturen auf, darunter die des durch Einringelungen unleserlich gemachten Einganges, der durch Dem Wunsche . . . als mir immer (287 $_{1—5}$) ersetzt ist. Auf die Gartenlaube-Artikel bezieht sich Stifters Mitteilung an Heckenast (XXII 99 $_{3}$): Besonders die kleineren Aufsäze schreibe ich wie einen Brief.

Der Erstdruck ist durch Verlesungen, Druckfehler und eigenmächtige Änderungen des Redakteurs gekennzeichnet, der u. a. den Beginn des Artikels gestrichen hat und ihn mit den Worten: „Eine Gartenlaube ist mir von Kindheit an eines der lieblichsten und heimlichsten Dinge gewesen" (vgl. 287 $_{5}$) beginnen läßt. Außerdem weist der Druck gegenüber den 2 einzigen Absätzen in H noch 17 andere auf. Ich hebe nur ein paar Stellen heraus: 287 $_{13}$ Stäbchen . . ., an denen ranket] Stäbchen . . ., aus denen . . . ranket 288 $_{26}$ Luftballe] Luftballen 292 $_{26}$ und selber . . . wenig gesucht wird] und selten . . . gesucht wird 293 $_{22}$ glühenden Versicherungen] glücklichen V.

Aprent folgt G, ohne auf H zurückzugehen, beginnt ebenso,

verbessert nur 287 $_{13}$ und weicht durch Änderungen und Kürzungen noch stärker von H ab.

293 $_{3}$ Kunkellehen, ein Lehen, das auf weibliche Nachkommenschaft übergeht. $_{19}$ „voll Walhallas Wonne“, aus Amalias Lied in Schillers „Räubern“, III, 1, an dessen Beginn bereits 293 $_{15}$ anklingt.

Weihnacht.

S. 295 $_{1}$ — 306 $_{6}$.

H: St. A., 3 Großquartblätter mit Rand, beiderseits beschrieben, rechts oben bezeichnet mit Weihnacht 1, bzw. 3, 5, auf den Rückseiten mit den Seitenzahlen. Überschrift: Weihnacht von *Adalbert Stifter*. Textgrundlage.

Erste Drucke: G I, 1866, Nr. 13, S. 149—152. — Aprent, II, 293 ff.

H weist gleichfalls nur einige Korrekturen auf, darunter einen größeren Randeintrag 305 $_{33}$—306 $_{4}$ das Lichtlein an Stelle der durchgestrichenen ausführlicheren ersten Fassung.

G weicht von H durch vermeintliche Verbesserungen und Verlesungen ab und läßt den Schluß 305 $_{33}$ ff. weg.

Aprent folgt G, beseitigt sinnfällige Druckfehler, setzt 302 $_{7}$ vor Meßopfer und 302 $_{32}$ vor Kindes die Abkürzung „hl.“ ein und verkennt 304 $_{6}$ Stifters absichtliche Unbestimmtheit: Dann eilt der Schullehrer fort (vgl. 304 $_{7}$ bis der Schullehrer auf dem Chore ist), indem er dafür einsetzt: „Dann eilt der Schullehrer auf den Chor.“

296 $_{1}$ Vgl. Bergkristall V 197 $_{1}$ ff. 297 $_{15}$ Unsere Großmutter, Ursula Kary, von St. als lebendige Chronik und Dichtung bezeichnet (vgl. XVIII 246 $_{26}$) und im „Haidedorf“ verewigt (vgl. I 182 $_{9}$ ff.). $_{28}$ aus dem vordern Glöckelberge, aus dem tiefer talwärts gelegenen Teile der Ortschaft Glöckelberg, etwa 4 *km* südlich von Oberplan gelegen (vgl. 298 $_{4}$ in dem hinteren Glöckelberge). $_{31}$ in der Andreasnacht, der Nacht vor dem 10. Nov., dem Tage des heiligen Andreas. 298 $_{21}$ Vgl. Bergkristall V 199 $_{28}$. 299 $_{26}$ Vgl. ebda 198 $_{13}$, 241 $_{26}$. $_{27}$ Leuchte, häufig bei St. (z. B. V 241 $_{27}$), dem das Wort von seiner Kindheit her vertraut war. Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, I, 1430: „Die Leuchten, die Leuchte, eine Art Wandherdes oder Kamins in Bauernstuben, auf welchem von Scheitchen

aus Kien oder Ahornholz ein Feuer mehr zum Erleuchten als zum Erwärmen unterhalten wird.“ 300 $_{32}$ Vgl. Bergkristall V 198 $_{30}$. 301 $_{25}$ und 302 $_{26}$ Vgl. Bergkristall V 245 $_{4}$ ff.

Der Silvesterabend.

S. 307 $_{1}$ — 317 $_{13}$.

H: St. A., 3 Großquartblätter mit Rand, rechts oben bezeichnet mit Silveſter 1, bzw. 3, auf den Rückseiten bloß mit den betreffenden Seitenzahlen. Überschrift: Der Silveſterabend von *Adalbert Stifter*. Die auffallend geringe Zahl von Korrekturen innerhalb des Textes und am Rande läßt H als eine Reinschrift nach einer (nicht erhaltenen) ersten Niederschrift erkennen. Textgrundlage.

Erste Drucke: G I, Nr. 14, S. 165 ff. mit der Überschrift: Der Silvesterabend von Adalbert Stifter. — Aprent, II, 310 ff.

G weicht in der oben charakterisierten Weise von H ab. Aprent übernimmt diesen Text mit Beibehaltung willkürlicher Änderungen wie 316 $_{22}$ Merktag] Feſttag und läßt 316 $_{25}$ Der Briefträger — 317 $_{3}$ ſchicken will als belanglos weg.

307 $_{8}$ Stifters Betrachtungen über die Zeit sind durch Wilhelm von Humboldts „Briefe an eine Freundin“ angeregt. Vgl. Briefe ^{5} II 264 ff., von St. auch in das „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung an Realschulen“ (S. 318) aufgenommen. 308 $_{3}$ Das Problem der Unendlichkeit des Raumes erörtert St. auch in einem der Entwürfe zu einer Selbstbiographie, die im Sommer 1866 während seines Aufenthaltes in den Lackenhäusern (vgl. XXI 280 $_{28}$) entstanden sein dürften, also auch zeitlich den Gartenlaube-Artikeln nahestehen.

Aus dem bairiſchen Walde.

S. 321 $_{1}$—353 $_{32}$.

H: St. A., 9 Großquartblätter mit Rand, bezeichnet mit B. Wald 1, bzw. 3 u. s. w., auf den Rückseiten bloß mit den Seitenzahlen, 8 beiderseits beschrieben, das 9. nur mit 15 Zeilen, darunter ein die Honorarbemessung betreffender Bleistiftvermerk des Verlages: „14$^{1}/_{2}$ Seiten × 7 = 100 Thaler“ und in zwei Reihen die Zahlen 122—135, die sich auf den Druck beziehen (siehe unten), der aber nur 12$^{1}/_{2}$ S. der „Katholischen Welt“ umfaßt. Die Nieder-

schrift scheint, wie der Wechsel von blasser und dunkler Tinte erschließen läßt, in 6 Arbeitszeiten erfolgt zu sein, und die Korrekturen dürften teils sofort oder bei der Durchsicht der einzelnen eben vollendeten Teile, teils nach dem Abschluß des Manuskripts bei nochmaliger Lesung vorgenommen worden sein. Die etwa 350 Korrekturen sind teils oberhalb der Zeilen, teils mit Verwendung einer großen Anzahl verschiedener Zeichen am Rande eingesetzt. Diese Handschrift hat St. am 26. Nov. 1867 an den Redakteur der „Katholischen Welt“ Leo Tepe (van Heemstede) mit der Bemerkung eingesendet: Ich habe ihn [den Aufsatz], um Verzögerung zu vermeiden, nicht abschreiben lassen, und der Sezer muß sich schon zurecht finden (vgl. XXII 172 3 und über Leo Tepe Anm. S. 277). Textgrundlage.

Erste Drucke: Die Katholische Welt. Friedliche Blätter für Unterhaltung, Belehrung und öffentliches Leben mit Bildern. Redigiert von Leo van Heemstede, 3. Jahrg., Aachen, 1868, Druck von Albert Jacobi u. Comp., S. 122—127, 130—135, 137 (auf den dazwischen befindlichen Seiten sind nicht zugehörige Holzschnitte eingeschoben). — Erzählungen von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Gustav Heckenast, 1869), I, 277 ff.

Der Erstdruck ist durch viele, großenteils aus der Beschaffenheit der Handschrift erklärbare sinnstörende Druckversehen entstellt. Dazu kommen noch willkürliche Änderungen der „bessernden“ Hand des Redakteurs. Ich gebe bloß eine kleine Auslese: 323 4 Dachungen] Drehungen ebenso 323 12. 325 20 Sonnentagen] Sommertagen 327 29 überhüllt] überfüllt ebenso 340 6. 328 4 ein Wässerchen wie Silber blitzen machen] im Wässerchen ein Silberblitzen machen 14 spannt . . . wie zu Schauern an] spannt . . . wie zum Schlummer an 344 4 Mittwochs] Mittags 351 27 sechzehn] fünfzehn

Aprent legte den Erstdruck zugrunde, zog gelegentlich die ihm vom Verlage gesendete Handschrift zur Korrektur heran, behielt aber falsche Lesarten, wie z. B. bei 344 4, bei und gesellte neue hinzu. Vgl. 325 20 Sonnenlagen 327 20 leichtesten] leisesten.

337 16 Hemdärmeln] H Hemdeärmeln 342 11 immer noch dauerte das Schneeflirren fort] dauerte bei der Korrektur der ersten Fassung Und das Schneeflirren dauerte ungeschwächt fort gestrichen und aus Versehen am Rande nach immer noch nicht eingesetzt.

321 $_{10}$ Der Arzt, Dr. Josef Seegen, der Karlsbader Kurarzt (vgl. XX 405). $_{16}$ff. Am 8. Juni kamen wir ... in Passau an. St. irrt sich hier. Am 5. Juni 1866 kam das Ehepaar St. nach Passau, am 6. reiste Amalia nach Linz, nicht am 9., wie St. 321 $_{23}$ und auch XXII 110 $_{28}$ angibt, und am 7., nicht am 10., fuhr er dem Walde zu (vgl. XXI 221 $_{32}$). 322 $_{6}$ Fendelsberg. Vgl. XXI 212 $_{18}$. $_{30}$ St. hatte Passau um 7$^{1}/_{2}$ Uhr früh verlassen und war um 6 Uhr abends in den Lackenhäusern eingetroffen (vgl. ebda 212 $_{15}$, 213 $_{1}$). 323 $_{25}$ff. Franz Xaver Rosenberger (1822—1875), in erster Ehe verheiratet mit Katharina R. Von ihren 11 Kindern lebten im Jahre 1860 nur noch drei (vgl. XVIII 452, XIX 246 $_{29}$, 351). 324 $_{17}$ St. wohnte in Rosenbergers Haus mit seiner Frau in den Jahren 1855, 1864, 1865 und 1866, hielt sich mit Heckenast im Jahre 1856 dort auf und allein 1860, jedoch nur ein paar Tage, als ihn eine Inspektionsreise in diese Gegend geführt hatte, und 1863, aber nicht 1859, wie XVIII 452 irrtümlich angegeben ist und auch die an dem Hause angebrachte Gedenktafel besagt, auf der andrerseits die Aufenthalte Stifters in den Jahren 1855 und 1856 nicht verzeichnet sind. $_{25}$ ein Verkaufsgewölbe ... und die Feldwirthschaft ..., von Moosbauer gepachtet (vgl. XXII 259 zu 2 $_{19}$). 328 $_{14}$ff. und spannt ... feierlichere, von Friedrich Ratzel, „Über Naturschilderung“ (München, Berlin, Oldenbourg, 1906), S. 197, herausgehoben: „Der Sohn des Böhmerwaldes hat gerade für das Waldgefühl die schönen Worte ... gefunden. 329 $_{22}$ in dem Jahre 1855, während seines ersten, langen Aufenthaltes bei Rosenberger (17. Aug. bis Mitte Okt.). 330 $_{20}$ bei Stauf, auch Donaustauf genannt, östlich von Regensburg gelegen. $_{27}$ Claude Lorrain, von St. besonders geschätzt wegen der ruhigen Größe und Würde seiner Landschaften (vgl. XIV^{2}, 9 $_{25}$, XIX 203 $_{5}$ff.). 332 $_{2}$ Geniste. Wiederholt bei St. (vgl. Tännling IV 273 $_{33}$ und Katzensilber V 318 $_{18}$). Siehe Paul, S. 200: Kollektivum zu „Nest“, auch = „Gebüsch“, „Gestrüpp“. $_{16}$ am Tage des heiligen Jakob, am 25. Juli. 333 $_{33}$ Im Anfange des Juli, am 7. Juli (vgl. XXII 86 $_{19}$). 334 $_{12}$ Am achten August, richtig am 9. (vgl. XXI 266 $_{3}$). 335 $_{16}$ Amalias Brief erhielt St. am 2. Nov. (vgl. XXII 5 $_{30}$). $_{24}$ Nach zwei Tagen ... erhielt ich einen Brief von unserem Arzte. Der Brief des Arztes Dr. Karl Essenwein kam am 7. Nov. an, also 5 Tage nach dem Amalias (vgl. XXII 13 $_{14}$). 336 $_{5}$ Ich ...

schrieb an den Arzt, am 8. Nov. (vgl. XXII 15 20). 6 an Marie, nicht an Amalias Nichte Katharina, die zur Führung der Korrespondenz nicht geeignet war. Maries Bevorzugung ist jedem selbstverständlich, der beide aus Stifters Briefen kennt. 31 Endlich am 15. November ... Bereits am 12. Nov. hatte St. Essenweins Brief erhalten (vgl. ebda 24 3), er datiert also hier wieder unrichtig und geht über die Tatsache hinweg, daß zunächst bloß Regenwetter geherrscht hat, dem am 18. Nov. Schnee folgte (vgl. ebda 25 20, 31 23, 42 7). 337 5 einen Brief an Gruber nach Aigen, eigentlich an Therese Simmel, die Frau des Schullehrers in Aigen, mit der Bitte, bei dem Wirte Gruber einen Wagen für Montag den 19. Nov. zu bestellen (vgl. ebda 43 2, 9 ff.). 15 Bereits am 13. war der Wetterwechsel eingetreten. St. aber setzt mit seiner Schilderung des Unwetters erst mit der Nacht vom 18. zum 19. Nov. ein. 340 20 ff. Stifters Bericht über den Dienstag den 20. und Mittwoch den 21. entspricht seinen Briefen an Amalia (vgl. 47 11, 55 12), nur verlegt er Einzelheiten von dem einen Tag auf den andern. 345 25 einen Brief von Marie mit guten Versicherungen. Am Sonntag den 25. hatte St. keinen Brief erhalten, sondern den letzten am 22. Nov. (vgl. XXII 61 2, 70 27). 346 2 ff. um den Arzt, Dr. Reischl. Seiner Gattin schrieb St. nicht, daß er ihn hatte kommen lassen; er mußte daher auch die von diesem erbetene Zustellung des Briefes an den Wirt in Schwarzenberg anders darstellen: Ich habe heute den Seppl nach Schwarzenberg mit einem Briefe an Weichselbaum geschickt (ebda 70 25). Auch Dr. Essenwein klärte er darüber auf, daß er Amalia nichts über sein Befinden geschrieben hatte (vgl. 73 22, 74 18). 22 die Männer und Joseph, nach Stifters Bericht an Amalia (vgl. 74 26) nur Joseph (der Hänsel-Seppel) und Hanns Jörgel. 348 9 Amalias Brief vom 24. Nov. trägt die Poststempel Linz 25. Nov., Schwarzenberg 27. Nov. In dem am Abend des Reisetages aus Aigen an sie gerichteten Briefe erwähnt St. ihn gar nicht. 17 in Oberplan, bei dem Besuche der Heimat (30. Aug. bis 2. Sept. 1866). Vgl. XXI 289 6 ff. in Obermihel, am 9. August, bei der Rückkehr aus Linz in die Lackenhäuser (vgl. ebda 267 23). 18 ff. Das Gespräch mit der Wirtin Weichselbaum hat St. im gleichen Wortlaut in seinem Aigener Briefe Amalia mitgeteilt (vgl. XXII 75 20). 32 In einer Stunde, nach 75 25 um 1/2 12 Uhr. 350 9 Klaffer. Vgl. XXI 268 27. 13 Ulrichsberg. Vgl. XXI 292 20. 16 Gegen vier Uhr, nach XXII 75 27 um 1/2 3 Uhr.

17 Ich wähnte mich in Italien. Vgl. ebda 74 4: Das ist wie aus Rußland nach Italien. 21 zwei Besuche, bei Gruber und dem Ehepaare Simmel (vgl. 75 33). 351 10 Gerling. Vgl. ebda 60 8 und Anm. S. 265. 19 Ottensheim. Vgl. ebda 76 8 und Anm. S. 268. 22 Bauerhöfe. Der auffallende Singular in der Zusammensetzung läßt sich mehrfach belegen, bei Goethe im „Werther“: „mit Bauerhäusern“, „ein Bauerbursche“, und bei Shakespeare (Schlegel-Tieck), Der Widerspenstigen Zähmung, IV, 1: „Bauerlümmel“. 352 18 Die freundlichen ... Räume meiner Wohnung waren mir wie ein Paradies. St. erwähnt hier nicht, daß er am zweiten Tage nach seiner Ankunft, am 30. November, nach Kirchschlag fuhr, von wo er allerdings schon am 3. Dez. zurückkehrte. 32 Dann brach eine Krankheit aus. Vgl. XXII 83 8, 87 32, 104 19.

Anhang.

Der Tandelmarkt (zweite Fassung).

S. 357 1—375 11.

Erster Druck: Der Sammler, 1846 (siehe Anm. S. 410), mit der Fußnote der Redaktion: „Dieser Artikel, den uns der Verfasser für unser Blatt überließ, ist schon früher einmal .... bekannt gemacht worden. Der Verfasser beabsichtigt, demnächst sein Skizzenbuch erscheinen zu lassen, und hat zu diesem Behufe nebst neuen Arbeiten manche in „Wien und die Wiener“ enthaltenen Artikel ganz umgearbeitet. Wir legen obigen Beitrag in seiner neuen Gestalt unsern Lesern vor, als einen kleinen Auszug des zu erwartenden Werkes, das eigentlich so zu sagen recht leichte Bleistiftzeichnungen unsers Lebens enthält. Zufällige Umstände hinderten die Vollendung eines eigens für den „Sammler“ bestimmten neuen Artikels desselben Verfassers, welchen er so freundlich ist, für später uns vorzubehalten.“ Es ist nicht anzunehmen, daß St. bereits damals mehrere seiner Artikel aus „Wien und die Wiener“ umgearbeitet hatte. „Der Sammler“ brachte keinen anderen Beitrag Stifters.

360 7 eingerammt] eingerahmt 365 2 faſt] feſt 366 19 hinein kann] h. kam 369 4 unſern] und fern 374 2 erſtanden] verſtanden 27 ſie vom Herausgeber eingefügt

In der zweiten Fassung des „Tandelmarkt“ ist nur die

Einleitung 357 $_{1}$—358 $_{10}$ hinzugekommen, in der uns St. mit seiner Häuslichkeit bekannt macht und der Fürsorge seiner Frau gedenkt. Hingegen hat St. am Schluß die Polemik gegen die Vorliebe des schönen Geschlechtes für Flitter und wesenlosen Tand beseitigt und mit ihr die nicht glaubwürdige Begründung, er habe „aus Oppositionsgeist“ den „Tandelmarkt“ geschrieben. Im einzelnen zeigt sich, von den vielen stilistischen Änderungen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, abgesehen, das Streben nach größerer Anschaulichkeit (vgl. 152 $_{16}$ ff. mit 374 $_{17}$ ff.). St. begnügt sich jetzt nicht damit, zu sagen, daß die Bilder und Gleichnisse der Tandler meist sehr treffend sind; er gibt uns auch ein Beispiel dafür (vgl. 147 $_{30}$ ff. mit 370 $_{30}$ ff.). Wie in der Umarbeitung der Erzählungen für die „Studien“ (vgl. I, S. LXI) hat St. auch hier die zahlreichen Fremdwörter fast ausnahmslos beseitigt. Die letzte bessernde Hand vermissen wir hiebei 374 $_{8}$ Außer den Bilderhoffnungen . . . besteht schon seit längerer Zeit eine Sekte . . ., wo St. bloß Bilderspekulanten (vgl. 152 $_{6}$) beseitigt, aber dieser Änderung nicht weiter Rechnung getragen hat. Vereinzelt ist das Neueintreten eines Fremdwortes: 364 $_{23}$ dieses Universum an Stelle von 139 $_{6}$ das Zeugs und 370 $_{32}$ in ihren Hyperbeln und Uebertreibungen.

Als Honorar erhielt St. von der Redaktion des „Sammler“, wie wir seinem Einnahmenbuch entnehmen, 50 Gulden.

357 $_{2}$ in seiner sehr hoch gelegenen Wohnung. Stifters Wiener Wohnungen waren fast durchwegs „hoch gelegen“. Im Jahre 1840 wohnte er im 3. Stock Bäckergasse 9, 1841 im 5. Stock Adlergasse 4, später im 3. Stock von Nr. 10 derselben Gasse. $_{4}$ in seiner neuen nicht minder hoch gelegenen Wohnung, in der von St. im Frühjahr 1842 bezogenen Wohnung in der Seitenstettengasse Nr. 495 (vgl. Anm. zu 5 $_{23}$). $_{10}$ Vgl. hiezu Friedrich Uhls Bericht, nach dem die Reihenfolge und Bestimmung der Zimmer eine andere war: „Stifter bewohnte 2 Zimmer und einen kleinen Raum. In dem mittleren Gemach befand sich sein Schreibtisch, hier empfing er auch Besuche“ (Wiener Zeitung, 23. Mai 1902). Als äußerst primitiv schildert Hieronymus Lorm (vgl. XVII, S. 380) diese Wohnung und ihre Einrichtung in einem Briefe an Moritz Hartmann (April 1845). Übrigens schrieb St. am 25. Dez. 1844 Heckenast: Das in meiner Wohnung beginnende Meublement freut mich selber auch, weil ich es ästhetisch einrichte (XVII 135 $_{7}$). $_{27}$ St. hatte in seinem vorzugsweise

geliebten Lande ob der Enns den Sommer des Jahres 1845 zugebracht und nach einem Wechsel der Wohnung in dem nettesten Bauernhaus in absoluter Muße und Stille gelebt (vgl. XVII 146_{20}). 362_{12} diese Trümmer, ebenso in der „Mappe“ II 135_{33}. Der von Klopstock neu gebildete Singular findet sich häufig bei Dichtern (vgl. Paul, S. 549).

Aus Wien.

S. 376_1—$_{32}$.

H: St. A. Ein Großquartblatt, beiderseits beschrieben, bezeichnet links oben mit: Vermischte Schriften von *Adalbert Stifter* und rechts oben mit: Verm. Schriften 1. Über dem Titel Aus Wien hat Aprent mit Bleistift eingefügt: dem alten.

376_{17} auch und $_{18}$ fast ü. d. Z. eingefügt

Erster Druck: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgb. von Johannes Aprent (Pest, Heckenast, 1870), II, S. 3, unter dem Titel: „Aus dem alten Wien.“

376_3 vor der sogenannten Neugestaltung, der durch das Handschreiben des Kaisers Franz Joseph vom 20. Dez. 1857 genehmigten Abtragung der Festungswerke und Erweiterung der Stadt über das Glacis. Die Demolierungsarbeiten begannen am 25. März 1858.

I. Vom Sanct-Stephansthurme.

S. 377_1—384_{29}.

H: St. A., 3 Großquartblätter, beiderseits beschrieben, bezeichnet rechts oben mit Verm. Schriften 3 bzw. 5, 7, auf den Rückseiten mit den entsprechenden Seitenzahlen. Von den Korrekturen (etwa 20, hievon nur 5 Randkorrekturen) hebe ich bloß hervor 378_9 Herzweh] Heimweh und 383_7 Landschaftscheibe aus Landschaftsscheibe korrigiert.

Erster Druck: Aprent (siehe oben), S. 5—16_5 mit Weglassung der Einleitung 377_{1-9}, die Aprent in H mit Bleistift durchgestrichen hat.

384_{26} Füssen am ungetrübtesten] Füssen als am vor am der Wortansatz un gestrichen als aus Versehen belassen.

378_8 Vgl. an Antonie Arneth, 27. Jänner 1853: meine Frau kann nun einmal den St. Stephansthurm nicht entbehren, wie man

bezeichnend von den Wienern sagt, daß sie traurig werden, wenn sie den Stephansthurm nicht mehr sehen (XXII 224 $_{10}$). 379 $_{30}$ Dies hat der Bau mit großen Gebirgen gemein... Vgl. Jean Paul, Der Komet (Werke, 27, S. 98): „Geistige Erhabenheit der Berge ... Ein Berg gewinnt erst durch die Ferne seine Erhabenheit ...“ 380 $_{25}$ die große Schulenstraße, die jetzige Schulerstraße, die ihren Namen erhielt, um sie von der anderen, kleinen gleichen Namens, der heutigen Domgasse, zu unterscheiden (vgl. Groner, 438). 381 $_{7}$ Vgl. Die Charwoche in Wien 162 $_{21.\ 12}$ Vgl. ebda 165 $_{19}$.

Aus Stifters Abrechnung für „Wien und die Wiener“.

S. 385—387.

H., St. A: 2 rechts oben mit 1 bzw. 2 bezeichnete Großquartbogen und ein Halbbogen gleichen Formates, hievon der 2. Bogen nur auf dem 1. Blatte und mit 5 Zeilen auf dem anschließenden beschrieben. Die beiden Bogen tragen die Überschrift: Verzeichniß der von den Mitarbeitern ... übergebenen Manuscripte. Dieses Verzeichnis besteht aus fünf mit römischen Ziffern bezeichneten Abteilungen. Der 3. Bogen ist überschrieben: Zahlungen nach dem Druk für „Wien und die Wiener“. Zweitens ein Großoktav-Heft, aus 4 Quartblättern geheftet (die Rückseite des 1. Blattes ist bis auf ein schmales Stück abgetrennt), auf 8 Seiten beschrieben. Auf S. 1 ist vermerkt: Rechnung für *M. S.* für Wien u. die Wiener. Ausgleichung der zum voraus für die *M. Septe.* bezahlten Beträge, und der noch zu zahlenden. Darunter Stifters Unterschrift und ein Zusatz, der sich auf die beigelegten Empfangsbestätigungs-Briefe von C. E. Langer und Sylvester Wagner und die durch Beisetzung ihrer Unterschrift zu den ausgewiesenen Beträgen erfolgte Bestätigung anderer Mitarbeiter bezieht. Der in Tabellenform gehaltenen Abrechnung geht die Bemerkung voran: Der Drukbogen mit 20 f. *C. M.* honorirt giebt für die Drukseite 1$^1/_4$ fl. C. M. An die Tabelle (S. 2—5) schließt sich der summarische Ausweis der von Heckenast empfangenen Beträge, lautend auf 550 fl, und die endgültige, mit einem Rest von 29 fl 48 kr schließende Abrechnung Stifters an; dieser Rest ergibt sich nach Abzug der Honorare im Betrage von 478 fl 11 kr und der Kopierkosten von 42 fl 1 kr, wozu St. noch in

einer besonderen Bemerkung darauf hinweist, daß sich zwischen der unterschriebenen Note, die auf 479 fl 45 kr lautet, und der im Rechnungsbuch ausgewiesenen Summe der Honorare eine Differenz von 1 fl 34 kr ergibt, deren Ursache er nicht aufklären kann.

S. 385 Sauter, Ferdinand Sauter (1804—1854), dessen Gedichte Julius v. d. Traun herausgegeben hat (vgl. Hermine Cloeter, Geist und Geister aus dem alten Wien, Wien, Anton Schroll, 1922, S. 122). Sauter hatte 1839 seine Anstellung in einer Papierhandlung verloren und lebte in den dürftigsten Verhältnissen. Vgl. an Amalia St., XVII 87_3: Dein Verehrer Sauter ist der Abschreiber der Manuscripte von „Wien und die Wiener" und wird daher den ganzen Winter viel mit mir zu verkehren haben, was dir gewiß viele Complimente und Ehrfurchtsbezeugungen eintragen wird. St. war aber nicht mit ihm zufrieden, da er im Kopieren zu saumselig war, und übergab einen Teil der Arbeiten, wie aus den Abrechnungen ersichtlich ist, zwei anderen Kopisten (vgl. XVII 104_{12}).

Register.

I. „Die Sonnenfinsterniß am 8. Juli 1841“ und Stifters Beiträge zu „Wien und die Wiener“.

Geographische und topographische Namen und Bezeichnungen.

Wien: 7 20, 28, 19 2 ff., 22 20 ff., 25 20 ff., 43 13 ff., 46 32, 69 19, 85 22, 98 14, 101 1, 31, 102 18, 103 3, 104 3, 131 33 ff., 132 9 (359 17), 136 20 (362 28), 157 27, 159 12, 33, 169 2, 170 3, 175 33, 176 3, 181 6, 188 16, 192 32, 193 8, 194 28, 196 18, 197 18, 203 33, 220 28, 254 25, 376 3 ff., 377 10, 17, 30. Die Stadt der Musik: 77 22, 216 20, 248 15, 252 29.

Die Wiener: 20 11, 22 1, 28 16, 38 3, 80 29, 81 16, 83 22, 86 29, 87 1, 120 12, 137 9 (363 8), 160 22, 163 13, 166 13, 174 5, 194 23, 195 29, 203 10, 208 13, 209 12, 214 12, 227 6, 377 5, 378 3, 8. Lob des Wiener Volkes: 77 13 ff., 210 28 ff., 404. Die Wiener Frauen (ihre Liebenswürdigkeit, Schönheit, Natürlichkeit und ihr Takt): 39 5, 73 29, 120 11, 160 27, 162 25, 242 18, 161 15.

Donau: 24 19, 26 17, 36 15, 69 7, 79 24, 29, 80 25, 103 5, 192 26 ff., 207 11, 31, 218 24, 219 1, 220 2, 221 8, 16 ff., 377 23, 383 9, 400. Auen: 7 19, 10 4, 24 21, 80 23, 102 20, 103 4, 207 13, 383 10. Dampfschiffahrt: 35 2, 71 26, 80 27 ff., 400. Donaukanal: 9 32, 14 12, 29 10, 37 1, 218 29, 399. Ferdinandsbrücke: 9 14, 10 23, 12 11, 70 13.

Wienfluß: 29 13, 136 33 (362 40), 139 16 (364 32).

Wiener Neustädter-Kanal: 33 29, 399.

Innere Stadt.

27 12, 128 9, 136 15, 28 (362 24, 36), 137 26 (363 22), 160 8, 20, 364 31, 378 19, 384 11.

Basteien und Tore: 191 5, 192 12, 208 1, 20, 429. Roteturmtor: 179 27, 410. Roter Turm: 132 32 (359 39), 410. Stubentor: 108 8. Stadtgraben: 203 23. Glacis: 23 20 ff., 28 21 ff., 29 2, 6, 37 3, 136 16 ff. (362 24 ff.), 139 16 (364 31), 192 19, 193 19, 203 29, 208 19, 378 40.

Gassen und Straßen.

Adlergasse 191 3.
Annagasse 181 25, 190 27.
Augustinergasse 190 23.
Goldschmidgasse 380 19.
Große Schulenstraße 380 25, 430.
Kärntnerstraße 28 9, 176 13.
Katzensteig 133 2 (360 2), 410.
Kohlmarkt 161 3, 163 32, 173 33, 176 13.
Lichtensteg 132 17 (359 24), 410.
Paternostergäßchen 133 5 (360 4), 411.
Renngasse 186 25.
Rotenturmstraße 176 13, 202 2.
Schwibbogengasse 117 18, 408.
Seitenstettengasse 133 3 (360 2).
Wollzeile 117 18, 132 33 (359 40).
Zeughausgasse 133 4 (360 4).

Plätze.

Burgplatz 163 33, 164 5, 8.
Freyung 132 32 (359 39).
Graben 132 32 (359 39), 161 3, 173 32, 176 12.
Lugeck 132 29 (359 37), 410.
Minoritenplatz 191 3.
Stephansplatz 27 27, 39 7, 40 5, 49 13, 52 30, 53 30, 63 5, 68 15, 161 3, 165 3, 173 32, 176 12, 181 26, 202 1 ff., 379 17, 21 ff., 381 34. Stephansfriedhof: 50 27, 51 10, 52 24, 53 14, 55 21, 401.
Stock im Eisen 173 33, 176 12, 413.
Universitätsplatz 106 19, 107 33, 117 19.

Häuser und Stadtteile.

Bischofshof (erzbischöfl. Palais) 190 28, 202 9, 414.
Deutsches Haus 53 1, 54 26, 68 11, 402.
Domherrenhof 51 30, 402.
Hofburg 28 6, 163 32, 164 7.
Palais des Erzherzogs Karl 190 21, 414.
Post, Stadtpostoberamt und Oberstes Hofpostamt (Hauptpost) 53 1, 68 1, 127 20, 402, 409.
Universität 28 10, 99 17, 100 8, 106 13, 20 ff., 107 11, 20, 108 4, 117 14, 119 21 ff., 407.
„Zum Flusse Jordan" 169 5, 413.
„Zur Unmöglichkeit" 169 6, 413.
Haus Nr. 495 357 4. Warte des Hauses 5 23, 67, 7 13, 8 2, 9 20, 395, 428.
Gasthaus „zur Traube" 154 4, 412.
Brandstatt 202 11, 414.
„Im Elend" 133 4 (360 3), 410.
Kärntnerviertel 28 8, 399.
Schanzel 103 15, 19, 111 13, 122 32, 407.
Fischerstiege 132 33 (359 40), 410.

Kirchen.

Augustinerkirche 28 4, 399.
Franziskanerkirche 28 10.
Kapuzinerkirche 28 5, 399.
Maria am Gestade 28 14, 132 2 (359 40), 163 9, 378 23, 399.
Michaelerkirche 28 4.

St. Peter 28 1, 163 7.
St. Ruprecht 28 12, 399.
Schottenabtei 28 3, Schottenkirche 186 24.
Stephanskirche 7 20, 12 9, 44 24, 49 14, 50 17 ff., 52 28, 53 8, 165 5, 189 17, 191 6, 377 11 ff., 378 34, 379 3, 20 ff., 380 6 ff., 381 2, 401. Inneres 161 30 ff., 162 33 ff., 381 7. Hochaltar 58 20, 403. Orgel 58 24, 67 23. Riesenorgel 165 24, 412. Riesentor 165 10, 412. Grabdenkmäler 51 15, 401. Katakomben 50 5 ff., 53 27 ff., 381 32, 402 ff. Große Glocke 165 7, 381 15, 412. Pfarrarchiv 61 23.
Stephansturm 8 5, 9 13 (Stephanstürme), 22 26, 23 8, 24 3, 10, 26 6, 20, 36 2 ff., 53 30, 68 23, 102 21, 103 11, 21, 165 29, 166 3, 193 20, 194 4, 377 4 ff., 378 1 ff, 379 13 ff., 380 3, 381 18 ff., 33 ff., 376, 429 ff.
Universitätskirche 108 2, 399.

Vorstädte und nächste Umgebung.

Vorstädte 28 31, 29 23, 37 3, 21 (mit namentlicher Anführung von 6 Vorstädten), 39 33, 126 8, 26, 136 28 (362 35), 137 26 (363 22), 163 11, 165 8, 176 14, 378 18, 29, 384 13. Vorstadt-Kaffeehaus 120 27. Vorstadt-Wetter 181 24.
Linien 23 4, 216 10, 227 25, 378 16. St. Marxerlinie 108 23, 407. Nußdorfer Linie 104 1.
Alserkaserne 37 18, 400.
Augarten 211 28.
Badnerstraße 203 27.
Bahnhof der Wien-Raaber und Wien-Gloggnitzer Bahn 30 23 ff., 208 4, 399.
Belvedere (oberes) 9 18, 10 20, 31 19, 183 2 (Bassin des B.), 399.
Brigittenau (Kirchtag) 211 31, 225 8, 400, 415.
Döbling 82 23, 218 12.
Dornbach (Park) 221 13.
Eipeldau 85 23, 406.
Grinzing 82 23, 212 2, 218 12, 415. Grinzinger Wein 210 19, 217 20.
Hietzing 212 2, 217 30, 415. Dommaiers Casino 217 32, 415.
Hütteldorf (Brauhaus) 214 17, 218 10.
Josefstadt 128 30 ff.
Karlskirche 32 6, 139 17 (364 32).
Kriminalgebäude 37 8 ff., 400.
Vorstadt Landstraße 108 10, 112 14.
Beatrixgasse 112 14, 407.
Hauptmünzamt 32 12 ff., 33 28, 399.
Heumarkt 139 17 (364 32), 203 24.
Kanonenbohrerei 33 30 ff., 34 16, 400.
Marktplatz (Rochusplatz) 110 29, 407.
Militär-Invalidenhaus 34 8 ff., 400.
Neuling (Brauhaus „zum Neuling") 123 17, 408.

Palais Palffy 112 9 ff., 117 7, 123 6, 125 6, 407.
Rabengasse 112 14, 407.
Reisnerstraße 113 23, 408.
Rother Hahn (Gasthof) 108 29, 111 19, 112 5, 407.
Tandelmarkt 114 22, 135 32 ff., 137 2 ff. (363 1), 183 21, 362 11 ff

Vorstadt Leopoldstadt 36 15, 28, 33, 70 13, 191 12, 400.
Jägerzeile 70 14, 71 11, 83 10, 190 1, 378 33, 404.
Nordbahnhof 35 21, 71 18, 400.
Prater 35 1, 21, 69 2 ff., 96 16, 120 16, 211 27, 218 28, 225 9. Auen 80 23, 208 21. Circus 82 33. Freibad 79 30. Hauptallee 72 9 ff., 74 14, 33, 80 4, 83 2. Kaffeehäuser 74 20, 82 32 Lusthaus 82 30, 405. Menagerien 71 28 ff. Schwimmschule 71 23, 79 25. Wurstelprater 45 26, 74 33 ff, 76 14, 83 3. Praterstern 71 12.

Mariahilferstraße 227 17.
Meidling 217 10, 218 9. Tivoli 217 11, 415.
Palais Schwarzenberg 32 5.
Penzing 218 10. Eissaal 216 32 ff., 415.
Polytechnische Schule 32 9.
Schönbrunn 217 11, Park 217 31.
Sievering 218 12
Simmering 218 5.
Spinnerin am Kreuz 29 29, 37 24, 50 14.
Stadtgut (richtig „Landgut") 218 7 ff., 415.
Triesterstraße 29 30, 50 15.
Wieden 189 33.

Nähere Umgebung.

Aspern 35 28, 74 6, 400.
Baden 206 17, 221 31, 222 25 ff.
Bisamberg 221 11, 15 ff.
Brühl 206 17, 222 1, 9 ff.
Enzersdorf (Langenzersdorf) 218 14, 416.
Hadersdorf 214 15, 219 14, 220 14, 21.
Hainbach 206 18, 214 16, 220 15, 21.
Heiligenkreuz 222 32.
Helenental 222 30.
Hermannskogel 220 29.
Hohe Wand (Sofienalpe) 220 18, 23, 416.
Jedlesee 218 13, 416.
Kagran 85 23, 406.
Kahlenberg 9 17, 82 25, 207 16, 25, 220 26, 221 15, 27. 396, 416.
Kaiser-Ebersdorf 80 24, 405.
Kaisermühlen 35 13, 80 26, 218 28, 405.
Klosterneuburg 219 2, 221 7.
Korneuburg 218 14.
Leithagebirge 222 33.
Leopoldsberg 82 25, 220 26, 416.
Liesing (Brauhaus) 218 9.
Lobau 219 2.
Marchfeld 11 33, 24 23 (383 13), 35 23, 71 20, 207 8 ff, 220 27.
Mariabrunn (Kirchtag) 211 33 ff., 212 13 ff., 215 4, 219 12, 415.
Mauerbach 219 21, 220 14.
Mödling 206 17, 222 4 ff.
Nußdorf 82 24, 102 16, 218 12, 27, 30 Nußberger Wein 83 24.

Perchtoldsdorf 212 2.
St. Veit 218 10.
Steinbach 220 15.
Tiergarten 212 25
Tulbing 219 26.
Tulbinger Kogel 219 28, 220 10, 12, 19.
Ungarische Berge 7 16, 207 9, 220 27, 383 16.
Wagram 35 29, 400.
Weidling 218 12, 221 11.
Weidlingau 214 15.
Wienerberg 29 27, 30 14, 37 25, 207 33 ff.
Wienerwald XXIII, 25 7 ff., 207 25 ff., 212 24, 219 10, 18, 222 8, 28.

Weitere Umgebung.

Gloggnitz 223 20, 224 1. Gloggnitzer Eisenbahn 208 4.
Göttweig 220 1.
Greifenstein 220 3.
Gutenstein 223 10.
Hirschwang 224 2.
Höllental XXIII, 223 11, 224 4 ff., 27.
Kleine Karpathen 24 25 (383 16).
Klostertal 223 10.
Krems 220 3.
Mährischer Höhenzug 207 17.
March 207 18.
Ötscher 219 32.
Prein 223 11, 416.
Preiner-Alpen 224 9.
Reichenau 223 21, 224 2.
Schlöglmühl 224 1.
Schneeberg 25 1 (383 25), 208 4, 219 29, 31, 223 11, 22 ff., 224 7.
Schwarza 224 3, 5.
Tulln 220 5, 416.
Tullnerfeld 219 27, 220 4, 221 20, 416. Tullnerhöhen 221 21.

Der übrige Raum des alten Österreich.

Alpen 207 28, 208 31. Steirer Alpen 207 30, 208 3. Österreichisch-steirischer Alpenzug 219 33.
Böhmen, böhmische Küchenmagd 94 13.
Böhmerwald 196 33.
Braunau 104 10, 26.
Brünn 71 21.
Elbe 218 20.
Kremsmünster 98 10, 100 33, 101 30, 107 15, 406.
Linz 103 5.
Mähren 207 15 ff. Mährerinnen 189 31, mährische Küchenmagd 94 13.
Niederösterreich 189 15.
Oberösterreich 208 12, 219 32, 357 27.
Oberplan 155 7, 158 7 ff., 168 22, 196 12.
Österreich-Ungarn 21 12, Österreicher 210 7, 215 3. Österreich (Ober- und Niederösterreich) 383 29.
Salzburg (Land) 383 28.
Steiermark 25 5 (383 29), 207 29, 223 12, 15. Oststeiermark 207 32.
Tirol 25 4 (383 28).
Triest 29 31, 223 16.
Ungarn, Land 24 25, 34 23,

108 23, 132 31 (359 38), 189 8, 207 32, 281 30, 377 20, 378 32, 383 16, 30, Volk 34 25.
Wels 104 10, 26. Marktplatz 104 13.

Personennamen.

Aeschylus 252 13.
Alt, Rudolf von 397.
Attila 62 3, 403.
Basedow Johann Bernhard 152 27 (374 29), 411.
Bauernfeld, Eduard von 243 14, 244 26, 417.
Beethoven, Ludwig von 15 23, 250 29 (letzte Quartette).
Böhm Wilhelm VIII, XVII, 397.
Bolingbroke Henry 88 24, 406.
Braun, Graf 121 27 ff., 122 16, 23.
Byron, Lord XXIII, 12 24, 29, 244 22, 396, 417.
Cäsar 116 24.
Castelli Ignaz Franz 247 15 ff., 248 22, 251 7, 28, 418.
Cincinnatus Lucius Quinctius 116 9, 408.
Collin Anna, von 416.
Colloredo-Mannsfeld Joseph, Fürst XXV, 412.
Eugen von Savoyen, Prinz 31 21 ff., 32 4, 399.
Ferdinand d. I., Kaiser von Österreich 73 33.
Friedrich d. I., Kaiser 104 22.
Fries Flora, Gräfin 243 31, 417.
Gauß Friedrich 184 16, 414.
Geraumuer (Mugerauer) 182 22, 413.
Gervinus Georg Gottlieb 88 24, 406, 417.
Goethe Johann Wolfgang von XX.
Grillparzer Franz XXIII, 244 10 ff., 404, 417, 418.
Grimbucker 182 7, 183 5 ff., 185 21, 200 17.
Guizot François 88 31, 406.
Hammer-Purgstall, Josef von 243 33 ff., 417.
Heine Heinrich 230 (Fußnote), 416.
Herder Johann Gottfried, von XIX ff.
Hermes Johann Timotheus 152 27 (374 29), 412.
Homer 252 13.
Humboldt Alexander, von 205 19.
Jean Paul 396, 403, 404, 406, 430.
Justinianus 118 26.
Karl, Erzherzog von Österreich 74 5 ff.
Kiesewetter Raphael Georg, von 251 33 ff., 418.
Kornhäusel Joseph 395.
Langer Carl Edmund XII, XIV, 386, 397, 430.
Lanner Josef 193 29, 414.
Levitschnigg Heinrich, Ritter von XV, XXVI.
London Gideon 146 12, 219 16 (Grabmal), 411.
Mahlknecht Carl VIII, XVII, 397.
Maria Anna, Kaiserin von Österreich 74 1.
Menzel Wolfgang 417.
Metternich Clemens, Fürst XXVII, 400.

Moses 6 8.
Mozart Wolfgang Amadeus 244 9.
Münk Josefine, Freiin von XVI, XXII.
Mugerauer Anton, Dr. XXI ff., 407, 409.
Napoleon d. I. 35 33, 231 3 (die napoleonischen Feldzüge), 247 19.
Nordmann Johannes XV, 387, 397.
Perger Anton, Ritter von XV, 386, 397, 402.
Pereira-Arnstein, Henriette Freifrau XXIII, 243 6 ff., 417.
Pfeiffer Franz Xaver 103 23 bis 125 9 ff.
Pisistratus 116 24.
Quänger XXIII, 247 29 ff.
Quirin Heinrich 103 26—125 12.
Reiberstorffer Daniel XII, XV, 397.
Sand George 88 24, 406.
Saphir Moritz Gottlieb XXIII, 418.
Sauter Friedrich 385 ff., 431.
Scheyrer Ludwig XV, 397.
Schiffler Franz Xaver XXII, 407, 409.
Schmidt Urban 103 26—125 15.
Schönstein Karl, Freiherr von 245 10 ff., 418.
Schubert Franz 124 7 (Lieder), 408.
Schwarzenberg, Fürst 32 5.
Schwarzenberg Maria Anna, Fürstin XXIII, 239 27 ff. (ihr „Salon"), 417.
Shakespeare William 88 24.
Sophokles 252 13.
Springer 121 28 ff., 122 17, 23.
Stegmayer Karl XV.
Strauß Johann d. Ä. 193 29, 218 1, 414.
Stelzhamer Friedrich XII, XIV ff., XXII, 386 ff., 397, 399.
Stifter Amalia XXV, 83 20, 357 15 ff.
Stuwer Anton 79 8, 405.
Tenier David 151 21 (373 29), 411.
Thiers Louis Adolphe 88 31, 406.
Trollope Francis XVIII ff., 402 ff., 417.
Voltaire François 88 23, 242 9.
Wagner Sylvester XV ff., 385 ff., 430.
Witthauer Friedrich XI, 297.

Länder und Völker u. a.

Ägyptier 89 19.
Babenberger 359 18.
Chinesen 85 18.
Deutsche 242 7. Die deutschen Damen 242 17.
Engländer 242 29.
Europa 31 24, 85 21; europäische Civilisation 86 31.
Franzosen 242 7, 21, 48 10 (französische Revolution), 241 33 (Damengesellschaften), 252 23 (Sprache).
Griechen 85 17, 252 8. Griechische Sprache und Dichtung 252 16 ff.
Hirschau 104 15 ff.
Holländer Maler 144 33 (368 28). Holländische Stücke und Stillleben 364 12.
Hottentotten 85 22, 86 28 (hottentottischer Streichmacher).

Italien 190 19, 378 31.
Juden 252 8.
Leipzig (Schlacht bei L.) 247 15, 249 22, 381 40. Leipziger Messe 152 9 (374 10).
London 181 10, 188 29. Londoner Streichmacher 86 29.
Madrid 126 23.
Mittelalter 212 20, 252 7.
Nanking 181 11.
Niederländische Genrestücke 151 12 (373 20).
Orient 34 22, 29.
Paris 74 1, 85 22, 88 30, 126 22, 181 10, 188 29, 242 22, 247 22, 406. Pariser Streichmacher 87 3. Gesellschaft 242 5.
Pyrenäische Halbinsel 48 12, 401.
Reformationszeit 252 7.
Rhein 218 20.
Römer 132 11 (359 18). Republik 116 9.
Sahara 187 19, 21.
Schweiz 25 4 (383 28), 190 18.
Südseeinsel 87 6.
Türken 136 21 (362 29), 379 7 (Türkengefahr).
Zigeuner 77 30 ff. Zigeunerweste 138 18 (364 5).

II. „Winterbriefe aus Kirchschlag", „Gartenlaube"-Artikel, „Aus dem bairischen Walde".

Geographische Namen. Geschichte, Völker und Länder.

Aigen 333 2 ff., 334 32, 335 17, 337 6 ff., 31, 340 10 ff., 343 15 ff., 344 7, 11, 345 27, 346 9, 347 22, 350 13, 17, 26.
Aigenhäuser 350 9.
Alpen 264 21, 281 28, 282 20, 25, 327 9 (salzburgische und steirische), 330 21.
Altertum 277 9.
Baiern 282 19, 322 14, 332 33. Bairische Hochebene 330 19. Bairischer Wald 321 15, 353 28.
Blöckenstein XXXIII, 322 32, 331 12. Sectorum 329 9, 331 14. See XXXIII, 325 27, 331 21 ff., 332 15. Seewand 325 26, 332 8.
Böhmen 322 5, 15, 331 6. Böhmerwald XXIV, 304 23, 322 13.
Breitenberg 323 16.
Budweis 324 7.
Chiemsee 281 29.
China 273 32, 288 17 (chinesische Häuschen).
Christentum 296 1.
Donau 281 26, 321 24, 330 9, 16. Donauebene 259 32. Donautal 265 9, 352 3.
Dreisessel XXXIII, 321 15, 322 17, 32, 328 32 ff., 331 4, 12, 30, 332 14. Dreisesselwald 322 17, 325 23.
Eger 321 17, 323 13.
Fendelsberg 322 6, 19, 425.
Freiung 322 5.
Gasteiner Wasser 278 16.
Gerling 351 10, 427. Wirtin 351 11, 22.
Gisela-Warte 283 13, 421.
Glöckelberg, Vorder-Gl. 297 28, 422. Hinter-Gl. 298 5.

Grenzaufseherhaus 332 30, 343 4, 6, 347 10.
Griechen 289 28.
Hohenstein 329 8, 331 4.
Inder 289 28.
Inn 330 16.
Isar 330 16.
Italien 350 18, 427.
Karlsbad 321 8.
Kirchschlag XI, XXVIII ff., 257 15, 260 25, 264 19, 265 22, 274 24, 278 7, 29. Kirchschlager Berg 269 27, 280 24, 284 14, 334 11. Haslingers Landhaus 265 19. 419 ff., 427.
Klaffer 350 9, 426.
Klafferstraß 343 9.
Kremsmünster 420.
Krumau 333 4.
Lackenhäuser, Ortschaft XXV, XXXIII ff., 322 33 ff., 323 27, 332 14, 21, 334 12, 21, 29, 339 10, 353 11, 31. Bürgermeister 342 33. Rosenbergerhaus 323 18 ff., 324 3, 15, 325 16, 328 27, 332 11, 23, 334 27, 341 10. Hauptgebäude 323 19, 339 13, 340 4, 23, 425. Seitenflügel 323 19, 324 19, 333 16. Gasthaus 324 1, 337 33, 339 19, 341 15, 342 28. Allee 333 7, 341 11, 345 9. Kapelle 333 10 ff., 345 19.
Linz 257 17, 259 33, 260 18, 265 21, 269 28, 277 15, 283 3, 321 18 ff., 324 7, 333 4 ff., 33, 334 3, 20, 335 20, 350 26, 351 12, 352 11, 419. Cholera in Linz und Umgebung XXXIV.
Mittelalter 274 2.
Moldau 301 18. Moldauthal 332 4.
Mühlkreis (unterer) 281 25.
München 323 30, 324 7, 330 17 (Liebfrauenkirche).
Neureichenau 334 25.
Obermihel 348 17, 426.
Oberösterreich 264 20, 326 27, 332 33 ff. (Österreich).
Oberplan XXXI, 324 11, 348 17, 426.
Ötscher 283 1.
Ottensheim 351 19, 427.
Passau 321 17 ff., 322 3, 5, 324 7, 23 ff., 425.
Peloponnes 309 1, 6.
Pfenningberg 283 3, 421.
Pinzgau 330 22.
Pompeji 289 6, 12.
Priel 325 11.
Regensburg 321 17, 330 20.
Römer 277 7, 289 28.
Rohrbach 343 28, 344 7, 351 5.
Schauerwald 283 12, 421.
Schneeberg 281 29, 330 22.
Schwarzenberg 333 2, 26, 337 30 ff., 338 7 ff., 339 6, 20, 340 10, 341 19, 345 24 ff., 346 3, 8, 348 8, 19, 349 23, 353 32. Postmeister 348 9. Kirche 332 25, 28, 335 6, 349 8. Gasthaus 347 19 ff.
Schweden 278 19.
Schweiz XXVIII, 25 4 (383 23), 274 17, 278 29.
Stauf 330 20, 425.
Steiermark 282 20.
Traun 277 15, 281 26.
Ulrichsberg 340 12, 350 13, 426.
Ungarn 281 30 (ung. Ebene), 282 18; 274 3 (Volk).
Waldkirchen 332 31. Waldkirchnerstraße 343 7, 347 13.
Wien 273 9, 278 3, 420.
Zollhaus 332 33, 343 8 ff., 347 15.

Personennamen.

Byron 258 10.
Essenwein Karl, Dr. XXXIV, 335 25, 336 6, 13, 16, 32, 337 4, 352 33, 425, 426.
Göschl Anna 334 25 ff., 335 9 ff., 336 24, 338 5, 20, 339 39, 340 4, 346 24 ff.
Gruber Daniel 334 32, 337 5, 343 15 ff., 344 14, 345 29, 350 21, 426 ff.
Haslinger Quirin XXVIII, 265 19, 419.
Hebel Johann Peter XXXI.
Humboldt Wilhelm, von XXXI, 420, 423.
Joseph 339 18 ff., 340 5 ff., 343 2, 14, 21 ff., 344 12, 345 23 ff., 346 11 ff., 23 ff., 347 31, 348 6.
Kary Ursula 297 15, 422.
Liebig Justus, von 344 31.
Lorenz, (beim Baß-Lorenz) 304 24.
Loritzbauer 297 28.
Lorrain Claude 330 27, 425.
Marie 321 17, 23, 322 1, 334 3, 336 6, 14, 337 13, 340 15, 343 27, 344 12, 17, 345 25, 426.
Martin 347 29 ff., 348 18, 30, 349 7, 13 ff., 25, 29, 350 25, 351 29, 352 23, 28, 353 30.
Mohaupt Katharina 321 9, 322 3, 324 30, 333 24, 334 1, 19, 33, 335 1, 426.
Moosbauer 342 27, 346 31 (Ehepaar), 425.
Reischl, Dr. XXXIV, 346 2 ff., 347 24, 426.
Rosenberger Mathias 323 21, 32, 324 9, 13. Franz Xaver 323 24, 33, 324 18, 22, 425. Dessen Frau 323 30, 324 21, 28, 425. Ihre Kinder 323 31, 324 28, 425.
Sacher-Masoch Leopold Ritter von XXX.
Schreinzer Edmund 278 20, 420.
Seegen Josef, Dr. XXXV, 321 10, 425.
Simmel Therese 426, 427.
Simony Friedrich 278 5, 420.
Stifter Amalia XXVIII, XXXII ff., 321 9, 19. 324 18, 333 28, 30, 334 3, 14, 32, 335 1, 13, 27, 336 3 16, 25, 32, 337 11, 339 23, 340 16, 341 18, 343 14, 29, 345 24, 348 10, 352 12 ff., 353 26.
Tepe Leo XXXII.
Weichselbaum 344 5, 14, 24, 345 26, 346 7, 347 21, 30, 350 27, 351 5. Frau 347 20 ff., 348 16 ff., 426. Sohn 347 21.
Werber W. J. A. XXVIII, 274 12, 28, 419.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Bibliothek
Deutscher Schriftsteller
aus Böhmen

Herausgegeben
im Auftrage der
Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik

Begründet von
August Sauer

Band XL

Adalbert Stifters Sämmtliche Werke. XVI. Band
Vermischte Schriften. 3. Abteilung

Prag 1927
Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik
Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg

Adalbert Stifters
Sämmtliche Werke

Sechzehnter Band
Vermischte Schriften. Dritte Abteilung

Mit Benutzung der Vorarbeiten
von
Adalbert Horcicka
herausgegeben
von
Gustav Wilhelm

Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur

Prag 1927

Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik
Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

834595
I 1904
v 16

Inhalt.

Seite

Einleitung IX

Berichtigungen XLIII

Vermischte Schriften. Dritte Abteilung.

I. Zeitgeschichte und Schule 3

Ueber Stand und Würde des Schriftstellers 5

I. 5

II. 11

Der Staat 19

I. 19

II. 23

[Die Fahnenweihe der Linzer Nationalgarde] 33

[Der Empfang des Erzherzogs Johann in Linz] 35

Nekrolog (Alois Kaindl, Lederfabrikant in Linz) 39

[Wiener Stimmungsbild] 42

[Reformen im Unterrichtswesen] 46

Anton Ritter von Spaun 51

Die octroirte Verfassung 56

Ueber die Befürchtung eines unglücklichen Ausganges in Ungarn 63

Die Wahl des Gemeinde-Ausschusses in Linz 66

An die kleineren Gemeinden Oesterreichs 68

Ueber Palmerstons Rede 71

[Die Feier des Geburtstages des Kaisers in Linz] 75

[Dankfest aus Anlaß der Beendigung des Aufstandes in Ungarn] 78

Der 4. October 80

[Die Fahnenweihe des Regimentes Wohlgemuth] 82

Nachtrag zu dem in der Linzer Zeitung Nr. 222 vorkommenden Aufsatze über das provisorische Gemeindegesetz 85

Nachtrag zu dem Artikel über das Gemeindegesetz 89

Was ist Freiheit? 91

Seite
Wie wird die Freiheit eingeführt? 94
Wer sind die Feinde der Freiheit? 97
Die Sprachverwirrung 100
Der Census 103
Wahlvorsicht 106
Wen man nicht wählen soll 109
Die Zukunft des menschlichen Geschlechtes 113
Vergleichung unserer Lage mit der des alten Römerreiches . . 117
Noch ein paar Merkmale über unsere gegenwärtige Lage . . 120
Ueber unsere gegenwärtige Lage (Fortsetzung) 123
Mittel gegen den sittlichen Verfall der Völker 126
Noch einige Mittel zur Verbesserung unserer sittlichen Lage . 129
Schlußwort über unsere sittliche Verbesserung 132
Erziehung in der Familie 135
Ein Einwurf 138
Wirkungen der Schule 141
I. 141
II. 144
Die Schule des Lebens 148
Die Schule der Familie 151
Die Landschule 155
I. 155
II. 158
Nutzen der Landschule 163
Die Bürgerschule 167
Die Wissenschaftsschule 171
Die Kunstschule 175
Schlußwort über die Schule 179
Bildung des Lehrkörpers 183
I. 183
II. 186
III. 189
IV. 192
V. 196
VI. 199
VII. 202
Noch ein Nachwort über die Schule 205
Ein Wort über Gemeindebildung 208
Noch ein Wort über Gemeinden 211

Seite
Der 25. November in Linz 214
[Aufruf und Dank] 216
[Die Ehrung Martin Brauners] 219
Was ist das Recht? 221
Eigenschaften des Rechtes 225
Folgen des Rechtes 228
Persönliche Rechte 231
Die einzelnen Personenrechte 235
Rechte über den Körper 239
[Dr. Alois Fischer, der Statthalter von Österreich ob der Enns] 243
[Ansprache bei Eröffnung der Unterrealschule in Linz] 248
Einleitende Worte [für die Monatsschrift „Die deutsche Volksschule"] 252
[Patriotische Feier in Linz] 256
[Vorbereitungen zum Empfange der Braut des Kaisers] . . . 261
[Der Empfang der Braut des Kaisers] 262
Rede. Vorgetragen bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung des Schullehrer-Seminärs in Linz 265
Kirche und Schule 268
I. 268
II. 270
[Aufruf zu einer Sammlung von Spenden für die Bewohner des abgebrannten Marktes Friedberg] 275
[Vorbereitungen zur Feier von Schillers hundertstem Geburtstag] 278
[Ansprache bei der Schillerfeier] 279
Kaiser Maximilian 280
Aus dem römischen Geschichtschreiber Titus Livius Patavinus 283
Ueber die Behandlung der Poesie in Gymnasien 301
Die Volksschule in Oberösterreich in den Jahren 1850—1865 (Aus meinem Amtsleben) 319

II. Literatur und Theater 325

Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien 327
Carl Löfflers Ölgemälde „Das Erdbeermädchen" 332
Neue Gesänge in obderenns'scher Volksmundart von Franz Stelzhamer 335
Mohnkörner, gesammelte Erzählungen von Ernst Ritter . . . 340
Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Anton Gartner 347
Gedichte der Großeltern. Ihren der Kindheit entwachsenen Enkeln und Enkelinnen gewidmet von Nikolaus von Lagusius . . 348

Seite
„Der Heimgarten“ 350
Der Fechter von Ravenna 352
Das Gastspiel der Frau Lucile Young-Grahn im Jahre 1856 . 355
Zur dramatischen Kunst 359
Theater in Linz [Das Gastspiel der Frau Julie Rettich und des Fräuleins Satran im Jahre 1862] 364
1. 364
2. 367
3. 369
4. 372
Julie Rettich 378
Ueber Beziehung des Theaters zum Volke 381
Lesarten und Anmerkungen 389
Register 497
Personenregister 497
Geographisch-topographisches Register 503
Sachregister 506
Stifters Leben und Werke 510

Dem Andenken

an

August Sauer

den Begründer und Leiter der Bibliothek
Deutscher Schriftsteller aus Böhmen

in Treue gewidmet.

Einleitung.

Adalbert Stifters „Vermischte Schriften".

Den Plan einer Ausgabe Vermischter Schriften hat Stifter schon um die Mitte der Vierziger Jahre gefaßt und in der Folgezeit wiederholt in seinen Briefen an Gustav Heckenast erörtert. Hatte er zunächst nur an eine Auswahl aus seinen Beiträgen zu „Wien und die Wiener" gedacht, so erweiterte er später den Rahmen und wollte auch einen großen Teil seiner in Zeitungen erschienenen Aufsätze nebst bisher ungedruckten Artikeln in diese Sammlung aufnehmen. In dem „Verzeichnis der Schriften, welche noch sein Eigenthum sind", das er dem in der Zeit schwerer Krankheit im Januar 1864 verfaßten Testamente angeschlossen hat, bestimmte er Aufsätze aus „Wien und die Wiener" und den Zeitungen „Der Wiener Bote" und der „Linzer Zeitung" sowie ein „ungedrucktes Bruchstük über Kunst und besonders Dichtkunst" für eine auch die bisher noch nicht gesammelten Erzählungen umfassende Ausgabe, deren Erlös im Falle seines Todes der Witwe zugute kommen sollte. Nach seinem Hinscheiden stellte Professor Johann Aprent, Stifters Freund, der sich in deren Interesse um den Nachlaß des Dichters annahm, zwei Bände „Vermischte Schriften" zusammen und unterzog hiebei die von ihm ausgewählten Stücke einer eigenmächtigen Redaktion. In dem Plane der

Gesamtausgabe waren von vornherein drei Bände für die Vermischten Schriften bestimmt. Dem ersten, von Adalbert Horcicka herausgegebenen, der die kunstkritischen Schriften enthält und in seiner Einleitung die erste eingehende Charakteristik des Malers Stifter bot, folgen in dem vorliegenden dritten Bande, in zwei Gruppen „Zeitgeschichte und Schule" und „Literatur und Theater" zusammengefaßt, Stifters Artikel über politische Fragen, Tagesereignisse, Schulwesen, das oben erwähnte Bruchstück, Rezensionen, Einleitungen zu Gedichten anderer, Theaterkritiken und ein der Bedeutung des Theaters für das Volk geltender Aufsatz. Der zweite Band, der diese Reihe abschließen wird, soll Stifters Beiträge zu „Wien und die Wiener" und das Meisterstück seiner Schilderungskunst, die Beschreibung der von ihm beobachteten totalen Sonnenfinsternis des Jahres 1842 bringen.

Zeitgeschichte und Schule.

Stifter und die Revolution.

Adalbert Stifter hat im Gegensatz zum Jungen Deutschland von seiner Poesie die Politik ferngehalten; er war nicht damit einverstanden, daß man „Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Literatur mische". „Ich habe," so schrieb er am 9. Januar 1845 seinem Verleger, „viele Jahre Staatswissenschaften getrieben, lese immerdar politische Journale, und es wäre in der That seltsam, wenn ein Mensch mit Gefühl, (das ich mir zutraue) da ohne Parthei zu nehmen, bliebe, nur ist er stark genug, nicht in das, wo er die Schönheit Gottes und der Welt darstellen will, seine Ansichten über den Zollverein einmischen zu müssen" (XVII 139_{21}). Schon früher hatte er ihm einen Aufsatz „über Politik in der Poesie" angekündigt (126_{32}). Dieser Brief zeigt zugleich, daß man

Stifter Interesse an der Politik nicht absprechen darf[1]). Die Anregung, sich mit den auf sie bezüglichen Fragen zu beschäftigen, kann er schon an der Wiener Universität als Jurist in den Jahren 1827—1831 erhalten haben. Stifter hörte unter anderen die Vorlesungen der Professoren Franz Egger über das gesamte Naturrecht und Kriminalrecht, Josef Kudler über die politischen Wissenschaften und Johann Springer über die Statistik des österreichischen Kaiserstaates. Die Rechtslehre an der Wiener Universität hielt, wie aus der sehr lehrreichen Abhandlung von Engel-Janosi „Die Theorie vom Staate in Deutsch-Österreich 1815—1848" (Zeitschrift für öffentl. Recht, II. Jahrg. 1921, S. 15 ff.) hervorgeht, an dem Geiste der josephinischen Aufklärung fest. Dies gilt auch von dem Jahrzehnte hindurch maßgebenden Lehrbuche des Professors Franz Egger „Das öffentliche natürliche Recht" (2 Bde., Wien und Triest, Geistinger, 1810)[2]). In den Adelskreisen, in denen er verkehrte, traf er mehr Gegner als Freunde des starren absolutistischen Systems, das dem Staatskanzler Metternich das einzige Mittel zu sein schien, um Österreich zusammenzuhalten und ihm seine Vorrangstellung auf dem Kontinente zu sichern. Im Winter 1847 nahm Stifter an den von dem Freiherrn Anton von Doblhoff veranstalteten Zusammenkünften teil, die unter dem Scheine der Pflege von Literatur und Kunst die gemeinsame Besprechung politischer Fragen bezweckten; er freute sich — das bestätigen übereinstimmend Gustav Heckenast und Betty Paoli — der ersten Errungenschaften der Märztage des Jahres 1848, aber zugleich regten sich in ihm

[1]) Vgl. Österreichische Rundschau, Band LX, 1919, S. 173 ff., „Adalbert Stifter als politischer Schriftsteller".

[2]) Diese Hinweise verdanke ich Dr. Josef Domandl, der mir Einblick in seine bisher nicht veröffentlichte Doktordissertation „Zu Adalbert Stifters Weltanschauung" gewährt hat.

Befürchtungen für die Zukunft. „Der Bau ist niedergerissen, wer wird nun den Schutt forträumen, und wo sind die Männer, welche den Neubau aufzuführen Kraft und Beruf haben?“ sagte er damals zu dem bei ihm weilenden Heckenast, als die Wiener über die vom Kaiser Ferdinand bewilligte Konstitution jubelten. Darum drängte es ihn auch, seine Bedenken öffentlich auszusprechen.

Unter den vielen nach der Aufhebung der Zensur erschienenen Zeitungen vertrat die von Ignatz Klang herausgegebene Constitutionelle Donau-Zeitung die Sache des gemäßigten Fortschrittes. Die erste Nummer vom 1. April 1848 brachte das Gedicht „Mein Vaterland“ von Grillparzer, der in Rückerinnerung an diese Zeit dem Blatte in einem Briefe an den Herausgeber nachrühmte, es sei damals beinahe das einzige Organ für Treue und Recht gewesen. Diese Zeitung brachte in den Nummern 2 und 7 Stifters Artikel „Ueber Stand und Würde des Schriftstellers“ (5_1 ff.) und in den Nummern 13 und 18 den Artikel „Der Staat“ (17_1 ff.). Wie Grillparzer seine Landsleute vor den Demagogen warnte, so hielt Stifter den Schriftstellern die Verantwortlichkeit, die sie dem Volke gegenüber haben, vor Augen und suchte in dem zweiten Artikel die Vor- und Nachteile der verschiedenen Staatsverfassungen populär zu erläutern, um zu einer Charakteristik der konstitutionellen Monarchie überzugehen, die er im weiteren geben wollte; aber der zweite Artikel blieb ohne Fortsetzung. Damit ist jedoch Stifters Anteil an der Bewegung in Wien nicht erschöpft. Als Wahlmann der Inneren Stadt nahm er an den Vorberatungen für die Wahlen ins Frankfurter Parlament teil und ergriff hiebei auch das Wort. Seine Abreise nach Linz am 5. Mai bedeutete keine Flucht vor der drohenden Entartung der Bewegung, sondern nur die Ausführung eines

zwei Monate früher gefaßten Planes und wurde nur durch Familienereignisse beschleunigt (vgl. an Betty Paoli, 11. Mai 1848, Helene Bettelheim-Gabillon, Betty Paoli, Neues Wiener Tagblatt, 5. Juli 1924). Kaum war Stifter in Linz eingetroffen, so konnte er seinen Namen neben dem Grillparzers und seines Freundes Joseph Türck in dem von Häfner herausgegebenen radikalen Blatt „Die Constitution" in der Liste der Mitglieder des Österreicher-Clubs lesen, der nur in der Phantasie des Redakteurs existierte. Das war eine Folge seiner Artikel in der Donau-Zeitung. „Und andererseits hielten mich," schrieb er am 13. Oktober 1849 seinem Verleger, „die, welche kaiserlicher sind als der Kaiser, für zu liberal" (XVIII 14_{13} ff.).

Stifter als Redakteur und Journalist in Linz in den Jahren 1848—1850.

Nur mit banger Sorge konnte Stifter in die Zukunft blicken. In Wien hatte er sich durch Privatunterricht und den Ertrag seiner Werke seinen Lebensunterhalt erworben. Mit dem Ausbruch der Revolution versiegten diese Quellen. Seine Gönnerin, die Fürstin Anna Maria Schwarzenberg, war am 2. April 1848 gestorben. Die Ausgabe der letzten Studienbände und der Erzählungen für Kinder mußte auf ruhigere Zeiten verschoben werden. Aber müßig sein konnte und wollte Stifter nicht. Die Erfahrungen des Frühjahrs hatten in ihm die Erkenntnis gereift, daß Bildung des Volkes die einzige Bedingung für eine ruhige Entwicklung des Staates sei, und seinem Wunsche, an ihr mitzuarbeiten, sollte sich bald ein Arbeitsfeld erschließen. Stifter wurde im Dezember 1848 zu Beratungen im Unterrichtsministerium einberufen und hatte Gelegenheit, mit dem Grafen Franz Stadion und dem Ministerialrat Franz Exner zu verhandeln.

Mittlerweile war Dr. Alois Fischer zum Landeschef für Oberösterreich und Salzburg ernannt worden und scheint Stifter sehr bald wegen seiner Kenntnis von Land und Leuten, die ihm fremd waren, zu Arbeiten herangezogen zu haben. Im März 1849 verfaßte Stifter das „Gutachten der Vertrauensmänner bezüglich der Errichtung eines provisorischen Landesschulrathes für Oberösterreich und Salzburg", und dieses Gutachten legte Fischer seinem an das Unterrichtsministerium gerichteten Antrag auf Ernennung Stifters zum allgemeinen Referenten des Schulrates bei. Der Statthalter erkannte die Notwendigkeit, mit der Bevölkerung persönlich in Verbindung zu kommen, aufklärend und beruhigend auf sie zu wirken und die durch die Revolution hervorgerufenen irrigen Meinungen zu beseitigen. Die Bauern glaubten durch die Grundentlastung auch der Abgaben für die Geistlichen und Lehrer überhoben zu sein, das neue Gemeindegesetz erfuhr falsche Auslegungen und die Abgrenzung des Machtbereiches der politischen Behörden und der Gemeinden führte zu Reibungen und Widerständen. Bei der Bereisung des Landes scheint Stifter wiederholt den Statthalter begleitet zu haben. Ein anschauliches Bild der schwierigen Verhältnisse, gegen die er anzukämpfen hatte, gibt Fischer in dem aufschlußreichen Werke „Aus meinem Amtsleben" (Augsburg, Hartmannsche Buchdruckerei, 1860) und hier gedenkt er auch Adalbert Stifters als eines Zeugen seines Verhaltens bei einer Verhandlung mit den Landleuten: „Ich hätte die geckenhafte Rolle des Emporkömmlings spielen und meinen Bauern mich nur als strenger Gebieter und etwa in launenhafter Stunde gnädig lächelnd und beglückend zeigen sollen. Wie wenig ich zu einer solchen Komödie tauge, hat Adalbert Stifter in der Gerichtsstube vom Schlosse Helfenberg gesehen" (S. 161). Diese Auffassung seiner Stellung hat man Fischer, als in die Wiener

Ministerien der Geist der Reaktion eingezogen war, verübelt, und darin lag die Hauptursache, weshalb er nach zweijähriger Wirksamkeit aus dem Amte schied. Auch Stifters Briefe ergeben manchen Aufschluß über seine Beziehungen zu Fischer. Als in Linz die Nachricht von der durch den Kaiser Franz Joseph erlassenen Verfassung eintraf, die eine einschneidende Wendung in der inneren Politik bedeutete, zog der Statthalter Stifter zu Rate (vgl. XVII 325_7), und am nächsten Tage, am 10. März 1849, erschien in der Linzer Zeitung sein Artikel „Die octroirte Verfassung“ (56_1 ff.). Bei den Vorbereitungen zum Empfange des Kaisers in Linz scheint er ihm gleichfalls zur Seite gestanden zu sein (vgl. XVIII 21_1). Stifter machte auch die Leser der „Allgemeinen Zeitung“ mit dem Lebenslauf und der Persönlichkeit Fischers durch einen am 1. Februar 1850 erschienenen Artikel bekannt, der auf dessen Mitteilungen zurückzuführen ist (243_1 ff.).

Die Linzer Zeitung war damals eine Zeit hindurch das offiziöse Organ der Regierung, und Stifter übernahm im Frühjahre 1849 die Redaktion und führte sie, ohne auf dem Blatte als Redakteur genannt zu sein, bis in den Spätherbst dieses Jahres, mußte aber dann diese Stellung wieder aufgeben, „da mit dem Blatte nichts zu machen war und sein Name die größte Gefahr lief“ (XVIII 42_4 ff.). Damals wendete sich auch der Redakteur der „Presse“ Dr. Leopold Schweitzer an Stifter mit dem Ersuchen um Beiträge für sein Blatt, und er antwortete am 18. Oktober 1849 zusagend: „Für gelegentliche Nachrichten aus unserem Lande spreche ich kein Honorar an, ich möchte für das Land etwas thun, da es mir bei den obwaltenden Mißständen der Linzer Zeitung unmöglich ist, diesem Blatte einen höhern Stempel zu geben und ich mich von jedem Versuche zurük ziehen werde, möchte ich Ihr Blatt zu manchem

Berichte wählen, den Sie, wenn er unbrauchbar ist, weglegen mögen. In Bezug des Feuilletons sagen Sie mir selber Ihre Meinung, was Sie für Arbeiten in demselben liefern, und wie Sie mir dieselben honorieren wollen." (Ungedruckt. Siehe Nachträge zu Bd. XVIII.) In derselben Zeit war Stifter auch als Redakteur der in Wien veröffentlichten Zeitung „Der Wiener Bote" tätig. Dieses Blatt, das nur in den Jahren 1849 und 1850 erschien, wendet sich, wie das Begleitwort der ersten Nummer vom 16. Februar 1849 verkündet, an die breiten Schichten des Volkes: „Wer es mit den unteren Klassen der Gesellschaft wirklich gut meint, wer nicht in ihrer Verdummung und Knechtung, sondern in ihrem Wohlstande, in ihrer geistigen und sittlichen Heranbildung die einzige Bedingung des Staates und seines Bestandes sieht, wird sich uns anschließen und für die Verbreitung unseres Blattes in jenen Kreisen wirken, wohin bis jetzt Zeitungen und Ankündigungen nicht gelangten, wo es aber am meisten not thut, die schädlichen Einflüsse der extremen Partheien und ihrer Lehrer durch richtige Begriffe von Wahrheit, Recht und Sitte zu verdrängen." Vom 1. Juni an erscheint Stifter als Hauptredakteur genannt und als Redakteur des Feuilletons Josef Moshamer, ein gebürtiger Oberösterreicher, der den ersten Redakteur Wilhelm Gutmann im Mai abgelöst hatte. Diese Redaktion führte Stifter bis Ende Februar 1850; er mußte sie aufgeben, da er die von dem Blatte „eingeschlagene Richtung nicht mehr vertreten konnte" (vgl. XVIII 43_9). Damals war Stifter auch vom Unterrichtsministerium dazu ausersehen, die von ihm begründete „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" als Mitredakteur neben Hermann Bonitz, J. G. Seidl und Josef Mozart zu leiten, und tatsächlich ist sein Name auf dem Titelblatte der ersten

zwei Jahrgänge dieser Zeitschrift, die Jahrzehnte hindurch bis zu ihrer durch die Verhältnisse der Nachkriegszeit bedingten Einstellung eine führende Rolle auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens behauptete, in dieser Eigenschaft genannt; aber Stifter mußte die Arbeit für diese Zeitschrift, da er nicht in Wien lebte und nach seiner Ernennung zum Inspektor auch keine Zeit dafür erübrigte, den anderen Redakteuren überlassen und wurde auf eigenes Ansuchen im Jahre 1851 von dieser Tätigkeit enthoben; er hat auch keinen Beitrag für die Zeitschrift geliefert.

Die Beteiligung an Zeitungen als Redakteur und Mitarbeiter mußte Stifter von Anfang an als ein Provisorium erscheinen, und als solches konnte er sie mit Recht betrachten, seit er nach der Ablehnung des Antrages, eine Stelle als Inspektor der Gymnasien in Wien zu übernehmen, zufolge der ihm in Wien bei seiner abermaligen Teilnahme an Verhandlungen im Ministerium im Dezember 1849 gegebenen Zusicherungen mit seiner Ernennung zum Inspektor der Volksschulen in Oberösterreich rechnen konnte. Im Frühjahre 1850 ist er bereits mit der Ausarbeitung eines Lehrplanes für die Realschule in Linz beschäftigt, deren Errichtung, nachdem sich eine im Mai einberufene Versammlung dafür eingesetzt hatte, durch die Entschließung des Kaisers vom 2. März 1851 verfügt wurde. Stifter hatte den Hauptanteil an den vorbereitenden Arbeiten. Josef Freiherr von Helfert hat in seiner Monographie „Aloys Fischer" (Wien, 1883, Julius Mayer, S. 91) grundlos Stifter für die Verzögerung dieser Angelegenheit verantwortlich gemacht, wie überhaupt seine Äußerung über ihn gehässige Anwürfe enthält, die deutlich zeigen, daß Stifter in dem damaligen Unterstaatssekretär, der die rechte Hand des Ministers Thun war, keinen wohlwollenden Förderer erblicken konnte. Hier treten Gegensätze zutage,

deren Aufdeckung der für einen Band der Gesamtausgabe geplanten Veröffentlichung der Inspektionsberichte Stifters vorbehalten bleiben muß. Helfert scheint vergessen zu haben, daß Stifter erst nach seiner im Juni 1850 erfolgten Ernennung von Amts wegen für die Errichtung der Realschule wirken konnte, und hätte ihn mit demselben Rechte für die Verzögerung seiner Ernennung verantwortlich machen können. Diese Wartezeit war für Stifter peinlich genug und mit einer materiellen Einbuße verbunden, weil Fischer im November 1849 die, wie ich glaube, mit Sicherheit erschließbare aushilfsweise Verwendung in eine fixe Anstellung mit regelmäßiger Besoldung umwandeln wollte, um ihm die Ausarbeitung von Vorlagen für den Landtag zu übergeben (vgl. XVIII 18 $_{8}$, 39 $_{7}$, 42 $_{10}$), davon aber absehen mußte, als Stifter den Antrag, eine Inspektorstelle anzunehmen, erhielt.

Mehr als die Hälfte der 85 in diesem Bande enthaltenen Artikel sind in der Zeit vom März 1848 bis Mitte Juni 1850 entstanden. Stifter folgte dem Bedürfnisse, aufklärend und belehrend zu wirken, er mußte aber auch gelegentlich die Rolle des offiziellen Berichterstatters übernehmen. Zugleich leitete ihn die Absicht, durch Artikel über das Schulwesen seine Eignung für den ihm zugedachten Posten zu erweisen, da er sich auf keine Tätigkeit im öffentlichen Dienste berufen konnte, und andererseits mußte er auch darauf bedacht sein, den empfindlichen Ausfall seiner früheren Einnahmen zu ersetzen; denn erst nach anderthalb Jahren erhielt er wieder Korrekturen der zwei letzten Studienbände, die er „wie eine Taube mit dem Ölzweige begrüßte“ (XVIII 9 $_{17}$).

Stifter hat Aurelius Buddeus, den Redakteur der Allgemeinen Zeitung, gebeten, die „Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien“ mit seinem vollen Namen zu versehen,

da er nicht gerne anonyme Aufsätze gebe (XVII 255 $_3$), ist aber, obwohl er die meisten Artikel mit seinem Namen gezeichnet hat, seinem Grundsatze nicht treu geblieben, und deshalb muß in einzelnen Fällen der Nachweis der Autorschaft erbracht werden. Die meisten der Artikel offiziöser Art zeichnete Stifter mit der Kürzung St. oder S. oder gar nicht. Der auch handschriftlich erhaltene Bericht über den Empfang des Erzherzogs Johann in Linz (35 $_1$ ff.) ist bloß mit St. gezeichnet und ebenso der Artikel über die Fahnenweihe der Linzer Nationalgarde (33 $_1$ ff.). Eine große Zahl von Artikeln trägt die Chiffre S, darunter die „Ueber die Befürchtung eines unglücklichen Ausganges in Ungarn" (63 $_1$) und „Ueber Palmerstons Rede" (71 $_1$), die beide Stifter auf Grund der vielen Übereinstimmungen mit seinen Äußerungen über die ungarische Rebellion in seinen Briefen zugewiesen werden müssen, ebenso die Verwaltungsfragen behandelnden Arkikel „Die Wahl des Gemeinde-Ausschusses in Linz" (66 $_1$), „An die kleineren Gemeinden Oesterreichs" (68 $_1$ ff.) und die dem Gemeindegesetz geltenden Artikel (85 $_1$, 89 $_1$), die auf die oben dargelegte Stellung Stifters als Redakteur der Linzer Zeitung und seine Beziehungen zum Landeschef zurückzuführen sind. Ebenso sind die kleinen Artikel des Wiener Boten „Aufruf und Dank" und der über die Ehrung Martin Brauners (216 $_1$ ff., 219 $_1$ ff.) bloß mit St. gezeichnet. Die Verbindung Stifters mit der Redaktion der Linzer Zeitung und die Tatsache, daß er als Patriot der Sache Österreichs und dem jungen Herrscher ergeben war, berechtigen dazu, auch die nicht gezeichneten Artikel über die Feier des Geburtstages des Kaisers (75 $_1$), über das Dankfest aus Anlaß der Beendigung des Aufstandes in Ungarn (78 $_1$), „Der 4. October" (80 $_1$) und „Die Fahnenweihe

des Regimentes Wohlgemuth“ (82$_1$) als von Stifter verfaßt zu betrachten. Ebenso entstammen seiner Feder die in der Allgemeinen Zeitung erschienenen, mit α gezeichneten Artikel, die wir unter dem Titel „Wiener Stimmungsbild“ (42$_1$) und „Reformen im Unterrichtswesen“ (46$_1$) wiedergegeben haben. Beide sind im Januar 1849 in Wien geschrieben, wo Stifter an den Beratungen im Ministerium teilnahm, und es liegt die Annahme nahe, daß er hiezu von Seite der Regierung, beziehungsweise des Unterrichtsministeriums veranlaßt worden ist. Auch die Artikel dieser Zeitung, mit der Stifter seit der Veröffentlichung der „Kunst- und Litteraturbriefe“ in dauernder Verbindung geblieben ist, über den Empfang der Braut des Kaisers (261$_1$ ff., 262$_1$ ff.) und die Vorbereitungen zur Linzer Schillerfeier im Jahre 1859 (278$_1$) können mit Sicherheit Stifter zugesprochen werden, der nach Äußerungen in seinen Briefen (vgl. XVIII 204$_{14}$, 206$_{27}$, 213$_{13}$) durch die Vorbereitungen für die Begrüßung der künftigen Kaiserin in Anspruch genommen war und im Herbst 1859 den Vorsitz im Ausschuß zur Veranstaltung der Schillerfeier führte. Größeres Interesse als diese durch Tagesereignisse veranlaßten Artikel beansprucht die lange Reihe der von Stifter in dem „Wiener Boten“ veröffentlichten Aufsätze.

Stifters Artikel im Wiener Boten.

Stifter, der schon im Juni 1848 eine Reihe von Aufsätzen über das gesamte Unterrichtswesen begonnen hatte, schrieb am 6. März 1849 an Heckenast: „Darum erzeugte sich in mir eine ordentlich krankhafte Sehnsucht, die da sagt: ‚Lasset die Kleinen zu mir kommen‘; denn durch die, wenn der Staat ihre Erziehung und Mensch-

werdung in erleuchtete Hände nimmt, kann allein die Vernunft, d. i. Freiheit gegründet werden, sonst ewig nie" (XVII 321 $_{24}$). In diesem Sinne hatte er auch das Gutachten der Vertrauensmänner abgefaßt, und bei der Übernahme der Inspektorstelle war für ihn das Bestreben, seine Kraft in den Dienst der Erziehung des Volkes zu stellen, maßgebend. Von demselben Geiste wie Stifter beseelt, war im Jahre 1848 Ernst Freiherr von Feuchtersleben als Unterstaatssekretär des Ministeriums Doblhoff tätig; er bereitete gemeinsam mit Franz Exner die schon vor der Revolution als dringend notwendig erachtete Organisation des Unterrichtswesens vor und arbeitete neben vielen Erlässen in den drei Monaten seiner Amtstätigkeit einen Entwurf aus, der das gesamte Unterrichtswesen umfaßte, legte aber nach rastloser Tätigkeit unter dem Eindrucke der Ereignisse des Oktobers, an der Möglichkeit eines gedeihlichen Wirkens verzweifelnd, seine Stelle nieder. Feuchtersleben hatte zur Revolution schon in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke" („Constit. Wiener Zeitung", Nr. 90—92, 2.—4. Juli 1848) Stellung genommen und trat während seiner Amtsführung und auch noch nach seinem Abschiede, um der Öffentlichkeit Rechenschaft zu geben, öfter mit Artikeln hervor. Neben Goethe hat Feuchtersleben, dessen gehaltvolle Schriften seine vielseitige Bildung und Belesenheit bezeugen und einen Ehrenplatz in der Geschichte der geistigen Kultur des Wiener Vormärz verdienen, keinen anderen als Bahnbrecher einer neuen Zeit mehr verehrt als J. G. Herder, den man, wie er in seiner Studie „Goethe und Schiller" sagt, „weit öfter zitiert als begriffen hat, und dessen Wirkung weit über unser Jahrhundert hinaus reicht". Ein Gleiches gilt von Stifter. Sein erster Biograph Heinrich Reitzenbeck berichtet in der „Libussa für das Jahr 1853", daß er Goethe und

Herder sehr hoch geschätzt hat. Dem Namen Herder begegnen wir freilich selten bei Stifter, zunächst zweimal in Beziehung auf die Schriften seines Freundes Anton von Spaun; er empfahl seinem Verleger dessen Arbeiten, die „sämmtlich polemischen, philosophischen (aber in Herders Art) und althistorischen Inhalts" sind (3. August 1847, XVII 245 $_{7}$), und charakterisiert sie in dem Spaun gewidmeten Nachruf (55 $_{22}$) mit den Worten: „Mir drangen seine Arbeiten, ehe ich ihn selber persönlich kannte, mit der schönen Ruhe Herder'scher Darstellung in das Gemüth." Spauns erstes größeres Werk „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied" war im Jahre 1840 erschienen; Stifters persönlicher Verkehr mit ihm hat im Sommer 1847 begonnen. Daher ist die nähere Vertrautheit Stifters mit Herders Werken für die Zeit, in der er die „Studien" schrieb bezeugt, und tatsächlich finden wir in der Narrenburg, der Mappe meines Urgroßvaters und in dem Hagestolz viele Berührungen mit Herder in den allgemeinen Betrachtungen, die Stifter in den Einleitungen seiner Erzählungen bietet oder in sie einflicht, vor allem mit den beiden Hauptwerken Herders, den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" und den „Briefen zur Beförderung der Humanität". Vielleicht hat Jean Paul, der Herders Werke oft zitiert und sich zu ihm bekennt, Stifter den Weg zu ihm gewiesen. Ausgewählte Teile aus diesen Werken mochte er in seinem Privatunterricht besprochen haben. Herder ist auch in dem von Stifter und Aprent herausgegebenen „Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen" besonders reichlich vertreten, und in der Bibliothek des Freiherrn von Risach im „Nachsommer" führt Stifter an erster Stelle Bände von Herder an (VI 56 $_{2}$).

Feuchtersleben und Stifter haben einander, obwohl

keiner des andern gedenkt, gewiß gekannt. Auch Feuchtersleben verkehrte im Hause der Fürstin Schwarzenberg, und beide waren mit Betty Paoli befreundet. In der Beurteilung der Revolution stimmten sie überein und vertraten in ihren Schriften dieselben Grundsätze. In dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke" fand Stifter Ansichten ausgesprochen, zu denen er sich schon früher in seinen Briefen an Heckenast und Türck bekannt hatte, und erhielt zugleich die Anregung, die Schwierigkeiten der richtigen Wahl von Volksvertretern und den Mißbrauch, der mit Schlagworten getrieben wurde, in seinen Artikeln im „Wiener Boten" zu behandeln. Diese Übereinstimmung beruht zum Teil auf der ihnen gemeinsamen Kenntnis und Schätzung der Werke Herders[1]).

Die Artikel des Wiener Boten, in denen Stifter von der Erörterung des Begriffes Freiheit ausgeht und nach eingehendem Verweilen bei den einen Rückschritt der Menschheit verkündenden Anzeichen auf das Schulwesen übergeht, stehen in so enger Beziehung zu Herder, daß sie als Frucht einer schon früher erworbenen genauen Kenntnis seiner Werke bezeichnet werden müssen. In der Unrast seines Linzer Daseins hatte Stifter nicht die Muße, den Problemen, die ihn beschäftigten, bis ins einzelne nachzugehen, und auch nicht die Gelegenheit, wie Feuchtersleben in Wien, einschlägige Literatur heranzuziehen und zu verwerten. Daher griff Stifter auf den ihm lange vertrauten Herder zurück und entnahm nicht nur die leitenden Gesichtspunkte, sondern auch Beweismaterial und viele Einzelheiten aus dem reichen Stoffe der Werke Herders für seine absichtlich schlicht und populär gehaltenen Artikel. Unter gleichzeitigem Verweis auf die in den Anmerkungen

[1]) Vgl. Euphorion, 16. Erg.-Heft, 1923 (Festschrift für Bernhard Seuffert), S. 120 ff.: „Herder, Feuchtersleben und Stifter".

durchgeführten Parallelen stelle ich im folgenden an einigen Artikeln Stifters die Abhängigkeit von Herder fest, die den Beweis liefert, wie sehr er sich in die Schriften des Apostels der Humanität eingelebt hatte.

Die Wirkungen der Schule (141$_1$ ff.) leitet Stifter mit einem Vergleich des Menschen mit den übrigen Geschöpfen ein: „Kein Wesen auf der Welt wird so hülflos geboren, als der Mensch." Das entspricht der vergleichenden Betrachtungsweise Herders im 4. Buche der „Ideen": „Das menschliche Thier kommt schwächer auf die Welt, als keins der Thiere" (Sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan, 13, S. 143). Stifter begründet seine Behauptung durch den Hinweis auf das Säugetier, „das meistens schon wenige Augenblicke nach der Geburt über die Fluren dahin geht", und auf andere Tiere, darunter solche die, wenn sie von dem Ei kommen, selbständig sind (141$_3$ ff.), ebenso wie Herder sagt: „Manche Thiere sind in wenigen Jahren, Tagen, ja beinah schon im Augenblick der Geburt ausgebildet" (IV, 5; 13, S. 153). Stifter erörtert die Bedeutung des Instinkts für die Tiere (142$_5$): „Das Thier hat seinen Instinkt" und erkennt dem Menschen nur „einen kleinen Theil des Instinktes" zu (142$_{12}$), wie Herder im 9. Buche der Ideen, Kap. 1 (13, S. 345) sagt, daß „wir beinah ohne Instinkt gebohren, nur durch eine Lebenslange Uebung zur Menschheit gebildet" werden. Die Beispiele, die Stifter für die Betätigung des Instinkts bei den Tieren anführt: Vogel, Seidenwurm, Raupe, Spinne, Biene und Biber (142$_8$ ff.), finden sich ebenso nebst anderen auch bei Herder im 3. Buche der Ideen (13, S. 99, 100, 101, 102, 108). „Dennoch ist er" (der Mensch), sagt Stifter, „das erste und herrlichste der sichtbaren Geschöpfe Gottes." Auch Herder preist die Natur, daß sie „an die brechliche Hütte des menschlichen Leibes alle Kunst verwandt hat

die ein Gebilde der Erde fassen konnte", und bezeichnet ihn als „das höchste, wozu eine Erdorganisation gebildet werden konnte" (IV, 5, V, 1; 13, S. 154, 167). Stifter sagt (142$_{21}$ ff.), daß der Mensch oft in der Mitte seines Lebens noch bei weitem nicht die Erfahrungen hat, die er braucht, aber „der Mensch hat die Vernunft und das Erkennen, dasselbe hat eine weite Bahn vor sich". Ebenso erklärt Herder: „Der Mensch muß am längsten lernen, weil er am meisten zu lernen hat, da bei ihm alles auf eigenerlangte Fertigkeit, Vernunft und Kunst ankommt" (IV, 5; 13, S. 153) und rühmt an einer anderen Stelle die Bedeutung der Erkenntnis (V, 4, S. 185): „Nichts gewährt dem Menschen ein so eignes Gefühl seines Daseyns, als Erkenntniß." Herder und Stifter würdigen die dem Menschen verliehene Gabe, das Erkannte zu vererben, und erblicken in ihr die Möglichkeit einer unendlichen Vervollkommnung, Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" (Nr. 123, 18, S. 298): „Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts; ... Wer unternimmts zu sagen, wohin das Menschengeschlecht in seinen fortgesetzten, auf einander gebaueten Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? Jede neuerlangte Potenz ist die Wurzel zu einer Zahllosen Reihe neuer Potenzen" und ähnlich Stifter (143$_{6}$): „So lernt Mensch vom Menschen, Geschlecht vom Geschlechte, Jahrhundert von Jahrhunderten, und der Inbegriff der Menschheit wird immer reicher und geht einer Grenze der Vervollkommnung entgegen, von welcher wir Lebenden gar nicht einmal ahnen können, wie unendlich sie sei." Diese Vervollkommnung ist den Tieren untersagt. „Das Thier lernt etwas Weniges von dem Menschen in seiner Bezähmung und in seinem Umgange, wenn er es gelegentlich zu demselben zuläßt", sagt Stifter am Schlusse des ersten Teiles dieses Artikels (144$_{1}$) in Übereinstimmung

mit Herder im 4. Buche der „Ideen“: „Auch die gezähmten Thiere nehmen nur thierisch einiges von Menschen an, aber sie werden nicht Menschen“ (13, S. 144).

Die erste Schule, die Stifter bespricht, ist die Schule des Lebens (148_1 ff.). Diese Schule beginnt mit der Geburt des Menschen. „Zuerst lernt er die Glieder bewegen, dann die Hand öffnen und schließen, dann sogar die Augen rühren . . . .“ (148_5 ff.). Ebenso bespricht Herder in den „Ideen“ IV, 4 (13, S. 143) die erste Lernzeit des Menschen: „Ehe das Kind gehen lernt, lernt es sehen, hören, greifen und die feinste Mechanik und Meßkunst dieser Sinne üben“ und ähnlich in den Briefen, Nr. 25: „Mit dem Leben des Menschen fängt seine Erziehung an“ (17, S. 115). Stifter zeigt, wie „der Mensch seinen Wirkungskreis über die Familie hinaus ausbreitet, seiner Stadt, seinem Dorfe zu nützen sucht und das Beste seines Vaterlandes mit besorgen helfen will“ (149_1 ff.), auch hierin in Übereinstimmung mit Herder, der in den „Ideen“ IV, 6 (13, S. 159) erklärt: „Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft“ und ebenso in den Briefen Nr. 57 (17, S. 312): „Unser erstes Vaterland ist also das Vaterhaus, eine Vaterflur, Familie.“ An diese Ausführungen Herders schließt sich Feuchtersleben in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ unter ausdrücklicher Berufung auf ihn an: „Hat Herder umsonst gelebt? Als Einzelwesen beginnt der Mensch zu leben; hier schon wird sein natürlicher Egoismus durch den Naturverband mit seiner Familie erweitert; tritt er ins Leben hinaus, so erweitert sich die Familie zur Gemeinde . . . .“ (Sämtliche Werke, herausgegeben von Fr. Hebbel, 7. Bd., S. 389). Daran knüpft Stifter die Ermahnung, die Freuden der Welt mit Maß zu genießen, und die Behauptung, daß der Mensch das meiste Unglück durch Übermaß verschuldet habe (149_4 ff.). Das ist Herders Lehre von dem in Natur

und Geschichte waltenden Maße, die er in seiner Schrift „Nemesis" verkündete und zugleich in dem 15. Buche der „Ideen", dem in der Gesamtanlage seines Werkes eine besondere Bedeutung zukommt, mit den Worten: „Jeder einzelne Mensch trägt also, wie in der Gestalt seines Körpers so auch in den Anlagen seiner Seele, das Ebenmaas, zu welchem er gebildet ist und sich selbst ausbilden soll, in sich" (14, S. 227), und ebenso bereits in dem 8. Buche der „Ideen", Kap. 5 (13, S. 340): „Deine einzige Kunst, o Mensch, hinieden ist also Maas" (vgl. „Briefe" 121; 18, S. 283).

Als die Ursache, weshalb die Menschen in der Schule des Lebens lernen, bezeichnet Stifter die Not (149_{17}) und weist dies an dem Beispiele der Römer im Kampfe gegen ihre Nachbarn und Karthago und der Phönizier nach, als deren wohltätigste Erfindungen er das Glas und die Buchstabenschrift anführt. Auch hier ist Stifter von Herder abhängig, der in den „Ideen" XII, 4 erklärt: „Noth und Umstände sind meistens die Triebfedern gewesen, die alles aus den Menschen machten" (14, S. 69), die Geschichte der römischen Republik und den durch die Ausdehnung des Reiches bedingten Verfall der Sitten und der Macht des Staates ausführlich behandelt hat (14. Buch, Kap. 3, 4, 6; 14, S. 172, 177, 198), die Phönizier als erstes Beispiel heranzieht und unter den Erfindungen dieses Volkes das Glas und die Buchstabenschrift (14, S. 67, 70) hervorhebt. Stifter verallgemeinert diese Erkenntnis, indem er den Einfluß des Klimas auf den Menschen erörtert: „Wo die Natur alles mit verschwenderischer Freigebigkeit spendet, sind die Menschen meistens träger und unerfinderischer. Darum wohnen in den gemäßigteren, kühleren Ländern die tüchtigsten und geistvollsten Völker. Die ganz kalten Länder ertödten wieder den Geist" (150_{8} ff.). Die verschiedene Organisation

der Völker bildet den Stoff des 6. Buches der „Ideen", und Herders Charakteristik der Völker in der Nähe des Nordpols, der Umwohner des mittelländischen Meeres und der Neger (13, S. 209, 225, 236) bot Stifter die Grundlage seiner Ausführungen.

In dem ersten der Landschule gewidmeten Artikel geht Stifter von der Bedeutung der Sprache, der Schrift und des Buchdruckes aus (156$_1$ ff.): „Eben so hat er (Gott) das gleich wunderbare Geschenk hinzugefügt, die Sprache in der Schrift aufzubewahren und durch den Bücherdruck die Gedanken allen Zeiten und allen Orten mitzutheilen." Auch Herder bezeichnet in den „Ideen" IV, 3 die Rede als „göttliches Geschenk", sieht in ihr den Anfang der Vernunft und Kultur des Menschen (13, S. 138) und kommt an anderen Stellen, im 12. Buch, Kap. 4 und in den „Briefen", Nr. 96 auf das Geschenk der Buchstaben und die Bedeutung der Erfindung des Buchdruckes zu sprechen (14, S. 68, 18, S. 92).

„Jeder vorzügliche Staat vom Alterthume bis zu unseren Zeiten", sagt Stifter, „hat eingesehen, daß Unterricht und Erziehung die einzige menschliche Grundlage des Staates . . ist". (156$_{26}$ ff.) Diese Behauptung stützt er durch Verweise auf die Erziehung bei den Spartanern, auf die Athener, die olympischen Spiele und auf Karl den Großen. Herder hat gleichfalls in den „Ideen" die Spartaner wegen ihrer Vaterlandsliebe gepriesen, Athen als die aufgeklärteste Stadt in unserer bekannten Welt bezeichnet, die Bedeutung der olympischen Spiele gewürdigt und die Verdienste Karls des Großen um die abendländische Kultur hervorgehoben (XIII, 3, XVIII, 3; 14, S. 110, 111, 121, 371). Auch Feuchtersleben schließt sich in seinem Artikel „Zur Geschichte des Unterrichtes" an Herder an; auch ihm bedeutet Griechenland die Geburtsstätte der eigentlich menschlichen Kultur, er

kennzeichnet die Verdienste des Pisistratus und Lykurg um ihre Staaten und verweilt in seinem historischen Überblick besonders bei Karl dem Großen, „dessen großer Blick bei der Aufgabe, seine Völker in ihrer Bedeutung und seine Macht in ihrer Wirkung zu heben, geschärft durch die in Italien gewonnene Erfahrung, auf den Unterricht fiel“ (S. W. 7, S. 136, 141).

Stifters Schlußwort über die Schule (179$_{1}$ ff.) bewegt sich mit Wiederaufnahme schon früher ausgesprochener Gedanken in dem Kreise der Geschichtsphilosophie Herders: Unwissenheit und Unredlichkeit sind die Ursachen alles Übels, das in jüngster Vergangenheit die Welt heimgesucht hat. „Kein Weltgeist, kein Dämon regirt die Welt: Was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht.“ Das ist Herders Glaube an eine gütige Führung des Menschengeschlechtes, zu dem er sich wie so oft auch in dem 123. der „Briefe“ bekannt hat: „Wo Böses ist, ist die Ursache des Bösen Unart unsres Geschlechts, nicht seine Natur und Art (18, S. 296). Stifter begründet (179$_{12}$) diesen Glauben durch den Hinweis auf die dem Menschen verliehenen Gaben: „Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben und hat ihr Schicksal in ihre Hand gelegt“ und führt dies (180$_{19}$) noch weiter aus: „Gott gab uns die mächtigste der Waffen, das weitreichendste aller Werkzeuge, die Vernunft, und sagte: ‚Besitze nun damit die ganze Welt.‘ Wir sind daher die Gründer unseres Glückes oder die Gründer unseres Elendes.“ Diese Lehre von der Selbstbestimmbarkeit und Selbstverantwortung des Menschen hat Herder in den „Ideen“, XV, 1 (14, S. 213) verkündet: „Die Gottheit hilft uns nur durch unsern Fleiß, durch unsern Verstand, durch unsre Kräfte. Als sie die Erde und alle Vernunftlosen Geschöpfe derselben geschaffen hatte, formte sie den Menschen und sprach zu ihm: sei

mein Bild, ein Gott auf Erden! herrsche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beistehn, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte; aber alle meine heiligen, ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen." Herder nimmt diesen Gedanken nochmals XV, 5 (S. 245) auf: „Im Charakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit, das Gepräge seiner Bestimmung und der ganze Lauf seines Erdenschicksals gegeben. Vernunft heißt dieser Charakter der Menschheit." Diese Wahrheit zu erkennen ist nach Herder die Aufgabe der Menschen (S. 252): „Tausendfach ist das Problem der Humanität rings um mich aufgelöset und allenthalben ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unsres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal." Diesem Glauben gab auch Feuchtersleben Ausdruck: „Ein rechtlicher Charakter und ein besonnenes Denken — das sind die Grundbedingungen ... Auf den Menschen beruht alles Menschliche; wie sie sind, so wird ihr Werk werden, in ihrem Charakter liegt das Loos der Erde" (S. W. 7, S. 401). Stifter erkennt, was er bereits im „Hagestolz" verkündet hat, in der Heranbildung aller Kräfte das Heil des Menschen (180_1) und richtet auch im „Nachsommer" durch den Freiherrn von Risach (II. Bd. 1. Kap., VII 41_4) dieselbe Forderung an Heinrich: „In der Jugend muß man sich allseitig üben, um als Mann gerade dann für das Einzelne tauglich zu sein." Ebenso hat Feuchtersleben in einer am 20. April 1847 bei einer Universitätsfeier gehaltenen Rede, „die Entwicklung aller in die Menschheit gelegten Keime als die Aufgabe der Gesellschaft, und Erziehung im höheren Sinne als das Mittel, sie zu lösen," bezeichnet und Einseitigkeit den „eisernen Hemmschuh für den Fortschritt des Ganzen, den Krebsschaden

im Organismus der Menschheit" genannt (S. W. 7, S. 72, 77). Herder und Stifter träumen sich in einen Idealzustand der Menschheit hinein und verabscheuen den Krieg als Schande der Menschheit („Ideen" XV, 5; 14, S. 249, 251; „Briefe" Nr. 119; 18, S. 268. Vgl. Stifter 180_2 ff.). Auch Feuchtersleben richtet das Ideal eines Staates auf, vor welchem selbst der Begriff von Staaten verschwindet und die reine, verklärte Menschheit sich selbst wieder gegeben würde . . . Soll die Hoffnung, die Zuversicht auf eine vollendete Menschheit ein schaler Traum gutmüthiger Philosophen gewesen sein? soll es nicht die Bestimmung unseres Geschlechtes sein, sich aus Elternliebe zur Genossen-Freundschaft, aus dieser zum Gemeingeist, aus diesem zum Patriotismus, aus diesem zum Weltbürgerthum zu entwickeln, zu erheben? Nein, diese Bestimmung ist kein Traum" (S. W. 7, S. 388, 390).

Stifter kam es mehr darauf an, die Leser des „Wiener Boten" mit der hohen Auffassung der Bestimmung des Menschen, die er mit Herder teilte, vertraut zu machen, als Vorschläge über Einzelheiten in der Neugestaltung der Schule zu erstatten, wofür ihm auch Erfahrung und genaue Kenntnis der bestehenden Einrichtungen fehlten. Nur die Reihe der Artikel über Bildung des Lehrkörpers bringt bestimmte Vorschläge für die Ausbildung der Lehrer. Stifter überwand seine Abneigung gegen eine Anstellung im Staatsdienste, die er noch in dem Briefe an Dr. Hermann Meynert am 16. November 1846 mit den Worten: „Schon im Verlaufe meiner Rechtsstudien wurde es mir klar, daß ich kein Beamter werden könne" bekannt hatte (XVII 186_{11}), weil er glaubte, der Menschheit in Herders Geist dienen zu können. Welche Enttäuschungen ihm in seiner Stellung beschieden waren, haben die Einleitungen zu dem 2. und 4. Bande des Briefwechsels dargelegt (vgl. XVIII, S. XIX ff.; XX, S. XVIII ff.).

In seinen Briefen an Heckenast hat Stifter wiederholt von Plänen gesprochen, die nicht zur Ausführung kamen, aber den Artikeln des „Wiener Boten" nahestehen. In der „Allgemeinen Zeitung" wollte er „Briefe aus der Gegenwart" veröffentlichen, in denen die Revolution aus der Hohlheit unserer Sitten hergeleitet wird. „Vielleicht wäre in Kurzem die Zeit, wo eine solche ruhige philosophische Entwiklung Anklang fände" (XVIII 15_5). Dann kündigte er bald darauf, im März 1850, seinem Verleger an: „Zur selben Zeit [wie mit zwei Bändchen Erzählungen für die Jugend] oder etwa Ende August werde ich mit einem andern Werke fertig, das das gesammte Gebiet des Rechtes in den allgemeinsten Grundlinien und allgemein verständlich behandeln soll, ein Handbuch für das Volk. Endlich könnte ein Broschürchen Briefe über verschiedene Zeitfragen (im Prinzipe) folgen" (XVIII 31_{14} ff.). Wie Stifter sich dieses Handbuch gedacht hat, lassen uns die in dem zweiten Jahrgange des „Wiener Boten" [1]) von ihm veröffentlichten Aufsätze über das Recht (221_1 ff.) erkennen, mit denen er sich auf ein Gebiet begibt, das ihm zwanzig Jahre früher durch seine Rechtsstudien nahegebracht worden war. Diese 6 Artikel, deren Beurteilung mit Stifters Absicht, die Grundlagen des Rechtes gemeinverständlich zu behandeln, rechnen muß, bedeuten kein abgeschlossenes Ganze, denn Stifter brach die Reihe bei seinem Austritt aus der Redaktion der Zeitung ab.

[1]) Der zweite Jahrgang des „Wiener Boten" war bis vor kurzem verschollen. Das einzige mir bekannt gewordene Exemplar ist bei einer Wiener Auktion im Jahre 1925 von der „Deutschen Gesellschaft" für das Stifter-Archiv erworben worden.

Die anderen Artikel Stifters aus dem Gebiete der Zeitgeschichte und Schule.

Mit der Übernahme des Amtes hörte begreiflicherweise die ständige Mitarbeit Stifters an Zeitungen auf. Der größte Teil der nach diesem Zeitpunkt erschienenen Artikel hängt mit seiner Stellung zusammen: die Ansprachen bei der Eröffnung der Unterrealschule (248$_1$ ff.) und bei der Eröffnung des Lehrerseminars in Linz (265$_1$), die Einleitenden Worte für die Monatsschrift „Die deutsche Volksschule“ (252$_1$) und der Aufsatz „Kirche und Schule“ (268$_1$ ff.), den Stifter aus drei seiner „Wiener Boten“-Artikel zusammengesetzt hat, während andere Artikel Linzer Lokalereignissen oder anderen Begebenheiten, die ihm die Feder in die Hand drückten, gelten: der Bericht über die Feier der Genesung des Kaisers nach dem Attentate im Frühjahre 1853 (256$_1$), die Artikel über den Empfang der Braut des Kaisers (261$_1$, 262$_1$), der Aufruf zu einer Sammlung für den Markt Friedberg (275$_1$) und der Bericht über die Vorbereitungen zur Linzer Schillerfeier (278$_1$). Der Nachruf für Kaiser Maximilian (280$_1$) reiht sich als dritter Nekrolog den von Stifter in seiner ersten Linzer Zeit Alois Kaindl (39$_1$) und Anton Ritter von Spaun (51$_1$) gewidmeten an.

Den Schluß der ersten Abteilung bilden drei nicht in Zeitungen oder Zeitschriften veröffentlichte Arbeiten Stifters. Die von ihm für die Aufnahme in das „Lesebuch“ verfaßte und darin abgedruckte Übersetzung von ausgewählten Teilen aus der römischen Geschichte des Livius (283$_1$ bis 300$_{27}$) beweist durch zahlreiche Versehen und Mißverständnisse des Originaltextes sowie durch die bei ihm

auffallende Ungewandtheit der Wiedergabe, daß er das Latein nicht im erforderlichen Maße beherrscht hat (vgl. Anm. zu 283$_1$ ff.). Vielleicht fehlte ihm auch, da der Verleger drängte, die Zeit zu einer Durchsicht des Manuskriptes. Die anderen beiden Artikel wurden nach den Handschriften wiedergegeben. Der umfangreiche Aufsatz „Ueber die Behandlung der Poesie in Gymnasien" (301$_1$ bis 318$_{22}$) steht vermutlich im Zusammenhange mit Stifters Plan, Vorlesungen über Ästhetik zu halten, wurde später von ihm wahrscheinlich zunächst für die Zeitschrift für österreichische Gymnasien, dann für das von ihm als Ergänzung des „Lesebuches für Realschulen" geplante Handbuch (vgl. XVIII 202$_7$ ff.) bestimmt, aber erst durch Aprent aus dem Nachlasse des Dichters veröffentlicht. Der Titel, den Stifter nachträglich der Abhandlung gab, erweckt falsche Erwartungen, denn er spricht mehr von der Kunst überhaupt als von der Dichtkunst und läßt in dem vorliegenden Bruchstücke, das er nie weitergeführt haben dürfte, die Frage, wie Poesie in den Gymnasien behandelt werden soll, ganz beiseite. Wie in dem Programm der ästhetischen Vorlesungen (vgl. XIV 9$_{26}$) erklärt Stifter hier das Schöne als das Sittengesetz in seiner Entfaltung. Stifter verharrt, seit er um die Mitte der Vierziger Jahre, in der Zeit seiner regsten Produktion, sich mit Fragen der Ästhetik beschäftigt hat, auf dem von ihm eingenommenen Standpunkt und benützt jeden Anlaß, für seine theoretischen Ansichten einzutreten. Seine Führer waren, wie sich bei näherer Untersuchung ergeben dürfte, Kant, Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und Jean Pauls „Levana". Den Schluß dieser Reihe bildet der einzige bisher nicht gedruckte Aufsatz „Die Volksschule in Oberösterreich in den Jahren 1850—1865"

(319 $_1$ bis 324 $_{22}$), der leider nicht über den Anfang, die Darlegung des elenden Zustandes der Schulhäuser, hinaus gekommen ist, über den Stifter bereits in seinem ersten Inspektionsberichte Klage geführt hat. Es ist zu bedauern, daß Stifter diese Schrift nicht vollendet hat, obwohl zu vermuten ist, daß er seiner Natur gemäß kaum aus sich herausgegangen wäre. Vielleicht hat gerade das Gefühl, daß er nicht, ohne zu verletzen, die Wahrheit sagen könne, ihn von der Fortsetzung dieser Erinnerungen aus seinem Amtsleben abgehalten.

Literatur und Theater.

Besprechungen literarischer Werke.

Stifter sagt in der Besprechung der „Mohnkörner" von Emilie von Binzer, er sei kein Kritiker und traue sich auch in dieser Beziehung wenig Talent zu (340 $_1$); er führte nicht die flinke Feder der berufsmäßigen Rezensenten und verletzte, wie er in seinem Briefe an Aurelius Buddeus (XVII 250 $_2$) sagt, „nicht gerne ohne Noth". Daher begegnen wir ihm nicht oft auf diesem Felde, und es ist bezeichnend, daß seine Besprechungen durchwegs Werken mit ihm befreundeter Verfasser gelten. Die zweite Abteilung eröffnen zwei Artikel Stifters, die Ergänzungen zu dem ersten Bande der Vermischten Schriften bieten; denn die Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien (327 $_1$ ff.) besprechen außer Grillparzers Erzählung „Der arme Spielmann" zwei Gemälde, „Die abgebrannte Hütte" von Franz Steinfeld und „Die Schmuggler" von Johann Fischbach, und die Anzeige des Gemäldes von Carl Löffler „Das Erdbeermädchen", die dem Herausgeber der kunstkritischen Schriften Stifters entgangen ist, ist gleichfalls ein Nachtrag zu dem ersten Bande.

Als Rezensent hat sich Stifter zum erstenmal im Jahre 1841 in der Besprechung der Dialektgedichte von Franz Stelzhamer „Neue Gesänge in oberennsischer Volksmundart" versucht (335$_1$ ff.). Stifter war in diesem Jahre mit Stelzhamer durch dessen Mitarbeit an „Wien und die Wiener" in engere Beziehung gekommen. Hier geht er auf den Inhalt des Werkes näher ein, während er es bei den folgenden Besprechungen vorzieht, das von ihm angezeigte Werk zum Ausgangspunkt für allgemeine der Dichtkunst geltende Betrachtungen zu machen. Das gilt freilich nur scheinbar von der Besprechung der „Mohnkörner" der mit ihm befreundeten Emilie von Binzer (340$_1$ ff.); denn Stifter hatte die einzelnen Erzählungen herangezogen, die Redaktion aber diesen Teil der Besprechung eigenmächtig gestrichen. Stifter gibt auch hier wie in der nicht vollendeten Abhandlung „über die Behandlung der Poesie in Gymnasien" einen Abriß seiner Ästhetik. Die Einleitungen zu Anton Gartners „Gedichten in oberösterreichischer Volksmundart" (347$_1$) und zu den sehr harmlosen „Gedichten der Großeltern" von Nicolaus von Lagusius (348$_1$ ff.) sind Tribute, die Stifter den ihm befreundeten Autoren, die beide zu dem Freundeskreis des Hauses Türck gehörten, dargebracht hat, während die Anzeige des Heimgarten (350$_1$ ff.) einer neuen Zeitschrift, die Schriftsteller von Namen zu ihren Mitarbeitern zählte, in Österreich Leser gewinnen will.

Von allen Besprechungen ist bisher nur die der Erzählung Grillparzers „Der arme Spielmann" durch mehrere Neudrucke bekannt geworden. Stifter hat als erster dieses Juwel der deutschen Erzählungskunst erkannt und durch die feinsinnige Darlegung der Eigenart dieser

Novelle seine Gabe bewiesen, sich in die Seele einer ihm wesensverwandten Dichtung einzufühlen. Bekanntlich hat er Grillparzer die größte Verehrung entgegengebracht. Die Anerkennung durch ihn wog ihm „hundert der lobendsten Artikel, welche in Tagesblättern stehen mögen", auf (an Heckenast, 16. November 1846, XVII 183_{19}).

Stifters Theaterartikel.

Auch die Theaterbesprechungen, die Stifter in der Linzer Zeitung veröffentlichte, verdanken zum überwiegenden Teile persönlichen Beziehungen ihre Entstehung. Stifter fühlte sich freilich seit seinen Besuchen des Burgtheaters, das er noch in seiner Blütezeit unter Schreyvogels Leitung kennen gelernt hat, zur dramatischen Dichtkunst hingezogen und trug sich selbst wiederholt mit dramatischen Stoffen. Wir wissen, daß er ein Nausikaa-Drama und ein Lustspiel schreiben wollte (XIX 27_{21}, 41_{10}, 225_{7}; Briefe, hgg. von Aprent, III, S. 268). Aber er mußte sich mit dem billigeren Lorbeer eines Haustheaterdichters begnügen. In dieser Eigenschaft verfaßte er für die Kinder des Hofarchitekten Koch, die er unterrichtete, ein Ritter- und Amazonenschauspiel „Der scheußliche Riese Scharmak oder der Sieg der Amazonen" (XVII 121_{25}), und von einem anderen Stücke, „dem Prinzenraub des Kunz von Kaufungen", das die Kinder des Advokaten Dr. Andreas Gredler, in dessen Haus er gleichfalls unterrichtete, am Weihnachtsabend des Jahres 1845 aufführten, berichtet Adolf Pichler, der Stifter, dem das Stück zu breit geraten war, zu Hilfe kommen mußte („Zu meiner Zeit", Gesammelte Werke, Bd. 1, S. 336 ff.).

Das Linzer Theater konnte Stifter keinen Ersatz für Wiener Kunstgenüsse bieten. Seiner Frau zuliebe, die er einst in einem Briefe an Zedlitz (XVII 195_{14}) „eine

ziemliche Theaternärrin" genannt hatte, mietete er Jahre hindurch eine Loge, aber er selbst besuchte die Vorstellungen nicht gerne, weil die Leistungen des Provinztheaters und auch sein Spielplan seinen Ansprüchen und seinem Geschmacke nicht genügten. Desto dankbarer erkannte er die Bemühungen des strebsamen und tüchtigen Direktors Eduard Kreibig an, und er brachte auch dem Schauspieler Guido Lehmann, der in den Jahren 1858 bis 1861 dem Linzer Theater angehörte, ein warmes Interesse entgegen (XX 100_{29} ff., 118_{8} ff.; vgl. Anm. hiezu S. 362). Als Theaterkritiker begegnen wir Stifter zum ersten Male im Jahre 1855 mit einer Besprechung des Trauerspiels „Der Fechter von Ravenna" von Friedrich Halm (352_{1} ff.), die zu einer Zeit erschien, als dieser sich noch unter dem Deckmantel der Anonymität barg. Vielleicht wußte Stifter um das Geheimnis und trieb nur ein Versteckspiel, wenn er die Annahme, daß Grillparzer der Verfasser sei, nicht rundweg abwies. Die in den Jahren 1856 und 1859 folgenden Besprechungen des Gastspiels der Tänzerin Lucile Young-Grahn und des Schauspiels „Philippine Welser" von Oskar von Redwitz (355_{1} ff., 359_{1} ff.) gaben ihm Anlaß, sich über die Bedeutung der dramatischen Kunst und der Schauspielkunst zu äußern. Stifter liebt es, die Leistungen der Schauspieler an denen der Größen des Burgtheaters, die er in seiner Jugend bewundert hatte, zu messen, und gedenkt wiederholt der Sophie Schröder. Nur eine Burgtheater-Schauspielerin der folgenden Generation schien ihm ihr gleichzukommen, Julie Gley-Rettich, die er in der ersten Zeit ihres Auftretens in Wien in Rollen der Sophie Schröder bewundert hatte, und hierin stimmt er mit Heinrich Anschütz überein.

Das Gastspiel der Frau Rettich und ihrer Schülerin, des Fräuleins Rosine Satran im Jahre 1862

gab Stifter, der noch in späten Tagen wie einst in Wien für Julie Rettich schwärmte, den Anlaß zu einer vier Artikel umfassenden Besprechung (364 $_{1}$ bis 377 $_{33}$), die mit der Würdigung der aufgeführten Werke und ihrer Darstellung zugleich die Erörterung allgemeiner Fragen der Kunst mit besonderer Beziehung auf die Schauspielkunst verbinden, die ihm zu sehr zum Virtuosentum, zur Darstellung der äußeren Wirklichkeit hinzuneigen schien. Stifter bringt auch hier die Kunst in engsten Zusammenhang mit dem Sittengesetz und will nur jene Werke gelten lassen, in denen sich die Herrlichkeit dieses Gesetzes offenbart. Von diesem Standpunkte aus bekämpfte er die Bevorzugung französischer Stücke, die die Deutschen trotz ihres Reichtums an trefflichen Werken „über den Rhein herübernehmen" (362 $_{24}$). Wir begegnen übrigens auch in diesen Artikeln manchen verständigen Bemerkungen über die Notwendigkeit eines natürlichen Spieles und eines durch die Erfassung des Kunstwerkes als eines Ganzen bedingten Realismus der Darstellung und über die auch in den Nebenrollen wünschenswerte Individualisierung durch die Darsteller. Julie Rettich hat Stifter auch unmittelbar nach ihrem Tode einen Nekrolog gewidmet, der zugleich der großen Künstlerin und der hochstehenden, von Liebe zur Menschheit beseelten Frau gilt und gerade dadurch, daß sein Lob ihrer Kunst nicht uneingeschränkt ist, desto überzeugender wirkt (378 $_{1}$ ff.). Seine hohe Auffassung des Theaters als einer Schule der Sitte und der Bildung drängte Stifter, noch einmal seine warnende Stimme zu erheben. Sein letzter Aufsatz „Ueber Beziehung des Theaters zum Volke" (381 $_{1}$ ff.), im Sommer des Jahres 1867 erschienen, ist von Felix Braun in seiner Einleitung zur Insel-Ausgabe der Studien Stifters mit Recht als eine Vorahnung unserer höchst verzweifelten Lage der Kunst bezeichnet worden.

Dieser Band der Gesamtausgabe ist dem Andenken August Sauers gewidmet, der in den letzten Tagen seines Lebens mit seiner so oft bewährten Hingabe und Umsicht die ersten Druckbogen mitgelesen und den Herausgeber mit seinem Rate unterstützt hat. Sauers Verdienste um Adalbert Stifter bedürfen keiner Hervorhebung; er hat das Stifter-Archiv in Prag ins Leben gerufen und mit ihm auch die Grundlage für die Gesamtausgabe geschaffen und in seiner Einleitung zum ersten Bande der Stifter-Forschung ihre Wege gewiesen. August Sauer hat jedes Fortschreiten der Ausgabe, deren Vollendung zu erleben ihm nicht beschieden sein sollte, ebenso mit Freude begrüßt, wie er andererseits ihr Stocken während des Weltkrieges und nach seinem unheilvollen Ende schmerzlichst empfunden hat. Immer wieder hat er sich darum bemüht, die Fortsetzung der Arbeit zu sichern, und hat immer wieder das Kommen besserer Zeiten erhofft, um neben und mit dem großen Grillparzer-Werk auch die Stifter-Ausgabe zum Abschluß bringen zu können. Diese beispielgebende Zuversicht, die ihn gestählt hat und seine Kraft in trüben Tagen nie erlahmen ließ, möge als ein Vermächtnis des Verewigten in allen fortwirken, die sein Werk weiterzuführen berufen sind!

Der Herausgeber fühlt sich verpflichtet, mit bestem Danke der Unterstützung zu gedenken, die ihm bei der Arbeit an diesem Bande zuteil geworden ist. Vor allem gebührt sein Dank dem Professor Dr. Aegid Raiz in Linz, dem Staatsbibliothekar Dr. Max Stefl in München und den Vorständen und Beamten der Bibliothek der Stadt Wien, der Nationalbibliothek und der Wiener Universitätsbibliothek.

Wien, 13. März 1927.

Dr. Gustav Wilhelm.

Berichtigungen.

S. 58 $_5$ lies: und wie statt: und wir

S. 72 $_{28}$ lies: proclamirt statt: proclamiert

S. 120 $_{11}$ lies: Das statt: das

S. 191 $_{22}$ lies: größtentheils statt: größtenteils

S. 213 $_4$ lies: zuſammen [kommen] könne statt: zuſammen könne

S. 257 $_{15}$ lies: Reiches, das statt: Reiches. Das

S. 401 $_5$ lies: ebda statt: ebd. [oder ebenda]

S. 437 füge ein [zu 213 $_4$]: kommen] fehlt J, vom Herausgeber ergänzt

S. 447 $_{17}$ lies: Uebel statt: e Uebel und nur statt: nu

S. 447 $_{18}$ lies: einzelne statt: inzelne und Stifter: statt: Stifter: r

Vermischte Schriften.

Dritte Abteilung.

I.

Zeitgeschichte und Schule.

Ueber Stand und Würde des Schriftstellers.

I.

Obwohl ich unter Denen, welche die Feder führen, einer der Mindesten bin, da meine bis jetzt herausgegebenen Arbeiten nicht auf Kunstwerth Anspruch machen, sondern die einfache Darlegung der Gefühle eines einfachen Lebens sind, so möchte ich doch auch in der jetzigen Zeit, wo so viele Stimmen für eine ehrenhafte Haltung der Schriftsteller laut werden, wo der größte Theil der zu Tage gekommenen Schriften wirklich sehr gesinnungsvoll ist, auch das Körnlein meiner Stimme dazu legen, um zur Einigung und Festigung unseres Standes vielleicht etwas mitwirken zu können.

Der Schriftsteller hat den Zweck, seine geschriebenen Worte durch die Presse zu vervielfältigen, Leser zu finden und also vor Vielen seiner Mitmenschen zu reden. Da aber die Rede als bloße Rede keinen Sinn hat, sondern ein Weiteres bezwecken will, so muß der Schriftsteller, da er so feierlich redet, auch einen größeren Zweck haben, als meistens die gewöhnliche Umgangsrede, die vom Munde verweht und für ihre Fehler wenig Verantwortung hat. Es liegt also am Tage, daß der Schriftsteller in Dem, was er sagt, vor seinen Lesern voraus sein müsse (sei's am Ende auch nur im bessern Wissen einer Thatsache), und daß er seinen Worten eine solche Gestaltung geben kann, daß sie eindringen und Das leisten, was er bezweckte. Der Schriftsteller muß daher

zu seinem Geschäfte eine eigenthümliche Anlage haben, die ihn vor Andern in dieser Beziehung auszeichnet, d. h. die erste Grundlage des Schriftstellers ist Begabung. Wie sehr diese selbst in dem unbedeutendsten Fache nöthig ist, zeigen so manche Berichterstatter für Zeitungen, die das unterste aller Erfordernisse eines Berichterstatters nicht haben, nämlich das Empfangene einfach weiter zu geben. Wenn z. B. einem solchen Berichterstatter von seinem Bekannten A gesagt wird: „In der Straße B wird eingehauen", so berichtet er in seine Zeitung: „In der Straße B wird eingehauen", während er doch eigentlich nur weiß, daß ihm A gesagt habe, es wird eingehauen. Jeder von uns wird wissen, wie zahlreich dieser Fehler geschieht. Erhebt sich die Berichterstattung zur geschichtlichen, da ist es klar, daß die Begabung der Reinheit der Darstellung des Gegebenen in noch viel größerem Maße vorhanden sein muß, abgesehen von den vielen Kräften, die der Geschichtschreiber haben und anwenden muß, ehe er nur anfangen kann, als geschichtlicher Schriftsteller aufzutreten. Der wissenschaftliche Schriftsteller, wenn er auch selber nicht Wissenschaftsforscher oder Erweiterer ist, sondern nur das schon Vorhandene in einer geeigneten Gestalt geben will, muß außer daß er seine Wissenschaft inne hat, auch noch die Daraufgabe der Darstellungsfähigkeit besitzen. Wie sehr auch hierin gefehlt wird, zeigen uns manche Beispiele, wo von der Wissenschaft durchdrungene und erfüllte Männer doch nicht die Gabe der Rede haben und ihre Errungenschaft daher dem Publikum nur verkümmert darreichen können. Daß der dichtende Schriftsteller, wenn er die Menschheit auf ihrer objectiven Höhe, d. h. in ihrer sittlichen und menschlichen Blüthe darstellen will, selber alle Kräfte der Menschheit in Blüthe besitzen müsse, liegt in der Natur der Sache. Wenn er nur eine, selbst die unbedeutendste Kraft in sich verderben läßt, so

rächt sie sich an seinem Werke und macht es einseitig und kränkelnd. Er kann mit aller anderweitigen Begabung, mit dem glänzendsten Geiste und mit der äußersten Bemühung den Fleck nicht vertilgen, der dem Geiste seines Werkes anklebt und namentlich, wenn er ein sittlicher ist, von den begabten Empfängern mit Unlust, oft mit Verachtung empfunden wird.

Die Begabung *allein* bleibt aber gegenstandlos und fördert nichts, als etwa Schwulst und Redensarten, wenn ihr nicht der ihr zugeartete Stoff gegeben wird, daß sie ihn erfasse und durch ihre inwohnende Kraft geläutert und verklärt der Welt wieder gebe. Der Stoff des Schriftstellers ist die Menschheit und alles auf sie Einfließende — also fast die ganze Welt. Je mehr er daher den Menschen in allen Richtungen, je mehr er die Dinge in ihrer objectiven Giltigkeit (nicht in einseitigen Beziehungen zu unsern Leidenschaften) kennt, desto mehr wird seine Begabung sich dieses Reiches bemächtigen, sie wird Schein und Wesen trennen und das hieraus Errungene der Menschheit als ein neues Gut darreichen können. Der Schriftsteller muß daher die Erscheinung der Menschheit und die der Natur so reich auffassen, als es nur immer möglich ist — er muß in sich forschen, er muß die Andern beobachten, er muß die umgebende Natur befragen. Das Alles aber reicht nur auf kleinen Raum und kleine Zeit. Die Erfahrung und Erringung der Jahrtausende liegt in der Wissenschaft gesammelt. Hier kann der Mensch in große Räume und in große Vergangenheiten hinein leben, ja selbst in manche Zukunft. Soll daher Der, der sich berufen fühlt, zur Menschheit zu reden, auf einem möglichst großen Gesichtskreise stehen, daß er die Dinge in ihrer Wesenheit sehe, *so muß er nicht nur in seinem Fache, sondern in jeder Wissenschaft bestmöglichst erfahren sein.* Denn

das Wesen aller Dinge geht nur durch ihre wechselseitige Beleuchtung immer klarer hervor. Beleg hiefür sind manche sehr gelehrte und begabte Männer, die, nur in einer einzelnen Richtung arbeitend, von der Einseitigkeit derselben befangen, sich zu dem Ungereimtesten verführen ließen. Alles Unheil, welches je die Weltgeschichte erzählt, entsprang daraus, daß man die Gegenstände wider ihre Natur behandeln wollte. Hiezu wird der Mensch oft durch seine Leidenschaften verblendet, oft durch Irrthum. Welche heilige Pflicht hat daher der Schriftsteller, und wie furchtbar ist seine Verantwortung, wenn er durch das glänzende Schwert seiner Rede leichtsinnig Irrthum verbreitet und Unheil stiftet. Er sorge daher, daß ihm selber Irrthum immer seltener begegne. Geschichte, diese so oft vergebliche, weil verkannte Lehrerin der Menschheit, Philosophie (ich meine vorzugsweise jene praktische, welche in dem Leben und in den Schriften edler Männer zerstreut vorliegt), dann Naturwissenschaft, welche uns unermeßliche Wunder Gottes aufthut, dürften für die höhere allgemeine Ausbildung des Schriftstellers hinreichen. Manche niedere Kunde, welche nur Mittel ist, z. B. Sprachen, versteht sich von selbst. Frägt man, woher die Zeit zu diesem Studium zu nehmen ist, so antworte ich: Eben weil der Unternehmer schon von vornherein ein Begabter sein muß (denn sonst taugt er nicht zum Schriftsteller), so wird er unendlich schneller, als Andere, zum Ziele kommen, ja in der Einheit seiner großen Kräfte wird er manches wissenschaftliche Gut schon in der Ahnung und Vorausoffenbarung besitzen, ehe die Wissenschaft sein Dasein festgesetzt und eingetragen hat.

Endlich aber sind diese beiden Eigenschaften zum Schriftsteller noch nicht hinreichend. Wenn es wahr ist, daß sich die Seele ihren materiellen Körper nach ihrer Eigenthümlichkeit selber baut, so baut sie sich jenen anderen Körper, den der

Rede und Schrift, noch viel mehr, so daß sie in jedem Theilchen und Faserchen sitzt und herausleuchtet. „*Die ganze Innerlichkeit eines Menschen ist es zuletzt, welche seinem Werke das Siegel und den Geist aufdrückt.*“ Dieß ist so tief gegründet, daß der hohe, außerordentliche Mensch die gewöhnlichsten Dinge sagen kann, aber jene Hoheit liegt doch darin und wirkt, wie, um die Worte eines großen deutschen Schriftstellers zu gebrauchen, „wenn einmal eine Sonne am Himmel steht, sie mit einem Obeliscus und mit einem Stiftchen die Stunde zeigt.“ Diese unwillkürliche Selbstoffenbarung des Innern in einem Werke zeigt auch recht klar das gänzliche Auseinanderfallen eines Werkes, in dem keine solche Innerlichkeit zu offenbaren war. Hieher gehören die sogenannten Büchermacher, die aus zerstreuten Theilen, welche in der Gesellschaft gangbar sind und Anklang hoffen lassen, ein Werk machen, das nur auf jene Gesellschaft und nur so lange wirkt, bis sich diese eine andere Gedankenrichtung anschafft. Aber selbst da wirkt es nur gesellschaftsbefriedigend, nie lebenzeugend. Nur was als lebendiger Strom aus der Einheit einer lebendigen, warmen Seele quillt, kann wieder Leben erzeugen und fortwirken machen. Es ist daher die letzte und tiefste Bedingung des Schriftstellers, *daß er seinen Charakter zu der größtmöglichsten Reinheit und Vollkommenheit heran bilde.* Ist es schon in den gewöhnlichsten Dingen des Lebens so, daß nur der Charakter in sie die Bedeutung bringt, und daß nur der Charakter Andere zum Guten führt, so ist es in der Schriftstellerei um so mehr. Wir kennen Werke, in denen jede andere Kraft in voller Blüthe steht, die aber doch, weil ihnen die letzte Weihe des Charakters fehlt, unheimlich, zerfahrend und verderblich wirken. Ja, der begabteste Mensch, je mehr er sich selber zu verlieren beginnt,

desto unfähiger wird er, der Sache, um die es sich handelt, das Einheitssiegel und das der Vollendung aufzudrücken. Ohne sein Ahnen befleckt er seine Gestalten und seine Dinge mit der eigenen ihm inwohnenden Haltlosigkeit, daß wir uns gerade da, wo er edel sein oder Edles zeichnen will, mit noch größerem Widerwillen abwenden.

Wenn der Schriftsteller seinem Berufe entspricht, dann, wie gering er sich für seine geringere Begabung auch das Feld ausgesucht habe, gebührt ihm Hochachtung, Ehre und Ansehen. Auf gewissenhafter Grundlage ruhend, ist der Stand des Schriftstellers einer der ehrwürdigsten des menschlichen Geschlechtes. Er ist der Lehrer, Führer, Freund seiner Mitbrüder, er kann ihnen ein Dolmetsch und Priester des Höchsten werden, wenn er in ihre Seelen als Dichter das Ideal des Schönen bringt, wenn er sie auf seinen Flügeln empor trägt, und wenn sie auch wieder zurücksinken mögen, sie doch nicht mehr auf die ganz niedere frühere Stufe sinken läßt, sondern sie hält und bei nächstem Anlasse sie wieder hebt. Geben wir uns am Eingange der neuen Zeit das Wort, alles Große, Ehrenhafte und Verantwortliche unseres Standes getreu in's Auge zu fassen und in Wirksamkeit zu setzen, geben wir uns das Wort, alles Unehrenhafte (wenn es auch nicht gesetzwidrig wäre), Alles, was durch die Schrift niedrige Zwecke anstrebt oder die hohen auf niedrige Weise, dergestalt, wie durch ein unsichtbares Ehrengericht, von uns zu verbannen, daß, wo es noch auftaucht, es sogleich von den Lesern als ein solches anerkannt werde, das mit unserem Stande nichts gemein hat und aus ihm herausfällt. So wird dieser Stand die hohe Stelle einnehmen, zu der er seiner Natur nach berufen ist. Zeigen wir auch noch durch Männlichkeit und Maßhalten, daß wir der freien Presse würdig sind, und daß mancher frühere Mißlaut nur durch die Bande erregt worden ist, welche hemmten.

Da aber in keinem Stande die Möglichkeit so nahe liegt, unwürdige und unberufene Mitglieder zu haben, wie in dem des Schriftstellers, so will ich in einer nächsten Schrift für meine unkundigeren Leser (denn der Gebildete weiß all das oben Gesagte und noch zu Sagende ohnehin) die Ursachen dieser Möglichkeit auseinander zu setzen und die Merkmale der Unberufenen und Unwürdigen anzugeben versuchen. Möge es keine geben, oder mögen sie sich, wenn es doch einige gibt, im Angesichte der Zeit in ihr Gegentheil verwandeln.

Wien, im März 1848.

II.

Ich habe versprochen, daß ich versuchen werde, die Ursachen zu entwickeln, warum es in dem Stande der Schriftsteller viel leichter unberufene, unwürdige Mitglieder geben könne, als in jedem andern.

Im Allgemeinen mag wohl der Umstand eine sehr wirksame Rolle spielen, daß sich in keinem Stande die Bedingungen desselben der oberflächlichen Betrachtung so sehr entziehen, als in dem der Schriftsteller. Jede Beschäftigung hat eine mehr oder minder in die Augen fallende technische Seite, von der es sich am Ende der Anmaßendste nicht verhehlen kann, daß er ihre Handgriffe nicht inne habe, also zu dieser Gilde nicht gehöre: während es bei der Schriftstellerei nur darauf anzukommen scheint, daß man schreiben könne, daß man Feder, Papier und Dinte habe, und daß man etwas wisse, das man schreibe. Schreiben kann Jeder, Feder, Papier und Dinte hat Jeder, und etwas, das er aufschreibe, weiß auch fast Jeder; es ist daher eben so unendlich leicht, ein Schriftsteller zu sein, als es unendlich schwer ist, ein großer zu sein. Wenn nun zu der großen Leichtigkeit, in diesen Stand zu treten, noch der kleinste antreibende Umstand hin-

zukömmt (deren es ungemein viele gibt), so erfolgt der Eintritt wirklich. Ich will diese Antriebe zu erörtern suchen.

In Bezug auf geistige Begabung ist es ein in der Natur liegender Umstand, daß ihr Besitzer stets bescheiden ist; denn das Wesen der Begabung liegt ja eben darin, daß ihr alles menschlich Große und Herrliche, wenn auch nicht klar vorliegt, doch als unendlicher Stoff dämmernd vorschwebt, und daß sie noch außer demselben gleichsam instinktartig ungeheure geistige Gebiete ahnt, welche zu bewältigen und darzustellen sie nicht genug Kraft und Mächtigkeit zu haben meint, daher die Begabung gegenüber ihrem Ideale immer demüthig ist, und je größer die Begabung, also auch je größer das Reich der Ideale, um so größer diese Demuth. Sie offenbart sich gerade am lieblichsten und naivsten in den ersten Flügelschlägen, welche das erwachende und sich fühlende Genie versucht. Sie stellt sich auch im Verlaufe immer als die kindliche, jungfräuliche Liebe dar, welche der begabte, namentlich künstlerische Schriftsteller zu dem Ideale trägt. Die Begabung wird sich als solche oft schwer und oft spät inne und glaubt daher, Andere seien gerade so, wie sie, weßhalb sie ihnen vertraut, weßhalb sie ihnen ihre tiefsten, innerlichsten Gestalten darstellt und übergibt, und weßhalb sie auch gegen die Personen bescheiden ist, Diese müßten denn selber mit Gewalt den Beweis führen, daß sie nicht so sind, wie vermuthet wurde, daß sie auf einem niederen und gemeinen Boden stehen, worauf dann freilich die große Begabung eine Ungeduld und ein Mißbehagen zeigt, die so oft als Anmaßung und Unbescheidenheit ausgelegt werden, während sie doch gar nichts sind, als der natürliche Widerwille des Reinen vor dem Unreinen. Wie feurig und stark die große Begabung zu lieben versteht, so feurig und standhaft verachtet sie auch dann. Wenn sich der Fall ereignet, daß Menschen von hervorragender Begabung des Verstandes, der Phantasie und

Dergleichen doch sehr anmaßend sind, so beweis't dieser Fall nichts. Denn das Ganze der Begabung fehlt diesen Menschen gewiß, hauptsächlich jene Begabung, die ich die höchste von allen nennen möchte, die des Herzens. Anmaßung geht niemals aus einem Dasein, sondern nur stets aus einem Mangel hervor. — Jetzt folgt von selber, was über die Unbegabtheit zu sagen ist. Ihr ist der große Raum verschlossen, in dem die Ideale in's Unendliche fortgehen, sie hat ein einfach Gegebenes, jenseits dessen nichts liegt, daher ist ihr Alles klar, Alles eben, Alles leicht, sie sieht dem zu Behandelnden nicht seine Bedingungen und Nothwendigkeiten ab, daher sie sich an alle Stoffe, auch die höchsten wagt, weil in allen das Wesentliche liegt, daher ihr Zweifel, Sehnen, Ringen nach dem Höchsten unbekannt sind, daher sie leicht arbeitet, Vieles zu Stande bringt und sich nicht ermüdet und erschöpft. Wenn zur Unbegabtheit nur ein gewisses Feuer des Temperaments kömmt, dann tritt sie sofort als maßgebend auf, arbeitet sehr thätig und ist sehr unduldsam und anmaßend; denn da sie die Dinge nicht kennt, die ihren Schöpfungen fehlen, da man sie ihr auch nicht zeigen kann, indem sie außerhalb ihres Gesichtskreises liegen, so meint sie, es ist ohnedem Alles da, und wird gegen die leiseste Rüge als gegen eine Ungerechtigkeit unwillig und dringt sich, weil sie in ihren Schöpfungen Alles zu bringen meint, den Leuten auf. Hieraus erklärt sich auch jene Gattung von Menschen, die in der Gesellschaft und in der Presse überall ungefragt ihre Meinung sagen und über Alles sogleich sich ausbreiten, was nur immer an den Tag bricht. Sie gehören meistens zu den Unbegabten. Weil ihr angeborner Gesichtskreis klein ist, so finden sie in demselben leicht eine Handhabe, die zu jedem Dinge paßt, und wenn der Begabte, die Möglichkeiten und Beziehungen einsehend, in seinen weiten Reihen um das Rechte sucht, haben sie

es schon bei der Hand und sagen es — aber fast stets ist es das Triviale, das sie sehr oft mit einer gewissen Schwulst der Worte vorbringen. Der Glanz, der einen großen Schriftsteller umgibt, seine Wirkung auf die Menschen, sein Erwerb, oft auch der Wille, Gutes zu thun, und vor Allen die Unkenntniß der eigenen Unfähigkeit ist es, was den Unbegabten so oft zur Schriftstellerei führt.

In Bezug auf wissenschaftliche Ausbildung gilt Dasselbe, was über Mangel an Begabung gesagt wurde. Weil durch die Wissenschaft im Selbstforschen und Erlernen der angeborne Gesichtskreis auch des Begabtesten erhellet und erweitert wird, so verfällt der Unwissende, was er auch sonst sei, dem Lose des Unbegabten, und er bringt, wenn auch nicht ganz in derselben Weise, doch gewiß sehr ähnliche Früchte. Dieß zeigt sich auch an Solchen, welche mit bedeutender Geistesfülle die Felder zu erforschen vernachlässigen, die ihr eigenes Fach enthalten oder an dasselbe grenzen. Sie bringen in den positiven Fächern das Kindische, das schon Dagewesene oder gar das als irrthümlich schon wieder Weggelegte; in dem Künstlerischen aber, als Dichter, das Beschränkte, nur einer Zeit, einem Raume, einer Parthei oder gar nur einer kleinen Umgangsgesellschaft Angehörige und geben es als das Allgemeine, als das der ganzen Menschheit Einwohnende aus, wodurch sie zufällig aus dem Orte gerückt und anmaßend erscheinen. Dieses tritt in historischen Stoffen, wo die Objectivität gar so mahnend an die Thür pocht, besonders widerlich hervor. Oft haben Solche eine große Frische der Darstellung, eine gewisse in der Zeit eben gangbare poetische Sprache, oft auch eine Wärme und Raschheit des Gefühles, was sie vorübergehend für bedeutende Erscheinungen nehmen läßt, während der Menschenforscher in späteren Tagen ihr Pfund wohl anerkennen, aber doch dessen Unreife bedauern wird. — Wenn der Unbegabte

sich auszubilden vernachlässigt, so macht es in Hinsicht seiner Schriftstellerei wenig Unterschied, da er auch mit der Bildung wohl Besseres, aber nie Großes zu leisten im Stande wäre.

In Bezug auf Charakter ist es, wie bei der Begabung, ein menschliches Gesetz, daß der Gesinnungstüchtigste auch der Bescheidenste ist, ja die Bescheidenheit ist selber nur ein Bestandtheil der Gesinnungstüchtigkeit, so wie Milde stets ein Bestandtheil der Kraft ist. Wer sich so herausgebildet hat, daß er seine Leidenschaften beherrscht, ja daß er gar keine mehr hat, wer daher gegen sich strenge ist und einfach das Rechte thut, Der ist auch gegen Andere gerecht, er gibt ihnen den Raum ihrer Entwicklung und verfällt nicht sogleich in Ungeduld und Anmaßung, wenn sie auf diesem Wege noch weit hinter ihm sind. Wie seine Vernunft jede Störung seines sittlichen Ganges zurückgewiesen hätte, so stört er auch nun den des Andern nicht. Nicht so ist es mit der Leidenschaft. Ich nehme hier Leidenschaft als ein die andern Seelenkräfte überragendes Streben nach einem Sinnlichen. Sie strebt nach Thierischem, sei es die Erfüllung einer Körperempfindung (Wollust), sei es die Gewalt oder Alleingeltendmachung (Herrschsucht, Eifersucht, diese furchtbaren Geister der Menschheit, die sie leider mit dem Thiere, z. B. dem Hunde, gemein hat), und in diesem Streben aufgehalten, wird sie zum fanatischem Affecte, der blind gegen die Schranke stürmt; und weil das Angestrebte aber ein Vernunftwidriges ist, so gelten Vernunftgründe nichts dagegen, die Leidenschaft sträubt sich gegen sie als ein ihr fremdes Hemmniß und wird nur noch ungeduldiger und dringender. Wenn daher Anmaßung das rücksichtslose Geltendmachen der eigenen Eigenthümlichkeit ist, so ist die Leidenschaft das Anmaßendste, was es auf Erden gibt. Wie viel gibt es nun aber niedere Zwecke, die außer den unzähligen anderen durch die Schrift zu verfolgen sind, wäre es am Ende auch der kleinlichste unter allen,

der Neid. Daher ist, wie traurig es auch sei, eine nicht unergiebige Quelle schlechter Schriftsteller (eigentlich der unwürdigen) die Charakterlosigkeit oder gar unsittlicher Charakter d. h. ohnmächtige Hingabe an Leidenschaften. Diese Leidenschaften, vorzüglich wenn noch irgend eine andere allgemeine Verderbniß des Charakters als Grundlage da ist, treiben den Unglücklichen zur Schrift, wo er sein Streben ausgießt, und wo er seine vorschwebenden Befriedigungen zu erreichen hofft. Diese Schriftsteller, namentlich wenn sie anderweitige Begabungen haben, sind die gefährlichsten, und ihre Wirkung auf die Menschen ist die bedauerlichste; denn wie wenige Menschen gibt es, die, wie jener alte Römer, von sich sagen können: „sine ira et studio", und wenn die thierischen Momente mehr oder weniger in ihnen schlummern oder, was besser ist, unter der Herrschaft der Vernunft stehen, so werden sie durch solche Schriften erregt, rühren sich und wachsen über das Edle. Ja, nicht einmal unedle Menschen, aber solche, die ihrer Vernunft als sittlicher Gottheit nicht genug Beschäftigung geben können, suchen sogar jene Erregung, weil sie Abwechslung in ihr Leben bringt, sie suchen sie öfter und verlieren so nach und nach sich selbst und Das, was sie an sich zu lieben berechtigt waren. Diese Seite ist die traurige Schattenseite der Schriftstellerei, und es ist hier wieder wahr, was beinahe als ein Gesetz der Natur gelten könnte, daß, je himmlischer eine Himmelsgabe ist, desto furchtbarer ihr Mißbrauch sich rächt. Das ist es auch, was, freilich mit einer unterlaufenden Ungerechtigkeit, dem Schriftstellerstande überhaupt oft Mißachtung zuzieht. Bei Einigen ist es der bloße Erwerb, dem sie durch Schriftstellerei nachgehen, nicht die edle Begeisterung, Gutes zu wirken oder das hohe Bild der Schönheit darzustellen. Sie suchen daher, was den möglichst Vielen schmeichelt, damit sie den möglichst größten Absatz haben; sie rechnen auf

die Begierden und Leidenschaften der Menschen, auf Aufsehen machen, auf Neugierde, auf Modeansichten und Dergleichen. Sind sie sonst in der Darstellung und der sogenannten Mache geschickt, dann erreichen sie auch, wenigstens auf eine Zeit, ihren Zweck. Andere streben Ruhm an und verfallen gewöhnlich auf Popularität. Sie wirken meist durch die obigen Mittel. In Manchen ist nur die eigenthümliche Lebhaftigkeit der Leidenschaft überhaupt, die sie treibt. In dichtenden Menschen ist es zuweilen ein Uebergewicht der niederen Kräfte, das sie zu Schöpfungen verführt, während die höhere sittliche Abklärung und Ruhe fehlt, die erst dem Ganzen des Werkes die Weihe, die menschliche Rundung, die Erhebung und Versöhnung (selbst im tragischen Geschicke) gibt. Wenn daher das Untergeordnete in einem solchen Werke sehr gut gemacht ist, so daß es ein immer lebendigerer Leib ohne Seele wird, so sind wir bei der Lesung noch gepeinigter, als wenn die Mache schlecht wäre; denn wir finden uns in einer Welt, aber in einer unheimlichen, unverstandenen, in der das Gesetz nicht gilt, dem wir Alle unterworfen sind, das der Sitte. Wenn ganz andere Zwecke auftreten und unverhüllt verfolgt werden, dann wirken sie nicht so schlecht, als man meinen sollte; denn sie tragen ihre Verurtheilung, also ihr Gegengift, schon meistens in sich.

Nun zum Schlusse die Frage, wie sind die Unberufenen und Unwürdigen hintan zu halten? Durch keine materielle Schranke (ich rede hier von solchen Schriftstellern, die nicht in die Klasse des Verbrechens fallen), denn das Reich des Geistes ist ein heiteres und freies, daß in ihm eher der Mißbrauch sei, als die Fessel; aber durch sittliche Schranken, die die Erziehung, die eigene Ehre und die Scham vor fremder Mißachtung gibt. Suche der beginnende Schriftsteller seine Begabung ja recht zu erforschen, ehe er anfange, habe er die Bescheidenheit der Jugend, die bei der

Erfahrung des älteren Freundes um Rath fragt, aber auch dem Rathe folgt. Was ohne Anstrengung leicht und klar ist, was man nicht durch Forschen und Lernen erobert, sondern so neben dem Wege gefunden hat, Dem mißtraue der Schriftsteller, es zu predigen; es ist in den meisten Fällen das Gemeine, was Jeder ohnedem weiß, selbst die Wunder des Augenblicks, die im Dichten vorkommen, fallen nicht sofort vom Himmel, sondern setzen dessen Verklärung durch Begeisterung voraus. Ist der Schriftsteller bescheiden, und ist er mißtrauisch in seine Gaben, ist es ihm um die Sache heiliger Ernst, so wird er gewiß auch zu den Wissenschaften getrieben werden, die ihm Noth thun, und wird sie im tiefen Ernste erobern. Was Die anbelangt, die aus Mangel an Gesinnung unberufen sind, so mögen die Edlen und Großen zusammenstehen, sie mögen eine solche reine Haltung beobachten, daß auch der anmaßendste Unreine eine Art Schüchternheit vor ihnen habe, als sei er nicht ihres Gleichen; sie mögen sein, wie die wahre Frauenehre, die den Versucher immer siegreich von sich weis't, obwohl sie keine andere Waffe hat, als ihr einfaches Dasein.

Der Staat.

I.

Es dürfte nicht an der Unzeit sein, wenn wir für unsere Leser, die sich bisher weniger mit Staatsangelegenheiten befaßt haben, einige Grundzüge dieses Gegenstandes angeben.

Wenn ein Mensch ganz allein wäre, z. B. auf einer Insel im Meere, dürfte er mit den Gegenständen der Insel thun, was er wollte. Sobald aber ihrer Zwei sind, müssen sie sich in's Einvernehmen setzen, wie sie die Sachen verwenden wollen, weil Jeder das Recht hat, zu leben und seinen Geist und seine sittlichen Kräfte auszubilden. Je mehr Menschen also in einem Erdraume bei einander sind, desto nöthiger ist eine bestimmte Ordnung, welcher sie sich zu fügen haben, daß ein Jeder seine körperlichen Bedürfnisse befriedigen und seinen Geist ausbilden könne. Selbst wenn alle Menschen so gut wären, daß keinem je eine böse That einfiele, würde doch eine solche Ordnung nothwendig sein, weil sonst durch Unkenntniß, durch Mangel an Erfahrung oder durch Zufälle die Ernährung und Entwicklung der Volksmenge in Verwirrung gerathen könnte. Ist es ja bei der besten Ordnung nicht immer zu verhindern, daß nicht manchmal durch traurige Schicksale Unglück über das Volk komme. Daß in der geregeltesten Ordnung nicht Jeder Alles erreichen könne, was er wünscht, oder wozu er eine Be-

gierde hätte, und daß mancher Einzelne durch Unglücksfälle, durch eigenes Verschulden, durch schwache Kräfte oder andere Dinge in Noth gerathen könne, wird wohl jeder Vernünftige begreifen. Aber daß sich nur durch Ordnung und Eintheilung das allgemeine Beste der Menschheit entfalten könne, ist eben so gewiß. Die festbegründete Ordnung gibt jedem Einzelnen das Gefühl der Sicherheit, und in diesem Gefühle setzt er sich mit Andern in Verkehr, daß sie wechselweise durch Geschäfte Das bekommen, was Jeder braucht. Der Landmann bestellt seine Felder, weil er sie sicher weiß, er bringt die Früchte auf den Markt, weil er weiß, daß dort die Käufer sind. Der Handwerker arbeitet seine Erzeugnisse aus, weil sie viele Tausende von Menschen suchen. Je geordneter die Verhältnisse sind, desto mehr brauchen die Menschen, weil sie auch Verdienst haben, desto mehr kann der Handwerker hervorbringen, desto mehr kann er auch wieder Arbeiter beschäftigen. Der Kaufmann macht im Gefühle der Sicherheit Bestellungen in entfernten Ländern, er führt die Producte derselben herbei und sendet die unsrigen wieder dahin. Selbst die Wissenschaften und die Religion können nur im Bewußtsein der Ordnung und Sicherheit gedeihen. Wenn diese Ordnung durch irgend etwas gestört wird, und für den Einzelnen das Gefühl der Unsicherheit oder auch nur bloße Furcht eintritt, so sind die Folgen sogleich sehr traurig. Jeder hält mit Dem, was er sonst in den Verkehr bringen würde, zurück, er will abwarten, bis die Zeiten sich beruhigen. Der Landmann, wenn er nicht muß, behält seine Früchte daheim, wer ein baares Geld hat, versteckt es, weil er es nicht sicher anlegen kann, der Mangel an Umlauf des Geldes bringt den Kaufmann, den Wechsler und Andere in Verlegenheit oder zum Sturze und bereitet immer einer großen Zahl von Menschen Jammer und Verarmung. Man läßt in solchen

Zeiten nicht bauen, man schafft sich keine Geräthe an, man erspart, wo man kann, ja man wartet mit dem Nothwendigsten auf ruhigere Zeiten, daher der Handwerker und seine Arbeiter in Unthätigkeit und Noth kommen, und mit Diesen wieder alle Jene, die mit ihnen in Verbindung sind. Die Störung der Ordnung bringt also große Uebel in einem großen Umfange herbei und würde, wenn sie lange dauerte, die Menschheit gänzlich zu Grunde richten. Daher ist es eine alte Regel, daß man dort, wo man die eingeführte Ordnung umändern und verbessern will, nur allmählich verfahren müsse, daß sich die neuen Dinge leicht anschließen, und in keinem Augenblicke das Gefühl der Ordnung und Sicherheit wanke. So kann man über große Strecken der Aenderungen ungefährdet hinüber kommen. Daraus erhellt auch, daß es die heiligste Pflicht, ja die größte eines jeden Bürgers ist, daß er die Ordnung aufrecht zu erhalten strebe und Jedes auf das Sorgfältigste meide, wodurch sie gestört werden könnte. Er macht sonst Viele und darunter auch sich selbst unglücklich. Wenn sich bei einer bestehenden Ordnung durch viele Jahre Bedürfnisse zu einer Aenderung angehäuft haben und nicht erledigt wurden oder auf eine nicht entsprechende Weise, so geschieht es nicht selten, daß sie dann alle auf einmal unabweislich auftreten, und die ganze bisherige Ordnung plötzlich geändert wird. Dieses erzeugt natürlich im Augenblicke des Umsturzes das Gefühl der Unsicherheit, und manchmal auch noch lange nachher, bis nämlich die neue Ordnung fertig ist, und man sich in dieselbe hinein gelebt hat. Mit dem Gefühle der Unsicherheit beginnen alle Uebel, die davon abhängen. Es ist jedes Mal ein großes Unglück, wenn es in einer hergebrachten Ordnung dahin kömmt, daß man sie plötzlich ändern muß. Dieses Unglück liegt nicht nur in der Natur der Plötzlichkeit selber,

sondern wird auch durch die Natur des menschlichen Geistes vergrößert; denn ein Theil der Menschen will gar keine Aenderungen oder nur kleine; ein anderer will aber Alles und Jedes ändern. Beide dieser Partheien haben Mißtrauen gegen einander, erblicken in jedem Schritte geheime Plane oder spiegeln sich solche in Furcht und Besorgniß vor. Man schreitet da in der Erregung gegenseitig zu Maßregeln, und da sind schon in vergangenen Zeiten Thaten geschehen, bei deren Lesung oder Erzählung die menschliche Seele schaudert. Wenn daher in einer Ordnung eine plötzliche Aenderung nöthig geworden ist und sich eingestellt hat, *so soll man das Gefühl der Unsicherheit so kurz als möglich zu machen suchen.*

Dieß geschieht, wenn man zuerst deutlich den *allgemeinen Weg* aufstellt, in dem alles Andere liegt. Die mit diesem Wege Betrauten sollen ihn ehrlich und fest gehen, und die Andern Vertrauen haben. Die zwei Partheien sollen sich nähern, daß sie Beide sehen, daß sie nicht so schlimm seien, wie sie von einander gemeint haben. Wer Privatzwecke hat, lasse sie ruhen, denn sie liegen im Ganzen, und die ungestüme Verfolgung würde sie eher vereiteln, weil dadurch das Allgemeine in Gefahr kömmt. Die Ungeduldigen mögen erkennen, daß nicht Alles auf einmal geschehen könne, und daß sie durch gewaltsames Dringen das Gefühl der Unsicherheit vermehren und verlängern und dadurch gerade der Gegenparthei in die Hände arbeiten. Denn Alle, welche von ruhigen Gewerben und Geschäften leben, werden bei andauernder Besorgniß der Unsicherheit zur Verzweiflung gebracht und wünschen lieber die alte Ordnung, die sie doch selber abschaffen geholfen haben, zurück. Die Geschichte erzählt manche Beispiele, wie neue Ordnungen nicht nur wieder in die alten,

sondern in weit härtere zurückgefallen sind. Es gibt auch Solche, welche glauben, daß in der neuen Ordnung Alles erlaubt sei, Diese sollen bedenken, daß Das keine neue Ordnung, sondern ganz und gar keine wäre, und daß daher Alles, wodurch die Menschen ernährt und erhalten werden, zu Grunde gehen müsse, und ganz gewiß auch sie selber. Wenn bei plötzlichen Uebergängen Jeder gewissenhaft sieht, daß durch keine Aufregungen die Gesellschaft in Furcht komme, so erhält nach und nach die Volksmenge wieder ein Gefühl von Sicherheit, man beginnt mit dem Verkehre; Verdienst und Arbeit stellt sich ein, und es kommen die guten Wirkungen der Umänderung früher zum Vorscheine, als sonst. Unter dem Schirme der äußeren Ruhe können auch dann die gesetzmäßigen Aenderungen, die in dem allgemeinen Wege liegen, besser und sicherer zu Stande kommen. Die Geschichte erzählt uns auch Beispiele, daß es in Ländern so hergegangen sei, und daß sie sich bald in allen Zweigen des menschlichen Lebens gehoben haben.

Ich werde im Verlaufe dieser Schrift zu meinen theuren Mitbewohnern unseres schönen Vaterlandes von den Wegen sprechen, die das Menschengeschlecht seit vielen tausend Jahren abwechselnd eingeschlagen hat, um die Ordnung zu erhalten, und ich werde namentlich von den allgemeinen Wegen „Constitution und Preßfreiheit" reden, die bei uns in jüngster Zeit festgesetzt wurden, und in denen das Andere liegt, was man ansprechen kann, wenn wir es nur edel und geschickt zu entwickeln verstehen.

II.

Ich habe versprochen, die allgemeinen Wege darzulegen, die die Menschen in mehreren Jahrtausenden eingeschlagen haben, um in ihren Angelegenheiten die nöthige Ordnung herzustellen.

In dem Urstande der Menschen, wo sie erst anfangen, Kenntnisse zu sammeln und sittliche Begriffe zu bekommen, dann überhaupt, wo Menschen sehr dünne wohnen, gibt sich die Ordnung aus den natürlichen Banden der Verwandtschaft. Der Familienvater ordnet an, was in der Familie zu geschehen hat, und die Familie gehorcht. Jede Familie ist da ein Staat. Diese Ordnung hat viele Gefahren. Wenn ein Erdraum dichter bevölkert wird, und die Familien sich näher sind, entwickelt sich unter ihnen Streit, die Familien bekriegen sich, und die Sicherheit ist zerstört. Daher hat man Bündnisse geschlossen, wo mehrere Familien sich zu einem mächtigeren Ganzen zusammenthaten, um Angriffe leichter hintan zu halten. Gewöhnlich schlossen sich Familien von einer gemeinschaftlichen Abstammung, also von gleicher Sprache und gleichen Sitten zusammen. Die Oberleitung führte meistens das Haupt der angesehensten oder mächtigsten Familien. Man nennt eine solche Vereinigung von Menschen gleicher Sprache und gleicher Sitten *ein Volk oder eine Nation*, und ihre oben angegebene Einrichtung eine *väterliche* (*patriarchalische*) *Regierung*. Ein solches Volk und eine solche Regierung zusammen machen den *väterlichen Staat* aus. Die Anordnungen des Oberhauptes werden, ohne weiter zu fragen, befolgt, so wie das Oberhaupt sie aus eigenem gut gemeinten Ermessen gibt. Daher heißt ein solcher Staat auch ein *unbeschränkter oder absoluter*. Wenn sich das Oberhaupt auch Räthe oder was immer für Gehilfen beigesellt, so haben diese doch keine beschränkende Gewalt, und der Wille des Oberhauptes bleibt die Richtschnur, an die sich die Handlungen der Untergebenen zu halten haben. Man nennt die Art und Weise, nach der etwas zu geschehen hat, *ein Gesetz*. Im absoluten Staate gibt also nur der Wille des Oberhauptes

die Gesetze. Dieser Staat hat bei einer gewissen Bildungsstufe des Volkes große Vortheile. So lange die Unterthanen nicht geschickt genug in Leitung von Angelegenheiten sind und mit großem Vertrauen zu Dem aufblicken, der sie zu leiten versteht, so lange das Oberhaupt weise und gut genug ist, die Angelegenheiten richtig und zum Wohle des Allgemeinen zu lenken: so lange kann es kaum einen besseren und einfacheren Staat geben. Allein diese Verhältnisse bleiben nicht so, wenn sie auch einmal da waren, und es kommen dann für den absoluten Staat große Gefahren. Sie liegen in der Natur des menschlichen Geistes und Herzens. So lange das Oberhaupt den meisten Staatsgliedern noch an Verwandtschaft näher steht und die natürliche Liebe hegt, sorgt es auch mit bester Meinung für ihr Glück, aber wenn der Staat groß ist, und das Oberhaupt die wenigsten Glieder kennt, so ist es ihnen auch fremd und hat keine andere Triebfeder, als die Pflicht. Nun aber kommen zu dem Regenten viele Menschen, die von ihm Vortheile erwarten, auch viele, die Gutes wirken wollen, Alle geben sie ihm Rathschläge, geradezu oder verdeckt, und die Meisten schmeicheln seiner Macht. So kann es kommen, daß er den Zweck aus den Augen verliert und den Staat als sein Eigenthum ansieht, aus dem er so viel Nutzen als möglich ziehen will. Selbst wenn er Dieß nicht thut, sondern aufrichtig das Beste Aller anstrebt, so ist es oft nicht möglich, sich genau von der Lage der Dinge im Staate zu unterrichten, da die Räthe oft diese Lage unrecht berichten oder sie selber nicht genugsam in Erfahrung bringen können. Hieraus fließen nun Gesetze, welche Staatsgliedern nicht nur keinen Nutzen, sondern Schaden bringen müssen. Sind die Unterthanen noch nicht geschickt genug, Einsicht in die Staatsdinge zu haben, so gehen sie nach und nach bloß der Verkümmerung ihrer

Angelegenheiten entgegen; haben sie aber bereits die Fähigkeit, Staatsdinge zu beurtheilen, so tritt zum Bewußtsein der Verkümmerung auch noch der geistige Schmerz und Zorn hinzu, daß es so ist, wie es ist, und die Staatsglieder fühlen sich unglücklich. Wann das Volk einen bedeutenden Grad von Geistesbildung erlangt hat, so ist diese geistige Entrüstung über Mißstände schmerzlicher empfindlich, als materielle Uebel, die man bei geistiger Zufriedenheit auf die eine oder andere Weise leichter erträgt. — Hiezu kommt noch, daß oft durch Eroberung oder andere Umstände unberechtigte Menschen an die oberste Spitze kommen und hauptsächlich, wenn sie des Besitzes nicht sicher sind, die kurze Zeit zur Befriedigung ihrer Absichten benützen und den Staat aussaugen und drücken. Auch ist es ersichtlich, daß in absoluten Staaten von der Weisheit und Güte des Regenten und von der Geschicklichkeit, seine Räthe zu wählen, nicht nur Vieles, sondern Alles und Jedes abhängt.

Um nun diesen Gefahren, welche sich früh oder spät in solchen Anordnungen der Menschen einfanden, zu begegnen, ist man auf verschiedene Mittel verfallen. Man hat gesagt: „Laßt uns den Regenten selber wählen, daß wir den tüchtigsten und besten bekommen, nicht aber den zunächst gelegenen, aus einer mächtigen oder reichen Familie.“ Es hat beim ersten Anblicke den Anschein, daß Dieß wirklich das beste Mittel ist, den Mann der größten Tauglichkeit und des allgemeinen Vertrauens an die Spitze zu bringen. Als sie aber zur Wahl schritten, sahen sie, daß sie meistens nicht den rechten Mann gewählt und außerdem noch große Uebel herbeigeführt hatten. Die Wahl ergab darum nicht den rechten Mann, weil Viele der Wähler nicht die Kenntnisse besaßen, den tüchtigen und gutgesinnten Mann heraus zu finden, weil Andere sich durch Worte und Vorstellungen

einen Mann einreden ließen, weil wieder Andere durch Geld oder sonstige Zumuthungen von Mächtigen sich bestimmen ließen, und weil endlich ein Theil schon vor der Wahl mit dem künftigen Herrscher über Bedingungen übereinkam (Wahlcapitulation), die er dann, wenn er gewählt wurde, zu ihren Gunsten erfüllen mußte. So bekam man einen schwachen Regenten, der von einer Parthei abhing, der schon von vornherein die nöthigen Schritte für den Staat nicht thun konnte, und der, weil nach ihm leicht eine andere Familie zur Regierung kommen mochte, am leichtesten versucht wurde, den Staat nur zu seiner Bereicherung und zur Vergrößerung seiner Hausmacht zu benützen. Manche Wahlkönige, die viel Gutes gewirkt hatten, hätten noch mehr wirken können, wenn sie nicht auf allen Seiten durch Bande und durch Rücksichten auf ihre Wähler beengt gewesen wären. Viele Wahlkönige aber konnten wegen der Macht und Störrigkeit ihrer Wähler durch ihr ganzes Leben lang nichts Erhebliches leisten. Ja, manchmal suchten mächtige Wähler absichtlich ein schwaches Oberhaupt an die Spitze zu bringen, damit sie, wenn sie schon nicht in Person regiren konnten, doch auf andere Weise desto beliebiger zu schalten und walten vermöchten. Große Uebel aber stellten sich ein, da die Wahl bereits mehrere Male vorkam; denn jedesmal wurde sie von einem Schwanken und Erschüttern des ganzen Staatsgebäudes begleitet. Jeder, der Aussicht zum Throne zu haben vermeinte, setzte Alles in Bewegung, um sich Anhänger und Wähler zu verschaffen, da sich nun die Bestrebungen Vieler entgegenstanden, suchten sie einander zu überbieten und zu besiegen, und so geschah eine Aufregung der Leidenschaften durch Gewalt, durch Drohung, durch Schmeichelei, durch Bestechung, welche nicht selten zu Blutvergießen, gewiß aber immer zum Stillstand aller Staats-

sicherheiten führten. Daher nahmen die Menschen lieber zur Erbfolge ihre Zuflucht, d. h. sie bestimmten, daß nach einer festgesetzten Regel der Thron vererbt werden solle. Gewöhnlich wurde der erstgeborne Sohn des Regenten sein Nachfolger, im Falle kein Sohn da war, ging die Regierung auf die nächsten Seitenverwandten und deren Abstammung über. In vielen Staaten konnten sogar Weiber folgen. Es tritt wohl hier der Mißstand ein, daß sich nicht Kraft, Weisheit und Regententugend vererben lasse, wie andere Güter, daß daher auf einen großen, kraftvollen, tüchtigen Vater ein schwacher und wenig begabter Sohn folgen konnte; allein die Menschen ließen sich diese Uebel viel lieber gefallen, als die eines Wahlreiches, wo bei einem Thronwechsel nicht untergeordnete Güter, sondern allemal gleich das ganze Land in Gefahr kam.

Ein anderes Mittel, die Gefahren der Alleinherrschaft (Monarchie) zu vermeiden, lag in der Republik. Die Menschen sagten: „Laßt uns ohne einen Herrscher unsere Angelegenheiten selber abthun." Sie hatten hierin verschiedene Arten. Entweder kamen Alle zusammen, berathschlagten über ihre Verhältnisse und machten durch Mehrheit der Stimmen einen Beschluß, welchen Beauftragte, ebenfalls durch Stimmenmehrheit gewählt, in Vollziehung setzen mußten. Diese Art zeigte sich bald als die allerunbrauchbarste. Weil Alle zusammen kamen, so kamen auch die Unverständigen, die Unwissenden und die Schlechten, und diese drei Klassen zusammen machten oft die Mehrzahl. Wer nicht tüchtig genug war, konnte die Sache nicht in ihrer Ganzheit fassen, er verfiel nur auf ein einzelnes Merkmal (Symptom) und verfocht mit der Heftigkeit, welche beschränkten Menschen eigen zu sein pflegt, weil sie nur Weniges und nur das Nächste sehen, seine Ansicht über das Merkmal. So zersplitterte sich die Sache in ihre

Theile, und kein noch so gut durchgeführter Theil konnte die Sache selber retten. Im Abstimmen überschrieen und übertobten sie einander, und wenn das endliche Ziel heraus kam, war es ein anderes, als das man angestrebt hatte. Wurden nun solche Dinge durchgeführt, so zeigten sie sich überall unzulänglich, der Staat kam in Gefahr, die Schwankungen wurden größer, und der verzagte Pöbel schrie nun nach einem Manne, der sein Vertrauen hatte, und der helfen könne. Der Mann wurde mit unbedingter Vollmacht bekleidet und rettete gewöhnlich auch den Staat — aber in seiner unbedingten Vollmacht, die ihm nicht selten bis zum Lebensende blieb, war er ja ein König, wenn er auch den Namen nicht hatte. Zuweilen thaten sich Männer hervor, welche die rathlose und zersplitterte Menge durch ihr Wort leiteten, große Redner, welche die Meinung, die dem Ganzen Noth that, als Meinung jedes Einzelnen zu erzeugen verstanden und in der Abstimmung den Beschluß hervorbrachten, den sie als den tauglichsten erkannt hatten. Solche Männer waren auch Könige und regirten oft ihr Leben lang, wenn auch das Volk meinte, sie hätten gar kein Amt inne. Ein großes Uebel entstand in solchen Staaten, wenn die Mehrzahl der Mitglieder unsittlich war; denn dann verfolgten die Einzelnen in den Abstimmungen ihre eigenen habsüchtigen Zwecke, und dem Ganzen konnte nie Heil werden, was gerade in einer verderbten Gesellschaft um so nothwendiger war. Wenn jeder Einzelne verständig, weise und gut ist, dann ist diese Regierungsart eine der besten, aber dann ist überhaupt *jede* leicht eine der besten. Noch ein Uebel stellt sich ein, wenn der Staat groß ist, und die Stimmenden eine bedeutende Menge ausmachen; denn dann wird die Leitung der Berathschlagungen immer schwieriger und ist endlich bei einem gewissen Anwachsen der Menge gar nicht mehr möglich. Es geschah daher fast überall in

der Welt, wo solche Staatsformen entstanden, daß sie meistens in Königtümer *ohne* Namen und dann *mit* Namen übergingen. Ja sogar, es ist nichts leichter, als daß aus absoluten Volksregierungen (Demokratien) absolute Monarchien entstehen; denn wenn Einer sich zum Lieblinge des Volkes zu machen weiß und geschickt seinen Vortheil versteht, so muthet ihm das Volk in seinem Vertrauen Alles zu, es überträgt ihm Alles, legt alle Gewalt auf ihn, alle Angelegenheiten, alle Ehren, freut sich hiebei seines Helden und hat einen König, ehe es Dieß selber weiß. Wenn es die Sache inne wird, ist rückgehen meistens zu spät; denn der Mann hat Anhang und Macht gewonnen und behauptet sich als Herrscher. Die Geschichte erzählt Beispiele, wie Völker gerade um ihre unbändigste Freiheit durch einige wenige Künste gebracht worden sind.

Man hat, um solche Uebel zu vermeiden, die Republiken auch anders gemacht. Man ließ nicht alle Staatsglieder an der Regierung Theil nehmen, sondern man wollte die *Besten* (was im Griechischen Aristoi heißt) dazu verwenden. Ein solcher Staat hieß dann eine *Aristokratie*. Diese Regierungsart wäre gewiß eine der vorzüglichsten, wo nicht die allervorzüglichste, wenn sie nicht an zwei Unmöglichkeiten scheiterte und nach dem Zeugnisse der Geschichte auch immer gescheitert ist; nämlich an der *Unmöglichkeit, die Besten zu finden und sie fortdauernd als solche zu erhalten*. Ist es schon sehr schwer, einen *Einzigen* als König zu wählen, der der Tauglichste sei, so ist es noch unendlich schwerer, *Viele* zu bestimmen, welche am besten die Regierung führen sollen. Wollte man sie wählen, so würden all die Unruhen, wie bei Wahlkönigen, nur noch verworrener und stürmischer kommen, daher man andere Bedingungen festgesetzt hat, aus denen sie ein für allemal zu erkennen

seien: nämlich bestimmte Abstammung, Möglichkeit der Bildung, Vermögen, Stand, Ansehen und Dergleichen. Aber alle diese Bedingungen brachten nicht die volle Gewähr, daß man die Besten habe, sondern nur die Angesehensten, Mächtigsten, Reichsten. Aber auch gesetzt, daß sie die Besten gewesen wären, so blieben sie es nicht; denn da auf solche Weise die Regierung bleibend bei einigen wenigen Familien war, so konnte es nicht fehlen, daß sich diese unter sich zu stärken versuchten, daß sie die Regierung zu ihrem Vortheile gebrauchten und nicht leicht eine neue Familie in sich aufkommen ließen; wodurch die Andern wieder gereizt und eifersüchtig wurden und Verschwörungen spannen, was wieder zur Folge hatte, daß die Machthaber sich desto strenger benahmen. Die Geschichte erzählt Beispiele von solchen Republiken, wo ein solcher Druck herrschte, wie es je in den völligsten Despotien der Fall gewesen sein konnte.

Man stellte Republiken in neuerer Zeit auch so zusammen, daß die gesetzgebenden und die vorzüglichsten vollziehenden Gewalten auf bestimmte Zeiten gewählt wurden, und daß man die Art der Wahl in einem reiflich erwogenen Gesetze feststellte. Diese Republik hat bei Weitem größere Vorzüge, als die beiden früheren. Daß sie aber je nach der Wahlart bald zur Demokratie, bald zur Aristokratie hinneigen könne, begreift sich.

Daß die Republiken in ihrer äußeren Oberfläche unruhiger sein müssen, als die Monarchien, liegt in der Natur der Sache, indem da abwechselnd viele Menschen an der Regierung betheiligt sind, und namentlich auch die oberste Leitung gewählt werden muß. Eine andere Thatsache steht auch bei Republiken fest, in deren Gründe wir hier nicht näher eingehen können, nämlich daß sie überall, wo man sie bis jetzt in der Geschichte durch längere Zeit beobachten

konnte, eine größere Kriegs- und Ländersucht entwickelten, als Monarchien.

In neuer Zeit hat man auch, um die Gefahren der absoluten Monarchie und der Republik, namentlich in Ländern, deren Lage, Sitten und bisherige Gewohnheiten der letzteren ungünstig waren, zu umgehen, einen anderen Weg eingeschlagen, man behielt nämlich die Monarchie, beschränkte sie aber durch eine sogenannte Constitution. Ich werde davon in meinem nächsten Aufsatze sprechen.

[Die Fahnenweihe der Linzer Nationalgarde.]

Oesterreich. Linz, 19. Jun. Wir feierten gestern in unserer Stadt ein schönes Fest. Es wurden nämlich drei Fahnen für die Nationalgarde geweiht und von ihr in Empfang genommen. Der Platz der in einer so reizenden Gegend liegenden Stadt Linz war auf das Festlichste geschmückt, ein Altar war auf seiner Mitte errichtet, zu beiden Seiten desselben stand ein freundlicher Säulenbau, von den meisten Häusern wehte die deutsche Fahne, und alle Fenster waren mit Teppichen geziert. Der sehr schöne Tag und die glänzende Sonne verherrlichten das Fest. Von einer sehr zahlreichen Zuschauermenge umstanden, bildete die Nationalgarde ein Viereck, innerhalb dessen die heilige Handlung von dem Bischof und vielen Priestern verrichtet wurde. Als Dieß vorüber war, und die Zeugen sich eingetragen hatten, wurden die Fahnen dem Wehrkörper übergeben und, während die Geistlichkeit unter Glockengeläute sich wieder in die Pfarrkirche entfernte, in den Lüften entfaltet. Von einer glänzten die deutschen Farben hernieder. Als man die Volkshymne spielte, wurde dem Kaiser, dem man wohl mit mehr Recht den Namen des Guten beilegen könnte, als mancher Herrscher seinen schimmernden Beinamen trägt, von allen Anwesenden ein wiederholtes, von Herzen kommendes Lebehoch gebracht. Zuletzt zog die Nationalgarde unter dem Gruße aller Beiwohnenden und unter dem freund-

lichen Wehen der Tücher der Frauen in Zügen vorüber. Ihre Haltung ist in Bezug der kurzen Uebungszeit musterhaft zu nennen. Das ganze Fest hatte etwas so religiös Erhebendes und Feierliches, daß ich nicht umhin konnte, Ihnen davon zu berichten. Diese Würde und dieser Ernst, den Nationalgarden und Zuschauer behaupteten, däuchte mir sehr am Platze, weil eine schwere, wohl zu behandelnde Zeit über uns hängt, und weil unsere Brüder in den heißen Schlachtfeldern Italiens ihr Leben täglichen Beschwerden und täglicher Todesgefahr mit solcher Entschiedenheit entgegen tragen, daß wir trotz der vielen Arbeit, die wir zu Hause haben, alle Tage mit Liebe und Anerkennung ihrer denken sollen. Möchte in den Angelegenheiten unsers Vaterlandes eben so Weisheit, Rath, Besonnenheit, reifliches Ueberlegen und Selbstbezwingung am Platze sein und fortdauernd herrschen, als bei diesem kleinen, aber nicht bedeutungslosen Feste die Empfindung der Würde und Feierlichkeit des Augenblicks in allen Herzen der Bewohner der schönen Hauptstadt des Landes ob der Enns zu erkennen war.

[Der Empfang des Erzherzogs Johann in Linz.]

Oesterreich. Linz, 17. Jul. Heute gegen 8 Uhr Morgens kam der Erzherzog-Reichsverweser auf seinem Wege von Frankfurt nach Wien, wohin er zur Eröffnung des Reichstags geht, in unserer Stadt an. Er wurde schon gestern Abends erwartet. Zweihundert weißgekleidete Mädchen, mit dem deutschen Bande um die Schultern und mit Blumen in den Locken und an der Brust, standen am Landungsplatze des Regensburger Dampfschiffes, um ihn zu empfangen. In Mitte dieser festlichen Kinderschaar standen Offiziere, Staatsdiener und Bürger, um den Erwarteten zu begrüßen, und längs des Gestades war die Bürgerwehr aufgestellt, umgeben von einer Menge Volks, welches dem Feste beiwohnen wollte. Das ankommende Schiff brachte aber die Nachricht, daß der Erwartete erst am nächsten Morgen eintreffen werde. Viele Freude war vereitelt; denn die Stadt, der Hauptort jenes Landes, in welchem ein großer Theil der Berge liegt, die unser Erzherzog so liebt, hat einen doppelten Antheil an dem Manne: erstens als deutschem Reichsverweser, welchen Antheil sie mit allen deutschen Städten und Ländern theilt, und zweitens als Mann ihrer Berge, welchen sie nur allein mit den freundlichen angrenzenden Gebieten besitzt. Fünfhundert Fackeln waren in Bereitschaft, um ihm einen Festzug und ein

Lied darzubringen, und in allen Häusern wurde gerüstet, um feierlich zu beleuchten. Aber es mußte stumm und dunkel bleiben. Heute Morgen wurde er in derselben Art, wie gestern, erwartet. Unter dem heiter glänzenden Himmel flog endlich das Dampfboot mit vielen Flaggen geziert die Donau herunter. Als der Erzherzog auf dem Verdeck erblickt ward, tönte ihm ein tausendstimmiges Hoch zu. Als er die Treppe des Landungsplatzes betrat, empfingen ihn die Mädchen. Eines reichte ihm einen Blumenstrauß, ein anderes auf silbernem Teller in einem geschnitzten Holzbecher einen Labetrunk dar, den er freundlich annahm. In Bezug auf diesen Becher muß ich erwähnen, daß er erst in neuester Zeit von einem jungen Mann, Johann Rint, den sein eigener Hang zu Arbeiten dieser Art hintrieb, geschnitten wurde, und daß es nicht etwa eine gewöhnliche Holzschneiderei, sondern im wahren Sinne ein Kunstwerk ist. Er mahnt durch den gothischen Styl und den Fleiß an die so schönen Werke des Mittelalters. Die Bürgerwehr von Linz und Urfahr, durch die Bewunderung dieser Arbeit angeleitet, erwarb den Becher, um ihn dem Erzherzog zum Geschenk zu reichen. Darum sind auch um den Rand des Untersatzes die Worte eingegraben: „Dem deutschen Reichsverweser von der Nationalgarde zu Linz und Urfahr. Am 17. Jul. 1848.“ Das Mädchen sprach bei der Ueberreichung des Bechers ungefähr folgende Worte: „Deutsche Frauen und Jungfrauen können bei dieser ernsten Zeit nichts Hervorragendes thun, aber sie bitten und flehen zu Gott, daß er das Werk gelingen lasse, und daß er den Mann, der sich ihm nun zuwendet, mit langem Leben, mit Kraft und mit Gesundheit ausrüste. Sie bitten, daß er von ihnen zum Willkomm als deutscher Reichsverweser in deutschem Becher einen deutschen Trunk annehme.“ Dieß that der Erzherzog und

trank Allen zum Willkomm zu. Hierauf wurde er unter dem Vortritt der Mädchen und gefolgt von all den Empfangnehmenden und Theilhabenden, unter dem Spiele des Volksliedes, unter jubelndem Lebehochruf, unter unaufhörlichem Schwenken der Tücher und unter dem Donner des Geschützes von dem Regensburger Schiffe bis zu dem von Wien begleitet. Auf dem Verdecke desselben sprach er zu den Anwesenden, dankte für den Empfang, erkundigte sich nach manchem Manne und drückte, als man auf sein neues Amt hinwies, seinen redlichsten Willen und seine ernsteste Absicht aus, zu arbeiten, was er nur könne. Hier wurde ihm auch der Becher, den er früher wieder auf den Teller gestellt hatte, von der Bürgerwehr als Geschenk übergeben, das er mit Freude und mit Anerkennung annahm und gut zu verwahren befahl. Wir wünschen dem Künstler, der die zarten Rebengewinde nur für sich geschnitten hatte, Glück, daß sein Werk in solche Hände kam, und daß es durch den Moment der Zeit historische Bedeutung gewinnt; wir wünschen auch der Linzer und Urfahrer Bürgerwehr Glück zu dem Gedanken, das Kunstwerk für diesen Zweck erworben zu haben; denn die Kunst, bisher nur Eigenthum und leider auch oft nur Magd von Privatleuten, soll nun Eigenthum von Körperschaften, und wir hoffen es zu Gott, von der deutschen Nation werden. Als das Schiff in Bereitschaft war, verabschiedete sich der Erzherzog von der Begleitung; diese zog sich zurück, und der Dampfer seine Geschütze lösend, mit Flaggen bedeckt, wendete sich in einem zierlichen Bogen von der Zuschauermenge, welche Lebewohl nachrief, in den Donaustrom hinaus und flog mit seiner wirbelnden Rauchsäule in der Richtung nach Wien zu. Das Fest, ein durchaus würdiges und schönes, war von der ganzen Menge, Das sah man deutlich, in seiner Wesenheit empfunden. Der Schreiber dieser Zeilen,

ein Mann in reifen Jahren und bedeutungslosen Festgepränge von Herzen abhold, war in seinem Innersten erschüttert und konnte sich der Thränen kaum erwehren, wenn er bedachte, wie viel hier auf einem Manne ruhe, welches Zutrauen ihm entgegen komme, und wie viel Segensreiches in der Zukunft liegen könne oder auch Unglückliches. In diesem Sinne ist es auch, daß er das Fest für sehr bedeutend in der Zeit ansieht, und daß er die Beschreibung desselben zur Verbreitung im deutschen Vaterlande in die Spalten Ihres Blattes sendet.

Nekrolog.

(Alois Kaindl, Lederfabrikant in Linz.)

Am 10. November dieses Jahres starb in Linz ein Mann, der eine Zierde und ein Beispiel dieser Stadt, der Bürgerschaft, und man kann unbedenklich sagen, der Menschheit war. Alois Kaindl, Lederfabrikant, 64 Jahre alt, vertauschte an diesem Tage, Nachmittags um halb 4 Uhr, das Zeitliche mit dem Ewigen. Der Schreiber dieser Zeilen, obwohl an Jahren jünger und an Güte diesem Manne nicht gleich, erfreute sich dennoch seiner Achtung und Liebe und möchte ihm deßhalb gerne diese Zeilen, gleichsam wie eine Blume, wie einen Zoll seiner Verehrung, auf das Grab niederlegen.

Alois Kaindl baute im Jahre 1816 sein auf dem untern Graben stehendes Haus, bezog es im Jahre 1817 und waltete darinnen bis zum Jahre 1847, wo er das Geschäft, wegen Ueberhandnahme seiner Krankheit, eines Herzklappenfehlers, an seine beiden Söhne abgab.

Im Zeitraume dieser 30 Jahre betrieb er sein bürgerliches Gewerbe mit der Umsicht und Sorgsamkeit, die den guten Hausvater und den rechtlichen Bürger bezeichnet. Aber so groß auch der Vorzug in unseren Zeiten ist, durch sein Leben hindurch sein Geschäft rechtlich und ehrenvoll geführt zu haben, so theilte er doch diesen Vorzug, wir wollen es hoffen, mit Vielen: aber mit Wenigen

mochte er einen andern Vorzug theilen, nämlich den der Vortrefflichkeit seines Charakters. Hierin kann er Vielen, Vielen von uns als Muster vorleuchten. Wie freundlich und achtungsvoll er einem Jeden begegnete, der mit ihm in Berührung kam, wissen Alle, die je mit ihm auch nur einige Augenblicke zu verkehren hatten. Wie unbedeutend auch der Mensch war, der mit ihm redete oder von ihm etwas erbat, er behandelte ihn doch mit Achtung und Zuvorkommenheit, ja er that hierin immer eher zu viel, als zu wenig. In seinem Hauswesen und in seiner Erscheinung war er sehr einfach, er hätte sich geschämt, Prunk oder Aufsehen zu zeigen. Er war fast immer im Grenzbezirke seines Hauses und liebte es, wenn ihn alle seine Leute „Herr Vater" nannten. Hierin war er der Bürgersmann der alten Zeit, die leider! immer mehr zu entschwinden beginnt. Was aber die Blüthe und der Gipfelpunkt dieses Mannes war, war sein unerschütterlicher Edelmuth und die unbeschreiblich tiefe Güte seines Herzens. Er übte die Tugend unscheinbar und beharrlich, als Bedürfniß seines Wesens. Er liebte alle seine Leute, selbst den Geringsten, sorgte fast mit Aengstlichkeit für sie, und wenn Einer krank war, besuchte er ihn oft in der Nacht noch, sprach ihm zu und reichte ihm Arznei. So war er auch für alle Fremden. Er war hülfreich und hingebend. Wie Viele mag er beschenkt haben, wie Viele tröstete er, wie Vielen gab er Rath; denn auch in der Erfahrung des Lebens und selbst in mancher Wissenschaft war er bewandert, obwohl er diese Dinge sorgfältig verbarg. Wenn es sich um Rechte handelte, die er eintreiben konnte, so verzichtete er lieber darauf, sobald er dem Andern zu wehe thun sollte oder gar Gefahr lief, daß derselbe in der Folge unehrlich würde. Es war überhaupt der Faden, der sich durch sein ganzes Leben zog, daß Jeder ehrlich

und rechtschaffen sein möchte. Bis zum Jahre 1837 unterstützte ihn in seinen Handlungen eine Gattin, über deren ungewöhnliche, sowohl häusliche, als sittliche Vortrefflichkeit jetzt noch nach eilf Jahren nur eine Stimme der Anerkennung herrscht. Wie sehr er sie geliebt hatte, geht aus dem Umstande hervor, daß ihn bei ihrer Todeskrankheit einmal Einer seiner Leute vor Tagesanbruch in dem Garten knieen und mit aufgehobenen Händen Gott um das Leben seiner Gattin bitten sah. Aber sie starb. Er ehrte sie durch fortgesetztes Witwerthum, durch Erziehung der Kinder und dadurch, daß er manche ihrer Pflichten in Wohlthun und Pflege übernahm. Die Tage vor seinem Tode, in denen er völlig klaren und ruhigen Geistes war, bat er Alle um Verzeihung, denen er nie etwas Anderes, als Liebes und Gutes, gethan hatte. Wie leicht ihm bei seiner tiefen Religiosität das Gewissen gewesen sein muß, beweis't die freundliche Miene, mit der er im Tode da lag, wie er sie im Leben gehabt hatte, ja, sie wurde am zweiten Tage noch freundlicher und leutseliger. Diesem Manne wird die Erde leicht sein, und wenn er Fehler gehabt hat, so werden sie in dem Buche des Himmels nicht aufgeschrieben sein.

Macht in Amt und Würde, Größe und Ansehen durch Geburt, ja selbst die glänzendsten Begabungen und Talente sind nichts und verschwinden gegen das einzig Große, was der Mensch zu erreichen vermag: die Rechtschaffenheit und Schönheit des Charakters; der Verstorbene hatte sie; darum werden Alle, denen er in der Erinnerung lebt, begreifen, daß ein Freund sein Andenken bei seinen Mitbürgern erneuen und ihm diese warmen Worte über das Grab nachsenden will.

Wien, im November 1848.

[Wiener Stimmungsbild.]

Oesterreich. Wien, 5. Jan. Ich bin nach einer 8monatlichen Abwesenheit wieder hieher zurückgekehrt, um mich ein wenig über die hiesige Stimmung und das politische Leben Wiens in seiner neuen Entwicklungsepoche zu unterrichten. Wenn Jemand, der Wien in der größten Aufregung verlassen hat, nun nach längerer Abwesenheit die Stadt wieder sieht, so hat ihr äußerer Zustand den Anblick der größten Ruhe; denn daß Patrouillen gehen, daß Kanonen an manchen Stellen der Basteien stehen, kann doch wohl nur Diejenigen beunruhigen, die vor solchen äußeren Zeichen den innern Zusammenhang und die Größe der Verhältnisse nicht zu sehen vermögen. Aber im Innern der Gemüther ist eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Ich habe viele der menschlichen Freiheit und der menschlichen Entwicklung von Vernunft und Sitte aufrichtig zugethane Menschen gesprochen. Ich habe ihr Urtheil gesucht, weil ich sie als aufgeklärte, gebildete und gemäßigte Menschen kannte, die einer menschlichen Anständigkeit und einem ordnungsmäßigen Verstande folgten. Alle diese waren vor dem März von der innigsten Ueberzeugung ausgegangen, daß unser Volk mündig sei, daß es in praktischen Dingen einen sichern Blick habe, und daß es unverzeihlich sei, wenn man ihm nicht den größten Theil der Verwaltung seiner Angelegenheiten in die Hand gebe. Nun,

nachdem fast zehn Monate vergangen sind, sprechen sie die betrübende Ueberzeugung aus, daß das Volk im Allgemeinen den Beweis geliefert hat, daß es unmündig sei, daß es der Verantwortlichkeit ungehemmtester Selbstregierung nicht gewachsen sei, daß es Freiheit und Despotie im eigenen Innern nicht unterscheiden könne, daß es jeder Verführung bloß liege, und daß es als Opfer seiner eigenen Leidenschaften nur Stürme und Verwirrung herbeizuführen vermöge. Es ist daher eine Ordnung und eine Regierung nur möglich, wenn ein strenges und strenge durchgeführtes Preßgesetz, wenn ein Nationalgardengesetz, ein tüchtiges Associationsgesetz, und wenn wohlgeordnete Gemeindegesetze bestehen. Wenn diese Ansicht richtig ist, dann ist es auch der Satz, daß es keine absolute Freiheit gibt, sondern nur eine der jedesmaligen sittlichen Entwicklung entsprechende, und daß es die heiligste Pflicht des menschlichen Geschlechtes, namentlich seiner Regierungen ist, diese sittliche Entwicklung immer mehr zu erweitern und daher unser Geschlecht jener Freiheit entgegen zu führen, die ihm im höchsten Gipfel seiner Vollendung gebührt. Daß es auch Solche gibt, die nur in der allergrößten Strenge, gleichsam in einem ewigen Belagerungszustande, das Heil sehen, und daß andererseits Manche wieder in jeglicher Ungebundenheit ihr Ideal erblicken, ist begreiflich, aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich den obigen Ausdruck als den der größten Mehrheit und der größten Bildung bezeichne. Der Belagerungszustand ist so mild, daß man sich nicht dadurch berührt fühlt, im gewöhnlichen Leben gewiß nicht. Das Geschäftsleben hob sich sogar bedeutend, und wenn die Maßregel zur Hintanhaltung jener Erschütterungen und jener Tyrannei, die den Staat an den Rand des Abgrunds zu bringen drohte, angeordnet und ausreichend ist, so mögen manche Unannehmlichkeiten, die dieser Zustand bringt, hingenommen

werden; ganz unerträglich werden ihn nur Jene finden, deren Treiben eben dadurch beendigt werden sollte. Die Ministerien sind sehr thätig, man bereitet die organischen Gesetze, deren ich oben gedachte, vor, und sie werden gewiß von guter Wirkung sein; nur sollte, meine ich, das Ministerium das Volk immer in Kenntniß seiner Thätigkeit erhalten und eine verständliche Ansprache, Artikel und Dergleichen veranlassen, weil sonst seine Gegner Boden gewinnen, und die Menge die beliebte Form gebraucht: „sie thun schon wieder nichts". Besonders bereiten sich, was nicht genug zu wünschen und zu beschleunigen ist, im Unterrichtsministerium organische und humanistische Entwürfe vor, die wirklich in unserm Oesterreich sehr wohlthätig werden können, und von denen ich Ihnen nächstens sprechen werde. Zu meinem Erstaunen vernahm ich hier von unserm jungen Herrscher allgemein bekannte gute Züge, von denen man in der Provinz gar nichts weiß. Er ist sehr ernst, für seine Jahre zu ernst, wie man sagte, aber er meinte selbst, das Leben sei so ernst, daß sich der Ernst eines Menschen schon dazu gezieme, er arbeitet sehr angestrengt, bekümmert sich um Alles und wendet den wichtigsten Dingen seine größte Aufmerksamkeit zu. Hiebei ist er sehr bescheiden und erinnert sich gerne seiner geringen Jahre und bittet um den Rath bewährter edler Männer. Er spricht mit Ueberzeugung von der Größe der Aufgabe, die ihm geworden, und von der Verantwortlichkeit, die auf ihm laste. Als man ihm eröffnete, daß er Kaiser werden müsse, als er sich lange gesträubt hatte und endlich den eindringlichen Beweisen, daß er so handeln müsse, wich, sprach er die Worte: „Leb' wohl, meine Jugend." Diese Dinge weiß man vielfach aus seiner Umgebung und von Leuten, die mit ihm in Berührung kamen. Wenn von der Königin Victoria eine interessante Kleinigkeit

bekannt wird, steht sie in allen englischen Blättern, und von diesen Dingen wird bei uns nichts bekannt, und sie würden doch so wohlthätig in dem Volke wirken. Einen ganzen Tag geht schon das Gerücht, daß Pesth in den Händen der kaiserlichen Truppen sei.

[Reformen im Unterrichtswesen.]

Oesterreich. Wien, 7. Jan. Es war wohl schon längst die Nothwendigkeit anerkannt — nicht bloß in Oesterreich, sondern ich meine fast in der ganzen Welt — daß man in dem Erziehungs- und Unterrichtswesen Verbesserungen einführe. Es war eine tausendjährige Sünde, daß man ganze Schichten der menschlichen Gesellschaft in einem Zustande ließ, in welchem sie, menschlich unfrei und unentwickelt, die Opfer ihrer Leidenschaften waren und in bewegten Zeiten dem Staate, der besseren Gesellschaft und sich selber die Gefahr des Untergangs bereiteten, welchen zu vermeiden stets Mittel der Gewalt und der fürchterlichen Vertilgung des menschlichen Lebens angewendet werden mußten. Wenn man die Frage stellt, wer bei diesem nothwendigen Zwange mehr in der Schuld sei, die gesittete Gesellschaft, welche die tiefer stehende empor zu heben versäumte, oder die Massen, die am Ende, wenn sie einmal eine Allgemeinheit des Affectes ergriff, mit der blinden Nothwendigkeit von Naturgewalten wie Hagel, Feuer, Ueberschwemmung wirkten, so stellt sich wohl die Antwort von selber dar. Der Zwiespalt wächs't aber mit dem Wachsen der Bevölkerung immer mehr, und er kann durch nichts beseitigt werden, als eben dadurch, daß man jene tausendjährige Schuld sühne, wie jedesmal den Sittlichkeitsforderungen des menschlichen Geistes Genüge thun, ihn beglücken, ihnen aber widerstreben, das Unglück der Ge-

sellschaft herbeiführen heißt. Es scheint hiebei fast, als sei dem naturrohen Affecte nur darum seine große thierische Energie verliehen, daß er die Hintansetzung der sittlichen Entwicklung um so furchtbarer räche, der Menschheit die Augen öffne und sie an ihre Pflicht mahne. Wenigstens muß begonnen werden. Wenn auch nur ein klug entworfenes, in die Ferne der Zeit hin wirkendes System dem Uebel völlig abzuhelfen im Stande ist, so kann man doch schon in der Gegenwart die Grundlagen des Systems legen, die Anfänge veranlassen und vorerst den unaufschieblich dringenden einzelnen Forderungen begegnen. Ich werde Ihnen nächstens in einigen Briefen die Allgemeinheit eines solchen Systems entwickeln, wobei ich mich glücklich schätzen würde, wenn nur Einiges davon wahrhaft praktisch annehmbar wäre, und beschränke mich für heute, Ihnen von einigen Anfängen zu berichten, mit denen man in Oesterreich in die Bahn eines sittlich gebotenen Verfahrens eingelenkt hat. Es war bei Besetzung der Lehrstellen des höheren Unterrichts bisher der Gebrauch der Concursprüfungen gewesen, die schriftlich waren, einen Tag dauerten und von einem kleinen mündlichen Vortrag gefolgt waren, der die Gabe des Sprechens von Seite des Candidaten darthun sollte. Zur Begutachtung der Ausarbeitungen waren Fachmänner des Lehrkörpers bestellt, die auch Vorschläge machten. Als Lehrstoff hatte man vorgeschriebene Lehrbücher, von denen nicht abgegangen werden durfte, und der Schüler hatte Niemand, an den er sich wenden konnte, als den in dem Fach ein für allemal angestellten Lehrer. Bei diesem System, das mit großer Vorsicht entworfen schien, stellte sich doch bald die nothwendige Folge desselben heraus, die Unfreiheit der Geistesentwicklung und das Maschinenartige des Erlernens. Der Lehrer, durch seine Concursarbeit auf das Einzelne gewiesen, pflegte

auch das Einzelne, konnte in selbem ein tüchtiges Concurselaborat liefern, den Lehrstuhl besteigen und konnte doch in Uebersicht und Beherrschung des Ganzen, gleichsam in der Beseelung seines Gegenstandes, vollkommen unfähig sein. Der mündliche Vortrag, durch den er sich bei der Prüfung beglaubigen mußte, konnte aufgesetzt und eingelernt [werden], und der endliche Professor doch der Begabung, durch seinen Mund die ganze Zuhörerschaft an sich zu fesseln, gänzlich entbehren. Und Jedermann weiß doch, wie zauberisch das gesprochene Wort zu wirken vermag, während das geschriebene oft beinahe kalt läßt. Durch sein ihm vorgeschriebenes Lehrbuch war er des Spielraumes seiner Kräfte, der Liebe und Ueberzeugungskraft seiner von ihm selbst erfundenen Gedanken beraubt und mußte in Vorlesung des vorgeschriebenen Buches mechanisch und langweilig werden, was sich in jedem Jahre der verdrießlichen Wiederholung steigerte. So wurde wirklich bei unsern Universitätsstudien, statt eines freien Spiels der Geisteskräfte zu selbstständigem Urtheil und Schluß, nur ein trauriges Abrichtungswesen erzielt und noch dazu in der Jugend viel Widerwille gegen das Lernen erzeugt. Um nun dem ursprünglichen Geistestriebe des Erschaffens und Erwerbs wieder seinen Raum zu geben, wurde auch bei uns das Institut der Privatdocenten eingeführt, als solcher Männer, die sich in der Allgemeinheit ihres Wirkens, in der Beseelung ihres Gegenstandes und in der Liebe ihrer Zuhörer vorher beglaubigen konnten, also eine Freiheit im Lehren und Lernen heraufführten. Da aber bei der bisherigen Lage unseres Schulwesens alle öffentlichen Merkmale solcher Männer beinahe ganz mangelten, so mußte man zur Beglaubigung derselben zu vorläufigen Maßregeln schreiten, nämlich Ausweisung durch ein Doctordiplom, durch ein geschriebenes Werk oder durch eine Ab-

handlung, ein Colloquium mit dem Lehrkörper des Faches und endlich eine Probevorlesung. Es ist natürlich, daß bei ausgezeichnetem Rufe in einem Fache von diesen Dingen abgegangen wird. Auf diese Weise bekommen wir einen Stand, der genugsam Raum hat, seine Lehrfähigkeit in jeder Richtung hin auf das Freieste zu bethätigen, und der uns die künftigen Professoren liefern wird. Diese Letzteren werden von nun an auch nicht mehr durch Concursprüfungen ernannt, sondern von dem Lehrkörper der Anstalt vorgeschlagen. Die Bedingungen sind, daß von dem Bewerber (Inländer oder Ausländer) geschriebene oder gedruckte Abhandlungen über das vorzutragende Fach vorliegen, und er sich über die Gabe des mündlichen Vortrages ausweise. Auch solche, die sich nicht beworben haben, kann der Lehrkörper vorschlagen. Nur in dem Falle, daß der Lehrkörper sich bei keinem der Bewerber vollkommene Beruhigung verschaffen könnte, oder Dieß das Ministerium bei den Vorgeschlagenen nicht im Stande wäre, kann subsidiarisch eine Concursprüfung angeordnet werden, nur sind hiezu jetzt zwei Tage bestimmt, und die Fragen müssen so eingerichtet sein, daß der Beantworter Gelegenheit hat, sich über Geist und Totalität seines Faches ausbreiten zu können. Das Ministerium setzt dann eine Commission (nicht weniger als drei) ohne Bevorzugung einer Lehranstalt zur Prüfung der Concursarbeiten nieder. Das Gutachten kann auf Verlangen dem Candidaten ausgefolgt werden. Da hier häufig von dem Lehrkörper einer Anstalt die Rede ist, so ist zu bestimmen, wer darin begriffen sei. Es besteht derselbe aus den Professoren (ordentlichen und außerordentlichen), aus den Privatdocenten und dem Vorstande. Soll der Lehrkörper leitend auftreten, so müssen die beigezogenen Privatdocenten zwei Jahre ununterbrochen an der Anstalt gelehrt haben, und ihre Zahl darf nicht

ein Drittel der der Professoren übersteigen, welche Zahl sie aus sich selbst wählen. Wir begrüßen diese Maßregeln mit Freude, namentlich da wir uns immer seit einer Reihe von Jahren mit dem Erziehungswesen abgegeben und oft mit großem Schmerze eine Verbesserung desselben herbeigewünscht haben. In einem aus so vielen veralteten und doch sehr innig verbundenen Theilen bestehenden System kann nicht Alles auf einmal geändert, ja Manches muß vorläufig geschont werden, daß mit dem Veralteten nicht auch das Taugliche untergehe. Zudem sind die Hindernisse, theils von der Natur der Sache, theils von der Beschränktheit der Mittel und dem Widerstand des Alten herstammend, unglaublich groß; doch wir hoffen, daß der den Unterricht leitende Körper nicht ermatten oder auf halbem Weg stehen bleiben werde.

Anton Ritter v. Spaun.

Absichtlich ließ ich eine Zeit vergehen, in welcher unser ungarische Krieg, unsere innern Angelegenheiten und die Wirrnisse Deutschlands die allgemeine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch nahmen, ehe ich von einem Manne sprach, an den meine Seele immer mit größter Liebe und Verehrung denken wird, der Einer der größten und edelsten des Landes war, und den die sturmvolle Zeit, die so viel des Häßlichen hervorkehrte, ich will nicht gerade sagen weggerafft, dessen Tod sie aber gewiß sehr beschleunigt hat. Im Junius dieses Jahres starb in der Benediktiner-Abtei zu Kremsmünster, wohin er sich zur Erholung und Erlangung seiner Gesundheit begeben hatte, Anton Ritter von Spaun, landständischer Syndikus des Landes Oesterreich ob der Enns. Wenige Menschen werden so viel des Edlen im Privatleben verlieren, wie er, wenige so ihre Berufstreue wahren, wie er, und wenige so werth sein, nicht nur in dem Vaterlande, sondern auch in weiteren Kreisen bekannt zu sein, wie er, ohne daß es ihm eher gegönnt war, diese Anerkennung in vollstem Maße zu finden, als nach seinem Tode, wo man gewiß seine Schriften wieder hervorheben und nicht wird begreifen können, wie man so viel Großes, Edles und Erhabenes nicht schon längst gekannt und geahnt hat. Darum vergönnen Sie, daß ihm ein Freund in Ihrem weitverbreiteten Blatt eine Blume des Andenkens auf das Grab lege. Vor hundert Jahren hat der Großvater Spauns die

Landsmannschaft in Oesterreich ob der Enns erworben. Spauns Vater war in Linz Landrath, dann Syndikus der Stände. Im Jahre 1790 wurde ihm Anton geboren. Er erhielt seine Erziehung in Linz und vollendete seine gesammten Studien mit Inbegriff der Rechts- und politischen Wissenschaften ebendaselbst. Im Jahre 1810 wurde er Auscultant bei dem Landrecht zu Linz, 1817 Rechtsprotokollist, 1818 Secretär, 1821 Stadt- und Landrath, der er bis 1839 verblieb, wo er aus dem Staatsdienst trat, da er einstimmig zum ständischen Syndikus erwählt worden war. Als solcher wirkte er bis zum Jahre 1849. Wie sehr er seiner Pflicht als Staatsdiener nachkam, erzählen alle Die, welche sein Wirken hierin gekannt haben. Was er aber Edles, Menschliches und Hohes in seinen Beruf hineintrug, konnten nur wenige Vertrautere wissen. Da unser früheres Wirken kein öffentliches war, da sich also Wenige unter den Beamten des Staates und der Stände zu öffentlichen Charakteren entwickeln konnten, da aus denselben Gründen auch in dem Bürgerstande Gemeinsinn und Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten nicht aufkommen konnten, so blieb das Reinste und Höchste von ihm, das er in seinen Geschäften wirkte, wenig beachtet. Wie er sein Richteramt mit Gerechtigkeit und Energie, aber auch zugleich mit Wohlwollen und möglichster Schonung ausübte, liegt in den Acten, und wie er in dem Ständewesen der Provinz wirkte, davon kam wenig zur Kenntniß des Publikums und wurde vergessen. Im Jahre 1848 bewahrte er seine auf Grundsätzen beruhende Ueberzeugung, daß kein Heil von gewaltsamen Umstürzen und Entfesselung der Leidenschaften, sondern nur von gesetzlichem Fortschritt zu erwarten sei. Diese Ueberzeugung sprach er unter allen Stürmen und in allen öffentlichen Verhandlungen aus. Was auf diesem Wege zur Freiheit

führte, fand in ihm einen Vorkämpfer. Schon im April 1848 hat er in der Versammlung der Provinzialstände zu Wien den Verzicht der historischen Stände auf ihre erblichen Vertretungsrechte für eine unerläßliche Bedingung einer freien, volksthümlichen Verfassung erklärt. Aber auch jeder blinden Leidenschaft, jedem selbstsüchtigen Uebergriffe, jeder unreifen Staatskenntniß trat er beharrlich entgegen. Oft war er hiebei nur von Wenigen unterstützt, oft stand er allein. Wie tief sein Herz bei der immer mehr abirrenden Freiheitsbestrebung litt, wie gern er sein Volk, das er so liebte, auf eine edle Stufe gestellt hätte, wie sehr er auch Die, welche Alles durch Ungestüm und Unkenntniß zu verwirren drohten, auf bessere Wege hätte führen mögen, wissen Die, welche ihm nahe gestanden und welche die Eröffnungen seines Herzens über die Tagesereignisse und über die Führer des Tages vernommen hatten. Ein tiefer Schmerz war in seiner Seele, und gewiß hat dieser Schmerz auf ein Uebel, das er schon länger hatte (eine Herzkrankheit) so gewirkt, daß er ihm unterlag und im Angesicht der schönen Gebirge, die er so oft betrachtet (wie ein edler Dichter von ihm sagte), begraben liegt.

Sein schönstes und bestes Wirken nebst der erhebenden Lieblichkeit seines Umganges war sein schriftstellerisches. Gedrückt von dem Zustande des Landes und nicht in der Lage, durch directes Wirken abzuhelfen, wandten sich seine Augen auf die glanzvolle Geschichte unserer Vorzeit, welche die Keime einer freieren Verfassung enthielt, als sich in späteren Jahrhunderten entwickelt hat. Er wollte durch Darstellung des Glanzes dieser Geschichte große Erinnerungen wecken, die Schattenseiten, aus denen das System geflossen war, erhellen, das Volksbewußtsein erheben und auf das Treue, Volksthümliche und Altsittliche unserer ländlichen Bevölkerung hinweisen. Daß ihn der Sinn für Hebung

der Menschen hauptsächlich beseelte, zeigte er schon in der Jugend, wo er mit gleichgesinnten Freunden eine Zeitschrift für Bildung der Jünglinge herausgab. Zwei Bände waren erschienen, als aber ein freisinniges bekanntes Oppositionsblatt in Weimar das Erscheinen dieser Zeitschrift als eine Morgenröthe deutscher Gesinnung in Oesterreich begrüßte, wurde Spaun durch ernste Drohungen an der Fortsetzung gehindert, und das Erschienene verschwand aus dem Buchhandel. Vorzüglich war sein Gemüth der Heldensage zugewendet. Schon 1816 beschäftigte er sich mit ihr, und schon damals, pflegte er zu sagen, habe er geahnt, daß seine Heimath, das schöne Oberösterreich, einen Antheil an ihrer Pflege habe. Voll Liebe zu diesem Lande, wie er war, und dadurch gekränkt, daß das andere Deutschland auf Oesterreich-Deutsch mit Geringschätzung blicke, ging er seiner Ahnung nach und forschte unermüdlich in dieser Richtung. Das erste Ergebniß dieser Forschungen war die Schrift über Heinrich v. Ofterdingen und das Nibelungenlied. Sie wurde in Oesterreich größtentheils unbeachtet gelassen und von norddeutschen Philologen verunglimpft. Schlosser in Heidelberg aber schrieb ein umfassendes, sehr anerkennendes Urtheil darüber, in welchem er unter Anderm sagt: daß in diesem kleinen Büchlein so viel Geschichte sei, nicht bloß über das einzelne Gedicht, sondern über den Kreis, wozu es gehört, und über die Poesie der Zeit, aus welcher es hervorgegangen, als man in manchen dicken Büchern vergeblich suchen würde. Die königlich-dänische Gesellschaft für nordische Alterthumsforschung zu Kopenhagen trug ihm ein Diplom an, der alterthumsforschende Verein in Sachsen-Meiningen ernannte ihn zum correspondirenden Mitglied und der historische Verein für Kärnthen, Krain und Steiermark zum Ehrenmitglied. Am 24. Mai 1848 wurde er von der Akademie der Wissenschaften zu Wien zum correspondirenden Mitglied ernannt.

Was auch die Meinung über den Endbeweis der Schrift sein kann, wenn Spaun auch irrt (was der Oberösterreicher, den die Heimathluft aus jeder Zeile der Nibelungen anweht, durchaus nicht glauben kann), so ist doch der Werth der Schrift ein sehr großer, ein Muster edler, gewissenhafter Forschung, ein reicher Quell von Thatsachen und eine reine, edle Darstellung, was besonders Schlosser hervorhebt. In letzter Zeit ist bei Heckenast wieder eine Schrift über die Heldensage „Die Nibelungenklage" erschienen, aber in die Revolution gefallen. Spaun bereitete ein Werk über den ganzen zusammengehörenden Kreis jener Dichtungen vor, in welchem immer dieselben Adelsgeschlechter spielen; er hatte überraschende Thatsachen entdeckt, aber der Tod hinderte das Gedeihen. Viele andere Schriften, die in einzelnen wenig gekannten Sammelwerken zerstreut sind, zeigen alle das Bemühen, Liebe zu unserer Vorzeit und Nationalgefühl zu wecken. Im Jahre 1845 gab er die österreichischen Volkslieder mit ihren Singweisen gesammelt heraus und widmete sie allen Deutschen. Die Darstellungsweise in seinen Schriften reiht ihn den ersten Meistern an, sie ist rein, edel, würdevoll, tief, klar, fließend, aus den Anschauungen einer großen Seele kommend und zu dem innersten Herzen sprechend. Mir drangen seine Arbeiten, ehe ich ihn selber persönlich kannte, mit der schönen Ruhe Herder'scher Darstellung in das Gemüth. Gewiß wird man die wenigen Bändchen, die seine gesammelten Schriften enthalten können, einst in Ehren halten und sie als von einem ausgezeichneten Mann kommend zu den andern Werken stellen, die uns unsere großen Geister hinterlassen haben. Im Umgang mit gleich gestimmten Menschen machte er den Eindruck eines weisen, rechtschaffenen, klaren und bescheidenen Mannes. Ich habe wenige Menschen in so kurzer Zeit so sehr lieben gelernt, wie ihn. Mögen ihn die wenigen Worte im Jenseits freuen, und möge ihm die vaterländische Erde, die er so liebte, leicht sein!

Die octroirte Verfassung.

Am 8. März ist in unserer Provinzial-Hauptstadt Linz vom Balkone des Rathhauses die von Sr. Majestät dem Kaiser für die ganze Monarchie gegebene Verfassung verlesen worden.

Wir wollen über diese Erscheinung zu unseren Mitbürgern einige Worte reden und zu diesem Behufe mit jenem Schlagworte beginnen, das jetzt in Aller Munde ist, und das doch von so Wenigen verstanden wird — mit dem Worte: *Freiheit*.

Die Freiheit ist die Abwesenheit der Beschränkung. Im absoluten Sinne können wir sie nur an Gott vorhanden denken, nämlich: Abwesenheit *jeder* Beschränkung. Der Mensch hat Schranken, nämlich die Naturgesetze. Niemand kann unabhängig sein von der Schwere, dem Wetter, der Luft, der Sonne und Dergleichen. Der Mensch braucht zu seiner Existenz eine Menge irdischer Dinge, und diese begehren die Triebe in ihm, die oft mit Ungestüm hervortreten und dann *Affecte* heißen. Der Affect ist an sich egoistisch, er will nur seinen Gegenstand an sich allein heran reißen. Darum ist die Vernunft in dem Menschen, die da sagt, *daß Alle gleichmäßig existiren müssen, und daß Jeder seine Affecte dahin zu bändigen hat, daß Alle gleichmäßig, als vernünftige Wesen, ihrem Vernunftzwecke: größter menschlicher Vervoll-*

kommnung, nachgehen können. Man heißt jenes Benehmen, daß Jeder unbeirrt seiner menschlichen Vervollkommnung entgegen gehen kann, Gerechtigkeit, und die Nichtbeschränkung der Gerechtigkeit ist menschliche Freiheit. Freiheit ist also nicht die Erlaubniß zu jeder möglichen That, Das wäre nur Freiheit für Einen und Sklaverei für den Andern, und würden wir Alle insgesammt diese Freiheit ausüben wollen, so wäre ein Krieg Aller gegen Alle die Folge, also gerade die Vernichtung der Freiheit. Die Freiheit ist also eigentlich der leere Raum, den die Menschen mit sittlichen Thaten erfüllen sollen. Je größer der Theil ist, den Einer in Anspruch nimmt, um ihn mit Allerlei auszufüllen, desto kleiner wird der Rest für die Uebrigen. Wären wir alle absolut vernünftig, so würden uns alle Handlungen erlaubt sein; denn wir würden dann von selbst keine begehen, die gegen die Gerechtigkeit wäre, und der Staat, als Schutzanstalt gegen Uebergriffe, wäre gar nicht nothwendig, sondern wir brauchten höchstens eine Ordnungs-Commission, welche zu sorgen hätte, daß nicht durch Elementar-Ereignisse oder durch Irrthum Verwirrung in der Gesellschaft entstände. Die Gegner der Freiheit sind die Affecte, welche ein Uebermaß für sich verlangen und daher einen Abgang für den Andern. Daß diese Affecte nicht übergreifen können, dafür ist der Staat da. Je mehr der Mensch noch seinen Affecten hingegeben und je weniger er vernünftig entwickelt ist, desto nöthiger ist der Staat, desto mehr müssen die Affecte gebunden sein, und desto weniger können die Handlungen sein, die den Menschen unbedingt frei gegeben sind. Die Freiheit ist also kein unmittelbar bestimmtes Gut, das in seiner gewissen Gestalt immer und allzeit den Menschen gebührt, sondern die Freiheit ist an ein Maß gebunden, und dieses Maß heißt Vernunftentwickelung. Je

größer diese Entwickelung, desto größer die Freiheit. Da nun nirgends die Vernunftentwicklung eine absolute ist, so bestimmt in jedem freien Staate die Verfassung, wie viel den Staatsbürgern in die Hände gegeben wird, und wir. Die Verfassungen sind also das Maß der Freiheit, gemessen an dem Grade der Vernunft-Entwickelung.

Nicht jene Verfassung ist daher die beste, welche die größtmöglichste Menge von Freiheit gibt, sondern welche die der Vernunft-Entwickelung angemessenste gibt. Was darüber wäre, würde dem vernünftigen Gebrauche entrückt und den Affecten anheim fallen. Die größten Feinde der Freiheit tauchen daher allemal in Zeiten auf, wo gerade die Freiheit geboren werden soll. Es sind Das diejenigen Menschen, die ihren Affecten hingegeben sind, die recht viel Handlungen für sich haben möchten, die daher für eine unermeßliche Summe von Freiheit stimmen, Das heißt, die Losbindung der Affecte verlangen. Je mehr der Mensch der Sklave seiner Affecte ist, je weniger er die Tugend der Mäßigung und Gerechtigkeit kennt, desto mehr will er Freiheit, Das heißt Willkür. Und wenn er sie hat, thut er die Thaten seiner Affecte, verringert den Wirkungskreis Anderer und übt an ihnen Gewalt. Die Folge davon ist Furcht, Verzagung, Mißtrauen, Verarmung — und endlich Hülferuf um jeden Preis, selbst mit Waffen und mit dem Verluste der Freiheit. Daher kömmt die Erscheinung, daß so oft in der Geschichte die größten Freiheitsbestrebungen mit einem viel kleineren Maße derselben endigten, als man hätte erwarten sollen, ja oft ganz dem Militär-Despotismus anheim fielen. Daher kann man den Völkern nicht genug die Lehre zurufen: Mißtraut euren Drängern, die euch mit unermeßlicher Freiheit und mit ewigen goldenen Gütern zu über-

häufen versprechen, sie sind meistens durch die Gewalt ihrer Affecte herabgekommene Menschen, die nun wieder von ihren Affecten getrieben werden, sich großen Spielraum und große Befriedigung zu erwerben, um, wenn sie ihn haben, wieder herab zu kommen und alle Die mitzureißen, die ihnen vertrauten.

Dieß vorausgeschickt, kommen wir auf unsern Gegenstand zurück. Der Kaiser von Oesterreich hat seinem Reiche eine Verfassung gegeben. Da erhebt sich nun der Vorwurf: Warum hat er sie nicht von den Staatsbürgern selber machen lassen, warum hat er nicht abgewartet, bis der Reichstag, der doch zu dem Zwecke zusammen gekommen war, dieselbe fertig gebracht hätte? Es ist ein jedesmaliger Zug bei großen Freiheits-Bestrebungen, daß die Menschen selber die Freiheit machen wollen, und nichts scheint natürlicher und billiger, da sie doch selber am besten wissen müssen, wie reif sie seien, und welch großes Maß sie ertragen können. Aber doch läuft eine Täuschung mit. Man hält gewöhnlich sein Verlangen nach Freiheit für Reife zu derselben, und weil in solchen Zeiten die Affecte selbst nüchterner Menschen aufgeregt sind, so gehen diese Affecte eben ihre gewohnten Wege und verlangen ein Uebermaß von Befriedigung. Daher kömmt jener merkwürdige Zug der Geschichte, daß sogenannte constituirende Versammlungen jederzeit von ihrem Zwecke ab zu allerlei andern Machtäußerungen gerissen werden und daher sehr viel Zeit brauchen, daß sie ferner ebenfalls von Gefühlen ergriffen sind und daher dieselben vor dem Verstande vorwalten lassen, daß sie drittens aus diesem Grunde weniger auf die Lage des Landes sehen, sondern sich große,

das Herz erhebende und erschütternde Ideen vorschweben lassen, die sich auch meistens in tönenden Worten kund geben, und daß sie daher endlich meist eine Verfassung zu Stande bringen, welche eine Theorie ist und erst des Zusammenhanges mit dem Lande, für welches sie gegeben ist, harrt. Nur in Nordamerika war es anders; dort handelte es sich aber nicht, eine Freiheit erst zu erzeugen, sondern die schon aus England mitgebrachte auf amerikanischem Boden nur selbstständig zu machen und nach Maßgabe zu verändern.

Es war Dieß daher mehr ein Krieg wie zwischen unabhängigen Mächten, und zudem ist Amerika ein Glück zu Theil geworden, wie es nicht jede Bewegung alle Tage zu erwarten das Recht hat, nämlich zwei Männer zu besitzen, wie Washingthon und Franklin. Trotz der Bedenken bezüglich constituirender Versammlungen scheint es doch der natürliche Weg der Dinge und der Gemüther zu sein, sie gewähren zu lassen, ihre Verfassung anzuwenden, sie ihre Mängel von selbst enthüllen und durch die neugewonnene Einsicht des Volkes abändern zu lassen. Aber dieß Alles erfordert, daß der Staat, indessen die Verfassung gemacht und versucht wird, nicht andern großen Gefahren ausgesetzt ist und durch ihre Verlängerung selber in die Frage seiner Existenz oder Nichtexistenz geräth. Die Gründe, welche die Regierung Sr. Majestät bewogen haben können, selber eine Verfassung zu geben, statt zu warten, bis der Reichstag die seinige zur Sanction vorlegen kann, sind in dem in würdiger und edler Sprache verfaßten Kundmachungs-Patente enthalten. Das Land ist im Zustande des Ueberganges, Jeder hält in seinen Unternehmungen so viel als möglich zurück, bis er in den Zustand der Gewißheit kömmt, Handel, Gewerbe, Künste stocken, die Verarmung geht in einem erschreckenden Grade vorwärts, dieser Zustand muß geändert werden, und es muß ein Vertrauen erweckender,

der der bestimmten Gesetze eintreten. Zudem ist jeder Uebergangszustand der eigentliche Boden der Staatsexperimente: Jeder versucht, am Staate zu ändern, zu verbessern, neu zu gestalten, daher in solchen Zeiten Umstürze, Umtriebe, Aufstände und Dergleichen zu befürchten sind, welche die ungewisse Lage wieder verlängern und Gewaltmaßregeln nöthig machen, die der Freiheit nicht förderlich sind. Abgesehen davon, daß es vielleicht unmöglich gewesen wäre, die von dem Reichstage vorgelegte Verfassung zu sanctioniren, war nicht zu erwarten, daß dieselbe in kurzer Frist zu Stande gekommen wäre, da das bisher Geförderte so lange Zeit brauchte, und der Wichtigkeit des Gegenstandes nach und der schwerfälligen Bewegung großer Versammlungen zufolge brauchen mußte, — während welcher Frist sich der unheimliche Boden, den ein höchst verbrecherisches Beginnen in Wien erzeugt hat, immer mehr erhitzt und es wahrscheinlich zu einem Racheausbruch und zu Conflicten gebracht hätte, die wieder eine neue Verschiebung und Verzögerung erzeugt haben würden. Zu Dem kömmt noch, daß die endlich fertig gewordene Verfassung doch nur für die in Kremsier vertretenen Länder gültig gewesen wäre.

Die Lage der Monarchie ist aber nun eine wesentlich andere. Die Siege in Italien und Ungarn haben die Sache umgestaltet. Ein Band kann nun das ganze Reich umschlingen. Diesen Grund halten wir für den wichtigsten und hauptsächlichsten, der den Kaiser trotz vielen anerkennenswerthen Arbeiten des Reichstages zu dessen Auflösung bestimmt haben mochte; denn sollen wir nicht in eine nachtheilige Zersplitterung verfallen, und sollten wir dem Principe der Selbstconstituierung treu bleiben, so müßten wir warten, bis Ungarn und Italien völlig aus dem Kriegszustande erlös't wären, dann müßten wir einen constituirenden Reichstag aus dem ganzen Reiche berufen, und dieser

müßte wieder von vorne anfangen, was doch wahrlich wegen der oben angeführten Lage des Landes nicht wenig gefahrdrohend gewesen wäre. Nehmen wir daher das auf einem andern Wege Gekommene freudig an, lassen wir das Vaterland durch neues Andringen gegen eine verliehene Verfassung (die wir nicht selbst gemacht haben), nicht neuerdings in Stürme und Unglück gehen, und wenn die gegebene Verfassung, wie wir nach erster flüchtiger Lesung vermuthen, den Bedürfnissen des Reiches entspricht, dann laßt uns einmal aufhören zu zerstören, laßt uns endlich redlich und muthig bauen, laßt uns die Gabe unseres jungen edlen Kaisers freundlich und treu aufnehmen, laßt uns die so nothwendigen Gesetze für die Ordnung der Länder zu Stande zu kommen machen, und laßt uns zuletzt die Veränderungen, die in der Verfassung noch Noth thun mögen, in dem neuen, edlen, starken, gesinnungsvollen Reichstage, der zusammenberufen wird, in Vorschlag, in Berathung und Wirksamkeit bringen. Dieß ruft euch ein Mann zu, der seit seiner Jugend die Freiheit mit allen Kräften seines Herzens geliebt hat, aber die reine sittliche Göttin, die von allen verehrt wird, ohne sich einem ausschließlich zu ergeben: nicht die Dirne, die bald mit Dem und bald mit Jenem Buhlschaft treibt, ihm Größe, Macht, Gewinn und Ansehen vorlügt und die Andern in Willkür und Tyrannen-Banden gefangen hält.

Ueber die Befürchtung eines unglücklichen Ausganges in Ungarn.

Es haben sich in letzter Zeit Spuren gezeigt, daß Menschen in unserem Lande geschäftig waren, die Meinung zu verbreiten, daß die Armee des rebellischen Kossuth über das vereinigte Heer der Oesterreicher und Russen ganz gewiß siegen werde. Wir wollen uns nicht in die Zwecke einlassen, die solche Leute bestimmen mögen, *patriotische* sind sie gewiß nicht, sondern wir wollen nur die Gründe erörtern, aus denen wir glauben, daß in letzter Entscheidung ein Sieg der Ungarn und ein Anerkennen ihrer neuen Staatsform ein Ding der Unmöglichkeit ist. In dem Heere der Ungarn kämpfen alle Elemente des Umsturzes, nicht etwa eine ungarische Parthei, die nur ein festes, unabhängiges Ungarn will — wie schnell würde man über dieses zur rothen Schreckens-Republik hinausgehen — sondern alle jene Bestandtheile Europas, die das *Aeußerste* wollen, um ihre verschiedenen Zwecke zu erreichen, Macht, Rang, Geld, Befriedigung jeder Begierde, und die Polen insbesondere Herstellung ihres alten Reiches. Wenn alle diese Dinge in Erfüllung gingen, müßte Oesterreich zerfallen, und müßte Rußland in die äußerste Gefahr kommen; denn es stünde hart an fürchterlich brennenden Ländern und hätte sich selber, wenn es sich von Rebellen besiegen ließe, seines Ranges einer ersten Macht entkleidet und hätte Muth-

losigkeit in sein ganzes Reich geschleudert. Es ist also eine Frage erster Wichtigkeit, daß die vereinigte österreichisch-russische Armee siege. Wird man hiezu die nöthigen Mittel aufbieten? Wer sollte daran zweifeln? Oesterreich ist ja in seiner ganzen Geschichte berühmt wegen seiner Standhaftigkeit und Ausdauer. Oesterreich war nie beharrlicher, als im Unglücke, und war auch für seine Feinde nie gefährlicher, als wenn man es für ganz zerfallen hielt. Ich erinnere nur an ein paar Thatsachen. Im dreißigjährigen Kriege waren die Schweden vor Wien, waren die Aufständischen schon im Zimmer Kaiser Ferdinands, Alles schien zerfallen, und Oesterreich ging aus dem Kriege mächtiger hervor, als es je war. Maria Theresia schien verloren, sie hatte fast so viele Feinde, als Nachbarn: und hinterließ doch ihrem Sohne ein mächtiges Reich. Und wer hat seine Ausdauer in den französischen Kriegen glänzender und hingebender erwiesen, als gerade Oesterreich? Es kämpfte, da es von Allen verlassen war, den Kampf allein. Und hat nicht zuletzt Vater Radetzky in den fürchterlichen Monaten zu Verona wieder den alten österreichischen Muth im Leiden auf das Herrlichste bewährt, hat er die österreichische Kraft nicht in seinen Siegen bewährt?! Haben wir auch nur *einen* Radetzky und *eine* italienische Armee, so werden in dem ungarischen Heere Männer sein, die das Gleiche thun, wie Radetzky, sie werden *gewiß* sein und werden hervor treten, und das Heer selber ist und wird nicht ein Haar breit anders und weniger tapfer sein, als das in Italien. Die Männer endlich, welche an der Spitze der Geschäfte stehen, werden wahrhaft die reichen Mittel Oesterreichs in hinlänglichem Maße schaffen, daß Oesterreich nicht von seinen Rebellen besiegt werde.

Da der Krieg auch, und vielleicht vorzugsweise ein polnischer, also ebenfalls gegen Rußland gerichtet ist, so

ist russische Hilfe zu uns gestoßen, und gewiß in einem reichen Maße. Glaubt man, daß Kaiser Nicolaus, der so viele Proben seines festen Charakters gegeben hat, vor den Ungarn und seinen rebellischen Polen zurück weichen werde? Eher würde er alle seine Heere nach Ungarn werfen und das Land mit ihnen überschwemmen. Der größte Feldherr, Napoleon, hat mit dem schönsten Heere der Welt seine blutigsten Schlachten gegen Russen geschlagen, und mancher seiner Siege, wie der bei Eylau, war in der That wie eine Niederlage. Es ist für Rußland ein Punkt der Unmöglichkeit geworden, anders als siegreich aus Ungarn fort zu gehen. Alle bisherigen Erfolge russischer Politik wären durch ein jetziges Zurückweichen dahin. Endlich wer kennt nicht die russische Maxime der Unbeflecktheit seiner Waffen, und wer kennt nicht das Streben Rußlands, dem Westen zu zeigen, daß es ein imposantes, unerschütterliches Kriegswesen habe? Wird es diese Grundsätze so leicht aufgeben?! Wer endlich glauben kann, daß die zwei Kaiserreiche mit Aufbietung aller ihrer Mittel dennoch unterliegen und zu einem Frieden gezwungen werden könnten — für den habe ich in der That keine weiteren Gründe mehr. Die in Geschichte und Staatsdingen Unterrichteten hegen ohnedem keinen Zweifel. Die obigen Worte sind nur für Jene geschrieben, die weniger Einsicht in die Sachlage haben und sich durch ausgesendete und ausgestreute Gerüchte unnütz beängstigen lassen. Jene aber, welche einen Sieg der Ungarn glauben, weil sie ihn wünschen, sind doppelt zu bedauern, erstens, daß sie so etwas zu wünschen vermögen, und zweitens, daß sie gewiß werden enttäuscht werden.

Die Wahl des Gemeinde-Ausschusses in Linz.

Eben kommt es zur Wahl des neuen Gemeinde-Ausschusses unserer Stadt, der seine Wirksamkeit am 1. August 1849 beginnen soll. Der Ausschuß zerfällt in sechs Sectionen. Die erste Section hat die allgemeinen Organisierungen: also Anträge zur Reorganisation des Gemeindewesens, und namentlich Entwerfung der Gemeinde-Ordnung, Prüfung der bisherigen Verwaltung der Gemeinde, des Gemeinde-Vermögens und der Geschäftsführung des Magistrates, und endlich die Verhandlungen über Umänderung und Verbesserung des Polizeiwesens.

Die zweite Section hat die inneren Angelegenheiten: Conscription, Wahlen, Ortspolizei, Sitten-, Sicherheits-, Bau-, Feuer-, Wasser-, Straßen-, Beleuchtungs-, Reinlichkeits- und Markt-Polizei, Gesundheitswesen, Nahrungsstand, und Ruhe und Ordnung.

Die dritte Section hat die Verwaltung des Gemeindewesens: Prüfung der Einnahmen und Ausgaben, Erhebung des Finanzstandes und der Ertragsfähigkeit des städtischen Gutes, und Maßnahmen zur Deckung der Bedürfnisse, Prüfung des Steuer-, Cassa- und Rechnungswesens und Vorberathung über das jährliche Budget der städtischen Kammer.

Die vierte Section hat die Bau-Angelegenheiten: Prüfung der Bau-Anträge, Untersuchung

der geführten und Ueberwachung der eben in Ausführung begriffenen Bauten und Beschäftigung arbeitsloser Arbeiter.

Die fünfte Section hat das Handels-, Industrie- und Gewerbewesen.

Die sechste Section hat die Kirchen- und Schul-Angelegenheiten, so wie auch die Untersuchung und Verbesserung des Armenwesens und der Versorgungs-Anstalt.

Wir glauben die Wichtigkeit dieser Wahl und die gewissenhafte Sorgsamkeit, die jeder Wähler dabei anzuwenden hat, nicht besser bezeichnen zu können, als durch die obige Anführung des Geschäftskreises der Sectionen. Aus demselben geht hervor, daß der Ausschuß Männer der verschiedensten Fächer und Kenntnisse braucht: Solche, welche mit der Organisierung großer und verzweigter Körper vertraut und darin gewandt sind, Finanzmänner, Männer der städtischen Geschäftsführung, Sachkundige im Gesundheitswesen, Baukundige, Rechtskundige, Industrielle, Staatskundige, und endlich solche, die in Kirchen- und Schul-Angelegenheiten erfahren und unterrichtet sind. Wenn man hiezu noch bedenkt, daß in unseren Zeiten der Bewegungen und Veränderungen Umstände eintreten können, vermöge welchen der Ausschuß plötzlich Urtheile und Maßregeln in den höchsten und allgemeinsten Staatsdingen zu fassen genöthigt ist, so ergibt sich die außerordentliche Wichtigkeit, die in dem Wahl-Acte liegt, von selbst. Wir hegen die Ueberzeugung, daß aus der großen Zahl der Ehrenmänner, welche unsere Stadt besitzt, Diejenigen als Ausschüsse hervorgehen werden, die, sie mögen was immer für einem Stande angehören, nebst der Rechtschaffenheit ihres Charakters, auch die Eigenschaften haben werden, den oben aufgezählten Anforderungen im vollsten Maße zu genügen.

An die kleineren Gemeinden Oesterreichs.

Es ist nicht leicht möglich, daß eine Gemeinde, sie sei noch so klein, ihre Schreibgeschäfte selbst besorgen kann; denn es kommen immer Dinge vor, in denen die Gemeindeglieder nicht so bewandert sind, oder auch, wenn sie es sind, denen sie doch nicht die entsprechende Form und Gestalt zu geben verstehen. Deßhalb verordnet das Gemeindegesetz in § 83: „In jeder Gemeinde muß der Ausschuß wenigstens Ein zum Kanzleigeschäfte fähiges Individuum bestimmen, welches der Bürgermeister bei den vorkommenden Schreibgeschäften zu verwenden hat.“ In jeder Gemeinde muß also ein Schreiber zur Verwendung sein, Dieß bedingt aber nicht, daß in jeder Gemeinde ein anderer sein müsse, sondern es kann in mehreren auch der nämliche sein. Manche Gemeinde ist so klein, daß ihr die Besoldung eines eigenen Schreibers schwer fiele, und daß sie für denselben doch nicht die nöthigen Geschäfte aufbrächte, er also einen Theil seiner Zeit müßig verbringen müßte. Darum liegt es in der Natur der Sache, daß sich mehrere Gemeinden zusammen thun und einen gemeinschaftlichen Schreiber besolden. Allein hierdurch bildet sich eine Gefahr eigener Art. Je kleiner eine Gemeinde ist, desto weniger hat sie in der Regel Männer, die in Staatsdingen erfahren sind. Der Schreiber, wenn er seinem Geschäfte gewachsen sein soll, muß doch wenigstens einige Kenntniß davon haben,

und da kann es leicht geschehen, daß er mehr hat, als die Gemeindeglieder, und daß er darin als ihr Lehrer auftritt. Wenn er seine Sache mit Gründen belegen kann, werden sie ihm glauben, und dieß um so mehr, da sie vielleicht die Gegengründe nicht wissen, die man einer allfallsig schiefen Meinung von ihm entgegen setzen könnte.

Er wird so der Lehrer nicht bloß einer, sondern mehrer von ihm vertretener Gemeinden und vielleicht auch mancher angrenzenden werden. Wie nun, wenn der Mann ein Mensch mit stürmenden Leidenschaften, mit heftigem Verlangen nach Ruhm, Auszeichnung und Vermögen ist, wenn er keine Rechtlichkeit hat, wenn seine Staatskenntnisse überstürzender, maßloser, auf keine Erfahrungen gegründeter Natur sind? Wird er da nicht die Gemeinde zu Handlungen hinreißen, die ihr zum Unheile gereichen können, und durch die sie sich in die bitterste Lage zu bringen vermag? Wird sich das Uebel, wenn der Mann in mehreren Gemeinden Einfluß hat, nicht in noch weitere und höhere Kreise verpflanzen? Werden die Menschen, durch deren Heftigkeit oder schlechten Charakter unser Vaterland in jüngster Zeit in so große Gefahr gerathen ist, nicht begierig die Gelegenheit benützen, wieder zu Einfluß und zu Macht zu gelangen, namentlich, wenn ihr Ansehen zu verschwinden beginnt, und ihre Vermögensumstände übler Natur sind? Wird nicht die schlechte Presse, die verschwunden ist, in das schlechte Wort übergehen, das von Gemeinde zu Gemeinde wandert? Die Gefahr ist nicht zu übersehen und zu verachten. Wir machen mit dem wohlwollendsten Herzen die Gemeinden darauf aufmerksam und bitten sie, in der Wahl ihrer Schreiber die entschiedenste Vorsicht zu beobachten. Namentlich meinen wir, daß sie keinen Menschen wählen sollen, der sich bisher mit unbefugter Schreiberei beschäftigte, oder der durch schlechte Verwaltung um sein Ver-

mögen gekommen ist, oder der wegen Unordentlichkeit nie zu einem gelangen konnte, oder auch, der sich sehr vordrängt, der immer Alles besser wissen will, der allen Leuten seine Belehrungen aufdringt, oder auch, der leidenschaftlich ist, seinen Begierden nachgeht und sich zweideutige Handlungen zu Schulden kommen läßt; man wähle auch nicht Den, der immer hetzt, der alle Leute antreibt, ihre Rechte mit Gewalt durchzusetzen, der Prozesse einleitet, und der zu Jedem sagt, er solle Dieses und Jenes und wieder etwas Anderes nicht leiden; man wähle endlich auch Den nicht, der sich bereits durch unüberlegte Staatsstreiche unglücklich gemacht hat und Andere auch unglücklich machen kann, oder der zu den außerordentlichsten, gewaltigen und umstürzenden Staatsmaßregeln den Rath gibt; in welch traurige und fürchterliche Lagen sind Menschen und Städte durch solche Rathgeber schon gekommen, und in welche können sie noch kommen, wie gerade unsere Gegenwart lehrt! Die erste und nöthigste Eigenschaft des Wählbaren ist: **eine anerkannte und begründete Rechtschaffenheit, ein einfacher, klarer Verstand, eine männliche Mäßigung und ein wohlgeordneter, geregelter Lebenslauf;** denn diese Dinge führen, wie überall, zum Glücke, so auch in Staatssachen zu jenem rechten Ziele, das gleich weit von Tyrannei, wie von Frechheit und Ausgelassenheit, entfernt ist. Obgleich für größere Gemeinden die Gefahr geringer ist, da sich in ihnen doch leichter Männer finden, die Erfahrung haben und üblen Einwirkungen ihrer Schreiber entgegen treten können, so ist sie doch auch für sie vorhanden, und sie dürfen dieselbe nicht unbeachtet vor sich bestehen lassen.

Ueber Palmerstons Rede.

In vielen Blättern macht die Rede Palmerstons über Ungarn, die er im Unterhause gehalten hat, die Runde. Diese Rede war eine Erwiederung auf eine Interpellation Osbornes in Bezug der ungarischen Frage. Osborne nämlich hatte in einer fast ultra demokratischen Rede die Parthei der Insurgenten gegen Oesterreich genommen, worauf der brittische Staatssekretär des Aeußern antwortete. Die Rede ist würdig und schön gehalten. Insbesondere hebt er hervor, nachdem er einige Unrichtigkeiten und Hohlheiten gewöhnlicher Phrasen widerlegt hatte, daß Oesterreich und England immer in gutem Einvernehmen gestanden seien, daß sie öfter Verbündete gewesen, und daß sich Oesterreich um England Verdienste erworben habe. Er geht hierauf über, daß Oesterreich um Europa verdient sei, und daß die Existenz und Macht desselben als Bürgschaft des Friedens und Gleichgewichts Europas unerläßlich sei. Deßhalb, machte er die Schlußfolgerung, müsse man suchen, den Krieg in Ungarn durch eine Ausgleichung zu schlichten, weil Oesterreich in demselben doch immer gegen eigenes Land sei und sich durch den Sieg immer selbst die Wunde schlage.

So wahr und so traurig die letztere Thatsache ist, so sehr ist Oesterreich daran unschuldig, und so wenig läßt sich Palmerstons Hilfsmittel anwenden.

Er geht in seiner Rede von der Voraussetzung aus, daß Ungarn nur seine eigenthümliche Verfassung als besonderes Königreich im Vereine mit Oesterreich durch den Krieg anstrebe, und daß hiezu alle Stämme Ungarns mithelfen.

Allein diese Voraussetzung ist falsch. Erstens besteht die alte Verfassung Ungarns nicht mehr. Sie wurde im März 1848 abgeändert. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, ob die Zugeständnisse Oesterreichs an Ungarn mit dem Bestande beider Länder verträglich, und ob ihre Ausführung politisch möglich war: aber Das ist gewiß, daß, ehe man die Probe machen konnte, die Ungarn die Uebereinkunft schon gebrochen hatten. Ungarn sollte mit Oestereich vereint bleiben. Aber was that es? Es schickte Gesandte an auswärtige Mächte, es rief seine Krieger von der italienischen Armee zurück, es weigerte den Antheil an der östereichischen Staatsschuld, es beschloß, daß sein Ministerium von dem Palatin (also einem Beamten) ernannt werde, und zwar so, daß der Palatin den Premierminister ernennt, dieser aber sich seine Collegen selbst bestimmt. Der König hat das Bestätigungsrecht. Wo ist denn hier die Vereinigung, und wo ist denn der König? Die Vereinigung ist nicht da; denn alles Obige sind Handlungen souveräner unabhängiger Staaten, und der König war der Palatin oder der Premier-Minister. Oder hat Ungarn im Verlaufe des Krieges darauf hingewiesen, daß es nur seine Verfassung vertheidige? Im Gegentheile, es hat die sociale demokratische Republik proclamiert, wie die in Rom. Es ist also hier von keinem Kampfe um Verfassung und Selbstständigkeit im Verbande mit Oesterreich die Rede, sondern um Losreißung Ungarns.

Eben so unrichtig ist die Behauptung, daß alle Stämme

Ungarns an dem Kampfe Theil nehmen. Wenn auch einzelne Theile der Slaven und Anderer in den Reihen der Insurgenten stehen (und wie viele mögen Das gezwungen thun), so sind doch die Stämme als solche nicht mit ihnen, sondern gegen sie. Man sehe nur auf Croatien, Slavonien, auf die Romanen, Serben und siebenbürgischen Sachsen. Der Kampf ist nichts, als die Fortsetzung des schon vor Jahren begonnenen Strebens, das Magyarenthum zur Herrschaft zu bringen und alles Andere zu unterwerfen. Sie begannen mit dem rohen Mittel des Sprachenzwanges, das ihnen der edle Stephan Seceny so richtig verwies, und gingen, durch die Verwirrung der Zeitverhältnisse gereizt, zu dem noch roheren des Uebermuthes des Losreißens und des Krieges über. Es ist die fanatische Sucht ungebildeter Völker, über andere zu herrschen, und zwar mit lediglicher Gewalt, nicht durch das einzige, aber überall sichere Mittel, besser, weiser, tüchtiger und gebildeter, als andere, zu sein, worauf diese von selbst Sitten, Gebräuche, Bildung und Anderes nachahmen und sich so unvermerkt, aber sicher unterwerfen werden. Aber nicht einmal alle Magyaren sind es, die im Kampfe stehen, sondern nur jener Theil, der von herrschsüchtigen, aber politisch unkundigen Führern aufgereizt ist und sich selber, die Führer, deren Unklugheit Das nicht voraussah, und das Land in Elend und Verderben stürzt; denn auch ohne Dazwischenkunft Oesterreichs würden die Führer unter sich in Uneinigkeit kommen und das Land in Verwirrung und in ein Blutbad stürzen; indem sie, wie der Augenschein zeigt, in Schlechtigkeit und Wahl ihrer Mittel Keinem von denen etwas nachgeben, durch die an manchen Punkten Europas schon so viel sittlicher Ekel und so viel materielles Elend entstanden ist. Oesterreich war in seinem guten Rechte einzuschreiten und war

es den Völkern seines Szepters schuldig, welche gegen ihren Willen unter die Botmäßigkeit der Magyaren kommen sollten.

Es ist also jetzt die Frage nur folgende: Soll Oesterreich mit einer Fraction unterhandeln, die Ungarn beherrscht, die die demokratische Republik eingesetzt hat, die die Nichtmagyaren beherrschen will, die die Wege der Umsturz-Parthei in ganz Europa geht, die das europäische Gleichgewicht stört?

Oesterreich hat das Recht und die Pflicht, diese Parthei lediglich zu unterwerfen, nicht zu unterhandeln, wie man in Baden, in Rom unterwarf, nicht unterhandelte — und nach dem letztern, von Palmerston selbst aufgestellten Punkte der Störung des europäischen Gleichgewichtes ist es auch Recht und Pflicht Europas, diese Parthei in Ungarn zu unterwerfen und zur Ordnung zu führen, woraus sich die Rechtmäßigkeit der russischen Hilfe von selbst ergibt.

[Die Feier des Geburtstages des Kaisers in Linz.]

Linz, den 19. August. Gestern wurde in den Mauern unserer Stadt das Geburtsfest Sr. Majestät des Kaisers gefeiert, das erste seit Seiner Thronbesteigung, und darum bedeutungsvoll, und auch bedeutungsvoll durch die große und schwere Zeit, in die es fällt; aber es macht uns Freude, berichten zu können, daß das Fest ein in jeder Hinsicht herrliches war, und daß die Herzen und Gemüther mit vollem Eifer und voller Liebe daran Theil nahmen, also von der Güte, Ritterlichkeit und herzgewinnenden Freundlichkeit unsers jungen Monarchen, so wie von der Würde, dem schweren Ernst und der Majestät Seiner Stellung durchdrungen waren. Am Abend vorher war festliches Theater bei Beleuchtung des äußeren Schauplatzes und von den ausgezeichnetsten Personen im Schmucke besucht. Die Hälfte des Ertrages war für den Fond verwundeter Krieger aus Oberösterreich von 1848 und 1849 bestimmt. Am Festtage selber ertönten früh Morgens die Kanonen von dem Schlosse, und wirbelten später die Trommeln, unter denen sich das Militär und die Nationalgarde sammelten, um sich in Parade aufzustellen. Die Nationalgarde war so zahlreich erschienen, daß sie im Verhältniß nie so zahlreich ausgerückt war. Viele Läden und Gewölbe waren geschlossen, damit die Leute Theil nehmen konnten, trotz dem, daß Samstag, also der Abschluß der Woche, und trotz dem, daß Wochenmarkt war.

Um 10 Uhr wurde in der Domkirche bei Anwohnung der höchsten Civil- und Militär-Behörden, so wie der städtischen und ständischen Körper und einer zahlreichen Volksmenge von Sr. Eminenz dem Cardinal Fürst-Erzbischofe von Salzburg das Hochamt celebrirt und das Te Deum gehalten. Die Momente der heiligen Handlung wurden durch die gebräuchlichen Dechargen und Kanonenschüsse von den aufgestellten Wehren bezeichnet. Die Musik, die bekannte Nelsonsmesse von Joseph Haydn, trefflich ausgeführt, trug zur Erhebung der Feier bei. Nach dem Hochamte defilirten die Truppen und Garden. Dann wurde in dem städtischen Rathssaale eine Feier eigener Art begangen. Der Herr Präsident der hiesigen Sparkassa, Graf Adolph Barth-Barthenheim, hatte durch eine eingeleitete Sammlung einen solchen Betrag zusammengebracht, daß 10 Sparkasse-Büchlein jedes zu 25 fl. C. M. an vier Dienstboten, die sich durch lange Dienstzeit in demselben Hause, so wie durch Trefflichkeit in jeder Beziehung ausgezeichnet hatten, ferner an vier rechtschaffene Waisen, und endlich an zwei verwundete Krieger aus unserem Kronlande vertheilt werden konnten. Unser Herr Landeschef Dr. Alois Fischer, dann Se. Excellenz der Herr F. M. L. Graf von Falkenhain, so wie viele andere Herren und Damen, waren bei der festlichen Vertheilung gegenwärtig.

Die Bürgerschaft von Linz feierte das Fest durch eine Vertheilung eines namhaften Betrages unter alle Armen des Stadtbezirkes, welche Vertheilung von Seite des Gemeinde-Ausschusses theils im Laufe der Woche geschah, theils noch fortgesetzt wird. Die Stadtbeleuchtung konnte wegen des Augustmarktes nicht stattfinden. Um zwei Uhr versammelte sich eine Anzahl Personen zu einem Festmahle. Unser hochverehrter Herr Landes-Chef, nebst vielen hochgestellten Militärs, Offizieren, Beamten und Bürgern, fanden sich bei dem Mahle ein. Schon kurz zuvor durchgingen

unsere Stadt Gerüchte von Siegen, aber gerade zu dem heiteren Mahle kam die Krone des Festes, der Edelstein in dem Kranze, das schönste Angebinde an Se. Majestät. Die Nachricht von der Waffenstreckung Görgey's mit 30.000 Mann. Das wirkte fast zauberhaft, alle Angesichter waren freudig, alle Augen glänzten, und das Mahl wurde ein gehobenes und fröhliches in jedem Sinne. Vorzüglich erfreuten sich Alle an dem Zusammentreffen dieses Umstandes mit dem Feste. Unser Herr Landes-Chef brachte die Gesundheit Sr. Majestät aus, die mit drei freudigen Hoch gefeiert wurde. Herr Carl Plank brachte die Gesundheit auf die glorreiche Armee aus, welche nicht minder jubelnde Hoch hervorrief. Gleiche Begeisterung erregte noch die Gesundheit unseres Herrn Landes-Chefs, von dem Vorstande des Gemeinde-Ausschusses, Herrn Reinhold Körner, ausgebracht.

Ein anwesender Gast brachte den Trinkspruch auf die schöne Stadt Linz und ihre biederen Bewohner aus, was mit größter Freundlichkeit entgegen genommen wurde. Den Abend beschloß ein gelungenes Feuerwerk auf der Strasserinsel der Donau, wozu eine Brücke über den Donauarm geschlagen wurde, wohin viele Menschen strömten, und wobei das Musikcorps der Nationalgarde spielte. Schade, daß der Regen die letzte schöne Fronte etwas störte, indem manche Menschen, ohne sie zu betrachten, fortgehen mußten. Der Ertrag kam der oberösterreichischen Invaliden-Sammlung zu Gute. Der ganze Tag hatte das Gepräge eines Sonntags gehabt. Heute um 9 Uhr war feierliches Hochamt und Te Deum in Urfahr nebst Ausrückung der dortigen Garde.

Möge Gott, der Herr über Leben und Tod, dem jungen edlen Kaiser eine große Reihe von Jahren zu seinen jungen Jahren hinzulegen, und möge er ihm das schwere Werk, das er, wie wir es genau wissen, im vollen Bewußtsein seiner Schwere unternommen hatte, gelingen lassen.

[Dankfest aus Anlaß der Beendigung des Aufstandes in Ungarn.]

Linz, den 23. Sept. Auch in unserer Stadt ist heute das kirchliche Dankfest für die Beendigung des Bürgerkrieges an den Geber alles Guten abgehalten worden. Wenn wir auch etwas entfernter von dem Schauplatze des Krieges standen, wenn auch unser glückliches Ländchen von dem unmittelbaren Wellenschlage des großen Unglückes nicht berührt wurde, wenn es auch bei uns, wie überall, verirrte Leute gab, die der Freiheit, dem Rechte und dem Volksglücke einen Dienst zu erweisen glaubten, wenn sie der Anarchie den Sieg wünschten, die doch eben darum überall unterging, weil sie zum Gestalten zu unfähig und zum Geliebtwerden zu unsittlich war: so hat doch der bei Weitem überwiegende gesunde Sinn der Bewohner die wahre Sachlage erkannt, er hat erkannt, daß man einen reinen, edlen, freiheitlichen Bau nicht dadurch aufführt, daß man die Grundlagen, ja, das eigentliche Materiale des Baues, die staatliche Ordnung und das sittliche Bewußtsein der Gesellschaft, zerstört, er hat darum mit größter Theilnahme die Nachrichten von dem Kriegsschauplatze aufgenommen, wohl wissend, daß dort das Wohl und Wehe aller Mitbürger entschieden wird, daß dort der erste Unterbau aller Staaten befestiget wird, nämlich die gesetzliche Ordnung und das Bestehen einer organisirten Gewalt, durch welche dann auf dem einzig möglichen menschlichen Wege, auf dem der Vernunft

und Erörterung, der neue Bau des Staates aufgeführt werden kann; er hat mit der größten Spannung die Berichte aus Italien und Ungarn erwartet und mit wahrem Jubel die endliche Beendigung des unseligen Krieges an allen Punkten vernommen, so den Friedensabschluß mit Sardinien, die Waffenstreckung Görgey's und die Uebergabe Venedigs.

Der schönste Himmel begünstigte das Fest. Ein ganz heiterer, fast sommerwarmer Tag schaute auf die entfalteten Wehrkörper nieder, die als Linie und als Bürgerwehr auf dem Platze in Parade aufgestellt waren, deren Waffen im Sonnenschein glänzten, und deren Röhre während des Hochamtes und Tedeums die üblichen Salven gaben. Die Behörden jeder Art wohnten dem feierlichen Gottesdienste bei, und viele Bewohner der Stadt und des umliegenden Landes schlossen sich an, indem sie ihr warmes Dankgebet zu Gott empor sendeten, daß der Krieg im eigenen Lande geendet, und daß wieder ein Aufblühen des Staates und in ihm ein Erstehen aller Gewerbe, alles Handels und aller Künste zu erwarten sei.

Gott sende Balsam in die Wunden, die geschlagen worden sind, und lasse aus dem Blute, das geflossen ist, als Versöhnung desselben Das hervorgehen, was wir Alle erwarten, ein verjüngtes, ein glänzenderes, ein kräftigeres und vereinteres Oesterreich, als das gewesen ist, das vor kurzer Zeit in die schweren, ihm von Gott gesendeten Heimsuchungen eingegangen ist.

Mehrseitig kamen Privatnachrichten von der Uebergabe Comorns, ämtlich haben wir noch nichts, wir wünschen und wir glauben auch, daß sich diese Nachrichten bald bestätigen werden.

Der 4. October.

Das letzte Bollwerk der Empörung ist gefallen — Comorn, die jungfräuliche Feste, öffnet dem Sieger die Thore; — nicht über den Schutt der Bastionen, nicht über die Leichen ihrer Brüder stürmen Oesterreichs Krieger voran, um das strafende Schwert über Rebellen zu schwingen, das Panier des Aufruhrs von den Wällen zu reißen und mit gerötheten Waffen die Macht ihres Herrn zu verkünden, — nein! Comorns Besatzung beugte sich reumüthig vor den Stufen des Thrones, und sie ward besiegt — durch ihres Kaisers Gnade! Willig senket sich die letzte Tricolore, und in allen Gauen, von allen Zinnen, weht das ehrwürdige Banner des Hauses Habsburg-Lothringen!

Herrlich ist der Lorbeerkranz, den Oesterreichs Heere im Kampfe für das Recht errungen; Franz Joseph brach zu diesem Kranze das letzte Blatt, und dieses Blatt war vom Blute nicht geröthet. Möge dieser unblutige Sieg der frohe Bote des langersehnten Friedens sein, den wir um so freudiger begrüßen, da ihn eine Hand bietet, die von Gott bestimmt ist, Wunden zu heilen und Segen zu spenden.

Wir nahen dem Ende eines thränenreichen Jahres; blicken wir noch einmal theilnehmend nach den Grabeshügeln zurück, die sich über den Opfern einer wahnsinnigen Verblendung wölben; versenken wir unsere traurigen Erinnerungen in die Fluthen des Vergessens, und wenden

wir uns hoffnungsvoll einer schöneren Zukunft zu, wo alle Völker des Kaiserstaates versöhnt, liebend sich die Hände reichen, um mit vereinten Kräften das glückliche Oesterreich zu schützen; — es walte fortan der Arm der Gerechtigkeit, das Wort der Gnade.

Wir begehen heute zum ersten Mal das Namensfest unseres geliebten Herrschers; die Vorsehung mochte es fügen, daß am selben Tage die Gebete für das Wohl des kaiserlichen Jünglings mit den Freudentönen der Wiederkehr des Gesetzes und der Ordnung verschmelzen, — Sein hoher Name soll uns stets an das Glück des Friedens mahnen!

Es sammelten sich heute die Städter in dem Dome — die Gemeinden in ihren Kirchen, die Krieger in ihren Cantonierungen zu feierlicher Andacht — kehrt dieser Tag wieder, dann sollen die Betenden keine Schranken trennen, das mächtige Oesterreich wird der große Tempel sein, in dem die Millionen froher Unterthanen dem Allmächtigen danken, daß Er ihnen Franz Joseph zum Herrscher und zum — Freunde gab.

[Die Fahnenweihe des Regimentes Wohlgemuth.]

Linz, den 7. October. Wir feierten heute ein Fest, welches einen freundlichen Eindruck auf das Herz eines jeden Vaterlandsfreundes machen mußte. Es wurde die neue Fahne des 5. Bataillons des Regimentes Wohlgemuth, das seinen Werbbezirk hier hat, geweiht. Der Hauptplatz unserer Stadt war mit Teppichen und Fahnen festlich geziert, unter denen die kaiserliche Fahne auf dem Rathhausthurme als die höchste und größte flatterte. Zur religiösen Feier war ein Zelt und ein Altar aufgeschlagen, waren tapezirte Bänke gestellt und Blumen gestreut. Fahnenmutter war die Gattin unsers verehrten Herrn Landes-Chefs, Dr. Alois Fischer. Die Fahne lag auf einem Tische, die Bänder derselben waren schön geziert, und Eines trug, von der Fahnenmutter eingestickt, die Worte, durch deren Verwirklichung unser Vaterland gerettet worden ist, nämlich: „Siegreich und treu!" Unter dem Gezelte, an dem sich die militärischen, die Civil- und Stadtbehörden so wie die Offiziere der Nationalgarde (worunter auch von benachbarten Städten), versammelt hatten, wurde bei zahlreicher geistlicher Assistenz die Feldmesse gehalten. Die Kapelle der Nationalgarde trug das Meßlied nebst anderer religiöser Musik wahrhaft vortrefflich vor, das Linienbataillon war in Parade längs des ganzen Platzes aufgestellt und gab die üblichen Salven.

Der Platz war mit Menschen gefüllt, und von allen Fenstern und Balkonen sahen festlich geschmückte Menschen hernieder. Die Weihe der Fahnen, das Einschlagen der Nägel durch die Fahnenmutter, die Behörden, die Geladenen und durch einen Theil des Bataillonskörpers geschah mit Unterbrechung der Messe, welche hierauf zu Ende gelesen und mit dem Segen an die Anwesenden beschlossen wurde. Nach der religiösen Feier rückte das Bataillon näher ins Viereck, Major Heß hielt eine kurze, kräftige Anrede, und darauf erfolgte der Schwur zu der neuen, hocherhobenen Fahne. Wir gestehen, daß es für uns der ergreifendste Augenblick war, als in der Eidesformel die Bestandtheile Oesterreichs aufgezählt wurden, und wir mit erschütterter, aber befriedigter Seele uns innerlich sagen konnten: „Es fehlt kein Theil!“ Der Eid lautete auf das Vaterland und die Verfassung. Nach Beendigung der Feierlichkeit gingen die zahlreich versammelten Menschen in fröhlichem Gewühle auseinander. Den Beschluß machte eine heitere Mittagstafel, zu der sich die militärischen Behörden, Theile des Offizier-Corps, der Herr Landes-Chef, Mitglieder der Nationalgarde, des Gemeinderathes, des Magistrates, der Regierung und des Kreisamtes einfanden. Die Toaste waren in folgender Weise ausgebracht: Auf Se. Majestät den Kaiser vom Herrn Feldmarschallieutnant Grafen von Falkenhain. Auf die ruhmgekrönte Armee und ihre Führer, Radetzky, Haynau und Jellachich, vom Herrn Landes-Chef Dr. Fischer. Auf das Regiment Wohlgemuth und dessen Inhaber vom Herrn Gemeindevorstande Körner. Auf das 5. Bataillon und dessen Major Heß vom Magistratsrathe Kenner. Auf die Repräsentanz des Kronlandes Oberösterreich vom Herrn Major Heß. Auf die Repräsentanz der Gemeinde der Stadt Linz vom Herrn Major Heß. Auf die Nationalgarde von Herrn Major Heß. Die Fahnenmutter,

welche auf das dringende Verlangen ihrer Fahnenkinder dem Mahle beigewohnt hatte, hatte sich auch einmal ganz still erhoben und sagte so leise, daß die Worte vom Herrn Major Heß laut verkündet werden mußten: „Die Kaiserin Maria Anna, die Kaiserin Mutter, und die Erzherzogin Sophie", auf welche Namen mit jubelnder Freude von den Anwesenden Bescheid gethan wurde. Daß noch andere Toaste folgten, auf den Herrn Grafen v. Falkenhain, auf den Herrn Landes-Chef, auf den Herrn General Sassai, auf alle fernen Lieben usw., ist natürlich. Wir schließen diese einfachen Worte mit dem innigsten Wunsche, daß die neugeweihte Fahne mit derselben Gewißheit immer glücklich und siegreich flattern möge, mit welcher Gewißheit wir wissen, daß sie immer nur auf dem Felde der Ehre, der Treue und des Ruhmes zu sehen sein wird. Aber noch einen höheren Wunsch haben wir: Möge die Menschheit ihre Güter im Frieden entfalten können, mögen die Fahnen unseres Heeres nur in festlichen Aufzügen wallen, und mögen wir uns mehr erzählen können, wie tapfer und treu unsere Armee in den Tagen der Gefahr gewesen sei, als wie tapfer und treu sie noch ist.

Nachtrag

zu dem in der Linzer Zeitung, Nr. 222, vorkommenden Aufsatze über das provisorische Gemeindegesetz.

Dieses Kriterium zeigt zwei Hindernisse an, welche der vollständigen Ausführung des Gemeindegesetzes im Wege stehen, und zwar:

A. Die Uebertragung der niederen Polizei-Geschäfte und anderer Gegenstände, die vom Staate den Gemeinden anvertraut werden.

B. Die unförmlichen Gemeindegrenzen.

Es drängt sich demnach die Frage auf, was soll in dem gegenwärtigen Augenblicke, in welchem schon die Bezirkseintheilung nach den unziemlichen Gemeindegrenzen erfolgt ist, und selbst die Bezirks-Hauptmannschaften im Vertrauen, daß den Gemeinden die Ausführung politischer Geschäfte anvertraut werden kann, mit so ausgedehnten Bezirken abgerundet wurden, eilends geschehen, um den angezeigten Uebelständen abzuhelfen?

Die schnellste Abhilfe könnte damit erfolgen, daß ad A von den selbstständigen Ortsgemeinden politische Unterbeamte gewählt und nach ihrer Stellung bezahlt würden, die den Bezirks-Hauptmannschaften unterstehen und nur von ihnen nach den Vorschriften für die landesfürstlichen Beamten absetzbar sind, und ihnen nebst der Gemeindevermögens-Verwaltung die Vollziehung auch jener

Geschäfte übertragen würde, die nicht unmittelbar von der Bezirks-Hauptmannschaft besorgt und nicht geradezu bewirkt werden können; dagegen die Gemeinden von jeder Haftung für diese Geschäfte und Beamte befreit sein sollen. Durch diese Stützen würden die Bezirks-Hauptmannschaften der zuversichtlichen Geschäfts-Ueberbürdung enthoben, und es müßten die Gemeinden, respektive Gemeindebeamten, unter der Leitung der Bezirks-Hauptmannschaften, alle dermalen commissariatischen Geschäfte, mit Ausnahme des Strafverfahrens, das ohnehin an die Bezirksgerichte übergeht, zugleich mit der Gerichts-Organisierung zu übernehmen und fortzuführen verpflichtet werden (§ 81 Gemeindegesetz).

Ad B. Sowohl die Gemeinde- als Pfarrgrenzen bilden zweckwidrige Lagen, letztere sind oft einem andern Kirchenplatze viel näher gelegen, als dem eigenen, und ganz zweckwidrig durchschneiden sie mehrmals die Gemeindegrenzen der Steuerbezirke, weil man bei der ursprünglichen Vermessung, zur Regierungszeit Kaiser Joseph des Zweiten, nur die Besteurung im Auge hatte, bei der Vermessung anno 1820 zum Behufe des stabilen Katasters hat man sich ganz bequem an die alten Steuer-Gemeindegrenzen angelehnt und nicht an politische Arrondierung im gegenwärtigen Sinne gedacht; dortmals hätte man leicht eine zweckmäßigere Einrichtung pflegen und hiernach die Vermessung vornehmen können und sollen; nun aber Dieses nicht geschah, so dürfte es füglich nach und nach zu Stande gebracht werden, da es nur einen Grenzaustausch betrifft, der sich theilweise vornehmen läßt, ohne daß eine Geschäftsstörung unterläuft.

Zum Behufe der gegenwärtigen Uebergabe jedoch sollte man die Pfarrgrenzen beibehalten, weil die meisten politischen Geschäftszweige pfarrweise behandelt und abge-

schlossen sind, daher die pfarrweise Uebergabe von den Commissariaten schnell und ohne Anstand erfolgen kann, denn ein Commissariat besteht aus keinen andern, als Pfarrgrenzen.

Ich führe daher, obwohl sich eine Casuistik aufstellen ließe, einige Beispiele an, nämlich:

Die Erwerbsteuer ist durch Pfarreien abgegrenzt.

Der Concurrenz-Kataster ebenso.

Der Vogtei-Kataster über Kirchenbauten auch.

Die Schulheizungskosten sind pfarrweise regulirt.

Die Armenversorgung theilt sich nach Pfarren.

Die Straßenbaukosten richten sich nach Pfarreien.

Die Sicherheitskosten, sogar die Polizeidiener, werden nach Pfarreien bezahlt, und die Sanitätskosten nach selben bestritten.

Conscription, Vorspann und Einquartierung kennt nur die Pfarrgrenzen.

In Gewerbssachen beobachtet man die Pfarrgrenzen, und die Gewerbsverleihung wird nur für die Pfarre, gemäß Hofkanzlei-Decret vom 21. Februar 1828, Z. 3716, gestattet.

Die wichtigen Pfarr-Matrikel verdienen gleichfalls bei der Uebergabe volle Berücksichtigung.

Dagegen wären zur genauen Durchführung der pfarrweisen Uebergabe nur zwei Vorarbeiten nothwendig: 1.) Daß man den bisherigen Gerichts-Eintheilungsplan auf die Pfarrgemeindegrenzen umändere. 2.) Bei jenen wenigen Geschäftszweigen, die nach den alten Steuer-Gemeindegrenzen verwaltet wurden (nämlich Grund- und Häusersteuer, dann die Verzehrungssteuer) müßte die Austauschung der Geschäfte nach Pfarreien vorgenommen oder durch Abschriftsnahme vorbereitet werden, welches doch nicht schwer ist. Es bestünde daher der wesentliche Vortheil darin, daß es zur pfarrweisen Uebergabe nur der

leichten Vorarbeiten in der Grund- und Häuserſteuer-Arrondierung und jener der Verzehrungsſteuer bedarf, während die Vorarbeiten zur Uebergabe nach den alten Steuergemeinden alle die vielen politiſchen Geſchäfte berühren, und ehevor dieſe Arbeiten geliefert ſind, kann an eine Uebergabe nicht gedacht werden, ohne ſich der Gefahr einer Geſchäftsſtockung oder Verwirrung auszuſetzen, die ſehr nachtheilige Folgen nach ſich ziehen dürften.

Nachtrag zu dem Artikel über das Gemeindegesetz.

Ich habe es in Nr. 273 der Linzer-Zeitung vom 28. November 1849 vorausgesagt: es werden sich die k. k. Bezirkshauptmannschaften, ohne Beihilfe von Gemeindebeamten, nicht behaupten können. Dieses ist leider! eingetroffen, weil man den Gemeinden keine politischen Geschäfte anvertrauen will. Allein die Bezirkshauptmannschaften haben weder Justiz- noch Strafverfahren in ihrem Wirkungskreise, sie sind größtentheils Manipulations-Behörden, Manipulations-Geschäfte aber hätte der Staat auch den Gemeinden ohne Gefahr übertragen können, weil diese Geschäfte ihre bestimmte Richtschnur haben. Der Staat hätte sich nur die Bemessung der Erwerb- und Einkommensteuer, die Gewerbsverleihung und die Paßausstellung vorbehalten dürfen. Bei dem Umstande also, daß der Staat keine politische Geschäftsführung an die Gemeinden abtreten will, so bleibt nur übrig, in jeder Entfernung von 2 Postmeilen Bezirks-Commissäre zu exponiren und in mehr bevölkerten Gegenden ihnen mehr Hilfspersonale beizugeben, damit doch einmal die bereits ausgesprochene Auflösung der Commissariate zur Wahrheit werde. Freilich erfordert diese Beamtenvermehrung einen größeren Staatsaufwand, diesen muß sich der Staat gefallen lassen, weil die Geschäftszweige in den unteren Instanzen getrennt wurden, und jede Theilung

der Geschäfte eigentlich eine Geschäftsvermehrung ist und eine Vermehrung der Vollzugsorgane erfordert. Ist aber der ohnehin verschuldete Staat nicht in der Lage, einen bedeutenderen Besoldungs-Aufwand zu bestreiten, so müssen die untersten Behörden, welchen die meiste Last der Ausführung im Staats-Organismus obliegt, dermaßen concentrirt werden, daß die Bezirksbehörden zugleich Gerichtsbehörden werden, und in den oberen Instanzen die Verwaltungspflege getrennt bleibt, da die Sonderung der Geschäfte wohl besser ist, aber in den unteren Stellen, wenn sie von Nutzen sein soll, für den verschuldeten Staat dermal zu kostspielig wird.

Was ist Freiheit?

Kein Wort ist in der neuesten Zeit so oft ausgesprochen worden, als das Wort Freiheit; aber man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß unter Hundert, die es ausgesprochen, kaum Einer ist, der weiß, was Das sei. Viele meinten, weil wir unter der vorigen Regierung nicht frei waren, so gelte jetzt Alles nicht mehr, was früher gegolten hat; Andere meinten, die Freiheit bestehe darin, daß man Alles thun dürfe, was man nur wolle, und daß, wenn früher Ausgelassenheit, Trunkenheit, Geschrei, Verwegenheit und Dergleichen als schlecht und verachtungswürdig betrachtet wurde, Dieß jetzt nicht mehr der Fall sei, und daß Der, der recht lärmt und sich ungebärdig stellt, der Allerfreieste sei. Wieder Andere glaubten, jetzt dürfe man gar keine Begierde mehr unterdrücken; denn sonst sei man ja gar nicht frei, und Manche, die sich gar keinen Begriff machen konnten, meinten zuletzt, die Freiheit sei etwas, was uns Alle überhaupt glücklich mache, und jetzt sei es gut, man brauche sich nicht weiter umzuschauen. Daher meinten sie, wenn Einer keine Arbeit habe, sei ein Anderer schuldig, sie ihm zu geben, und wenn keine vorhanden ist, so müsse er ihm den Unterhalt auch ohne Arbeit geben. Ja Viele sagten, die Besitzer hätten nun lange genug besessen, und es müßten jetzt die Anderen wohlhabend werden, die es bisher nicht waren. Mehrere glaubten endlich sogar, daß die Freiheit völlige Gleichheit sei, daß Keiner dem Andern mehr Achtung schuldig sei, daß Tugend, Bildung und

Vernunft den einen Menschen nicht besser mache, als den andern, der sie nicht hat, ja daß die Verständigeren und Gebildeteren der Freiheit gerade schädlich seien, weil sie den beliebigen und außerordentlichen Forderungen der Andern entgegen traten. So meinten die Leute.

Diese Freiheit wäre so verworren, wie der babylonische Thurm; sie wäre aber auch verbrecherisch und würde uns unter die Thiere herabstürzen. Bei ihr wäre keine Familie mehr möglich und kein Eigenthum; denn das Weib könnte beliebig von dem Manne gehen, der Mann von dem Weibe, und der Knecht könnte das Eigenthum des Herrn begehren. Diese Freiheit wäre die der Thiere im Walde, die auch thun dürfen, was sie wollen, aber gegen die man auch thun darf, was man will. So frei waren damals die Menschen, als sie noch ganz wild waren und noch nicht zum Schutze in einen Staat getreten waren. Es durfte Jeder Alles thun; aber wenn Zwei zusammen gingen und Einen erschlugen, so hatte Dieser keine Hilfe, und er war das unfreieste Ding, das man sich in der Welt denken kann. Darum traten sie aber zusammen in den Staat, machten Gesetze, die sie schützten, und setzten eine Gewalt ein, die die Gesetze aufrecht hielt. Jetzt waren sie frei, und jetzt konnte sie Keiner mehr zwingen.

Die menschliche Freiheit ist also etwas ganz Anderes, als pure Ausgelassenheit. Wir sind freilich in einem Stücke Alle ganz gleich, aber nur in diesem einzigen Stücke, nämlich wir haben Alle vor Gott die nämliche Pflicht, immer besser, rechtschaffener und sittlicher zu werden. Diese Pflicht hat Arm und Reich, Groß und Niedrig, Mächtig und Schwach. Diese Pflicht macht den Menschen zum Menschen und unterscheidet ihn von dem Thiere, das weder Tugend noch Laster kennt. Diese Pflicht hat der Mensch allein, und er darf in derselben nicht gestört werden. Das aber ist die menschliche Freiheit,

daß Keiner den Menschen in der Pflicht der Sittlichkeit und Tugend stören darf. Keiner darf den Menschen stören, wenn er sich ein Weib in der Ehe verbindet, wenn er liebe Kinder hat und sie in Gottesfurcht und Rechtlichkeit erzieht, wenn er sich durch ehrliche Arbeit ein Vermögen zu erwerben oder das von seinen Eltern empfangene zu erhalten sucht, wenn er sich und die Seinigen immer edler zu machen und immer mehr mit Kenntnissen zu bereichern strebt, und wenn er zuletzt mit Ruhe und Gelassenheit seinem Tode entgegensieht. Er darf aber auch zur Erreichung dieser Dinge von keinem Andern etwas fordern, wodurch der Andere dann seine Pflichten nicht erfüllen könnte. Dadurch sind wir dann Alle frei, dadurch sind wir dann Alle gleich. Darum verlangt gerade die echte Freiheit die meiste Selbstbeherrschung, die Bändigung seiner Begierden, die Gerechtigkeit, daß man dem Andern nicht zu nahe trete, daß man sich nicht willkürlich räche, sondern einen Schiedsrichter einsetze, der den Streit ausgleiche, und daß man für sich eher zu Wenig fordere, als zu Viel. Darum ist die echte Freiheit viel schwerer auszuführen und verlangt einen viel tüchtigeren Mann, als die Schreier wissen und sind, die für sich einen ungeheuren Haufen von Freiheit verlangen, für Andere nichts. Ich werde in einem nächsten Aufsatze sagen, wie man die Freiheit einführen kann, und wie man sie gewöhnlich stört.

Wie wird die Freiheit eingeführt?

Die Menschen haben sehr bald, schon in den urältesten Zeiten, eingesehen, daß sie, wenn sie die Güter dieser Welt ungeschmälert genießen sollen, in Verbindungen treten müssen, wodurch jeder Einzelne geschützt werde. Auch damit Jeder seinen Pflichten nachgehen und seine größte Vervollkommnung erreichen könne, ist es nothwendig, daß er nicht jeden Augenblick angegriffen werden kann und sich vertheidigen muß. Deßhalb treten Viele zusammen und schützen Einer den Andern. Nur dann ist man wahrhaft und in der That frei, wenn man seinen rechtlichen Geschäften und seinen menschlichen Pflichten nachgehen kann, ohne daß man zu befürchten hat, daß man von Jemandem gehindert werde. Nur dann ist man wahrhaft frei, wenn man auf Wegen und Straßen, zu Hause und auf dem Felde, bei Tag und bei Nacht vollkommen sicher sein kann, daß Einem weder am Körper noch am Eigenthume ein Leid oder ein Zwang zugefügt werden könne. Wenn Einer sagt, man sei noch freier, wenn man nicht bloß die guten Thaten ungehindert ausführen kann, sondern auch alle möglichen anderen, so irrt er sehr; denn wenn Einer alle möglichen Thaten thun darf, so darf er mich auch an meinem Körper beschädigen, er darf mich an Weib und Kind, an Haus und Hof beschädigen; dann ist er selber wohl viel freier, ich aber dafür viel unfreier, und alle Diejenigen auch viel unfreier, die seinen Angriffen ausgesetzt sind. Die Freiheit aber gehört für Alle gleich, Keiner darf mehr haben und Keiner weniger, weil wir Alle das gleiche Recht haben, uns zu vervollkommnen und ein ehrliches Leben zu führen. Nur die ungehinderte Ausführung der guten

Thaten allein ist die Freiheit; denn diese schaden Niemandem, nützen Allen und machen uns Alle gleich an Ansehen und Achtung. Daher muß eine Anstalt getroffen werden, daß Keiner von einem Andern angegriffen werden könne, oder wenn es doch geschehen wäre, daß ihm sein Schaden wieder vergütet werde. Diese Anstalt kann ein Einziger allein nicht machen, weil er sich gegen Angriffe nur mit Gewalt vertheidigen könnte und gegen die Uebermacht allemal erliegen müßte. Daher treten sehr Viele in einen Bund und machen, daß die Uebermacht immer zur Abwehr jeder Angriffe vorhanden sei. Ein solcher Bund ist *ein Staat*; das Land, auf dem der Bund ist, heißt man *das Reich*, und die Menschen, die den Bund machen, sind *ein Volk*. Solche Staaten finden wir schon in den ältesten Zeiten der heiligen Schrift, Assyrien, Babylonien, Egypten und Judäa. Weil aber in den Staaten nicht Jeder alle Augenblicke mit den Waffen in der Hand da stehen und warten kann, ob nicht Einem ein Unrecht angedroht werde, das man dann gemeinschaftlich abwehren wolle, so hat man eine Macht gegründet, die im ganzen Lande vertheilt ist, und die die Störungen, die dem Einzelnen drohen könnten, hintanhält. Diese Macht hält die Sicherheit des Staates aufrecht, daß Jeder auf seinen Wegen und Stegen gehen kann und nicht befürchten darf, daß ihm etwas Böses geschehe. Alle Staatsglieder müssen zur Aufrechthaltung dieser Macht beitragen, entweder durch Geldmittel oder durch Stellung der nöthigen Mannschaft, Dieß sind Pflichten im Staate. Weil aber Viele im Staate sein können, die nicht genau wüßten, was ein Angriff ist, was Recht und was Unrecht ist, so haben die Völker, die nur schon auf einen kleinen Grad von Ausbildung gekommen sind, gewöhnlich Bücher verfaßt, in denen Das für alle Staatsbürger aufgeschrieben ist. Solche Bücher heißt man *Gesetze*. Weil aber trotzdem noch Streit und Verwicklung im Staate möglich

ist, so sind die Gerichte eingesetzt, die den Streit schlichten. Niemand darf sich selber beliebig Hilfe schaffen, weil er zu weit gehen und in einen Angreifer ausarten könnte. Da der Staat ein Menschenwerk ist, so ist wohl nicht zu erwarten, daß er ganz fehlerfrei sei, und daß gar keine Störung vorkommen könne. Jener Staat ist der beste, in welchem die größte Sicherheit herrscht, und die wenigsten Störungen vorkommen können. Man sieht aus Diesem, wie lächerlich es sei, wenn Jemand meint, er habe eine Freiheit errungen, wenn er etwas gegen das Gesetz thut; denn, wenn wir Alle Das thäten, so würden wir Alle Angreifer sein und würden die Güter der Welt und die Sicherheit und Freiheit Aller zerstören und den Ruin des Ganzen herbeiführen. Es nützt nichts, wenn Einer sagt, das Gesetz sei schlecht; denn Das könnte am Ende Jeder zu jedem Gesetze sagen, und es würde das Unterste zu oberst gekehrt. Wenn ein Gesetz untauglich ist oder es mit der Zeit wird, so muß man mit vernünftiger Ueberlegung, mit verständigem Wort und mit Beweisführung daran gehen, daß es auf dem gebräuchlichen Wege umgeändert wird. So lange es aber besteht, muß man ihm unbedingt gehorchen, daß die Würde und Majestät des Staates unverletzt bleibe, weil darin allein die Sicherheit Aller liegt. In den freiesten Staaten, die wir bisher kennen, ist immer die Achtung vor dem Gesetze am allergrößten gewesen, ja die Engländer, die sich auf solche Dinge verstehen, gehorchen sogar mit Eigensinn einem dummen Gesetze, so lange es noch besteht, weil das Gesetz heilig ist, und weil Keiner für so staatsunklug angeschaut werden will, daß er die Heiligkeit des Gesetzes nicht einsehe, und weil Keiner so lächerlich sein will, daß er nicht einmal wisse, daß er durch Verletzung des Gesetzes nicht dem Gesetze, sondern sich selber eine Wunde schlage.

Ein anderes Mal wollen wir von den Feinden der Freiheit sprechen.

Wer sind die Feinde der Freiheit?

Wenn wir einmal wissen, was die Freiheit ist, so wird es auch sehr leicht sein, sagen zu können, wer die Feinde derselben seien. Die Freiheit besteht darin, daß Jeder seinen menschlichen Verrichtungen und Vervollkommnungen mit Sicherheit nachgehen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß er darin gestört werde. Die vorzüglichsten und einzigen Feinde der Freiheit sind daher alle diejenigen Menschen, welche mit heftigen Begierden und Neigungen behaftet sind, die sie immer auf jedem Wege, der ihnen einfällt, befriedigen möchten. Der Geizige will Geld, wenn er es auch wie immer erwirbt; der Verschwender will auch Geld, er will es sehr heftig, natürlich, um es schnell wieder hinauswerfen zu können; Andere sind ehrgeizig, sie können gar nicht sehen, daß Einer etwas thue, was Lob einträgt, sie wollen Alles selber thun, wollen dafür gelobt sein, drängen sich überall zu, drängen Andere weg und beschimpfen und verläumden Alles, was Andere thun und was sie selber thun möchten, wenn sie es auch nicht können und verstehen; oft wirkt auch noch der Vortheil auf sie, welchen sie bei dem Geschäfte hoffen. Das Traurige bei solchen Menschen ist Das, daß sie, wenn sie ihren Begierden nachhängen, immer unersättlicher darin werden und endlich Alles angreifen, um sich nur befriedigen zu können, und zuletzt in Ruin und Verzweiflung gerathen. Da werden sie erst recht unzufrieden und suchen Alles umzustoßen, was ihnen eine Schranke setzt. Die meisten Leute, welche in ihren Vermögensumständen abgewirthschaftet haben, werden dann Tadler der bestehenden Gesetze und möchten

Alles anders und besser haben, Das heißt, sie möchten wieder schnell und ohne Mühe zu etwas kommen. Wären wir Alle gut, vernünftig, gerecht und billig gegen den Nebenmenschen, und begingen wir keinen Eingriff in die Rechte des Andern, so wäre kein Staat, kein Richter, kein Amt, kein Militär nothwendig, höchstens brauchten wir eine Commision, die dafür zu sorgen hätte, daß nicht durch Zufall ein Schaden oder eine Verwirrung entstünde, zum Beispiel durch Feuer, durch Gewitter, durch Krankheiten und Dergleichen. Aber weil es Menschen gibt, die mit Wegsetzung über alle Vernunft nur ihre Begierden befriedigen möchten, so sind Anstalten nöthig, daß solche Menschen bei ihren Begierden nicht die Rechte Anderer angreifen; oder, wenn sie es gethan haben, daß der Beschädigte wieder in sein Recht eingesetzt werde und Schadenersatz bekomme. Darum sind Gesetze, sind Aemter, sind Armeen nothwendig. In ruhigen Zeiten, wo die Menschen ihren Geschäften nachgehen, gelingt es auch immer, wenn die Gesetze und Aemter gut sind, die verbrecherischen Menschen im Zaume zu halten und das Land vor großen Schaden und vor Unsicherheit zu bewahren. Aber fürchterlich und ein wahrhaftes Verderben werden solche Menschen, wenn die Ruhe des Landes gestört wird, und eine Revolution entsteht. Es ist zuweilen wahr, daß Gesetze und Anstalten und daß die Leute, die damit umzugehen haben, einer Verbesserung bedürfen, da geschieht es auch manchmal, daß die Forderungen so laut werden, daß sich die Köpfe so erhitzen, daß ein Aufstand in dem Lande ausbricht. Da kommen nun diese Leute herbei, es ist ihnen eine heiß erwünschte Gelegenheit, die Gesetze, die Aemter, alle Schranken, die ihren Begierden bisher entgegen gestanden sind, und die ihnen daher verhaßt sind, niederzureißen und Alles auf einmal zu erlangen, was sie bisher immer gewünscht haben. Da sagen sie nun dem Volke, Das sei die Freiheit, daß man alle Gesetze, die uns

eingeschränkt haben, umstoße, daß man dieselben anders und zwar so mache, daß dem Menschen schier Alles erlaubt sei, daß man das Ansehen der Obrigkeit nicht mehr achte, sondern selber regire, und daß man sich überhaupt unter nichts mehr beuge, als was sie für gut finden. Das Volk thut nun Das, es wird selber erhitzt, die thierischen Begierden erwachen, gute Menschen thun sogar Dinge, die sie nachher bitterlich bereuen, die Volksführer beginnen zu regiren, können es nicht, greifen zu den gewaltigsten und zerstörendsten Mitteln; Andere wollen es ihnen noch zuvor thun, übertreiben es noch mehr, es kömmt Verwirrung, Zerstörung und Ruin des Landes hervor, bis sich endlich die Menschen in Verzweiflung erheben und mit Kanonen und Waffen ein Ende machen. Das sind meistens die Ausgänge von Revolutionen, und es kömmt die Militärherrschaft. Manche Freiheiten, die das Volk sonst erlangt hätte, wenn es sich mäßig und Vertrauen erregend benommen hätte, werden durch jene Hetzer verdorben und verloren, und das Land ist wie aus Wunden blutend geworden. Daher ist die heiligste Lehre der Geschichte: *Suche eher auf unermüdliche, aber ruhige Weise die Abhilfe deiner Uebel, wenn es selbst Jahre lang dauert, ehe du dich in die Verwirrung und in das Elend einer Revolution stürzest.* Man weiß nie, wohin sie führt, die aufgeregten Menschenmengen thun, was sie wollen, sie gehen weit über das Ziel hinaus, das man anfangs gesetzt hatte, und es wird Verwirrung, Noth, Angst, Verarmung, Gräuel und endlich der Bürgerkrieg, wo ein Theil des Landes gegen den andern ist, und sich Beide verderben. Ich habe einmal das Gleichniß gesagt: wer zu einem Zwecke eine Revolution anhebt, der gleicht einem thörichten Bauer, welcher sagt, er wolle die Hälfte seiner Scheuer abbrennen, — dann kann er das Ding nicht mehr erretten, er sieht die Scheuer, das Haus, den Hof, das Dorf, die Stadt abbrennen und ist in Verzweiflung.

Die Sprachverwirrung.

Nicht bloß mit dem Worte Freiheit ist es geschehen, daß man sich alles Mögliche und alles Unmögliche darunter vorstellte, sondern unzähligen anderen Wörtern erging es ebenfalls nicht besser: sie mußten Das bedeuten, was Jeder wollte oder sich einbildete oder seinem Vortheile gemäß hielt. Selbst neue Wörter machte man sich, um mit ihnen Das durchzusetzen, wozu man eigentlich Vernunftgründe gebraucht hätte. Es läge an der ganzen Sache nichts; zu allen Zeiten hat es eine große Anzahl Menschen gegeben, die mit den Worten nicht umzugehen wußten und ihnen die närrischsten Bedeutungen gaben: aber in unserer letzten Vergangenheit hat diese Sprachverwirrung Gefahr erzeugt und hätte uns leicht in unabsehbares Unglück bringen können; denn die Leute, die den Worten eine falsche Bedeutung gaben, wollten diese Bedeutung auch durchführen. Wir heben hier nur Eines hervor. Alle Welt sagte: *Jeder muß im Staate vertreten sein*, der Bürger durch den Bürger, der Bauer durch den Bauer, der Handwerker durch den Handwerker, denn Diese verstehen ihre Angelegenheiten am besten und urtheilen am sichersten. Jeder hat dieses Recht. Welcher Mißbrauch und Irrthum liegt hier im Worte *Vertreten* und in dem Worte *Recht*! Das unbezweifelte Recht, welches das Volk hat, *ist das, daß es gut regirt werde*, ob es das Regiren selber kann und es selber immer in Menge thun muß, ist eine andere Frage. Wenn man sagen

kann, das Volk verstehe in Menge das Regiren nicht, und es würde Verwirrung kommen, wenn nur Jeder sich vertrete und für sich Alles wollte, so ist es sogar die heiligste Pflicht, daß nicht das Volk regire, sondern Die aus dem Volke, die es verstehen, sie mögen aus was immer für einem Stande genommen sein. Und das Regiren zu verstehen, ist wahrhaft keine Kleinigkeit, wenn man die unermeßliche Anzahl Dinge bedenkt, auf die der Staatsmann denken und sie in Einigung bringen muß. Das muß durch eine Reihe von Jahren durch Fleiß und durch Festigkeit des Charakters gelernt werden. Kann doch das schlechteste Ding nicht ohne Lernen zu Stande kommen. Ich will das unterste aller Beispiele wählen. Wenn mir Einer einen Haufen Ruthen bringt und sagt, ich solle einen Besen daraus binden, so werde ich aus den Ruthen allerdings ein Ding zusammenflechten, das einem Besen gleich sieht; aber wie wird ein Besenbinder lachen, wenn er das Ding sieht, und wie werden alle Umstehenden lachen, wenn der Besenbinder seinen kunstgerechten Besen neben den meinigen legt. Und was ist ein Besen für ein schlechtes und leichtes Ding gegen das Regiren, das doch in letzter Zeit Jeder können wollte, wenn er am Ende auch nicht im Stande war, sein kleines Häuschen zu regiren. Es ist allerdings wahr, wir müssen nicht alle Regierungsgewalt in einige Hände legen und uns dann nicht mehr darum kümmern, gehe es, wie es wolle; sondern wir müssen Männer haben, die in Weisheit, in Ruhe und Mäßigung die Sache austragen und sich gegenseitig aneifern, belehren und vor Irrungen bewahren; aber Das müssen auch Männer sein, die einen festen, guten Charakter haben, die die Kenntnisse besitzen und den heiligsten, ernstesten Willen zeigen, das allgemeine Beste zu erzielen, aber nur das allgemeine, nicht das ihrige. Wenn wir eine Maschine hätten, die die Tauglichsten und Besten von den Andern herausfuchte, wären wir freilich am glück-

lichsten daran, aber auch ohne diese Maschine werden sich schon Mittel finden lassen, wenigstens der Hauptsache nach, die tüchtigsten Männer kennen zu lernen und sie zur Wirksamkeit zu bringen. Ich werde ein anderes Mal davon reden; jetzt will ich nur noch zeigen, zu welcher Lächerlichkeit wir kämen, wenn jede Klasse der menschlichen Gesellschaft ohne Unterschied der Bildung sich vertreten dürfte. Wenn ich sage, der Tag löhner weiß am besten, was ihm nützt, der Arbeiter ebenfalls und so weiter: so muß ich folgerichtig auch sagen, die Weiber sollen durch Weiber, ja die Jungfrauen durch Jungfrauen, die Eheweiber durch Eheweiber, die Witwen durch Witwen, — und endlich sogar die Schulkinder durch Schulkinder vertreten werden; denn diese Alle wissen am besten, was ihnen nützt. — Ja wenn Alle auf der Welt wüßten, was ihnen nützt, dann wären wir glücklich, dann gäbe es nicht Betrug, Bevortheilung, Haß, Verwirrung und Dergleichen. Verlassen wir uns auf die großen und edlen Männer unseres Volks, suchen wir diese zu bekommen, sie vertreten uns besser, als wir uns selbst, sie vertreten uns gewiß; denn Das ist das Merkmal des großen und guten Menschen, daß er immer zuerst auf das Ganze und auf Andere sieht, auf sich zuletzt.

Der Census.

Ich habe neulich gesagt: Wenn wir auch keine Maschine haben, die uns die Tüchtigsten und Besten als unsere Vertreter von allen Uebrigen herausſucht, so lassen sich doch noch Mittel finden, auch ohne diese Maschine zu den Tüchtigsten und Besten zu kommen. Aber ziemlich schwer sind diese Mittel zu ersinnen. Wenn alle Menschen unterrichtet, gut und mit ihren Nebenmenschen bekannt wären, so wäre das leichteste Mittel die Wahl; sie würden schon den Edelsten, den Unterrichtetsten und den Tauglichsten wählen. Allein da die Menge der Menschen von den meisten Dingen, um die es sich im Staate handelt, keinen Begriff hat, so kann sie auch nicht wissen, ob Der, den man wählen will, einen Begriff hat; ungefähr als ob ich sagte, in einem Bezirke soll eine Sternwarte gebaut werden, und die Gemeinden des Bezirkes sollen den Professor der Sternkunde wählen. Ferner, da nicht alle Menschen gut sind, würden die Schlechten die Wahlen zu ihren schlechten Zwecken leiten wollen, sie würden nicht nur selber schlecht wählen, sondern würden auch dem andern minder Unterrichteten falsche Vorspiegelungen, Worte, Gründe, Thatsachen geben, daß er auch schlecht wähle, so daß endlich der gewählte Vertreter gar kein Vertreter mehr wäre und etwas ganz Anderes sagte und thäte, als im Sinne seiner Wähler gelegen war. Er würde nur für sich und seine Zwecke handeln. Das Land hätte eine Vertretungsregierung und wäre doch nicht vertreten. Dieß erkannten schon die Alten und hatten bei ihrem Staatsleben Bedingungen gestellt, die Einer an sich haben mußte, wenn er sollte gewählt werden können. Diese Bedingungen hießen

sie Census oder Schätzung, weil man darnach den Mann schätzen konnte. Da sie nicht Jeden zu jeder beliebigen Wirksamkeit gelangen lassen konnten, waren diese Bedingungen oft sehr strenge. So hielten es alle Zeiten, welche besonnen in ihren Staatsdingen vorgehen wollten. Nur in Zeiten, wo Alles mit Gewalt überstürzt wird, wo alle Köpfe und Herzen entflammt sind, rufen sie gewöhnlich: Wir sind Alle gleich, Gott hat keinen Unterschied in den Menschen gemacht, daher sind wir Alle zur Vertretung berufen. So wählen sie dann auch, senden die Verschiedensten zu ihrer Vertretung und sehen erst am Ende, wo Alles in Unordnung gerathen ist, daß doch nicht alle Menschen gleich sind, daß die Guten, Verständigen und Unterrichteten die Sache besser machen, als die Schlechten, Thörichten und Unwissenden. Wenn alle Menschen gleich wären, so hätte es ja überhaupt keiner Wahl bedurft, man hätte den Nächstbesten nehmen können. Aber an welchen Merkmalen soll man erkennen, wer der Beste, der Verständigste und Unterrichtetste sei? Diese Frage hat alle Zeiten, vom Alterthume an bis heute, beschäftigt, und man hat die Erfahrungen gesammelt. Bei Manchen kann man es aus seiner Lebensbeschäftigung schon abnehmen, daß er gut, verständig und unterrichtet sei, wenn er nämlich schon eine Stellung einnimmt, die großes Vertrauen fordert und vielseitige Staatskenntniß voraussetzt. Von solchen Leuten weiß man auch immer, wo sie gebildet worden sind, denn sie haben Zeugnisse als Doctoren, Gelehrte und so weiter. Man heißt sie die Gebildeten, oder wie heutzutage der Ausdruck lautet, die Intelligenz. Aber wie soll man es bei den Andern wissen? Diese haben keine Zeugnisse, aber man geht von der Erfahrung aus, daß Der das Meiste wissen könne, der durch sein Geschäft oder durch seine Mittel am meisten in die Lage kömmt, sich Kopf und Herz ausbilden zu können, und der auch Ursache hat, jede Umstürzung und

Zertrümmerung im Vaterlande zu scheuen. Dieß ist der Besitzende; daher man immer einen gewissen Besitz, den man aus der Steuer erkennt, als Bedingung der Wählbarkeit angegeben hat. Wer wenig Mittel hat, kann gewöhnlich auch Wenig lernen, er beschäftiget sich in einem kleinen Kreise von Menschen, in einem Dorfe, in einer Stadt und lernt nicht andere Dinge kennen, die in dem Staate Einfluß haben; wo sollte es z. B. der Taglöhner, der Handlanger und Dergleichen wissen, der nie über die Grenze seiner kleinen Beschäftigung hinaus gekommen ist: aber Der, der größere Mittel besitzt, kann sich eine größere Bildung erwerben, er hat ein größeres Geschäft, Das führt in manche Länder und Gegenden, und er lernt die Verhältnisse im Großen und wie sie im Staate eingreifen, erkennen; überdieß ist er durch seinen Besitz an die Dauer des Staates und seines Glückes gebunden, daß er sich nicht leicht an zerstörende Versuche wagt, die für den Staat schlecht ausfallen könnten, was aber der Besitzlose sehr gerne thut, weil er bei der Veränderung zu gewinnen hofft. Man hat also zur Bedingung, daß Einer gewählt werden könne, gesetzt, daß er gebildet sei und Dieß durch seine Stellung ausweise, oder daß er eine gewisse Steuer zahle, welche seinen Besitz beweiset. Dieß heißt man den Census, d. i. die Bedingung der Wählbarkeit. Freilich gibt der Census auch kein untrügliches Mittel ab, bei dem nicht mehr zu fehlen wäre; denn der Gelehrte kann doch Dieß oder Jenes nicht wissen, und der Besitzende kann seinen Besitz nicht zur Veredlung und Ausbildung angewendet haben; ein Mittel, wo ganz und gar nicht mehr gefehlt werden könnte, ist gar nicht zu ersinnen: aber da es schon kein ganz untrügliches Mittel gibt, so ist es dann an dem Wähler, Das, was dem Mittel fehlt, durch seinen Verstand und durch sein Herz zu ergänzen, und wie ich meine, daß Das zu machen sei, werde ich in einem künftigen Aufsatze sagen.

Wahlvorsicht.

Wenn man auch im Laufe der alten, vergangenen Zeiten belehrt wurde, daß es gefährlich sei, jeden Beliebigen ohne weitere Bedingung zum Vertreter oder zu einem Amte zu wählen, und wenn man auch daher Merkmale in ein Gesetz sammelte, die der Wählbare an sich haben mußte: so gibt es dennoch in der ganzen Natur keine so allgemeinen und untrüglichen Merkmale, wodurch die Tauglichsten und Besten bezeichnet würden, daß man sich nicht irren und dennoch einen Untauglichen und Schlechten wählen könnte. Daher muß der Wähler die Unsicherheit durch seinen Verstand und durch sein Herz ausgleichen. Da ist es nun freilich schwer, wenn etwa der Wähler selber keinen Begriff von dem Dinge hat, das der Vertreter ausführen soll, daß er den Mann wähle, der es versteht, wie wenn etwa die Gemeindeglieder eines Dorfes einen Mann wählen sollten, der eine künstliche, nie dagewesene Thurmuhr zu verfertigen hätte. Aber so schwer dieser Fall ist, so wenig man genau die Eigenschaften weiß, die der künftige Vertreter haben soll, so hat doch der Verstand bei der Wahl noch viel zu thun übrig. Er muß sehen, daß der Wählbare selber ein Mann von reinem, gesundem Verstande ist und denselben in allen seinen Angelegenheiten bewährt. Wie thöricht wäre es zum Beispiele, Einen zu wählen, der seinen Wählern alle möglichen Güter und Vortheile verspricht, weil es in die Augen leuchtet, daß Das kein Mensch ausführen kann, und daß daher der Versprecher entweder verstandlos oder schlecht ist; wie thöricht wäre es weiter,

einen Mann zu wählen, der in seinen eigenen Angelegenheiten herunter gekommen ist, der bald Dieß, bald Jenes unternommen hat, in Jedem auf keinen guten Erfolg gekommen ist und nun in Wirthshäusern und öffentlichen Orten, wie Dieß gewöhnlich der Fall ist, der Regierung und allen möglichen Dingen Schuld gibt und Alles besser zu verstehen behauptet, wie wird Der das zusammengesetzteste und ausgedehnteste Ding, wie der Staat ist, leiten können, der seine einfacheren, kleineren Sachen nicht zu leiten vermochte; wie thöricht wäre es auch, Einen zu wählen, der selber immer sagt, daß er der Beste und Tauglichste sei, solche Leute sind entweder in Phantasterei befangen, oder sie sind unverständig, weil sie die Kräfte Anderer nicht sehen, sondern nur die ihrigen, und weil gerade der tüchtigste Mann es nicht sagt, daß er tüchtig ist, oder sie sind schlecht und wollen nur aus dem Unverstande ihrer Wähler Vortheile ziehen; wie thöricht wäre es endlich, einen Mann zu wählen, den man gar nicht kennt, der immer nur von Andern angepriesen worden ist, die man oft auch nicht kennt, denn Das hieße, seinen Verstand bei Seite legen und blind thun, was ein Anderer vorschreibt. Ich will die Thorheiten nicht weiter fortsetzen, die noch bei Wahlen möglich sind, sie sind ihrer unzählige. Man sieht also, wie sehr man den Verstand nöthig hat, wenn man auch die eigentliche Sache, die dem Vertreter obliegen wird, nicht versteht. Freilich wäre es unendlich besser, wenn man auch diese Sache verstünde, man würde da erst recht mit offenen Augen wandeln können. Es ist die Pflicht eines Jeden, sich in diesen Dingen zu unterrichten, daß er mit Bewußtsein in den Reichstag, in den Landtag, in den Gemeindevorstand und in die Ausschüsse wähle. Es sind Schriften und Bücher vorhanden, aus denen der Erwachsene sich unterrichten kann, und es werden gewiß in den Schulen diese Gegenstände gelehrt werden, daß unsere Jugend erleuchtet

werde und nicht in die Fehler ihrer Väter verfalle, die zur neuen Zeit nicht vorbereitet waren. Was das Herz betrifft, das ebenfalls die Unsicherheit des Wahlgeschäftes ausgleichen helfen soll, so spielt dasselbe eine sehr große Rolle und ist von außerordentlicher Wichtigkeit; denn mit dem Herzen, wenn es selber echt und recht ist, empfindet man den Charakter des Andern, ob er gut oder schlecht sei — und Dieß ist von entscheidender Bedeutung: Ehrlichkeit und feste Rechtschaffenheit der Gesinnung ist fast noch wichtiger in Vertretungsdingen, als die Einsicht, sie ist der Grundpfeiler und das Wesen der Vertretung; denn der Ehrenmann vertritt in Aufrichtigkeit den Staat und das Volk, der Schlechte aber, wie einsichtsvoll er auch sei, vertritt nur immer sich, er will etwas erlangen, entweder Macht, da ist es eine Jagd und ein Kampf um Ministerstellen und andere Aemter, oder Geld oder Ruhm oder Ansehen oder irgend etwas Anderes, nur nicht das allgemeine Wohl, was geht Das ihn an, wenn er es auch immer im Munde führt, mit der Vertretung ist es da aus, dieselbe ist nur möglich, wenn das Land im Ueberflusse gute, edle, tugendhafte Bürger besitzt. Es ist also unendlich wichtig, und es handelt sich um Wohl und Wehe des Wählers selbst, daß er sein eigenes Herz auf dem rechten Flecke behalte, daß er an dem Andern den Charakter beurtheilen könne, und daß er nur Männer von entschiedener Ehre, Rechtschaffenheit und Edelmüthigkeit zu seinen Vertretern wähle. Dieß ist es, was ich meinte, wenn ich sagte, daß die Unsicherheit der Wahl durch den Verstand und das Herz ausgeglichen werden solle. Nächstens werde ich einige Bezeichnungen von Leuten entwerfen, die sich sehr gerne zu Wahlen drängen, und die man nicht wählen soll.

Wen man nicht wählen soll.

Außer den zwei allgemeinen Merkmalen, daß man keinen Verstandlosen und keinen Schlechten zu einem Amte oder einem Vertreter wählen soll, gibt es noch Andere, die zwar nicht gerade unverständig oder schlecht, doch aber so sind, daß ihre Wahl sehr bedenklich ist. Ich will einige Gattungen anführen. Wenn eine neue Zeit anbricht, in der der alte Gebrauch plötzlich umgeändert wird, so dringen natürlich immer zuerst die heftigen und ungestümen Menschen hervor, sie wollen gleich Alles ändern, sie sind mit nichts zufrieden, sie wollen auch Alles sehr schnell thun, gebrauchen gerne, wenn ihnen Hindernisse entgegen stehen, Gewalt und nehmen in ihrem Eifer jedes Mittel her, das ihnen tauglich scheint. Es ist natürlich, daß diese Leute nicht viel Zeit haben, die Mittel zu prüfen, daß sie dieselben schnell aus dem Zusammenhange mit andern Dingen herausreißen, daß so das Gebäude, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu rollen anfängt, und daß endlich Einsturz und Verwirrung erscheint. Solche Leute sind es meistens, die die ersprießlichsten Verbesserungen, welche die Besonnenen und Vorsichtigen eingeleitet haben, wieder zu Grunde richten; denn sie laufen herzu, greifen heftig die Sache an, wollen sie im Fluge abgethan haben, erregen Unruhe und Hast in vielen Köpfen, bringen oft alle Ordnung im Lande in Verwirrung, regen die Leute auf und machen, wenn die Unordnung groß geworden ist, nöthig, daß man mit Gewalt

wieder die Ordnung einführe, und daß bei dieser Gelegenheit manche Verbesserungen unterbleiben, die man sonst eingeführt hätte, weil man sich fürchtet, bei einer Veränderung laufen diese Menschen wieder herzu und machen wieder Verwirrung und Gefahr. Wie weit könnte die Menschheit schon vorgerückt sein, wenn es keine Eiferer und Schreier gäbe, die, wie das alte Sprichwort sagt, das Kind mit dem Bade verschütten. Selbst der edelste Mensch, wenn er diese Heftigkeit hat, ist untauglich zum Aufbau von Staatsdingen, weil er die Mittel überhastet und übereilt. Der größte Kriegsmeister der neuen Zeit, Napoleon, ist an seiner Heftigkeit, mit der er sich in Unternehmungen, Händel, Kriege stürzte, zu Grunde gegangen; denn sie hat ihm zuletzt eine ungeheure Macht von Feinden erregt, die ihn stürzten. Staatsdinge sind wie eine Blume, die man hegt und wartet, dann wächs't sie, die man aber über Nacht durchaus nicht hervorbringen kann. Man wähle daher niemals Leute, die sich zu der Wahl und zu anderen Dingen mit großer Heftigkeit und großem Ungestüme herzu drängen. Gerade der ausgezeichnete und gelassene Mann drängt sich nicht herbei, sondern will gesucht werden.

Eine andere Klasse von bedenklichen Menschen sind die Phantasten. Das sind solche, welche die Dinge der Welt nicht mit dem Verstande, sondern mit der Einbildung anschauen. Der Verstand nimmt die Dinge, wie sie sind, und leitet aus ihnen die Folge ab, welche natürlich aus ihnen kommen kann: die Einbildung aber betrachtet die Dinge gar nicht oder oberflächlich, sie hat nur Einfälle, betrachtet dieselben als wahr, handelt darnach und irrt sich gewaltig. Solche Leute haben Hirngespinnste, Phantasien, Bilderwerke und Dergleichen in ihrem Haupte und hängen ihnen nach. Ihnen fallen auch viel mehr solche Dinge ein, als anderen Leuten, weil sie immer innerlich mit sich beschäftiget sind, die anderen

Leute aber äußerlich die Dinge betrachten müssen. Daß solche Menschen in Staatssachen sehr üble Wirkungen hervorbringen, ist begreiflich, weil der Staat aus lauter wirklichen, in's Leben greifenden Dingen, nicht aber aus Einbildungen besteht. Man wähle daher dergleichen Leute niemals zu Vertretern oder Aemtern. Sie sind nicht schwer zu erkennen. Wer gewohnt ist, alle Dinge genau zu betrachten, wird bald sehen, ob der Eine oder Andere seiner Nachbarn und Bekannten nach der Natur der Sache oder nach selbstgesponnenen Einbildungen handle. Es zeigt sich Dieses in den kleinsten Dingen des Lebens. Ich muß hier einer Klasse erwähnen, die besonders diesem Uebel unterworfen ist, *die schlechten Schriftsteller und schlechten Künstler*; sie haben unter den Thorheiten und Fehlern, die das Gute der neuen Zeit verdorben haben, viele auf ihrer Rechnung. Es ist ganz natürlich, daß es so kam. Der gute Schriftsteller und Künstler muß außer seiner Einbildungskraft, die ihm eine Fülle von Gedanken und Bildern bringt, auch einen scharfen Verstand haben, daß er diese Bilder ordne und ein verstandesgemäßes, kluges Ding hervorbringe. Wer aber nur die Einbildungskraft allein hat, wird durch sie zum Schreiben, Malen, Schauspielen und Dergleichen getrieben, geht seinen Einfällen nach, und weil er wenig Verstand hat, bringt er das Thörichte und Ungereimte zu Markte. Es ist begreiflich, daß solche Leute bei bewegungsvollen Zeiten, die ihre Einbildungskraft aufreizen, herzu eilen und ihre Thätigkeit geltend machen. Sie verderben aber Alles. Weil sie nicht nach dem Verstande handeln, haben sie auch die Staatsdinge und die Menschengeschichte nicht nach ihrer Wesenheit betrachtet, sondern nach oberflächlichen Meinungen und nach hochtönenden Redensarten, die sie nun in die Wirklichkeit einführen wollen und dadurch den Dingen den Kopf und das Herz zerbrechen. Man wähle daher einen

Schriftsteller und Künstler nur dann, wenn man mit völliger Gewißheit weiß, daß er ein vortrefflicher ist (natürlich muß man seine Kenntnisse in Staatsdingen auch wissen); sonst aber, wenn man nur den geringsten Zweifel hat, ob er vortrefflich sei oder nicht, wähle man ihn lieber nicht.

Die Zukunft des menschlichen Geschlechtes.

Ich habe gesagt, daß die erste und größte Eigenschaft jedes Abgeordneten und überhaupt jedes Menschen, der für das allgemeine Wohl zu sorgen hat, die Rechtschaffenheit des Charakters und die feste Tugend seines Herzens ist. Bei dieser Gelegenheit ist mir ein trauriger Gedanke gekommen, der mich schon öfters heimgesucht hat, und dem ich aber nie recht Raum geben wollte, der Gedanke, ob wir nicht etwa in unsern Sitten und in unserer Verschlimmerung schon so weit gerathen seien, daß wir uns aus eigener Kraft nicht mehr aufschwingen können, sondern daß uns der Eigennutz und die Genußsucht jedes Einzelnen noch mehr in Zertrümmerung und in Auseinanderweichen unserer Zustände bringen wird, bis ein wildes, zahlreiches und barbarisches Volk, das aber seine Kraft neben seiner Rohheit bewahrt hat, und das vielleicht jetzt noch im fernen Asien wohnt, über uns hereinfluthen und uns und unsere Bildung auf viele Jahrhunderte hin verschlingen und die Welt wieder in die Nacht der Unwissenheit und der Rohheit vergraben wird. Es ist ein schrecklicher Gedanke, aber er ist nicht so ungereimt, und seine Erfüllung ist nicht so unmöglich. Wenn ein Mensch mitten in seiner Zeit steht, kann er sie nicht so leicht beurtheilen und schätzen, weil er von allen ihren Gewohnheiten und Neigungen selber zu fest

umschlungen ist; denn wie wäre es sonst möglich, daß in vergangenen Zeiten manches Volk auf dem Wege des Unterganges war, auf dem Wege, seine Habe und sein Leben und das Leben der Seinigen in einem schrecklichen Blutbade zu verlieren, daß es leicht den Untergang hätte abwenden können, wenn es nur sein Leben und seine Sitten geändert hätte, daß es Dieß aber nicht that und endlich seine fürchterliche Erfüllung fand. Nur wenn man ferne von der Zeit steht, kennt man sie genauer und weiß, wie ihr zu helfen gewesen wäre. Nur die Geschichte der vergangenen Zeiten ist die einzige, die größte, die weiseste, aber leider sehr oft unbeachtete Lehrmeisterin in menschlichen Dingen; nur in ihr können wir unsere Zustände mit vergangenen vergleichen und so zu unserer Erkenntniß und vielleicht auch zur Besserung gelangen. Da erzählt nun diese Geschichte von einem großen und mächtigen Volke, ja von dem mächtigsten, das je auf der Welt war, von einem Volke, das wir Alle kennen, von den Römern. Sie hatten alle gebildeten Stämme zu einem einzigen großen Reiche vereinigt, und wir heißen jetzt dieses Reich die alte Welt. Wenige Völker waren so tapfer, so weise, so mäßig, so enthaltsam, so zu dem Gemeinschaftlichen zusammenhaltend, wie diese Römer. Die Bildung der alten Welt war sehr groß. Wenn wir auch in unserer Zeit in manchen Stücken voraus sind, zum Beispiele in der Kenntniß der Natur, so war uns die alte Welt doch in vielen Dingen weit, weit überlegen, und wir können ihr nicht mehr nachkommen, namentlich in der bildenden Kunst, selbst in Dichtungen, in der Geschichte und in der Kraft und Größe ihrer Charaktere. Die reinen, starken und tugendhaften Römer, als sie die ganze damals gebildete Welt in ein Reich zusammengebracht hatten, überließen sich nun der Ruhe und wollten das Leben genießen. Das ging eine Weile gut, so lange noch die Tugend der

Väter nachhielt. Das Genießen wurde aber immer allgemeiner, ihre Paläste wurden immer schöner, ihre Gärten reicher, ihre Feste verschwenderischer. Die mit ihnen vereinigten geistreichen Stämme, vorzüglich die Griechen, stiegen von den edlen Gegenständen, mit denen sie sich früher beschäftigt hatten, zu gemeinen herab, ihre Dichtungen hörten auf, ihre Bildhauerkunst hörte auf, ihre großen Geschichtschreiber waren verschwunden, und wo sie noch etwas in diesen Dingen thaten, war es unvernünftig ausgeschmückt, war kindisch und entbehrte der inneren Männlichkeit. So sank das große Reich immer tiefer in Weichlichkeit und Genußsucht. Wer nur seine eigene Unterhaltung sucht, wer nur Reize und Lust für seine Sinne erstrebt, Den gehen andere Menschen, Den geht zuletzt das Vaterland nichts mehr an. Die Römer konnten sich zu dem Gedanken nicht mehr erheben, daß die Entbehrung und Enthaltsamkeit des Einzelnen eine Freude sei, wenn nur das Ganze, das Reich groß und mächtig und glücklich ist. Im Gegentheile, um in ihren ausschweifenden Genüssen nicht gestört zu werden, nahmen sie von fremden Völkern Hilfssoldaten, die sie vertheidigen sollten. Die fremden Völker wohnten außer den Grenzen des Römerreichs im Norden und wurden von den Römern ungefähr so betrachtet, wie von uns die wilden Völker in Asien. Die Römer hießen sie auch Barbaren. Diese Barbaren waren aber kräftig, obwohl roh und unwissend. Aus Hilfssoldaten wurden sie allgemach Angreifer gegen die morsche römische Welt, und nach entsetzlichen, fürchterlichen Kriegen und Verwüstungen stürzten diese Völker, die größtentheils deutschen Ursprunges waren, das Reich und alle Bildung; Alles, was die alte Welt liebenswürdig und groß gemacht hatte, war dahin, und viele Jahrhunderte tiefer Finsterniß traten ein. Nach und nach rang sich die Menschheit wieder empor, benützte die Trümmer der Bildung

der alten Welt und kam allgemach auf die Stufe, auf der wir heute stehen. Ich werde in dem nächsten Aufsatze unsere jetzige Lage mit der der alten Römer vergleichen und werde zeigen, wo die Völker wohnen, die uns überfluthen und zerstören könnten, wie die Römer von den Deutschen überfluthet und zerstört worden sind.

Vergleichung unserer Lage mit der des alten Römerreiches.

Ich habe gesagt, daß die alten Römer, nachdem sie die ganze gebildete Welt in ein Reich vereinigt hatten, anfingen, sich dem bloßen Genusse, der bloßen Unterhaltung hinzugeben, daß in den gebildetsten Stämmen Künste und Wissenschaften verschwanden, und daß das ungeheure Reich so erschlafft und herabgekommen war, daß es eine Beute wilder Völker wurde, die es mit ihren Schaaren überschwemmten. Unsere Lage ist heutzutage fast eine ähnliche. Die Bildung des menschlichen Geschlechtes ist mit der Ausnahme Nordamerika's in Europa vereinigt, die wilden Völker, die uns bedrohen, wie damals die Deutschen das Römerreich bedrohten, wohnen auf den Hochebenen in der Mitte Asiens. Man kann nicht sagen, Die seien ja zu entfernt, viel weiter weg, als die Deutschen von den Römern; der Schauplatz ist jetzt nur ein größerer, sonst ist Alles, wie es einstens in der alten Welt war. Diese Völker sind ungemein zahlreich, das Land, das sie bewohnen, ist das ausgedehnteste der Erde, es ist aber unfruchtbar und rauh, so daß seine Bewohner hart, tapfer und aller Mühsale und Entbehrungen gewohnt sind. Wenn sie sich zu Schaaren vereinigen, so sind diese Schaaren eine unermeßliche Menge und können, wie ein brausendes Meer, heranrücken. Wenn Europa vernünftig, gesittet, kräftig, männlich und einig ist, hat es von all

diesen Schaaren nichts zu fürchten; denn es hat seine alte Tapferkeit und hat den ungeheuren Vorsprung in seiner Ausbildung und Wissenschaft des Krieges. Aber wenn Europa thöricht, ungesittet, weichlich, weibisch und uneinig ist, wenn sich die Bösen in seinem Schooße gleich zu dem Feinde schlagen, um mit ihm die Beute zu theilen — wie dann? Aber, werden Einige sagen, den wilden und ungebildeten Völkern in Asien fällt es gewiß nicht ein, sich zusammen zu schaaren und in das ferne Europa auf Raub zu ziehen. Es ist ihnen schon einige Male eingefallen und kann ihnen wieder einfallen. Gerade diese Völker waren es, die den Sturz des Römerreiches herbeiführten. Sie brachen damals gegen Europa herein, besiegten seine Völker, trieben sie vor sich her und nöthigten sie, in das Römerreich einzufallen. Später kamen sie noch ein paar Male, aber in geringerer Bedeutung. Sie sind in den ältesten Zeiten oft von ihren Höhen in andere Gegenden Asiens herabgestiegen und haben dort nach Raub und Verwüstung Reiche gestiftet. Manche jetzt noch bestehende Völker stammen von ihnen. In China haben sie die Herrscherfamilie gebildet, die Perser stammen von ihnen, die Türken und selbst die Magyaren, die neben andern Stämmen in Ungarn wohnen, sind einst von Asien gekommen und haben das Land mit dem Schwerte unterworfen.

Die Ursache, warum diese Völker so gerne zu ihren Nachbarn kommen, ist die Rauhigkeit und Unfruchtbarkeit ihres Bodens, sie streben den bessern Gütern der Fremde nach und werden zu Einfällen gereizt, sobald sie in der Fremde Uneinigkeit und Verwirrung bemerken. Wie steht es nun mit uns, sind wir in der Lage, einen Einbruch zurück zu weisen? Die Künste nehmen in dem gebildeten Europa ab. In Frankreich werden Bücher voll Unsittlichkeit und Laster geschrieben, und in Deutschland werden sie

übersetzt und gelesen. Unsere eigenen Dichtungsbücher sind größtentheils unmännlich, weichlich, nur in schönen Worten bestehend, ohne Würde und Tugend und ohne menschlichem Ernste. Die Zeitungen sind meistens nur auf Gelderwerb gerichtet, sagen, was die Leser gerne hören wollen, und haben in Staats- und anderen Dingen nur oberflächliche Kenntniß. Diese Kenntniß eignen sich viele Menschen an und versäumen dadurch wahre und wirkliche Kenntnisse. Nach solchen Kenntnissen handeln sie dann in den Tagen der Bewegung und bringen Verwirrung, Verfall und Wiederzerstörung des Guten hervor. Eben so wie die Schriftkunst, ist Musik, Malerei, Baukunst im Verfalle. Wenn Völker im Schönsten, was die Menschheit hat, in der Kunst herunter kommen, ist es allemal ein Zeichen, daß sie selber schlechter geworden sind. Mit Diesem zugleich zeigt sich in Europa eine steigende Sucht zu genießen. Alles will sich unterhalten, Alles will glänzen und für sich eine Lust erhaschen. Man bedenke nur, wie sich Modesachen und Vergnügungsorte vermehren, und wie selbst die bescheidensten Menschen Bedürfnisse haben, von denen ihre Voreltern nichts ahnten. Dieß führt auf Habsucht, auf Absonderung des Menschen von dem Menschen und auf Lossagung von dem Wohle des Ganzen. Wird dadurch die Kraft und der Verstand und die Einigung Europa's gelockert werden, wird sie verschwinden, und werden wir den Römern gleichen?! Wer kann Das wissen?? Noch sind wir nicht so weit, wie die entarteten Römer waren, aber sind wir nicht auf dem Wege dazu?! Ueberall, wo Völker zu Grunde gegangen und Reiche gestürzt sind, sind sie es durch Unverstand und Schlechtigkeit der Sitten, und überall, wo sie mächtig und glücklich waren, waren sie es durch Verstand und Güte. Dadurch wird der Staat, dadurch wird das Haus, das Weib und das Kind gerettet. Wo man auf Abwegen ist, kehre man um, und jeder Staat Europa's hat die heiligste Pflicht, die Mittel dazu einzuleiten.

Noch ein paar Merkmale über unsere gegenwärtige Lage.

Außer der immer steigenden Genußsucht, die uns von einander absondert, für das Gemeinwohl unempfindlich macht und uns in Habsucht und Weichlichkeit stürzt, sind noch andere Zeichen vorhanden, die zeigen, daß wir uns auf dem Wege zum Unglücke und zum Verfalle befinden. Ich rede hier nicht von Oesterreich allein — Gottlob, das ist noch eines der gesundesten, kernhaftesten und ehrenhaftesten — sondern ich rede von dem ganzen Europa, das sich das gebildete nennt. Eines der traurigsten Zeichen ist die Abnahme und das Versinken der Religion. Freilich hängt das wieder mit der Unterhaltungssucht zusammen. Wessen Sinnen und Trachten immer dahin geht, seinem Körper Lustbarkeiten und Ergötzungen zu verschaffen, Der kann auf das Höhere und auf das Ueberirdische keinen Blick werfen. Diese Dinge, Genußsucht und Irreligion, gehen in schlechten Zeiten immer Hand in Hand und sind in vergangenen schlechten Zeiten, die uns ein Warnungsspiegel sein sollen, immer Hand in Hand gegangen, bis das Verderbniß hereingebrochen ist, und ganze Völkerschaften auf Jahrhunderte in Erniedrigung gesunken sind. Es ist ein natürliches Ding, daß der Mensch, der einfach und mäßig lebt, der nicht immer auf Erheiterung seines Körpers denkt, Zeit und Muße hat, seine Seele auf das Höhere

zu richten. Es kommt die Ahnung von Gott in sein Herz, er betrachtet die göttlichen Werke, bewundert ihre unermeßliche Schönheit und Wohlthätigkeit, und es kommen Gefühle der Anbetung und Verehrung in seine Seele, es kommen Gefühle der Liebe gegen alle Geschöpfe, besonders gegen seine Mitmenschen, er ist gut, wohlthätig, freundlich, er betrachtet seine Güter nicht als Dinge zum Genusse, sondern als Mittel, Gutes zu thun, und scheidet endlich gerne von ihnen in ein anderes Leben, da er weiß, daß er doch all Das, was ihn hier umgeben hat, zurücklassen muß. Das ist die Religion des einfachen Naturmenschen, und diese übt er aus. Aber zur allgemeinen Erhebung, zu gegenseitiger Stärkung und Bekräftigung in allem Göttlichen dient die gemeinschaftliche Gottesverehrung und der gemeinschaftliche Gottesdienst, der alle Glieder als Geschöpfe Gottes in Anbetung gegen ihn und als Brüder in Liebe gegen einander vereinigt. Dieß wußten die alten Heiden schon so gut, daß sie das Volk immer zu allerlei, wenn auch oft lächerlichen und seltsamen Verehrungen ihrer Götter vereinigten. Welches Volk in aufrichtiger Verehrung des allmächtigen Gottes vereinigt ist, Das ist stark, gut, edel, treu, mäßig, gerecht, hilft überall dem Unglücke ab, strebt nicht nach dem Nutzen eines einzelnen Menschen, einer einzelnen Stadt, sondern nach dem Aller, und wenn ein äußerer Feind kommt, steht es felsenfest zusammen und errettet seine Kirchen, seine Häuser, seine Weiber, seine Kinder, seine Greise von dem Verderben und schützt seine Gesetze und inneren Einrichtungen, die ihm Halt und Dauer verleihen. Welches Volk aber zur Pflege der Lüste seines Körpers herabsinkt, Das geht aus einander, Jeder sucht sein Vergnügen, wo er es findet, er denkt nicht an den Nachbar, er übervortheilt ihn, weil er Genußmittel braucht, er sucht nur sich oder höchstens seiner Stadt Gutes zuzuwenden,

und wenn ein Feind hereinbricht, erschrickt er, ist feig, hat nicht den Muth, sich zu opfern, sondern unterwirft sich, um nur sich selber und seine Genüsse zu retten, und bricht im Innern Verwirrung aus, sondert er sich ab, weil ihm am Ganzen nichts liegt, flüchtet aus einander und läßt den wilden Stürmen und schlechten Menschen das Vaterland preis oder mischt sich in der Herzensangst gar unter sie, weil er da seine Rettung erwartet. Solche Völker gingen oft in fürchterlichen Strafgerichten zu Grunde. Jeder Mensch sollte die Geschichten vergangener Zeiten lesen und lernen, daß er sie als eine Warnungstafel für seine Zukunft vor seine Augen hielte. In unsern Zeiten ist die Religion bedeutend gesunken; am meisten in großen Städten, wo man dem Menschen, gemeinen und hohen, alle Wege und Mittel der Lust und der Schwelgerei und der Ausschweifung an die Hand gibt und ihn verdirbt. Oft nicht einmal mehr die äußere Gottesverehrung ohne inneres Gefühl ist vorhanden, man hält es für Bildung, sich um Gott und göttliche Dinge nicht bekümmern, öfter ist nur die Ausübung der Gebräuche und Ceremonien da ohne die innere Tugend und Frömmigkeit. Denke Jeder nur nach, beobachte er die Zeiten und ihren Lauf, und er wird finden, daß ich wahr rede. Wohin soll ein Welttheil kommen, der das Heiligste, was die Menschen haben, allgemach verderben läßt?!

Ich werde noch einige Merkmale unserer Lage anführen und werde dann sagen, welche Mittel ich für tauglich halte, daß sie von den Völkern ergriffen werden, daß wir umkehren, daß wir das unermeßliche Gute, was Europa bisher errungen hat, retten, und daß wir auf dem Wege der Ehre, der Würde und der Göttlichkeit des menschlichen Geschlechtes vorwärts wandeln.

Ueber unsere gegenwärtige Lage.

(Fortsetzung.)

Ich habe versprochen, noch einige Zeichen anzugeben, welche die gegenwärtige üble Lage von Europa darthun sollen. In Verbindung mit unserer Genußsucht und dem Verfalle der Religion zeigen sich auch im gewöhnlichen Verkehre des Lebens solche Zeichen, welche errathen lassen, wie sehr die Gesellschaft der Menschen von der Sitte und dem Rechte abweiche und auf das eigene Zerfallen hinarbeite. Seit einer Reihe von Jahren habe ich die gewöhnlichen Beschäftigungen der Menschen beobachtet, wodurch sie sich den Lebensunterhalt verschaffen, und wodurch sie die Sitten, den Umgang und den gebräuchlichen Verkehr herstellen. Da sind nun zwei Hauptbeschäftigungen: der Ackerbau und die Gewerbe. Im Ackerbaue sind noch am meisten die gesunden, einfachen Sitten geblieben, wodurch die Menschen glücklich werden und den Staat fest und dauernd machen. Nicht, als ob nicht da auch Mängel und Gebrechen in den Sitten und in der Lebensweise wären, namentlich in der Nähe großer Städte, aber sie haben sich noch nicht auf das Wohl und Wehe des ganzen Staates erstreckt und werden gewiß verschwinden, so wie die andern Glieder der menschlichen Gesellschaft sich gebessert haben. Aber in den Gewerben, vorzüglich in den höheren, und in großen Städten, da sieht es anders aus. Wer den Gang seit vielen Jahren beobachtet, Der sieht, daß Das, was man Geschäftsehre

nennt, immer mehr und mehr zu verschwinden beginnt. Unter Geschäftsehre aber verstehe ich ein solches Verfahren, vermöge welchem der Geschäftsmann mit dem einfachen, natürlichen Gewinne vorlieb nimmt, der ihn und die Seinigen nährt, der bei ordentlichem Betriebe ihn nach und nach wohlhabend und für das Alter sorgenfrei macht, und der auch noch andere Menschen neben sich bestehen und leben läßt. Hauptsächlich aber wird der Mann, der auf Geschäftsehre hält, sich es als einen Vorzug und Stolz anrechnen, immer die besten Waaren zu haben und Alles strengstens zu vermeiden, was wie Uebervortheilung oder gar wie Betrug aussieht oder es ist. In dem Hause eines solchen Mannes sieht es sehr einfach bürgerlich, obwohl behaglich und wohlhabend aus, er setzt einen Stolz in seine Bürgerehre und würde es für eine Schande erachten, in seinem Hause die Sitten und den Glanz der Vornehmen darstellen zu wollen. Die freie Zeit bringt er gerne im Schooße seiner Familie zu, in seinem Garten, auf seinem Felde, in seiner Familienstube. Ja mich schauen noch recht rührend die steinernen Bänkchen an, die man noch an Häusern von alter Zeit her trifft, und auf welchen der Geschäftsmann seine Feierabendstunde zuzubringen pflegte. Jetzt sitzt höchstens ein Bettelweib auf solchen Bänkchen. Ich habe noch Geschäftsmänner solcher Art gekannt, aber sie werden leider immer seltener. Man strebt nicht mehr, dauerhafte und gute Waare zu machen, noch viel weniger, die mühsame und kunstreiche unserer Vorfahren, wozu so viel Liebe gehörte, sondern man sucht nur die Sache aus den Händen zu bekommen, sei sie, wie sie sei, wenn sie nur Geld bringt, und ein neues Stück zur Bestellung kommt. Im Handel will man schnell reich werden, weil man die Sitten von Vornehmen darstellen will, weil man Aufwand machen, weil man glänzen will, weil man sich in dem schlechtesten aller Stolze zeigen will, in dem

Stolze der Verschwendung. Wie schnell sieht man daher heutzutage in Hauptstädten Unternehmungen entstehen und zu Grunde gehen. Selbst die Lüge, die Uebervortheilung ja das Betrügen muß helfen, Geld herein zu bringen. Noch sind viele Ausnahmen von solchen leichtsinnigen und gewissenlosen Geschäftsmännern, aber man betrachte nur mit Aufmerksamkeit und selber mit Gewissenhaftigkeit den Gang unserer Dinge, so wird man mit Betrübniß sehen, daß sich die Zahl solcher unedler Bürger immer mehr und mehr vermehrt, und daß wir, wenn wir so fort gingen, nur in lauteres Jagen nach Geld und nach Genuß hineinkämen, daß Einer den Andern mit schlechten Sachen betrügen würde, und daß Tugend, Ehrenhaftigkeit, Gemeinsinn und Liebe gegen die ganze Menschheit verschwinden würde. Ueberall aber, habe ich schon gesagt, wo Völker schlecht und unverständig geworden sind, sind sie zu Grunde gegangen. Der Verfall von Geschäftsehre zeigt nur von dem Verfalle der Sitten überhaupt und ist nur ein einzelnes Zeichen, wie sehr das Gute, Edle, Würdige aus dem inneren Leben zu verschwinden droht, und Dieß ist ein sehr trauriges Zeichen, weil es allemal dem Verfalle und dem Unglücke eines Volkes vorausgeht. Ich rede hier aus solchen Erfahrungen, wie ich sie aus der Geschichte der vergangenen Zeiten des menschlichen Geschlechtes gesammelt habe, ich wünsche sehr und auf das Innigste, daß unsere jetzigen Zeichen nicht in Erfüllung gehen mögen, namentlich, daß wir selber das Unsrige thun, sie wieder in bessere umzuwandeln. Aber vorhanden sind diese Zeichen, und sie sehen denjenigen sehr ähnlich, auf welche in älteren Zeiten immer größerer Verfall und endlich das völlige Unglück gekommen ist. Im nächsten Aufsatze will ich einige Heilmittel anzugeben versuchen.

Mittel gegen den sittlichen Verfall der Völker.

Ich habe unlängst den unerfreulichen Gedanken ausgesprochen, daß vielleicht das westliche Europa auf dem Wege des alten römischen Reiches geht und seinen Untergang zu erwarten hat, ich habe einige Merkmale, in so ferne es der Raum unsers Blattes gestattet, angeführt, welche mit den Merkmalen der damaligen unglücklichen Zeit große Aehnlichkeit haben, und habe versprochen, Mittel anzugeben, welche mir geeignet scheinen, dem Uebel abzuhelfen und uns wieder auf eine bessere Bahn zu bringen. Diese Mittel helfen aber nur, wenn wir selber den ernstlichsten Willen haben, uns helfen zu lassen, und wenn wir unsere Krankheit einsehen, die ich deßhalb auch zu schildern gesucht habe; denn nichts ist schwerer einzusehen, als wenn wir von der sittlichen Kraft verlassen worden sind und auf dem Wege des Genusses und Wohllebens fortgehen. Es ist selber schon eine halbe Tugend, zu wissen, daß uns Tugend Noth thut. Das erste und oberste Mittel ist, daß jeder Einzelne sich auf das Strengste bemüht, in sein Leben Mäßigung im Genusse, Ordnung in jeder Handelsweise und Rechtschaffenheit im Umgange mit Andern zu bringen. Hiemit verbinde er die Kenntnisse, die ihm in seinem Kreise nothwendig sind. Thut jeder Einzelne Das, dann werden wir Alle Achtung verdienen, werden uns nie zu Verderben hinreißen lassen, werden fest zusammen halten, denn die Guten

haben immer vereinte Kraft und werden so das Wohl Aller viel fester gründen, als wenn Jeder ohne Grenze Dem nachgeht, was er für seinen Vortheil hält, und wodurch er das gemeinschaftliche Wohl und damit auch sein eigenes in Gefahr bringt. Aber es ist leichter gesagt: Sei tugendhaft, als gethan; denn Tausende wissen nicht einmal anzufangen. Darum müssen alle die Mittelwege, welche den Menschen anleiten und ihm das Gute angewöhnen und ihm die Kenntnisse beibringen, eingeschlagen werden. Die zwei Hauptmittelwege sind Kirche und Schule. Die Kirche gibt dem Menschen das heilige Gut der Religion, das Beste, was die Erde hat, oder eigentlich den Himmel, der auf die Erde gekommen ist. Aus Religion folgt Tugend von selber und alle Wege, die zu Ordnung und Recht führen. Daher ist ein religiöses Gemüth nicht nur das Heil des Einzelnen, sondern es führt auch zum Wohle Aller. Unsere gesammte Priesterschaft hat daher den heiligen, verantwortlichsten Beruf, durch die eindringendste Lehre und namentlich durch das edelste Beispiel die echte Religiosität zu begründen und zu verbreiten. Ich wiederhole es: durch Beispiel; denn bei allen Menschen, insbesondere die der Erhebung erst bedürfen, steht das Beispiel hoch über der Lehre; denn es macht die Lehre lebendig, anschaulich und führt unwiderstehlich zur Nachahmung: während die Lehre ohne Beispiel oder gar mit entgegengesetztem Beispiele ein Korn ist, das keinen Fruchthalm treibt, oder ein Samen, aus dem das Unkraut keimt. Die Hohen der Kirche müssen mit Unerbittlichkeit auf Güte und Vortrefflichkeit ihrer Untergebenen sehen. Wie in der Kirche die Erwachsenen belehrt und gebessert werden, so werden in der Schule die Kinder unterrichtet und erzogen. Ich glaube, es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, daß er die Menschen zu eigentlichen Menschen mache, Dieß thut aber nur Unterricht und Erziehung. Ohne diesen bleibt

oder wird die Menschheit verwildert und zerstört sich selbst. Es sollen in dem Staate Schulen in allen Abstufungen sein, wo die Dinge gelehrt werden, die alle Stände bedürfen, von dem einfachsten bis zu dem zusammengesetztesten. In allen Schulen müssen nebstbei auch die Dinge, die den Menschen veredeln und heben, in die Herzen der Kinder gebracht werden. Hiezu muß ein Lehrerstand gebildet und ernährt werden, der unterrichtet, edel, gemäßigt und weise ist. Jeder Einzelne wird bald die guten Früchte einsehen, wird nicht nur gerne seine Kinder in die Schule schicken, sondern wird mit Freuden Rath, That und Beistand spenden, daß die Schulen erhalten und noch immer verbessert werden können. Diese zwei Mittel, Kirche und Schule, sind die höchsten, aber es gibt noch andere, die in Gemeinden, Zünften, Körperschaften, Ständen liegen, und von denen ich ein andermal sprechen werde. Wenn uns diese Mittel nicht helfen, so ist uns, wie vor einiger Zeit ein edler Freund zu mir sagte, nicht mehr zu helfen. Die Verschlechterung und das Zerfallen der menschlichen Gesellschaft halte ich für das erste und größte Uebel unserer Zeit, und Dem muß abgeholfen werden, wenn wir zu retten sein sollen. Alles Andere, was unsere Zeit bewegt und erschüttert, sind nur einzelne Zeichen dieses allgemeinen Uebels; sie werden in der Gegenwart überwunden werden und werden in der Zukunft verschwinden, wenn das Hauptübel selber verschwindet.

Noch einige Mittel zur Verbesserung unserer sittlichen Lage.

Wenn auch die Schule für die Jugend, die Kirche für Jung und Alt ein Ort der Verbesserung und des Unterrichtes sein kann, wenn auch Kirche und Schule zu jener Vollkommenheit gelangten, die wir so sehnlich von Beiden wünschen: so reichen sie doch zu der nothwendigen Veredlung und Hebung des menschlichen Geschlechtes nicht hin, wenn auch von Außen nicht zuerst die Hindernisse gehoben werden, und dann werkthätig zur allgemeinen Verbesserung eingeschritten wird. Dazu müssen nun noch die andern Körperschaften mitwirken. Die Gemeinden haben die Sittenpolizei. Welch ein Mittel ist ihnen da an die Hand gegeben zu wirken, ohne Jemanden gerade zu belästigen oder zu drücken! Welch eine Schule der Entsittlichung und Ertödtung des Verstandes können Wirthshäuser sein. Wie sehr solche Anstalten nöthig sind zur Unterkunft der Fremden und Erheiterung der Einheimischen, erkennen wir gar wohl: aber auch wie gefährlich, wie sittenzerstörend, familienuntergrabend sie werden können, erkennen wir eben so wohl. Daher soll jede Gemeinde diese Orte in ihre Obsicht nehmen, sie hat Recht und Pflicht hiezu, das Leben in solchen Orten regeln, die Ursachen zu Ausschweifungen hintan halten, Uebertretungen ahnden und in Wiederholungsfällen die Befugniß entziehen, namentlich durch Weckung des Ehrgefühles in ihrem eigenen Schooße dahin wirken, daß ein

dem Trunk Ergebener als Gegenstand der Mißachtung erscheint und nie ein Vertrauensamt erhält, und endlich sollen sie in Verleihungsfällen der Befugniß einer Wirthschaft sehr sparsam sein, sich nur auf den nöthigsten Bedarf beschränken und nur rechtschaffenen, ordnungsliebenden Männern dieses Gewerbe anvertrauen. Branntwein sollte ganz aus allen Schenken verschwinden und nur, wie ein anderes Gift, unter bestimmten Vorsichten dem Verkehre anheim gegeben werden, in so ferne der Geist, den er enthält, zu verschiedenen Dingen und Gewerben nöthig ist. Außer den Wirthshäusern sollen die Gemeinden auf öffentlichen Anstand und öffentliche Sitte sehen und jedes Unanständige, Sittenwidrige entfernen. Vorzüglich dürfte eine fortlaufende Aufsicht über die eben aus der Schule Getretenen, natürlich mild und väterlich geführt, von sehr guter Wirkung sein, und Auszeichnungen der Gesittetsten und Ordentlichsten das Ehrgefühl wecken und heben. — Ja, da hätten die Gemeinden Viel zu thun, höre ich einwenden. Freilich haben die Gemeinden Viel zu thun, darum ist ihnen von der neuen Regierung der wichtige und folgenreiche Wirkungskreis eingeräumt worden: wer aber genießt denn auch die unermeßlich guten Früchte, als die Gemeinden? Außer den Gemeinden können kleine Körperschaften, Zünfte, Innungen u. s. w. in ihrem Schooße für Sitte, Rechtschaffenheit und namentlich für Geschäftsehre sorgen. Sollten sie nicht ihre Auszeichnungen, Würden, Aemter nur an die rechtlichsten, tüchtigsten und ehrbarsten Männer vergeben? Wären nicht etwa Aufmunterungen, Auszeichnungen, Verleihung der Selbstständigkeit an vorzügliche Gesellen wirksame Mittel? Wir erklären bei dieser Gelegenheit offen, daß wir gegen die allgemeine, unbedingte Gewerbefreiheit sind; denn ein so weitverbreitetes Ding, wie das menschliche Geschlecht, muß unter vielen abgestuften Ordnungen stehen (organisirt sein), wenn es nicht in Verwirrung gerathen will; denn ein höchstes, allgemeinstes

Gesetz allein könnte unmöglich alle die vielen und einzelnen Bedürfnisse unter den Menschen regeln: und welch ein natürlicheres Band gibt es denn für kleinere Körperschaften, als das gleiche Gewerbe? Man verwerfe nicht vorschnell Alles, was wir von den Vätern überkommen haben, und man vergleiche nur die Trefflichkeit ihrer Gewerbsarbeiten mit der Oberflächlichkeit, Hohlheit und Übereilung der unseren. Nicht der Beste wird bei allgemeiner Freigebung den Sieg davon tragen, sondern Jeder wird suchen, am wohlfeilsten und schlechtesten zu arbeiten, und er ist gezwungen dazu. Sind die Menschen aber ehrenhaft und sittlich, so sorgt die Innung für die Ehre und den Glanz des Gewerbes. Man lese nur in den alten Geschichten von dem Stolze, der Wohlhabenheit und der Ehre des alten Bürgerthums. Ein Bürger als Bürger war gleich dem Grafen und Fürsten. Ein Zwitter zwischen Bürger und Grafen ist nichts. — Aber kehren wir wieder zu unserem Gegenstande zurück. Von den Zünften wäre überdem noch zu erwarten, daß sie die Lehrlinge unter besondere Aufsicht eines Lehrlingmeisters stellten, der wieder vor der Versammlung der Zunft in Gegenwart der Lehrlinge Bericht erstattete und die Auszeichnungen vorschlüge. Endlich sollte noch eine Lehrling-Nachschule bestehen, zu der sie die Meister in der Woche einige Stunden entlassen müßten, und zuletzt bei der Aufnahme von Lehrlingen sehe man auf gutes Verhalten und auf tüchtige Schulkenntnisse. Ich werde von weiteren Mitteln in meinem nächsten Aufsatze sprechen.

Schlußwort über unsere sittliche Verbesserung.

Außer der Kirche, der Schule, den Gemeinden und Zünften gibt es noch eine Körperschaft im Staate, die auf Erziehung und Verbesserung der Menschen großen Einfluß hat, die Familie. Sie ist die natürlichste, festeste und innigste Körperschaft. Aus ihr, wenn sie gut ist, geht die höchste Würde des menschlichen Geschlechtes und die größte Vollkommenheit der Staatsform hervor. Darum die Staaten, in denen Vielweiberei herrscht, also kein eigentliches Familienleben ist, nie auf einen hohen Punkt gesellschaftlicher Bedeutung kommen konnten. Die Familie entsteht aus den schönsten und einfachsten Gefühlen des Herzens. Gott hat einen wunderbaren Zug von Scheu und zugleich von Annäherung in die Gemüther der zwei Geschlechter gelegt, und aus der Thatsache, daß ungefähr gleich viel Männer wie Frauen sind, und daß der Mann und die Frau einen großen Schmerz empfindet, wenn der Gegenstand seiner Zärtlichkeit nicht ihm allein angehört, folgt, daß nur ein Mann und eine Frau für einander bestimmt sind. Wo die Gesetze einem Manne mehrere Frauen zugestehen, konnte es nur durch Herabwürdigung des weiblichen Geschlechtes geschehen, daß es gleichsam nur eine Sache ward. Der Mann und die Frau vereinigen sich in der größten Liebe, sie vereinigen alle ihre Angelegenheiten, ihre Habe und ihre Zwecke. Aus dieser

Vereinigung entspringen Kinder, und da hat Gott wieder den stärksten Trieb und die höchste Liebe für die Kinder in das Herz der Eltern gepflanzt. Alle Gefühle und Freuden können aufhören, das Gefühl des Vaters und der Mutter, die Freude an ihren wohlgerathenen Kindern hört nie auf. Und für die Kinder sind die Eltern das wandelnde und gleichsam sichtbare Ebenbild Gottes. Daher ist also die Familie, der Inbegriff von Eltern und Kindern, die natürlichste und die innigste Körperschaft auf Erden. Durch diese Bande wird der Mensch erst sanft, gut und mitleidig, er wird ein Wächter der Sitte und der Zukunft, der ja seine Kinder angehören. Darum ruht der Staat am besten und am dauerndsten in einem wohlgeordneten und gesitteten Familienleben. Wo der Hausvater keinen glücklicheren Ort kennt, als sein Haus, dessen Dach sein Liebstes deckt, als seine Stube, in der die Seinigen sind, als seinen Tisch, an dem er die fröhlichen Kinder um sich vereint, wo er von allen Wegen, die ihn seine Geschäfte führen, immer wieder am liebsten dahin zurückkehrt, wo er die Sorge für Erhaltung und Vermehrung der Habe, für Wohlfahrt der Gattin, für Glück und Ausbildung der Kinder jedem anderen Dinge und jeder anderen Freude vorzieht: da ist das Land angefüllt mit edlen und gelassenen Menschen, die den Staat wieder wie eine größere Familie anschauen, dessen Gesetze befolgen, sie auf ruhigem Wege einer reineren Verbesserung zuführen und an der Dauer und Festigkeit guter Einrichtungen arbeiten. Wo aber der Mann sein Liebstes und Theuerstes nicht mehr in dem Weibe sieht, wo ihm die Kinder nur unbequeme Sorgen und Zerstörer seiner Freuden sind, wo er in seinem Hause nur den Platz seiner Wohnung erkennt: da sucht er seine Ruhe und seine Erheiterung in der weiten Welt, da zerfällt er mit seinen Gefühlen, da ist sein Gewissen nicht klar, da verlassen ihn die edleren Gedanken, es finden sich die unreineren Gelüste ein, er befriedigt seine Leidenschaften

und Begierden, er wird weiter fortgerissen, es liegt ihm nichts daran, wenn Alles durch Trümmer in einen andern Zustand übergeht, wer weiß, was ihm dieser Zustand für Befriedigungen bringt, und er wird im Staate nicht der Erhalter und vernünftige Verbesserer, sondern der Einstürzer und Zerstörer, und wenn von Außen feindliche Gewalten drohen, wird er kein Vertheidiger, sondern ihm ist jeder Zustand recht, der ihm Erhaltung und irdische Freude gibt. Das Weib wird bei solchen Dingen unwürdig, die Kinder werden schlechte Menschen, und die Gesellschaft des Staates zerfällt. Darum sehen wir starke Völker dort, wo ein reines Familienleben ist, wie in England; darum geht dem Sturze einer Nation immer ein zertrümmertes und entheiligtes Familienleben voraus. Als das alte Rom seine strenge Sitte in der Familie, im Hause und in der väterlichen Gewalt aufgab, als Mann und Frau nicht mehr mit Liebe an einander hielten, sondern die Geschlechter sich nur Gegenstände der Lust waren, als die Kinder bloß so heranwuchsen, um auch, wie ihre Väter, oder noch mehr zu genießen und zu schwelgen: da zerging die Gewalt und Kraft des römischen Reiches, hatte nur nach Außen noch ein wenig den Schein und wurde endlich von Barbaren zertrümmert, die es haßten und verachteten.

Es wäre eine schöne Aufgabe, zu erörtern, wie der Staat ein so zartes Ding, wie die Familie ist, anzufassen habe, daß sie am besten eingeleitet, am besten erhalten würde, und daß sie ihm die besten Dienste leistete.

Ich werde nächstens von der aus der Familie hervorgehenden Erziehung sprechen.

Erziehung in der Familie.

Freilich wären Vater und Mutter am geeignetsten, aus ihren Kindern gute und wohlunterrichtete Menschen zu machen, weil ihnen schon von Natur aus die größte Liebe zu den Kindern in das Herz gepflanzt ist, weil sie die meiste Zeit um ihre Kinder sind, und weil die Kinder nichts so sehr nachahmen und so sehr verehren, als die Eltern. Wenn die Eltern einfach gut sind, nichts thun, als das Rechte, sich gelassen benehmen, keinen Zorn, keine Rache, keine Leidenschaft blicken lassen, mitleidig, wohlthätig, gütig gegen Andere sind, sich väterlich gerecht und sorgsam gegen die Dienstleute benehmen, so werden die Kinder von selber auch so, wenn ihnen auch von den Eltern nicht die Lehre zu diesen Dingen gegeben worden ist; denn auf Kinder wirkt nichts lebhafter, als das Beispiel, und so wie sie körperlich oft die Beschaffenheiten der Eltern haben und ihr Ebenbild sind, so werden sie auch sehr gerne ihr geistiges Ebenbild. Sind die Eltern nun auch noch verständig, so werden sie außer der Güte des Herzens, die sie den Kindern beibringen, auch noch Sorge tragen, daß dieselben jene Kenntnisse bekommen, welche ihnen in ihrem zukünftigen Leben nothwendig sind. So werden von solchen Eltern, wie wir oben sagten, gute und wohlunterrichtete Kinder hervorgehen. Aber leider ist es in der Wirklichkeit sehr oft nicht so. Gerade Das, was Gott in das Herz der Eltern legte, daß für die Kinder gut gesorgt werde, die Liebe, ist

meistens das Hinderniß. Die elterliche Liebe ist eine zweifache; entweder ein bloßer Trieb der Natur, den auch die Thiere haben, der sie mit Liebkosungen zu den Kindern hinzieht, und der sie treibt, für das leibliche Wohl derselben zu sorgen. Das thun fast alle Thiere. Oder die Liebe der Eltern hat noch einen höheren Boden und eine edlere Heimath, nämlich die Seele. Diese Liebe führt die Eltern dahin, daß sie außer der leiblichen Wohlfahrt der Kinder auch noch die geistige derselben befördern möchten, ja die letztere noch mehr, als die leibliche, und zwar in einem solchen Grade, daß man den Kindern lieber leiblich weh thut, als daß man sie geistig Schaden nehmen ließe. Diese Liebe zu den Kindern ist eigentlich die menschliche. Aber wie selten ist sie vorhanden! Die meisten Menschen lassen sich von dem Naturtriebe überwältigen und thun ihren Kindern leiblich wohl, was auch daraus kommen möge. Je mehr die Eltern selber geistig unentwickelt sind, je mehr die Triebe, Leidenschaften und Regungen ihres Körpers über sie herrschen, desto mehr pflanzen sie auch diese Dinge ihren Kindern ein. Was sie selbst wünschen und begehren, Das mögen sie auch recht gerne ihren Kindern gönnen. Sie erfüllen die Wünsche derselben, erwecken sogar neue, um sie zu befriedigen und den Kindern nur recht viel Wohlthätiges zu erweisen, und so pflanzen sie den Samen der Begierden, des Genusses, der Leidenschaftlichkeit und des Lasters oft schon in die kleinen Geschöpfe. Das thun zuweilen die besten Menschen, wenn sie wegen des elterlichen Naturtriebes gegen die höhere elterliche Liebe blind sind. Und je mehr die Eltern selber im Geiste und in der Seele unentwickelt sind, desto weniger merken sie es, daß ihren Kindern geistig etwas fehle, daß sie nicht die Stärke, Kraft und Tugend für das Leben haben, und daß sie unglücklich sein werden. Solche Eltern können daher auch nicht bestrebt

sein, der Seele und dem Geiste Das zu geben, was Noth thut, was den Menschen erst groß macht, und was sein Glück und das Glück des Vaterlandes begründet. Ja, wenn ein Fremder sich bestrebte, Das den Kindern zu geben, so würden sich die Eltern widersetzen, weil der geistige Gewinn oft und meistens mit leiblichen Entbehrungen und Beherrschungen verbunden sein muß. Auf diese Weise geschieht es, daß gar so viele Menschen verkümmern, daß sie geistig verdunkelt hinleben, und daß sie dort, wo sie zum ersten Male anders handeln sollen, als es in ihrem gewöhnlichen Leben liegt, Dieß nicht können und Verwirrung und Unheil anrichten. Darum kann im menschlichen Geschlechte die Erziehung und Entwickelung der jungen Menschen nicht lediglich und allein den Eltern überlassen bleiben. Das menschliche Geschlecht muß bestehen, darum muß es sich auch seine Mitglieder bilden. Der Staat setzt daher seine Anstalten zur Bildung und Erziehung der Jugend ein, und wenn er den Zweck hat, die Wohlfahrt der Staatsbürger zu befördern, so *muß* er sie einsetzen, und wenn sie die rechten sind und das lebendige Leben statt des todten Wortes befördern, so werden aus ihnen gute Menschen und rechte Staatsbürger hervorgehen, sie werden als Eltern ihre Kinder schon wieder besser erziehen, als sie selbst erzogen worden sind, sie werden wieder bessere Eltern werden, und so können wir auf jenen Standpunkt hinkommen, wo wir in strenger Sitte und Kraft das Vaterland unzerstörbar machen und statt wüsten Genusses das heitere sittliche Glück über seine Fluren verbreiten.

Ein Einwurf.

Unter Denen, welche meine letzten Aufsätze über unsere Entsittlichung gelesen haben, werden Viele sein, die da sagen: „Der Verfasser sieht die Dinge viel zu scharf, es hat zu allen Zeiten gute und schlechte Menschen gegeben, die gibt es auch heutzutage, und die wird es in alle Zukunft geben, ohne daß darum die Menschheit zu Grunde zu gehen braucht." — Ja, antworte ich, es hat gute und schlechte gegeben und wird sie geben, aber die Frage ist Die: Ist die Zeit der Menschen an sich schlecht oder gut? und von der Beantwortung dieser Frage hängt Alles ab. Es kann sogar eine Zeit geben, wo die Verbrechen und Gewaltthaten mehr sind, als in unserer (und es hat im Mittelalter solche Zeiten gegeben), und dennoch ist die Zeit keine trostlose, wenn nämlich in ihr eine Kraft und ein Aufstreben zum Besseren ist: aber es kann auch eine Zeit geben, wo ohne eben großer vorwaltender Verbrechen doch eine solche Ermattung, Auflösung und Ehrenlosigkeit eintritt, daß es zu immer schlechteren, dumpferen Jahren führt, und die Zertrennung und der Verfall des Volkes unvermeidlich wird. Das sind jene sogenannten civilisirten Laster, die den äußeren Anstrich des Gewaltthätigen und Außerordentlichen vermeiden, aber im Innern die Kraft, den guten Willen und das Mark aufzehren und alle Verhältnisse der Verwesung zuführen. Ob unsere Zeit eine solche ist oder nicht — wer kann Das ergründen? aber ich habe gesagt und wiederhole es: „Die Merkmale, welche sich dermalen im Westen von Europa kund thun, sind

zum Erschrecken denjenigen ähnlich, welche dem Sturze der alten Welt voraus gingen, und auf welche der Untergang aller Bildung, Kunst und Wissenschaft folgte. Auch Das theilt unsere Zeit mit jener, daß sie das Uebel nicht kennt, daß sie Alles nicht für so schlimm hält, und daß sie die Kraft nicht in sich fühlt, sich aufzuraffen und zu einem ganzen, einigen, mäßigen, aber kräftigen Zusammenwirken zur Tugend zu gelangen." Man sehe nach Frankreich, welches in dieser Beziehung schon am weitesten vorgeschritten ist. Dort haben sie das Bewußtsein einer Einigkeit, eines Zusammenstehens und eines Unterordnens des Einzelnen unter das Ganze schon verloren, es zeigen sich bereits die allemal hierauf folgenden Zeichen: ein Zusammenstürmen der Massen, um sich wechselweise zu verdrängen, ein Fallenlassen des Landes und dafür Aufstellung einzelner Lehren, Systeme oder Begehrungen und ein Streben nach überwiegender Macht seiner Parthei — dort folgen sich bereits die der Auflösung immer voranschreitenden unaufhörlichen Umwälzungen, wo allemal maßlose Ausgelassenheit mit Tyrannei wechselt, bis das Alles immer schneller, gewaltthätiger, sittenloser wird und endlich mit der Zerstörung aller vorhandenen Gestalt und mit dem Elende und der Durchwühlung der das Land bewohnenden Menschen endet. Und zu allem Dem wissen sie kein Heilmittel, sie versuchen alle stürmischen Gegensätze, aber lassen das Einzige, was vielleicht noch Hilfe brächte, bei Seite: schnelle, tüchtige, edle und tugendhafte Bildung des Staatsbürgers — Das, meinen sie, haben sie ohnehin, und Das, weil sie es vernachlässigen, wird sie endlich zum Untergange führen. Ein einziges Merkmal haben wir mit der alten Welt nicht gemein: Unsere Heere sind

noch vortrefflich. Wir können ohne Uebertreibung sagen: bei uns hat eigentlich nur der Kriegerstand allein vom Grunde aus seine Schuldigkeit gethan. Und Dieß ist es, was uns Trost und Licht für die Zukunft bringt, wenn alle Stände sich daran erkräftigen, wenn Keiner feige ist, und Jeder sich freudig als Opfer für die Gesammtheit in die Bresche stellt. Ob auch das französische Heer noch so ist, weiß man nicht genau; wenn aber auch in dasselbe die Zersetzung, Bekämpfung und Auflösung der übrigen Staatsglieder käme, dann wäre es um das unglückliche Land geschehen, das zu seinem Unglücke auch noch immer den Wahn hegt, es sei das erste und gebildetste der Welt. — Darum sage ich noch einmal zu Denjenigen, die mich einen Schwarzseher nennen: „Die Geschichte ist die einzige Lehrerin menschlicher Dinge, die Geschichte gibt über Alles Aufschluß, sie zeigt die Vergangenheit und in ihr die Zukunft, sie verbindet weit abliegende Zustände und lehrt ihre Folgerungen, sie richtet das menschliche Geschlecht und wirft das Verurtheilte schonungslos in den Abgrund. Darum sehet zur Geschichte und lernt aus ihr, wie es heutzutage um uns beschaffen ist. Die Staaten und Regierungen aber, wenn sie einmal die nöthigste und unaufschieblichste Pflicht der Erhaltung und Zusammenstellung des Ganzen erfüllt haben, haben dann keine heiligere, keine größere, keine dringendere Pflicht mehr, als alle im Vereine aufzustehen, der hereinbrechenden Barbarei einen Damm zu setzen, die Bildung zur Güte, Größe, Erkenntniß und Wahrheit einzuleiten, und Jeder, dem es Ernst um die Menschheit ist, muß mit Opfer von Kraft, Geist und Seele beitragen, daß dieses Ziel erreicht werde oder doch in den nächsten Zeiten sichtbarlich näher rücke. Dieß ist Schuldigkeit Aller, die im Volke gebildeter, besser und edler dastehen, und die mit ihren Augen den Abgrund sehen, an welchem die Andern in blinder Vergnüglichkeit spielen.

Wirkungen der Schule.

I.

Kein Wesen auf der Welt wird so hülflos geboren, als der Mensch. Diese Erfahrung werden wohl Alle gemacht haben, die diese Zeilen lesen. Das Säugethier geht meistens mit seiner Mutter schon wenige Augenblicke nach der Geburt über die Fluren dahin, der Vogel sitzt geschickt in dem Neste, öffnet den Schnabel zur Nahrung und fliegt nach ein paar Wochen mit den Eltern davon; manche, wie das Rebhuhn, laufen gleich von dem Ei weg ihrer Nahrung nach und bedürfen nur eines kleinen Lockrufes; und viele, wie die Fische, die Insekten, die Weichthiere, bedürfen gar keiner Eltern, sie sind selbstständig, wenn sie von dem Ei kommen, und ahnen nicht, daß sie Eltern haben, die bei ihrer Geburt oft weit von dem Platze, oft schon lange todt sind. So sorgt die Vorsicht für die Thiere, nicht so für den Menschen. Nur das Einzige kann er, daß er die Muttermilch saugt, aber sie muß ihm gereicht werden, er kann sie nicht suchen. Er kann nicht gehen, er kann nicht sitzen, er kann nicht die geringste Verrichtung machen, ja er kann kaum die rechte Lage im Liegen finden. Und Dieß dauert lange, im Verhältnisse wohl zehn-, wohl zwanzigmal so lange, als bei den Thieren. Die Mutter muß ihm Alles geben und thun, was er selber sich nicht zu geben und zu thun vermag, und dazu ist die Mutter mit einer unzerstörbaren Liebe ausgerüstet.

Und wenn er so weit ist, daß er gehen, daß er laufen, springen und sich regen kann: wie viel fehlt ihm noch, was er erst zum Menschen bedarf, wie wenig ist er geistig entwickelt, wie wenig weiß er, was er beginnen soll, und was ihm fromme. Das Thier hat seinen Instinkt, Das ist, seinen Trieb, der es unmittelbar ohne Ueberlegung und Entschluß zu Dem treibt, was ihm Noth thut, und Das verrichten läßt, was es muß. Der Vogel braucht seinen Nestbau nicht zu lernen, er kann ihn schon, die Seidenraupe spinnt ihren kunstvollen Cocon, die Spinne ihr Netz, die Biene baut ihre Zelle und der Biber sein Haus. Der Mensch muß es lernen. Er hat zwar auch einen kleinen Theil des Instinktes, der ihn vor widrigen Dingen warnt und zu gedeihlichen führt; aber wie gering ist er gegen den des Thieres, das unter tausend Kräutern, die es abweidet, den einzigen Gifthalm stehen läßt, der ihm schaden würde, und den es noch dazu in seinem Leben nicht gesehen hat: während der Mensch gar nicht einmal weiß, was für ihn eßbar ist, sondern es von seinen Eltern lernen muß und ohne diese Belehrung sich in den meisten Fällen Krankheit und Tod zuziehen würde. Und wenn er schon in die Hälfte seiner ihm bestimmten Lebenszeit einrückt, hat er oft noch bei Weitem nicht die Erfahrungen, die er eben für dieses Leben braucht. So arm, so dürftig, so unausgestattet ist der Mensch: und dennoch ist er das erste und herrlichste der sichtbaren Geschöpfe Gottes. Eben darin, daß er sich Alles erwerben muß und kann, liegt sein Vorzug. Dem Thiere wird sein Bedarf für sein Leben schon mitgegeben, dieser Bedarf ist fertig, es braucht ihn nur zu benützen — aber es kann auch nicht über die Grenze hinaus. Der Mensch hat die Vernunft und das Erkennen, dasselbe hat eine weite Bahn vor sich, der Mensch kann sich mehr, kann sich weniger aneignen, wie

es ihm beliebt, er kann lernen bis an das Ende seines Lebens und das Gelernte seinen Nachfolgern hinterlassen; denn er braucht es nur mit wenigen Zeichen aufzuzeichnen, daß der Nachfolger in unendlich kurzer Zeit sich Das eigen macht, wozu der Vorfahrer ein ganzes Leben bedurfte. So lernt Mensch vom Menschen, Geschlecht vom Geschlechte, Jahrhundert von Jahrhunderten, und der Inbegriff der Menschheit wird immer reicher und geht einer Grenze der Vervollkommnung entgegen, von welcher wir Lebenden gar nicht einmal ahnen können, wie unendlich sie sei, weil wir, um sie zu begreifen, dieselbe schon inne haben müßten. Das Thier baut ein kunstbares Nest, es errichtet ein staunenswerthes Werk, es macht wundervolle Bewegungen — ja es kann durch Unterricht zu allerlei Fertigkeiten gelangen, die ihm ursprünglich nicht angeboren waren: aber es baut immer dasselbe Nest, es errichtet immer dasselbe Werk, es macht immer dieselben Bewegungen und kann das in seinem Leben Gelernte nicht seinem Nachfolger überliefern. Der Stier, der im alten Egypten weidete und wiederkäute, that es so, wie es sein heutiger Nachfolger nach viertausend Jahren in Oesterreich thut; die Schwalbe baute aus dem Schlamme der Sündfluth ihr Nest, wie es die heutige Schwalbe aus dem Schlamme des Dorfbaches baut; der Elephant des Pyrrhus machte mit seinem Rüssel dieselben kunstvollen Bewegungen, wie es einer thut, den man jetzt aus den fernen Ländern zu uns bringt, und das unterrichtete Reitpferd des Macedoniers Alexander konnte seine Künste und Vollkommenheiten nicht seinem Sohne vererben. Darum hat der Mensch eine Geschichte, aber es gibt keine Weltgeschichte des Thieres. Darum errichtet der Mensch eine eigene Welt, er errichtet sie aus einem Jahrtausend in das andere und häuft die Schätze in's Unendliche für kommende unzählbare Jahr-

tausende: — das Thier lernt etwas Weniges von dem Menschen in seiner Bezähmung und in seinem Umgange, wenn er es gelegentlich zu demselben zuläßt.

II.

Wenn das Thier Alles, was es bedarf, mit auf die Welt bringt und also nichts zu lernen braucht, und wenn im Gegentheile der Mensch nichts als seinen bildbaren Verstand und seine Geistesanlagen mit bekommt, so folgt daraus, daß der Mensch sich Alles für die Zukunft erwerben müsse. Und in der That, er hat für sich und sein Geschlecht eine unermeßliche Anzahl von Hilfsdingen geschaffen und gesammelt. Man denke nur an die Menge der Werkzeuge, in deren Besitz er gekommen ist, Das heißt, jener Dinge, die ihm nicht angeboren sind, sondern die er sich aus fremden Stoffen gemacht hat, daß sie ihm zu seinen Zwecken dienen. Das Thier hat seine Glieder und muß mit ihnen allein Alles schaffen. Es muß sich die Nahrung suchen und sich vertheidigen, daher fast jedem seine Waffe angeboren ist, nur dem Menschen nicht, weil er sie erschaffen kann. Bloß der Affe nimmt oft einen Stab zum Gehen und Dareinschlagen und wirft Steine und andere Dinge auf seinen Gegner. Von welch unaussprechlicher Wohlthat die meisten, oft unbedeutendsten Werkzeuge sind, kann man sich keinen Begriff machen, wenn man sie täglich hat und sie, ohne auf sie zu denken, gebraucht, aber wenn sie fort sind, erkennt man plötzlich ihren Nutzen und ihre Wichtigkeit. Man denke sich einmal den Pflug, die Egge, die Haue, das Messer, die Gabel, den Löffel, das Eisen, das Feuer, das Schiff und den Wagen hinweg, welch ein armes, erbärmliches Leben würden die Menschen führen; ja man nehme nur an, es gebe keinen Nagel zum Einschlagen, in welche Verlegenheiten und Un-

annehmlichkeiten würden wir gerathen? Das Alles nun haben die Menschen oft mit Mühsal und Schwierigkeit in dem Laufe der Jahrtausende erfunden und aufbewahrt. Wir gebrauchen es, ohne weiter darauf zu denken und den Dank zu empfinden, den es erheischt. Nur wenn wir gewahr werden, mit welcher Mühe und welchen Entsagungen die Dinge zu Stande gekommen sind, erkennen wir ihre Wichtigkeit und ihre Größe. Darum hat das Buch, in welchem das Leben des Robinson Crusoë auf seiner unbewohnten Insel geschildert wird, wo er sich Alles schaffen mußte, auf die Menschen, auf Jung und Alt, eine solche Wirkung, weil wir in ihm zusammengedrängt sehen, was der Mensch aus seinem nackten Zustande heraus sich nach und nach in tausenden und tausenden von Jahren erworben, und was er gelernt hat. Ich will nur noch Eines anführen. Wie lange mußte es gedauert haben, wie seltsam mußte es hergegangen sein, bis der Mensch das Feuer kennen lernte, und bis er es zu seinen Zwecken zu benützen verstand. Wohl wird er oft den Blitz des Himmels gesehen haben, aber er wird nicht gewußt haben, ob diese glänzende, geschlungene Linie etwas Anderes sei, als der Glanz der Sonne, des Mondes, der Abendröthe; er wird auch die Flamme auf dem Gipfel eines feuerspeienden Berges gesehen haben, aber er wird vor dem Drohen und der Furchtbarkeit der Erscheinung geflohen sein: allein da mochte er einmal, nachdem der Blitz in einen Baum geschlagen hatte, dazu gekommen sein, wie dieser brannte, und er mochte die leichten, die glänzenden und schimmernden Zungen gesehen haben, die an dem Holze spielten. Daß er sie nun angriff und in die Hand nehmen wollte, war das Natürlichste. Aber da empfand er den fürchterlichsten Schmerz und hatte die Brandwunden in den Händen. Wie mußte er erstaunt sein, daß das schöne, leuchtende

Ding solche Waffen habe und so verletzen könne. Seine Verwunderung mußte nur noch steigen. Allein während Dem verbrannte das Holz, und das Feuer war aus. Das Staunen mußte nun den höchsten Grad erreicht haben, da er den flüchtigen schimmernden Geist, der das Holz verzehrt hatte, und der so verwunden konnte, nun verschwunden sah, und von dem Wunder nichts übrig blieb, als ein Haufe schmutziger Asche oder ein schwarzer Strunk. Daß er das Feuer hätte nähren können, war ihm nicht eingefallen. Nun erzählte er es Anderen, und die Sage breitete sich aus. Wie lange mochte es hergegangen sein, bis wieder einmal Einer bei einem brennenden Baume stand, und bis man auf den Gedanken kam, das Feuer zu nähren. Wie lange mochte es gedauert haben, bis er es zu nützen verstand, seine Speisen zu kochen, sich zu wärmen und andere Dinge hervor zu bringen — und als er Das kannte, so verstand er nicht, das Feuer hervor zu rufen, und mußte es, wenn es einmal vorhanden war, immer fort ernähren, wenn er es nicht wieder verlieren sollte. Darum sind in vielen alten Völkern noch die Sagen vorhanden, daß geheiligte Jungfrauen einst das ewige Feuer nähren mußten, daß Das ein religiöser Gebrauch war, und daß bei manchem Volke die Todesstrafe folgte, wenn eine Jungfrau das Feuer erlöschen ließ. Wie leicht ruft man es heutzutage hervor, ein Kind kann es mit einem Striche erzeugen. Man sieht, mit welcher Mühe, mit welchen Aufopferungen, mit welchen Anstrengungen die Menschen vorwärts gekommen sind und gelernt haben! Aber nicht bloß die Werkzeuge des Lebens haben sie hervorbringen müssen und die Wissenschaften erzeugen, wie man die Dinge nütze, sondern sie haben auch ihren Verstand, ihre Vernunft, ihr Gemüth, ihr Herz immer mehr ausbilden und vervollkommnen müssen, damit sie immer tauglicher würden, neue

Dinge zu erfinden und alle Einrichtungen zu treffen, die im menschlichen Leben nothwendig sind, daß der Mensch vollkommen Mensch sei und es noch immer mehr werde. Wie viele Dinge, Kenntnisse, Wissenschaften kamen da zum Vorscheine: die Sprache, der Gesang, die Musik, die Schrift, die Rechnung, lauter wundervolle Dinge, wenn man sie genauer betrachtet, und noch vieles Andere und Andere. Aber wie groß auch der Reichthum des schon zu Tage Geförderten ist, so ist der des Unbekannten doch noch unendlich größer und größer, und die Menschen haben unaufhörlich zu lernen, theils um Neues zu ergründen, theils um das Vorhandene sich einzuprägen. Alle Veranlassung, wodurch der Mensch etwas lernt, kann man eine Schule heißen. Solche Schulen hat Gott in unermeßlicher Fülle um uns her überall ausgebreitet, ja der Mensch thut keinen Schritt, wo er nicht an eine Lehre stößt, und aus dem er nicht Nutzen schöpfen könnte. Die ganze Welt und das ganze Leben ist voll Lehrer und Ermahner. Aber der Mensch kann auch eigene Anstalten gründen, in denen das bereits Bekannte gelehrt wird, in denen man es mit Neuem vermehrt und es auf unsere Nachfolger verbreitet. Wir wollen von diesen und allen anderen Schulen in unserem nächsten Aufsatze sprechen.

Die Schule des Lebens.

Jede Veranlassung und Anstalt, wodurch der Mensch etwas lernt, haben wir eine Schule geheißen. Da steht nun als vorzüglichste und höchste Schule das ganze lange Leben eines Menschen selber da. Sobald er geboren ist, beginnt das Lernen. Zuerst lernt er die Glieder bewegen, dann die Hand öffnen und schließen, dann sogar die Augen rühren und dort hinschauen, woher er etwas hört; endlich kann er sitzen, kriechen, gehen, laufen, springen, und er kann reden und jauchzen. Nun beginnt der Wirkungskreis größer zu werden: tausenderlei Gegenstände umringen ihn, sie reizen seine Aufmerksamkeit und fordern ihn zur Untersuchung auf, er hat vielerlei Bedürfnisse, denen er abhelfen muß, er betrachtet die Dinge, ob sie ihm nützen oder schaden, und wozu er sie gebrauchen kann. Seine Vorstellungen über die Wesenheit der Welt vermehren sich, sie verbinden sich unter einander und werden Kenntnisse. Im weiteren Verlaufe beginnt er ein Geschäft, Das heißt, eine eigenthümliche Wirksamkeit für das ganze Leben, wodurch er sich und später einer Gattin, Kindern, Enkeln, der Familie und dem ganzen Hause den Unterhalt verschafft. In diesem Geschäfte kann er von Tag zu Tage lernen, wie es zu verbessern und in einem vorzüglicheren Stande zu betreiben sei, er kann die Handhabung desselben bis zu dem höchsten ihm erreichbaren Punkt vervollkommnen. Hiebei kommt er mit verschiedenen Menschen in Verbindung, er lernt die Sitten und Gebräuche mannigfaltiger Gegenden und Länder kennen, er schätzt und wägt die Gegenstände und Verhältnisse und weiß, was sie werth sind und was nicht. Er dehnt

seine Wirkung über seine Familie hinaus aus, er sucht seiner Stadt, seinem Dorfe zu nützen, er will das Beste seines Vaterlandes mit besorgen helfen, und er will Anstalten gründen, wodurch die Menschheit überhaupt glücklicher wird. Ist er weise, so genießt er auch die Freuden der Welt mit Maß und mit Einsicht und lernt auch hierin immer mehr, sich Grenzen zu setzen und die Würde zu bewahren; denn in der That, kein einziges Lernen ist schwieriger, als das, die Freuden, die Gott in die Welt gelegt hat, recht zu genießen, und vieles Unglück, ja das meiste, das über die Menschen gekommen ist, ist daher gekommen, weil sie sich durch Uebermaß schwächten und ihre Kraft zu jedem Nöthigen und Großen verloren. So geht der Mensch durch die Schule des Lebens, er ist immer in ihr, er lernt alle Tage etwas, und seine Erfahrungen wachsen, bis er auf dem Todtenbette liegt — und selbst da noch kann er das Erlernte über seine Zeit hinaus fortsetzen, wenn er es aufgezeichnet hat und es der Nachwelt hinterläßt. — Die Ursache aber, weßhalb die Menschen in der Schule des Lebens lernen, ist die Noth. Weil er Speise braucht, weil er Kleider, Obdach, andere Dinge, selbst Vergnügen braucht, muß der Mensch die Handlungen unternehmen, wodurch er sich alles Das verschafft. Und wo die Umstände am allerungünstigsten sind, dort muß er seinen Verstand am meisten anstrengen, die Mittel zu erfinden, und dort kommen gewöhnlich die außerordentlichsten Erzeugnisse des Geistes zu Stande. Selbst ganze Völker sind so empor gekommen und haben einen Gipfel hohen Glanzes erreicht, wenn die Noth ihre Seelenkräfte und ihren Willen spannte. So lange die alten Römer im Kampfe mit allen ihren mächtigeren Nachbarn Italiens waren, so lange sie in der berühmten afrikanischen Stadt Carthago einen Feind hatten, den sie sehr fürchteten, waren sie einfach, mäßig, tapfer, und es kamen Thaten des höchsten Glanzes und der höchsten Aufopferung vor; als sie aber die

Mächtigsten waren, als Carthago im Schutte lag, überließen sie sich dem Genusse, wurden feig und thöricht und gingen zu Grunde. Das steinige, unfruchtbare Ufer des Mittelmeeres gegen Asien, wo einst die Phönicier wohnten, zwang dieses Volk, auf der weiten See ihre Nahrung zu suchen und das erste Handelsvolk der alten Welt zu werden. Ihnen verdanken wir die wohlthätigsten Erfindungen, ich nenne nur zwei: das Glas und die Buchstabenschrift. So zeigt sich auch noch heutzutage, daß dort, wo die Natur Alles mit verschwenderischer Freigebigkeit spendet, die Menschen meistens träger und unerfinderischer sind. Darum wohnen in den gemäßigteren, kühleren Ländern die tüchtigsten und geistvollsten Völker. Die ganz kalten Länder ertödten wieder den Geist und setzen unüberwindliche Hindernisse entgegen.

Wenn aber nun auch die Schule des Lebens so kräftig ist und den Menschen am innigsten zu Erfahrungen und Wissen hinführt, so kann sie doch nicht die einzige bleiben; denn es gibt Dinge, die man in ihr durchaus nicht lernen kann, und andere, zu deren Selbsterfindung man Jahrhunderte brauchen würde. Ich wähle hier zwei Beispiele. Kein Mensch würde je aus eigenem Nachdenken darauf kommen, was in allen vergangenen Zeiten geschehen ist, wenn es ihm nicht Jemand erzählte, oder er es nicht in einem Buche läse — und dennoch ist diese Kenntniß eigentlich die wichtigste im Leben — und kein Mensch würde während seines Daseins das Lesen und Schreiben erfinden, da die Welt selber mehrere tausend Jahre dazu brauchte, wenn es ihn nicht Jemand in seiner Jugend lehrte und dazu nur ein paar unbedeutende Jahre brauchte. So sind es noch tausend andere Dinge, die wir gar nicht oder in erst unendlich langer Zeit erfinden würden, in denen man aber in Kurzem unterrichtet werden kann. Es sind also noch mannigfache andere Schulen für den Menschen nöthig, und wir werden in unserem Folgenden davon sprechen.

Die Schule der Familie.

Weil der Mensch nicht Alles in der Schule des Lebens lernen kann oder zur Erlernung große Umwege brauchen würde, so sind für ihn die eigentlichen Schulen nothwendig, Das heißt, solche Anstalten, wo nicht, wie in der Schule des Lebens, nur gelegentlich die Umstände auf ihn einwirken und ihn zwingen, Das zu lernen, was er braucht, sondern, wo eigens Lehrer vorhanden sind, die ihm auf den geeignetsten und kürzesten Wegen Dasjenige beibringen, was er in seinem künftigen Leben zum Fortkommen, hauptsächlich aber zur menschlichen und sittlichen Entwicklung bedarf. Die einfachste und wahrscheinlich auch älteste Schule dieser Art war die Familie. Der Vater wird in den grauesten Zeiten der Menschheit seinen Sohn den Bogen spannen gelehrt haben, das Wild verfolgen, die Zeichen des Himmels erkennen, er wird ihn gelehrt haben, welche Gefühle und Neigungen den Mann glücklich machen, und welche ihn in Hader und Zank verwickeln und in Untergang stürzen können. Die Mutter wird ihre Töchter um sich versammelt haben, sie wird ihnen mit einem Beispiele vorgegangen sein, sie wird sie im Spinnen, Nähen, Weben und Dergleichen unterrichtet haben und wird sie unterwiesen haben, wie sie sittlich, ehrbar und strenge sein sollen, daß die Welt und die rauhen Männer vor ihnen Ehrfurcht und Achtung haben müßten. Aus der angebornen Liebe der Eltern zu den Kindern geht es ganz natürlich hervor, daß die Eltern nicht bloß sorgen, daß die

Kinder Nahrung, Kleidung und Wohnung haben, sondern daß sie auch zu den Mitteln, welche ihnen die Eltern für das künftige Leben mitgeben, diejenigen Kenntnisse erhalten, welche sie lehren, die Mittel recht zu gebrauchen und überhaupt glücklich und rechtschaffen zu leben. Daher benützen die Eltern jede Zeit und Gelegenheit, die ihnen das stete Zusammenleben mit ihren Kindern an die Hand gibt, um ihnen Lehren, Ermahnungen, Unterweisungen und Kenntnisse beizubringen. Bei den Kindern ist es auch angeborener Trieb, die Eltern als das Höchste dieser Welt zu betrachten, von ihnen Alles gerne anzunehmen, sie nachzuahmen und ihre Worte für ein Heiligthum zu halten. Daher sieht man so häufig, daß die Kinder wie die Eltern werden, daß sie ihre Art und Weise, ihre Rede, ihre Handlungen und ihre Fehler und Eigenheiten bekommen. Die Kinder lernen auch auf die Weisung der Eltern hin sehr gerne, sie lernen Dinge kennen, die sie jetzt noch gar nicht verstehen, und von denen sie nicht ahnen, wozu sie einst zu gebrauchen sein werden, sie lernen sie, weil es die Eltern so wünschen. Welch eine merkwürdige, welch eine fruchtbringende, welch eine segenreiche Schule könnte der Umgang der Eltern mit den Kindern sein! In keiner Schule ist der Mensch so lange, in keiner ist die Gelegenheit so vielfältig, und in keiner geht die Lehre so lieblich und leicht in seine Seele. Man sieht also, wie heilig, wie wichtig der Stand der Eltern für die sittliche Größe und Schönheit der Menschen, und wie außerordentlich Einfluß nehmend er auf den Staat ist! Jeder Mensch soll den Stand der Ehe wohl bedenken, er soll erforschen, ob er den Pflichten des Vaters, der Mutter gewachsen ist, und der Staat soll die Mittel, die nie in der Hand des Einzelnen in ausreichendem Maße liegen, einrichten, daß wir rechte Väter und rechte Mütter *erhalten*. Ist Das jetzt bei uns so? Wir müssen leider mit *nein* antworten. *Der Staat kümmert sich*

höchstens, daß eine allgemeine, unbedeutende Fachbildung, etwa Lesen, Schreiben, Rechnen, in die Leute komme, und überläßt sie weiters dem Gange der Dinge, während es keine heiligere Pflicht für den Menschen gibt, als eben seine reinstmögliche Menschwerdung, und es daher, wenn der Staat eine menschliche Anstalt sein soll, auch in ihm kein Höheres, kein Angestrebteres geben kann, als die Menschwerdung des Menschen in allen Abstufungen der Gesellschaft, wie es in jeder möglich ist, statt daß jetzt die sogenannte Bildung nur Eigenthum Einzelner, Gelehrter oder Bevorzugter war, und die Uebrigen ihren Leidenschaften und Trieben hilflos überliefert blieben. Der Bildungsminister im Staate muß nicht sowohl ein Fachmann sein, sondern er soll der Beste, Weiseste und Menschenliebendste im ganzen Umfange des Reiches sein. In der Familie ist es bei uns auch nicht so, daß der Mensch jene Güte und Größe aus ihr fortnehme, die er könnte; schon in dem zartesten Alter werden die Keime zum Mißlingen gelegt: jedem Wunsche, jeder Laune der Kleinen wird nachgegeben, so daß das Kind, oft, da es noch in Windeln liegt, schon der Tyrann des Hauses ist, dem jetzt und noch mehr, wenn er größer ist, willfahrt werden muß. So wird die Leidenschaft und das Unglück erzeugt, da der Mensch in seinem ganzen Leben fast immer nur das Bild seiner ersten Erziehung darstellt. Die höheren Stände gehen meist ihren Vergnügungen nach und übertragen das nicht übertragbare Geschäft der Eltern an Andere, und die minderen Stände haben nichts, was sie den Kindern übergeben könnten, als ein sehr geringes

Wissen, dann Vorurtheile und Affecte und Leidenschaften. Fast drei Viertheile der Familienschule sind bei uns völlig verloren, das vierte Viertheil ist nur ausnahmsweise in vorzüglichen Händen, sonst auch unbedeutend. Thue der Einzelne, was an ihm ist, daß er gut, edel, kenntnißreich werde, um ein guter, verantwortlicher Vater, eine gute Mutter sein zu können — hauptsächlich: Thue der Staat das Seinige, und errichte er die zweckmäßigen Anstalten, daß wir in allen Ständen gute Eltern erhalten können, die dann weiter und in's Unendliche wirken; es ist seine heilige Pflicht, ja es ist seine allererste. So gut aber auch die Familienschule sein kann, so vortreffliche Menschen aus ihr hervorgehen können, so ist mit ihr der Kreis der Schule nicht abgeschlossen, Das sieht Jeder ein, und wir werden davon in unserem Nächsten reden.

Die Landschule.

I.

Wir haben gesagt, daß die Schule des Lebens zur schnelleren Entwicklung des menschlichen Geschlechtes nicht hinreiche, wir haben auch gesagt, daß die Schule der Familie nicht alle Bedürfnisse erfülle, weil sehr oft die unvernünftige Liebe der Eltern ein Hinderniß ist, weil das Geschäft oder der Lebensberuf des Vaters und der Mutter ihnen nicht die nöthige Zeit lassen, und weil endlich die Eltern viele Kenntnisse nicht besitzen können, welche bei der fortgeschrittenen Zeitbildung dennoch den Kindern unentbehrlich sind. Daher haben alle Völker, bei denen schon das geistige Leben zu dämmern angefangen hatte, Einrichtungen getroffen, daß eigene Menschen angestellt wurden, welche ihren Kindern allerlei Kenntnisse und Wissenschaften beibrachten, die sie zu ihrer menschlichen und völkerschaftlichen Zukunft nöthig zu haben glaubten. Man nennt jene angestellten Menschen die Lehrer, jene Kinder die Schüler und die Anstalt die Schule im eigentlichen Sinne. Das wußten die Menschen sehr bald, daß nicht jeder Neugeborne sich Alles wieder neu erfinden müsse, was die vor ihm Gebornen erfunden haben; daher bewahrten sie anfangs alles Erfundene und Erfahrene in der mündlichen Ueberlieferung auf, wo es von Geschlecht zu Geschlecht ging. Diese mündlichen Ueberlieferungen sammelte der befähigte Lehrer in größtem Maßstabe in seinem Haupte, suchte sie auf seine Schüler zu übertragen und

wurde so der Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes. Aber so wie uns Gott unsere vielbedeutende Sprache gegeben hatte, durch die wir unendlich mehr und unendlich deutlicher unsere Gedanken uns mittheilen können, als es die Thiere mit ihren einfachen Lauten vermögen; eben so hat er das gleich wunderbare Geschenk hinzugefügt, die Sprache in der Schrift aufzubewahren und durch den Bücherdruck die Gedanken allen Zeiten und allen Orten mitzutheilen. Jetzt erst ist das menschliche Geschlecht an geistigen Gütern reich geworden: was kein Haupt eines Menschen, und sei er der begabteste, in seiner großen Menge zu fassen und zu behalten im Stande gewesen war, Das konnte nun in vielen Büchern niedergelegt werden, konnte dem menschlichen Geschlechte aufbewahrt bleiben und konnte von ihm, wenn es Dessen bedurfte, hervorgeholt und von vielerlei Lehrern in vielerlei Schulen vielen Schülern mitgetheilt werden. Jetzt erst konnte sich, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, die Menschheit mit unzähligen geistigen Armen rühren, sie konnte sich ihr verstand- und vernunftvolles Uebergewicht steigern und konnte der Herr und das vorzüglichste Geschöpf der sichtbaren Welt werden. Alle großen und weisen Menschen haben Das anerkannt, alle Staaten, wenn sie nicht geradezu thierische waren und in bloß körperliche Stärke allen Ruhm setzten, haben dahin gewirkt, daß Das innerhalb ihrer Grenzen erhalten und vermehrt werde, und sie haben ihren Kindern durch ihre Lehrer die angesammelten Kenntnisse zu überliefern und einzuprägen gesucht. Jeder vorzügliche Staat vom Alterthume bis zu unseren Zeiten und jeder vorzügliche Mensch, der in einem Staate lebte und ihn leitete, hat eingesehen, daß Unterricht und Erziehung die einzige menschliche Grundlage des Staates und die einzige Stufe zum Glücke und zur Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes ist. Nur wo Staaten zu verfallen be-

gannen, wo menschliche Leidenschaften und menschliche Genußsucht alles Andere zu überwältigen anfingen, da vergaß man auf diese Lehre, da überließ man sich hohlem und unwissenden Genusse und ging endlich zu Grunde. Daher haben alle starken Staaten ihr erstes Augenmerk der Erziehung zugewendet und in dem ganzen Gebiete Schulen gegründet. Ein altes griechisches Volk, die Spartaner, erzog seine Jünglinge gemeinschaftlich zu größter Abhärtung und Vaterlandsliebe, andere Griechen, wie zum Beispiele die Athener, erzogen ihre Jugend zu gemeinschaftlichen leiblichen und geistigen Vollkommenheiten, und alle vier Jahre feierten die gesammten griechischen Stämme ein Fest der Zusammenkunft zu Olympia, wo Wetteifer in körperlichen und geistigen Dingen angestellt wurde, und die Sieger Kränze und Ruhm im ganzen Volke erhielten. Karl der Große, ein weiser König und Herrscher, hob sein Volk um eine bedeutende Stufe höher, weil er Lehrer und Bildner des menschlichen Geschlechtes anstellte. Und so that man an manchen Orten und Zeiten bis zu unseren Tagen herab. Weil aber in den Jahrhunderten sich die Wissenschaften und Kenntnisse sehr angehäuft hatten, und es nicht möglich ist, daß Jeder Alles könne und wisse, so sind vielerlei Arten von Schulen nöthig und auch vielerlei errichtet worden, je nachdem eine Schichte der Menschen, ein Stand oder ein Gewerbe diese oder jene Wissenschaft, diese oder jene Kenntniß nöthig hat. Wir wollen die hauptsächlichsten Gattungen dieser Schulen erörtern. Die unterste, aber bei Weitem die wichtigste ist Die, in welcher Das gelehrt wird, was jeder Mensch, sei er, was er wolle, arm oder reich, groß oder gering, gelehrt oder ungelehrt, zuerst und nothwendig braucht. Diese Schule muß die zahlreichste sein, sie muß über das ganze Land verbreitet sein, woher sie auch den Namen Landschule hat. Wir werden in unserm Nächsten von ihr sprechen.

II.

Daß man seine Gedanken durch sichtbare Zeichen auf ein Papier oder Dergleichen niederlegen kann, daß diese Gedanken von Andern verstanden werden, und daß diese Aufbewahrung durch eine große Anzahl von Jahren fortdauern kann, ist nach der Sprache gewiß eines der ersten und besten Güter der Menschheit. Man hat dieses Gut durch menschlichen Verstand erfunden, und der menschliche Verstand muß sorgen, daß es während der Dauer der Erde immer sein Eigenthum bleibe. Lesen und Schreiben ist daher unter denjenigen Dingen, die uns von unsern Vorfahren hinterlassen worden waren, eines der ersten und vorzüglichsten, und kaum darf es jetzt einen einzigen Menschen geben, der es ohne sehr großen Nachtheil entbehren kann. Ich will nur ein paar Gründe anführen. Jedes Wort, was aufbewahrt werden muß, wo kann es einfacher aufbewahrt werden, als in der Schrift. Verträge, Urkunden, Ausweise, Nachrichten können niedergeschrieben, bei Verfallen des Papieres wieder abgeschrieben und so in eine undenkbare Jahrenreihe aufbewahrt werden. Das Gedächtniß der Menschen, in das man es niederlegen könnte, ist schwankend, und der Mensch selber, der das Gedächtniß trägt, ist hinfällig und sterblich. Wie arm war die Menschheit, als sie noch allein das redende Wort besaß und Alles, was bewahrt werden sollte, dem sehr ungewissen Umstande preis geben mußte, daß es sich die Menschen merkten. Und wenn man eine Nachricht senden wollte, mußte man einen Boten haben, dem man die Sache sagte, und der sie vielleicht ganz verkehrt wieder sagte. Heutzutage trägt ein einziger Bote mehrere tausend Nachrichten in Gestalt von Briefen genau so an ihr Ziel, wie sie der Auftraggeber gegeben hatte. Endlich, was der größte Nutzen ist, Alles, was die Menschen je in Kunst, Wissen-

schaft, Handel, Gewerben, Staatsleben Gutes und Taugliches erfahren haben, kann zum Heile aller folgenden Zeiten fast unvertilglich aufbewahrt werden, und was die Menschen Thörichtes und Schlechtes thaten, kann man auch zur Warnung für die Zukunft in der Schrift hinterlegen. Durch die Schrift und den Bücherdruck hat eigentlich der menschliche Geist erst die Welt erobert. Selbst im kleinsten Haushalte kann die Schrift nicht entbehrt werden. Einige Nachtheile, die allerdings mit den Büchern in die Welt gekommen sind, sprechen nicht gegen sie, so wenig man das Messer verwerfen wird, weil man sich damit schneiden kann. Es ist daher ein wichtiges Bedürfniß, daß man in den Landschulen lesen und schreiben lerne. Fast eben so wichtig ist es, daß man Alles, was Zahlen betrifft, richtig auseinander setzen und ordnen, Das heißt, rechnen kann. Lesen, Schreiben und Rechnen sind also die ersten Lehrgegenstände der untersten Schule. Sie wurden bisher auch bei uns ohne Ausnahme gelehrt. Aber Lesen, Schreiben und Rechnen sind doch nur Mittel, seine Erfahrungen und Einsichten aufzubewahren und geltend zu machen. Was nützt aber Einem sein Lesen, sein Schreiben, sein Rechnen, wenn er keine Erfahrungen und Einsichten hat, die er aufschreiben, keine Dinge, die er ausrechnen, und keine Urtheilskraft, die er aus dem Buche herauslesen kann. *Daher muß Alles, was jedem Menschen, und gehöre er dem untersten Stande an, zum menschlichen Leben unentbehrlich ist, in der Landschule gelehrt werden, und zwar nicht bloß gelehrt, sondern es muß so in die Menschen geprägt werden, daß es dieselben nie mehr verläßt.* Was ist aber Dasjenige, was der Mensch in jedem Stande braucht? Zuerst ist es die Nahrung, Kleidung, Wohnung, kurz die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse. Die Mittel hiezu erwirbt sich der Mensch durch ein Geschäft, dessen

Früchte die Menschheit braucht, und wofür sie ihm eine Entgeltung gibt. Die Bedürfnisse der Menschen sind aber unzählige, daher auch die Geschäfte unzählige sind. Geschäfte, Gewerbe, Künste und Dergleichen können also in den ersten und untersten Schulen nicht gelehrt werden, weil ihre Zahl zu groß ist, und nicht Alle Alles brauchen, sondern, wenn das Kind aus der Schule tritt, geht es in die Lehre eines Geschäftes. So war es bisher und wird bleiben. Was braucht der Mensch weiter? Es gibt viele einzelne Erfahrungen, Klugheitsregeln, Uebungen, die allen Menschen von überwiegendem Vortheile sind, diese wird der Landschullehrer seinen Schülern einzuprägen suchen. Es geschah Dieß bis jetzt durch Lesebücher und Dergleichen, trug wohl einige Früchte, wird aber ganz gewiß in der Zukunft besser und eindringlicher behandelt werden. Wir wollen es selbst versuchen, in einem eigenen zukünftigen Aufsatze über diesen Punkt zu sprechen. Ein drittes Bedürfniß des Menschen ist es, daß er von der Natur und Einrichtung der Gesellschaft, in der er lebt, Kenntniß habe, namentlich wenn er in der Einrichtung dieser Gesellschaft mitwirken soll; Das heißt: er muß Staatskenntnisse haben. In unserer Zeit, wo selbst die untersten Stände in die Lage kommen können, auf den Staat einzuwirken, z. B. durch Wahlen und Dergleichen, und wo, wie klein auch die Einwirkung des Einzelnen sei, diese doch durch die Menge unabsehlich wichtig wird, ist es eine unausweichliche Nothwendigkeit, daß Jeder jene Kenntniß von Staatsdingen habe, die ihn zum wirkenden oder auch nur zum einsichtsvollen Bürger dieses Staates mache. Je klarer der Mensch da ist, je fester er an richtiger Ansicht haftet, desto fester, sicherer und blühender werden die Einrichtungen des Staates sein. Wie Das zu machen ist, wie weit man hierin zu gehen hat, ist ganz das Werk der Zukunft. Mögen viele Einsichtsvolle durch ihren Rath

hiezu beitragen und die nutzbringendste Art des Unterrichtes aufbauen helfen. Der Schreiber dieser Zeilen hat seine geringen Kräfte diesem Gegenstande zugewendet und wird seine Arbeit in einiger Zeit veröffentlichen. Endlich ist es noch ein Bedürfniß des Menschen, und zwar das menschlichste, daß er gut gesittet und rechtschaffen sei, daß er nicht ein Opfer seiner Begierden, Neigungen und Leidenschaften werde, daß er dem Thiere gegenüber nicht thierisch, sondern das schöne Bild eines Menschen sei. Nichts ist hienieden größer und der Liebe würdiger, als der Mensch. Es macht auch nichts den Menschen im Einzelnen und im Staate glücklicher und reiner, als die Tugend; und nichts hat von jeher den Menschen, den Staat und ganze Völkerschaften unglücklicher gemacht und in das Elend gestürzt, als das Laster, als die Hingabe seiner Seele an Begierden und Leidenschaften, die ihre Befriedigung und ihre Opfer suchen und dadurch Verwirrung, Elend und Verwilderung hervorrufen, wie es unsere Zeit in eindringlichen Bildern zeigt. Die Eltern können nicht Alles, daher muß dieses schöne Werk die Kirche und Schule mit ihnen theilen. Die Kirche kann Vieles thun, aber auch der Lehrer der Schule, der so viel mit seinen Schülern umgeht, und den sie so achten. Daß Lesebücher allein nicht hinreichend sind, leuchtet ein. Der Lehrer muß lebendig, klar und dauernd machen, was im Buche todt und unfruchtbar ist; der Umgang muß die heiligste Wirkung thun. Vieles wird in nächster Zukunft geschehen, und wir Alle müssen zur Hebung und Veredlung der Lehrer beitragen, daß sie einen gesicherten Stand haben, daß wir gute, gelassene, weise, wirkungsvolle Männer auf diesem Platze haben. Ich habe seit vielen Jahren unaufhörlich wiederholt: *Einer der wichtigsten Männer im Staate ist der Landschullehrer, und die höchste Schule des Staates ist die Landschule.*

Wie dieser sittliche Theil der Schule in's Werk zu setzen sei, ist eine sehr schwierige Frage, sie muß aber doch gelöst werden, weil sie die erste und dringlichste aller Stände der Menschen ist. Mögen die Zeiten es bald gönnen, an dieses Werk die Hand anlegen zu können. Es ist dringlich, und alle Jahre gehen mehrere Millionen junger Menschen der Barbarei entgegen, die nach der Sitte der Ordnung dem Staate und der Zukunft hätten gewonnen werden können.

Nutzen der Landschule.

Weil die meisten Menschen nach dem Austritte aus der untersten Schule keinen weiteren Unterricht mehr bekommen, so leuchtet der Nutzen und die Wichtigkeit guter Landschulen von selber ein. Es ist eben der Mensch, der nichts kann und vermag und Alles lernen muß. Wenn er nun nach der Landschule nicht mehr weiter lernt, so soll dieselbe Alles liefern, was er bedarf. Wer in Gegenden lebt, wo gute Schulen sind, wo die Menschen ein gesundes Urtheil, eine Fertigkeit im Nachdenken und ein ehrenwerthes Betragen bekommen, Der kann sich nicht vorstellen, zu welcher Thierheit die Menschen herab sinken, wo sie keinen Unterricht oder einen schlechten erhalten. Was ein nur ein wenig erhellter Kopf kaum glauben sollte, ist in ihrem ungebildeten Gehirne, und Leidenschaften und kurzsichtige Rohheit ist in ihrem Herzen. Der Anblick ist ein wahrhaft betrübender und niederschlagender. Es kann daher kaum ein dringenderes, allgemeineres und heiligeres Bedürfniß geben, als gute Landschulen. In einer guten Landschule aber, wie wir es öfter sagten, muß der Mensch nicht bloß einige Fertigkeiten im Lesen, Schreiben, Rechnen und Dergleichen erhalten, sondern er muß ein klares, menschliches Denken und Urtheilen, einige Kenntnisse in den wichtigsten Dingen der Welt und einen ehrenwerthen, rechtschaffenen Charakter mit sich fort nehmen. Das sind Dinge, die die Welt braucht, die den Menschen zieren, die ihm unentbehrlich sind, die ihn eigentlich zum Menschen machen,

und ohne denen der Staat selber in Verwirrung, in Gewaltthätigkeit und in Auflösung geräth. Wie viel also soll in wenigen Jahren aus jungen Menschen, deren Kräfte wenig vermögen, gemacht werden? Und doch muß es so sein; Gott hat den Menschen so geschaffen, und er muß so entwickelt werden. Daher ist kein Stand schwieriger, keiner wichtiger, als der des Lehrers. Nur weise, einfache, würdige, von jeder Leidenschaft und Unregelmäßigkeit entfernte Männer sollten diese Stelle bekleiden, und der Staat und die ganze menschliche Gesellschaft sollten mit Eifer dafür sorgen, daß solche Männer entstehen, daß sie sich mit Liebe zu dem Fache wenden und mit Ehren und Auskommen dabei bestehen können. Wenn wir bis jetzt solche Männer nicht haben, so liegt die Schuld nicht an ihnen, sondern an uns: „Wie kann ein Volk, das sich selber ehrt und Kenntniß und Sittlichkeit als ein Gut ansieht, die Lehrer und Erzieher seiner Kinder in einer Lage lassen, wo sie mit Hunger kämpfen und dem Menschenfreunde ein Gefühl des Bedauerns und des Mitleides einflößen. Man muß einen schlechten Begriff von dem Volke selber bekommen, das nicht aus eigenem Antriebe aufsteht und dem Uebel abhilft, man muß es für unwissend, für roh und für wenig sittlich erkennen, was neuerdings noch mehr die Nothwendigkeit guter Landschulen darthut. Wir wollen von dem Gegenstande der Schullehrerbildung ein anderes Mal reden. Hier wollen wir nur, um den Nutzen der Landschule noch begreiflicher zu machen, eine kleine Geschichte erzählen. Als ich einmal sagte, das Sammeln der Schulgelder solle aufhören, und der Staat solle selber

die Lehrer besolden, antwortete mir ein Mann: „Da müßte ja auch ich beitragen, und ich habe von der Schule nichts, denn ich habe keine Kinder.“ Darauf sagte ich: „Wohl, du hast keine Kinder, aber vier Dienstboten, zwei Knechte und zwei Mägde. Wenn nun diese Dienstboten ehrlich, getreu, einsichtig sind, auf den Vortheil des Herrn sehen, ihn nicht betrügen, die Arbeit geschickt machen, dadurch Zeit gewinnen, die Habe vermehren und Eintracht und Heiterkeit in das Haus bringen — wer hat den Vortheil? Wenn alle Gattungen Arbeiter und Handwerker ehrenhaft, redlich und billig sind, wenn sie durch Urtheil und Einsicht ihr Geschäft verbessern, die Waare tauglicher, anständiger, reinlicher liefern — wer hat den Vortheil? Wenn der Bauer einen gesunden Sinn, rechtes Urtheil und gute Kenntnisse hat und dadurch den Ertrag unserer Fluren um das Mannigfachste steigert — wer hat den Vortheil? Wenn die Wildheit, die Rohheit, die Leidenschaft durch gute Schulen gemäßigt, gesänftigt, versittlicht und vermenschlicht wird, wenn die Verbrechen abnehmen, und man nicht so viele Gesetze, so viele Richter und so viele Armeen mehr braucht — wer hat den Vortheil? Wenn es überhaupt in einem Lande von gesitteten, freundlichen, klaren, einsichtsvollen Leuten gut und heiter zu wohnen ist — wer hat den Vortheil? *Und das Alles lernt man in guten Schulen.* Nicht der Arme, der oft mit vielen Kindern gesegnet ist, hat den Nutzen, wenn sie in der Schule gut erzogen werden; sondern der Reiche, zu dem sie in Dienst gehen, nachdem sie groß geworden sind und Vater und Mutter verlassen haben. *Wir Alle, die ganze Menschheit hat den unermeßlichsten Nutzen von guten Schulen, und wir Alle sind schuldig, mit Gut und Kraft beizutragen, daß solche Schulen sind und werden.*“ So sagte

ich, und der Mann erwiderte: „Ja, wenn es so ist!“ Ich aber fuhr fort: „Darum schmerzt es mich, wenn ich erfahre, daß es Leute gibt, die in den jetzigen verworrenen Zeiten sich weigern, das Schulgeld zu zahlen. Es ist, als ob sie sich absichtlich selber eine Wunde beibringen wollten. Das Schulgeld ist noch nicht aufgehoben, der Schulmeister hat noch keine anderen Einkünfte, und die Entziehung des Schulgeldes muß die Schule verwildern und verwahrlosen und die Kinder, also die künftige Menschheit, der Unwissenheit und der Unsitte überliefern. Aber es ist die kurzsichtige Habsucht, die die Menschen so handeln läßt, weil sie nicht wissen, daß ihnen der Kreuzer, den sie jetzt zurückhalten, in kurzer Zeit durch Verwilderung der Menschen den Gulden raubt, der ihnen durch Treue und Sittlichkeit derselben in das Haus gekommen wäre. Es ist Thorheit und Schlechtigkeit, der Schule Das zu entziehen, was ihr noch so lange gebührt, bis eine neue Art ihrer Erhaltung eingeführt sein wird. Ja, wir Alle sollten, statt das so bitter und kümmerlich verdiente Geld des Schulmeisters zu verweigern, lieber zusammentreten, und weil der Staat wegen der wichtigen und gefahrvollen Dinge, die jetzt geschehen, sein Augenmerk noch nicht der Schule hat zuwenden können, aus eigenem Antriebe und aus eigenen Mitteln eine Anstalt gründen, daß unsere Lehrer anständiger leben können, daß wir mehr von ihnen zu fordern berechtigt sind, und daß unsere Schulen zu einer größeren Vollkommenheit gehoben werden. Es ist eine Schande, daß wir es nicht schon gethan haben.“ So sagte ich und ging fort, denn ich war ärgerlich und fing an, den wohlhabenden Mann zu verachten, der zur Schule nichts beitragen wollte, weil er keine Kinder hatte.

Die Bürgerschule.

Ehe ich darauf eingehe, zu sagen, was wir eigentlich thun sollen, um die Landschule zu heben, und ehe ich erzähle, was mehrere Männer in Oberösterreich in dieser Beziehung zu gründen vorhaben, gehe ich auf die Bürgerschule über und werde über die Errichtung von Landschulen aus eigenen Mitteln des Landes am Ende meiner ganzen Schulabhandlungen reden. Die Bürgerschule, die man aber besser Gewerbschule nennen könnte, ist der nächst höhere Grad der Landschule. Wenn man in der Landschule jene Fertigkeiten lernt, die alle Menschen auch in den untersten Stufen brauchen, und wenn man sich in ihr mit den Klugheitsregeln und dem sittlichen Verhalten vertraut macht, die die Hauptgrundlage des ganzen Lebens jedes Menschen bilden: so muß die Bürgerschule noch jene Fertigkeiten und Kenntnisse hinzu fügen, die den Gewerbtreibenden nothwendig sind. Was in der Landschule gelehrt wird, müssen alle Menschen wissen, was die Bürgerschule lehrt, ist vorzüglich für Gewerbsleute berechnet, kann aber auch jedem Anderen, der sich darin unterrichten will, von Nutzen sein. Was braucht denn aber nun die Bürgerschule noch Eigenthümliches über die Landschule hinaus? Wir antworten hierauf: Erstens alles Dasjenige, was in jedem Gewerbe und Geschäfte vorkommt und demselben unentbehrlich ist, ferners alle Kenntnisse, die diesem oder jenem Gewerbe vorzüglich eigen sind, und von denen sich

Jeder diejenigen heraussuchen kann, die er zu seinem Gewerbe braucht; und zweitens jene höheren Klugheitsregeln und jene sittliche und menschliche Bildung, die der Geschäftsmann insbesondere braucht, und die ihm bei der Ausübung seines Handwerkes, bei dem Umgange mit seinen Geschäftsfreunden, bei seinen Reisen und bei seinem größeren Staatswirkungskreise nothwendig sind. Zu den ersten Kenntnissen gehören ein fertigeres Lesen, Schreiben, Rechnen, als es der Landmann braucht, alle Gattungen schriftliche Aufsätze, Führung von Büchern, Kenntniß der Lage der Geschäfte, daß er weiß, welches er sich wählen soll, und welches die Zeit erfordert, dann jene Kenntnisse, die in verschiedene Geschäftszweige einschlagen, wodurch er seine Verfahrungsweise verbessern kann. Zu den zweiten gehört die Geschäftsehre, daß er keine Pflicht der Rechtlichkeit, der Güte der Waare und des gegebenen Wortes verletzt, und jene höhere Geschäftsklugheit, die ihn lehrt, daß das redlichste und ehrlichste Geschäft auch dasjenige sei, das am nachhaltigsten und dauerndsten zu Wohlstand führt. Manche werden hier einwenden: Das lernt man ja Alles bei seinem Lehrherrn als Lehrbube. Wer je in der Lage war, verschiedene Geschäftsleute zu brauchen, und wer die Mühe nicht gescheut hat, sich über das Beste zu unterrichten, was in den verschiedenen Geschäften vorhanden ist, Der wird wissen, wie falsch der obige Einwurf ist. Was lernt man bei dem Lehrherrn? Höchstens Das, was er selber weiß, oft nicht einmal Das — und weiß er Alles, was in seinem Geschäfte vorkommt, auf das Beste? oder ist es vorzüglicher, wenn von den ausgezeichnetsten Männern der Fächer das Auserlesenste, was in ihnen vorkommt, in Werke zusammengetragen und aus ihnen gelehrt, aber jedes Mal auch praktisch gezeigt wird. Gewiß das Letztere, darum auch die Länder, wo solche

Schulen vorherrschend sind, wie in England und Belgien, Geschäfte und Geschäftsmänner aufweisen, die alle anderen in der Welt übertreffen und den Gang des Handels und der Reichthümer zu sich hin ziehen. Ich will nur einige Uebelstände bei uns berühren. In einer Gegend unsers Landes trägt ein Handwerk wegen geänderter Umstände Das nicht mehr, was es früher trug, wo es schwunghaft war; aber die Bewohner lernen aus alter Gewohnheit immer wieder das alte Handwerk, das einst so heimisch war, und bei dem sie jetzt erhungern. In einer großen Stadt, wo derzeit eine Gewerbschule besteht, wurde nach der Zeichnung eines Lehrers, der kein Zimmermann ist, auf ein unregelmäßiges Gebäude ein Dachstuhl gebaut, den mehrere Zimmerleute als unmöglich erklärten, und der nun doch möglich und so einfach war, daß er sogar die Unregelmäßigkeit des Gebäudes für den ersten Blick verschwinden machte. Jetzt sahen die Zimmerleute ihr Unrecht ein. Wenn dem Tischler der Unterricht über alle Hölzer, über Harze und Politur, über Schönheit der Gestalten, über Werkzeuge und den Vortheil, sie zu gebrauchen, und endlich über Zeichnen und dessen Vortheil zu Erzeugung und Erfindung schöner Gestalten beigebracht wird, dann wird jeder Begabte sein Geschäft auf eine höhere Stufe bringen, der sonst wegen Mangel an Unterricht hilflos blieb oder sich das mangelhafte Hergebrachte aneignen mußte. Wenn der Zimmermaler Verzierungen zeichnen lernt, wenn der Zimmermann alle Fügungen aller Gestalten von Thürmen, Häusern, Palästen, Kirchen entwerfen lernt, wenn der Erzeuger von Modewaaren alles Schöne aller Länder sieht und beurtheilt, wenn endlich in einem Lande alle Instrumente und Hilfsquellen bekannt werden, wodurch sich andere Länder aufgeschwungen haben, wenn endlich der Verstand so geschärft wird, daß wir selber Erfindungen und Verbesserungen machen:

ist Das nicht ein unermeßlicher Nutzen. Und gewinnt nicht das Land selber dabei. Ein kenntnißreicher Mann sagte mir neulich, daß der Gewerbfleiß in Oberösterreich ungefähr 50 Millionen jährlich erzeuge. Wenn wir nun annehmen, daß durch bessere Verfahrungsweise die Producte nur um ein Procent mehr eintragen, so gibt Das 500.000 fl.; die beste Gewerbschule für das Land kostet kaum 50.000 fl., also bleiben jährlich dem Lande 450.000 fl. als Gewinn. Aber nicht bloß Gewerbtreibende, sondern auch Andere, sogar Landleute, werden diese Schulen besuchen und geschicktere, tauglichere und bessere Menschen werden. Es bestehen wohl schon in den größten Städten sogenannte technische Schulen, allein Die erfüllen den obigen Zweck nicht, weil sie zum Theile zu hoch wissenschaftlich sind, dann weil zu viele Schüler auf einem Platze angehäuft werden, und endlich, weil die meisten Gewerbsleute sie nicht benützen können, weil sie eine weite Reise und einen kostspieligen Aufenthalt in der Hauptstadt bestreiten müßten. Solche Schulen müssen in dem Reiche zerstreut, leicht zugänglich und daher in den kleineren Kronländern wenigstens eine, in den größeren mehrere sein. Was solche Schulen erst noch in sittlicher Beziehung zu leisten fähig sind, lasse ich hier unberührt, weil es sich von selber versteht.

Die Wissenschaftsschule.

Nach der Gewerbsschule kommt die Wissenschaftsschule. Sie ist zugleich die höchste und letzte. Die verschiedenen Kenntnisse, welche die Menschen in vielen Jahrhunderten und Jahrtausenden angesammelt hatten, wären zu einer solchen Menge angewachsen und wären so verwirrt gewesen, daß sie keinen Nutzen abgeworfen hätten, wenn man sie nicht in eine Eintheilung, Ordnung und Uebersicht gebracht hätte. Man verfuhr hierin so: Alles, was man von ein und demselben Gegenstande wußte, wurde zusammen gestellt, und Alles, was von andern Gegenständen galt, wurde hier weggelassen. Das Zusammengestellte wurde aber wieder nicht etwa nach dem Zufalle unter einander geworfen, sondern in eine solche Ordnung und Eintheilung gebracht, daß man in jedem Augenblicke das Nöthige finden und herausholen konnte. Alle Kenntnisse mußten so mit einander verbunden sein und so in einander greifen, wie die Räder einer Uhr. Eine Menge so geordneter Kenntnisse über ein und den nämlichen Gegenstand heißt man eine Wissenschaft. Es sind also so viele Wissenschaften möglich, als es Gegenstände gibt; allein da nicht jeder Gegenstand wichtig genug ist, so sind hauptsächlich nur über die wichtigsten Gegenstände Wissenschaften entstanden. So heißt die Kenntniß der erschaffenen sichtbaren Dinge die Naturlehre, die Kenntniß von dem menschlichen Körper die menschliche Leibeslehre, von der Seele die Seelenlehre, die Kenntniß, wie die mensch-

lichen Handlungen beschaffen sein sollen, die Sittenlehre, die Kenntniß der Rechte die Rechtslehre, des Staates die Staatslehre, und so weiter. Es haben die Wissenschaften bereits eine solche Ausdehnung bekommen, daß es keine Möglichkeit ist, daß ein Mensch alle erlernen kann, ja eine einzige Wissenschaft ist oft so umfassend, daß sie das Leben eines einzigen Menschen übersteigt, wie z. B. die Naturwissenschaft; daher haben sich die Menschen in die Wissenschaften getheilt, daß Einer die, der Andere eine andere betreibt, ja endlich wird die Nothwendigkeit eintreten, daß man nur in Bücher die Hauptwahrheiten der Wissenschaften niederlegt, wo sie Jeder, der sie braucht, finden kann, und wo der Forscher, der auf ihren Grund gehen will, auf die Werke hingewiesen wird, in denen er den Grund findet. Da die Menschen auf der Erde leben, und alle irdischen Gegenstände ihnen zum Gebrauche angewiesen sind, da zwischen den Menschen selber sehr viele Verhältnisse entstehen, die sie kennen und behandeln müssen, so leuchtet von selber ein, daß die Kenntniß der Dinge und Verhältnisse, also die Wissenschaften vom größten Nutzen sind, ja daß sie den Menschen für rein menschliches Leben unentbehrlich sind. Darum sind sie auch entstanden. Aber so wie es nothwendig ist, daß jeder Mensch eine gewisse Summe von Kenntnissen hat, die die allgemeine Bildung ausmachen, so ist es nicht nothwendig, daß Jeder alle Wissenschaften inne habe, die die wissenschaftliche Bildung ausmachen, sondern es ist nur nothwendig, daß der Mensch, wenn er von Wissenschaften etwas braucht, zu Dem gehen kann, der es hat, z. B. der Kranke zu dem Arzte, der Rechtsbegierige zu dem Rechtskundigen, der Staatsbedürftige zu dem Staatsmanne. Es ist daher klar, daß Schulen sein müssen, in welchen die verschiedenen wissenschaftlichen Stände ihre Wissenschaften erlernen können, um mit ihnen der ganzen

Menschheit zu dienen. Derlei Schulen hat es von jeher gegeben. Entweder haben einzelne Männer in einzelnen Zweigen gelehrt, wie in alten Zeiten, oder es hat der Staat die Leitung und Anstalt dieser Dinge in die Hände genommen, wie in den neuen. So sind die sogenannten Universitäten entstanden, auf denen von Staatswegen alle Wissenschaften behandelt werden. Es ist auch die Pflicht des Staates, diese Anstalten zu hegen, und die Pflicht des Staatsbürgers, zu ihrer Erhaltung beizutragen. *Aber auf eine Frage müssen wir hier aufmerksam machen:* in welchem Verhältnisse muß die allgemeine Bildung zur wissenschaftlichen stehen, oder wie viel muß der einzelne Mann selber wissen, und wie viel muß er bei den Gelehrten erfragen? Darauf antworten wir: Das ist in verschiedenen Zeiten verschieden. Je mehr ein Mensch zu handeln und zu wirken hat, desto mehr muß er selber wissen, überhaupt: *je mehr jeder einzelne Mensch wissen kann, ohne seinem andern Berufe einen Abbruch zu thun, desto besser ist es. Selber klar sehen, wiegt alle Rathschläge auf, und eigene Geschicklichkeit behebt die Zweifel und Verwirrungen.* Hätten die Ungarn alle eine Einsicht in ihre Verhältnisse gehabt, so wäre der jetzige fürchterliche Krieg nicht entstanden. Der Rathgeber kann auch oft mit Absicht einen falschen Rath geben. Hier kann ich nicht unterlassen, auf ein Uebel, von dem ich schon öfter redete, wieder aufmerksam zu machen. Die wissenschaftliche Schule hat die allgemein menschliche in Europa so überholt und überflügelt, daß die Bildung nur in einer Klasse von Menschen einen hohen Schwung genommen hat, während die übrigen verhältnißmäßig zu weit zurückgeblieben sind. Dadurch sind zwei Klassen entstanden, die Wissenden und Nichtwissenden, zwei Klassen, die einander immer ent-

gegengesetzt sind, die sich nicht verstehen, die andere Neigungen, andere Lebensweisen und andere Bedürfnisse haben, die sich mißtrauen, das gegenseitige Leben von einander verachten und, sobald die Oberfläche des guten Vernehmens getrübt ist, in Kampf gerathen, weil der Nichtwissende meint, er könne das Leben der Wissenden auch begehren und führen, da er den Mangel seiner Kraft und Kenntniß nicht kennt, und weil der Wissende den Nichtwissenden unterschätzt und meint, er begehre zu viel. Je mehr eine gleiche Bildung nach den natürlichsten Abstufungen die ganze Bevölkerung durchdringt, desto fester wird Liebe, Eintracht, Vertrauen, Einsicht und auch Macht und Dauer des Staates bestehen. Man muß die Wissenschaften hegen und pflegen, weil sie Kleinode der Menschen sind und sie auf den menschlichen Standpunkt heben, aber man muß auch die Kenntnisse und die Bildung der ungelehrten Stände nach größter Möglichkeit fördern, weil sie ebenfalls Kleinode sind, die Den, der das Höchste nicht haben kann, schmücken und ihm nützen. Für unsere gegenwärtige Zeit, meine ich, bleibt die Landschule und die Bürgerschule das Wichtigste, und ich möchte zu unseren Zeitgenossen und Machthabern sagen: „Sucht nicht mit aller Kraft die hohe Wissenschaft nach ihrem höchsten Fluge zu leiten, sondern sucht sie zu erhalten, daß sie nicht sinke, und wendet für die Zeit eure Augen und eure Kraft dem Bildungsbedürfnisse des unteren Volkes zu, daß diese Bildung sich hebe, den Forderungen der Zeit entspreche und in ein Verhältniß mit der Wissenschaft komme, dann ist es Zeit, Beide in ihrem natürlichen Verhältnisse den weiteren und höheren Gang gehen zu lassen."

Die Kunstschule.

Obwohl ich sagte, daß die oberste und letzte aller Schulen die Wissenschaftsschule sei, so muß ich doch noch von einem Zweige der Wissenschaftsschule insbesonders reden, nämlich von der Kunstschule. Ich muß darum reden, weil sie nicht alle ihre Theile von der Wissenschaft allein hernimmt, sondern viele aus sich selber schöpfen muß. Kunst heißt man in höherem Sinne nicht etwa Das, was recht große Fertigkeit und Uebung erfordert, wie z. B. auf dem Seile tanzen u. dgl., sondern sie heißt die Fähigkeit, etwas hervorzubringen, was durch außerordentliche Schönheit das Herz des Menschen ergreift, es emporhebt, veredelt, mildert, zu allem Guten, ja zur Andacht und Gottesverehrung stimmt. So hat man im höheren Sprachgebrauche zu allen Zeiten das Wort Kunst genommen und nimmt es noch heutzutage so. Die Kunst muß also etwas hervorbringen, was man durch seinen Sinn wahrnimmt, und was durch Schönheit gefällt und uns mit beseligenden Gefühlen erfüllt. Man hat seit langer Zeit hiezu verschiedene Mittel angewendet, und daraus entsprangen die vorzüglichsten Gattungen der Kunst. Sie sind im Wesentlichen: Die Malerei, die Bildhauerei, die Baukunst, die Schauspielkunst, die Dichtkunst und die Musik. Außerdem gibt es noch allerlei Zweige, von denen wir hier nicht reden. Auf unserem flachen Lande wird von Kunst wohl wenig anzutreffen sein. Außer dem Prunke, der bei kirchlichen Handlungen entfaltet wird, außer

der Musik, die bei dem Gottesdienste ertönt, und außer den Bildern und Statuen, die in der Kirche sind, wird der gemeine Mann wohl wenig von Kunst wahrgenommen haben. Die Musik in der Schenke und bei Hochzeiten rechne ich nicht zur Kunst. Und doch ist auch der gemeine Mann für sie empfänglich, ja sie ergreift ihn oft mit größerer Wirkung und Gewalt, als den Städter, der Manches gesehen und für Vieles schon die Empfänglichkeit verloren hat. Ich erinnere mich noch mit Freuden daran, wie uns Kindern die Großmutter mit einem gesammelten Gemüthe und mit gottesdienstlichen Mienen erzählte, wie schön der heilige Aloisius in dem Kirchlein zum guten Wasser gemalt sei, wie schön der heilige Johannes, und wie anmuthig die Englein sind, die auf den Stufen sitzen und mit einem Pilgerstabe spielen. Und nicht bloß die Großmutter, sondern viele Leute, Männer und Frauen hörte ich so reden. Und in der That sind die Bilder in der Kirche zum guten Wasser bei Oberplan um Vieles besser, als gewöhnlich Bilder in abgelegenen Landkirchen zu sein pflegen. Das Volk hat also den Sinn und Trieb für diese Schönheit in sich gehabt. In München sah ich vor drei Jahren mehrere Landleute aus Schwaben mit langen Röcken, blauen Strümpfen und staubigen Schnallenschuhen vor einem Marmorbilde in dem Kunstsaale stehen. Das Marmorbild war eines aus dem alten Griechenlande, das über zweitausend Jahre alt und wunderbar schön war; denn Griechenland war im Aushauen von Standbildern aus trefflichem weißen Marmor berühmt, und keine Zeit hat je mehr so Schönes hierin hervorzubringen gewußt, wie das alte Griechenland. Die schwäbischen Landleute aber standen lange in Bewunderung und Aufmerksamkeit versunken vor dem Bilde. Ich stand dabei und war gerührt über das empfängliche Gemüth dieser Leute. Und wer erinnert sich nicht, daß er einmal vom Gesange, von einer wehmüthigen

Musik ergriffen war, daß sein Herz weich, gut und veredelt wurde? Wen wird nicht schon, wenn er darauf merkte, der heilige Lobgesang, der im Sanctus jeden Hochamtes vorkommt, durch seine Feierlichkeit entzückt und erbaut haben? Endlich, stimmen nicht überall die erhabenen Töne der Orgel zur Gottesverehrung, zur Erhebung und Andacht? Wer hat nicht etwa auch schon ein Buch gelesen, in welchem der Dichter in einfachen Worten eine Geschichte erzählt, die ihm seine Einbildungskraft und sein Herz eingegeben haben, und die den Leser bis zu Thränen rührte, die ihn besser machte, und die, wenn der Eindruck öfter und dauernder gewesen wäre, den wohlthätigsten Einfluß auf sein Leben gehabt hätte? Leider haben die Schriftsteller nicht sehr zum Volke gesprochen, sie schreiben eine Modesprache, die man nicht versteht, die nur von einem Schriftsteller zum andern klingt und nicht in das Volk dringt, und doch ist die Größe des Volkes Das, zu dem man sein Wort, sein Bild, seine Belehrung kommen lassen soll, wie es im alten Griechenlande war. Sehr viel Verdienst hat hierin ein verehrter Mann, Christoph Schmidt, der Geschichten für die Kinder und das Volk geschrieben hat, sehr schöne Geschichten, zu denen sich, obwohl ein Urtheiler einmal sagte, sie seien nicht nach der Natur der Kinder, doch gerade die Kinder mit Inbrunst drängen, und die nicht nur sie, sondern auch Erwachsene mit heißen Thränen und mit heiligen Gefühlen lesen. Wenn also die Kunst so schöne Gedanken, so reine Empfindungen und daher ein besseres und gelassenes Leben erweckt, so ist sie ja eine wahre Wohlthäterin der Menschheit? Das ist sie auch, sie ist nach der Religion das Höchste, was der Mensch auf Erden hat; schon ein alter Römer sagte einmal, „sie sänftige die Sitten und lasse sie nicht wild sein", und in der That, ein einziger Dichter oder Künstler, der mit göttlicher Kraft und Weihe auf seine Zeit zu wirken verstand, hob die

Menschheit durch seine Gebilde oft plötzlich um mehrere Stufen höher, wie es Unterricht, Ermahnung und Gesetze nicht gekonnt hätten — wie ja die schlechten Künstler und Dichter ihre Zeit wieder herabbringen und verderben können, wovon gerade unsere Tage Zeugniß geben; denn die Kunst, wie die Religion, kann mißbraucht werden, und dann wirkt sie in der Hand des lasterhaften Menschen durch den Reiz, der ihr doch noch inne wohnt, viel verderblicher, als alles Andere, macht den Menschen sinnlich, leichtfertig, oberflächlich und stürzt ihn, wenn er handeln soll, in das Ungereimte und Grausame. Unseren traurigen Zeiten ist eine solche verdorbene Kunst vorangegangen. Aus dem Gesagten geht also hervor, wie nöthig und heilsam eine treffliche Kunstschule ist. Wir können hier nicht in ihre Einrichtung eingehen, da Das nicht unsere Sache ist, aber da sein muß sie, und die Weisesten des Landes müssen ihre Einrichtung treffen. Dann soll sie nicht mehr Eigenthum Einzelner, sondern des Landes sein; es sollen Anstalten getroffen werden, daß ihre holde Erscheinung nach Maßgabe der Möglichkeit Jedem zugänglich sei und mit ihrer Wohlthätigkeit auf ihn wirke — dann sollen aber auch Künstler, die wahrhafte Gutthäter der Menschheit geworden sind, im Alter von dem Staate geehrt, geachtet, gefeiert werden, und man soll es einrichten, daß sie, in deren Haupte das Schöne und Gute wohnte, und die daher nicht Erdengüter zu sammeln vermochten, in den letzten Tagen ihres Lebens nicht um das Stücklein Brot besorgt sein müssen.

Schlußwort über die Schule.

Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß es keine andere Krankheit der Zeit gebe, als Unwissenheit und Unredlichkeit, und daß alles Uebel, das in jüngster Vergangenheit die Welt heimgesucht hat, nur allein von diesen zwei Dingen gekommen ist. Ja ich behaupte, es gebe überhaupt kein anderes Uebel, als Verstandeslosigkeit und Schlechtigkeit; alles Andere, was wir Uebel heißen, ist nur ein Ungemach, das wir durch Verstand und Redlichkeit leicht tragen und meistens schon voraussehen und abwenden können. Kein Weltgeist, kein Dämon regirt die Welt: *Was je Gutes oder Böses über die Menschen gekommen ist, haben die Menschen gemacht.* Gott hat ihnen den freien Willen und die Vernunft gegeben und hat ihr Schicksal in ihre Hand gelegt. Dieß ist unser Rang, Dieß ist unsere Größe. Daher müssen wir Vernunft und freien Willen, die uns nur als Keime gegeben werden, ausbilden; *es gibt keinen andern Weg zum Glücke der Menschheit*, weil Vernunft und freier Wille dem Menschen allein als seine höchsten Eigenschaften gegeben sind, und weil sie immer fort bis zu einer Grenze, die wir jetzt noch gar nicht zu ahnen vermögen, ausgebildet werden können. Wer andere Wege zum Glücke vorschlägt, wer die Bildung und Entwickelung unsers Geistes für verwerflich hält, der lästert Gott in seinem Werke. Freilich kann die Afterbildung, die einseitige Entwickelung viel Uebel bringen, aber die volle,

allgemeine Heranbildung aller Kräfte ist eben das Heil des Menschen, und dazu haben wir ja die Kräfte. Wenn die Menschheit einmal auf dem Punkte der aufrichtigsten Religiosität, der schönsten Empfänglichkeit für die Kunst, der größten Redlichkeit in Handel und Wandel und der klarsten Einsicht in alle Dinge stände: dann wäre der Himmel auf Erden, das Glück Aller wäre gegründet, und das Traurigste der Dinge, die Schande für vernünftige Wesen, der Krieg, wäre verschwunden. Ob es je dahin kommen wird, ob noch Millionen Jahre verfließen, bis es dahin kommt — wer kann Das wissen: aber streben müssen wir darnach, als Ziel muß es immerfort und leuchtend vor unseren Augen schweben, sich Dem nähern, ist Ehre, sich davon entfernen, ist Schande. — — Nun die Frage, wer muß uns leiten und unterstützen, daß wir uns diesem Ziele immer mehr nähern? Die Antwort ist leicht: Derjenige, der überhaupt dem Menschen alles Gute und Gedeihliche hervorbringen kann, nämlich wir selber. Gott gab uns die mächtigste der Waffen, das weitreichendste aller Werkzeuge, die Vernunft, und sagte: „Besitze nun damit die ganze Welt.“ Wir sind daher die Gründer unseres Glückes oder die Gründer unseres Elendes. Wer immer auf Andere hofft oder auf glückliche Zufälle, der sündigt gegen Gott, weil er seine größte Gabe nicht gebraucht oder mißachtet. Daher ist die Rede, die man jetzt so oft hören muß, so falsch: „Man hat uns dumm gelassen, darum machen wir jetzt solche Verwirrung.“ Wer hat Euch dumm gelassen? antworte ich darauf. Doch offenbar Ihr selber. Daß Ihr Euch immer mehr ausbilden konntet, daran hat Euch Niemand gehindert. Wenn wir den höchsten Standpunkt der Menschheit vor Augen haben, dann ist freilich unsere Schule in Vielem mangelhaft gewesen, aber es sind es auch alle Schulen der

Welt. Unsere Schule, namentlich die Landschule, war sogar besser, als die mancher anderer Länder; ich führe nur das oft gepriesene Frankreich an, dessen untere Schichten weit unter uns stehen. Wenn auch die Schule den höchsten Forderungen nicht genügte, so konnte sich doch Jeder, der den ernsten Willen hatte, bilden, so weit er wollte. Es stand ihm kein Hinderniß im Wege. Der erste Vorwurf trifft daher immer uns selber, der zweite erst den gewesenen Staat, der allerdings, besonders in höheren Schulen, bessere Einrichtungen treffen und dem Volke manche Anlässe zur Sinnlichkeit und zum Genusse hätte wegräumen sollen. Aber hätte er Letzteres gethan, so hätten wir ihn wieder tyrannisch gehalten. Wir wollen nicht mehr rechten und nicht nach rückwärts schelten; das Eine ist gewiß: der Staat ist nicht der allmächtige Helfer, er ist selber ein Product der Zeit, und die Ursachen unserer Unbildung liegen in mannigfachen Umständen zerstreut. *Schauen wir nur in die Zukunft und machen es in ihr besser.* Ich habe gesagt: Es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, die Erziehung seiner Bürger, die sogenannte Menschwerdung der Menschen, in die Hand zu nehmen; er hat die umfassendsten Mittel, ihm stehen die besten der Bürger zu Gebote. Er wird auch das Seinige thun. Aber wenn er noch mit vielen andern, wenn auch untergeordneten, aber sehr dringlichen Dingen beschäftigt ist: müssen wir es wieder machen, wie früher, die Hände in den Schooß legen und sagen: „Sie thun ja nichts?“ Wenn ein Kronland, um seines leiblichen und geistigen Gutes willen, eine Summe zusammen schösse und zu dem Staate sagte: „Wir haben hier das Geld, um unsere Lehrer besser zu besolden, um unsere Lehrer besser zu erziehen, um unser Schulwesen in eine neue, der Zeit und der Menschheit entsprechende Gestalt zu bringen, hilf uns hiebei, gib uns Männer des Vertrauens und der Einsicht, die aus unserem

Lande sind, die die Vorschläge berathen, sie einsenden und dann die Einrichtungen leiten, von dem Gelde des Landes öffentliche Rechnung legten und die angefangenen Dinge nach der Einsicht der Besten und Verständigsten immer mehr veredelten" — wenn ein Land Das sagte, würde der Staat taub sein? Gewiß mit Freude würde er den Vorschlag annehmen und darin mit Befriedigung den erwachten Gemeinsinn und das eigentlich edle constitutionelle Wesen erkennen, das ja eben darin liegt, daß Alle dem Ganzen dienen, nicht sich selbst auf Unkosten des Ganzen. Wer Das nicht sieht, der kehre in die absolute Regierung zurück, wo er gezwungen wird, zum Ganzen beizusteuern, und wo er es immer mit Widerwillen thut. Im Kronlande ob der Enns haben es einige Männer vor, den Bewohnern die Frage vorzulegen: „Wollen wir mit eigenen Kräften an Das gehen, was der Schule Noth thut? Helft zusammen und machet, ehe der Staat eingreifen kann, wenigstens den Beginn möglich." Wir wollen sehen, ob die Männer zur Ausführung schreiten können, und was das Land antworten wird.

Bildung des Lehrkörpers.

I.

Ehe ich zu diesem äußerst schwierigen Gegenstande übergehe, muß ich noch einige Worte vorausschicken, um nicht mißverstanden zu werden. Wenn ich von der Umänderung unseres Schulwesens, hauptsächlich aber von der Umänderung unseres *Erziehungswesens* sprach, so ging ich nicht von der Vergleichung unserer Schulen mit Denen anderer Länder aus, ich ging nicht von der Vergleichung aus, wie die Schule einst gewesen ist, und wie sie jetzt ist, wo sie solche Fortschritte gemacht hat; sondern ich ging lediglich von dem Gesichtspunkte aus: *Wie ist die Menschheit als Geschöpf Gottes beschaffen, und was kann sie sein und werden?* Nicht Das allein lehrt uns die Menschen kennen, wenn wir Die beobachten, die uns umgeben, und wenn wir uns selbst in unseren Neigungen, Gefühlen und Bestrebungen beobachten; wir Alle sind ein Geschöpf der Zeit und oft einzig und allein von ihren Meinungen, Ansichten und Moden abhängig: sondern *alle* Menschen in *allen* Zeiten geben das Bild der Menschheit. Dieses Bild wird erst fertig sein, wenn der letzte Mensch gestorben ist, wenn die Summe der Menschheit abgeschlossen ist. Dieses Bild kennt Gott allein, uns ist die gesammte Zukunft mit allen ihren Ausbildungen und Fortschritten verschlossen. Aber die Vergangenheit ist uns geöffnet, und aus ihr, wenn wir die Menschen beobachten, wie sie in den

verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten gewesen sind, lernen wir die Art und Weise der Menschen kennen und lernen die Hoffnungen schöpfen, was aus dieser Menschheit noch werden kann. Dieß ist der geschichtliche Standpunkt der Menschen, Dieß ist das Allgemeine ihres beständigen Werdens, Wachsens und Ausbildens. Von diesem Standpunkte aus sehend, hat sich mir die Ueberzeugung aufgedrungen, daß wir, die wir uns die gebildete Welt heißen, im Rückschritte begriffen sind, daß, wo auch Einzelnes sich vorgebildet hat, auf hohe Stufe gekommen ist, doch das Ganze, die echte, rechte Menschheit im Versinken ist, daß strenge Sitte, inniger Gemeinsinn, reine Frömmigkeit, Treue, Einfachheit und Lauterkeit untergehen, und Sinnesgenuß und leibliches Wohlsein als Zweck an die Stelle zu treten beginnen. Wollte Gott, ich irrte mich, aber die Vergleichung der Zeiten, selbst der rohen und gewaltthätigen, mit der unsern bringt mich allemal wieder auf den Ausgangspunkt, daß es so ist. Solches Versinken einzelner Menschentheile war in der Geschichte oft vorhanden, es war immer traurig, aber am traurigsten und folgenschwersten war es, wo die Versinkenden die Besitzer der menschlichen Bildung waren. Dann folgte Finsterniß, Unheil und ein Verlorensein ganzer Menschenzeitalter. So ging die assyrische Welt unter, so ging die egyptische unter, so ging die griechisch-römische unter. Aber, sagt man, wir sind wieder empor gekommen, und die Menschheit wird einstens doch ihren höchsten, vollendetsten Gipfel erreichen. Ich glaube Das selber, und ich müßte verzweifeln, wenn ich es nicht glaubte. Weil Gott das höchste Wesen ist, muß die Menschheit sich einst zur höchsten Höhe erschwingen. Aber daß sie sich erschwinge, muß die Menschheit mitarbeiten, sie muß ihre Lage erkennen und muß einsehen, daß sie nach dem Plane Gottes zur höchsten Schönheit und Vollkommenheit

bestimmt ist. Dieser Plan wird auch nie verrückt. In Zeiten der Finsterniß und Erniedrigung erweckt Gott Männer, die ihre Stimme erheben und ihre Kraft anwenden und auf die Zeitgenossen wirken; in solchen Zeiten ist die Noth, die Trübsal, das Unglück Gottes bester Hilfsgenosse und oft ein wahrhafter Wohlthäter der Menschen, und in solchen Zeiten tritt auch oft ein Wendepunkt im ganzen menschlichen Herzen ein, der zuerst auf die nächste Zukunft und dann in unberechenbare Zeiten fort wirkt. So kam in der traurigsten aller Epochen, im Untergange der alten Welt, das Christenthum, das über alle nächsten Zeiten half, und dem ich noch Lebenskraft zutraue, auch über fernere Zeiten zu helfen. Von diesem Standpunkte ausgehend und von dem Gedanken ausgehend, daß der Menschheit geholfen werde, wenn sie sich selber helfe, bin ich der Ueberzeugung, daß wir Hand anlegen sollen und müssen, daß unser Geschlecht besser werde. Dazu nun erkannte ich als einziges Mittel die Erziehung und als Theil derselben die Schule. Darum müssen Männer, die den erleuchteten Blick über ganze große Verhältnisse von Jahrhunderten haben, die Sache in die Hand nehmen, sie müssen, wenn andere Theile der Erziehung, wie z. B. die häusliche, nicht plötzlich verbessert werden können, dieselben der öffentlichen Erziehung, der Schule, übertragen, und wenn auch die Schule für Zeiten, wo alle andern Erziehungstheile ihre Schuldigkeit thun, vortrefflich wäre, so ist sie es nicht mehr, wo die andern Theile fehlen. Ich meine daher, so soll alle Erziehung in der Zukunft eingerichtet werden, daß unserem weiteren Verfalle vorgebaut werde, daß wir wieder steigen, und daß wir gute, einsichtsvolle, allgemein menschliche Menschen im schönsten Sinne werden. Dazu muß die Schule einen großen Theil beitragen, dazu ist sie vorhanden; daß ich von ihr nicht Alles fordere, geht schon aus meinen

früheren Aufsätzen hervor, die ich in diesen Blättern niedergelegt habe. Wir werden nächstens weiter sprechen.

II.

Ich habe gesagt, der beste Standpunkt der Menschen wäre der, wo die klarste Einsicht in alle Dinge und die unerschütterlichste Rechtschaffenheit vorhanden wäre; ich habe aber ferner gesagt, daß Das ein Zustand sei, den man nicht sofort erschaffen könne, daß er aber als letztes Ziel vor unsern Augen stehen, und daß wir uns ihm immer mehr annähern sollen. Dieser Zustand wäre der rein menschlichste, und dieser Zustand würde jede Verwirrung, jede Erschütterung der Gesellschaft unmöglich machen und fast jedes Uebel und Unheil hintan halten. Diesem Zustande nachzustreben und ihm stets näher zu kommen, ist der Standpunkt, den ich bei meinen Worten über die Schule vor Augen habe, und von diesem Standpunkte aus muß man Das nehmen, was ich über den Lehrkörper sage, wie er nämlich beschaffen sein soll, und wie er bisher beschaffen war. Nach anderen Standpunkten werden sich andere Forderungen ergeben, natürlich frägt es sich hiebei immer, ob diese Standpunkte der Menschheit entsprechen, ob sie die natürlichen seien, oder ob sie willkürlich gemachte und anderen, als höchst menschlichen, Zwecken dienende sind. Ferner ist es auch natürlich, daß selbst der höchste Standpunkt wieder in viele einzelne Theilpunkte zerfällt, die einzeln angestrebt werden müssen, und deren Erreichung zuletzt die Erreichung des höchsten Zweckes zur Folge haben würde. Wir können hier nicht in die Erörterung dieser einzelnen Punkte eingehen, sondern müssen uns begnügen, nur das allgemeine höchste Ziel anzugeben und dafür die Wärme des Herzens zu erwecken, während wir es weiseren und einsichtsvolleren Männern überlassen, die Einzelnheiten richtig heraus zu

finden und sie fruchtbringend in's Werk zu setzen. Ich glaube Dieses vorausschicken zu müssen, damit man nicht meine Ansichten mißverstehe, und damit sich nicht rechtschaffene und tüchtige Männer, die bisher Gutes gewirkt haben, gekränkt fühlen und meinen, ich würdige ihr Streben nicht und erkenne es als ein kleines.

Nach dieser Einleitung gehe ich zu dem Gegenstande und stelle mir folgende vier Fragen:

1. Wie wurde der Lehrkörper bisher gebildet?
2. Wie war er beschaffen?
3. Wie soll er in Zukunft beschaffen sein?
4. Wie soll er gebildet werden?

Wir gehen zu der ersten Frage und unterscheiden da wieder die Grade der Schulen. Für die Landschule bestand der sogenannte Vorbereitungscurs (Präparandencurs), und die Laufbahn des Lehrers, bis er ein sogenannter Schulmeister wurde, war auf dem Lande ungefähr folgende: Wenn arme Leute (meistens ging der Lehrer aus solchen hervor) ein Kind hatten, dem sie ein besseres Loos zudachten, als das ihre war, das in lauter schwerer Arbeit bestand, so faßten sie den Plan, das Kind zum Schullehrer bilden zu lassen; denn sie sahen, daß der Schullehrer einen anderen, wenn auch nicht immer besseren Rock anhabe, als sie selber, und daß er die Feld- und Waldarbeit nicht zu verrichten habe, wie sie — also schwebte ihnen sein Loos als ein wünschenswerthes vor. Der Knabe wurde daher, wenn er seine heimathliche Schule besuchte, ermahnt, recht fleißig zu sein, und wenn er dieses war und einiges Talent blicken ließ, wurde er in die erste Vorbereitung gegeben, d. h. er mußte die Schule fleißiger, als Andere, besuchen, nämlich er wurde nicht, wie andere Kinder, zum Heuarbeiten, zum Ernten und anderen Felddingen zu Hause gehalten, sondern mußte jedes Mal in der Schule sein. Hiebei lernte er

singen, geigen, Blasinstrumente behandeln und Orgel spielen Auch zu Kirchendiensten verwendete ihn sein Ortsschulmeister, wenn er ihm wohlwollte und ihn vorwärts zu bringen strebte. Nachdem mehrere Jahre in diesen Vorbereitungen vergangen waren, und man es zu Hause für gerathen fand, schickte man ihn auf den Präparandencurs. Der Vater oder die Mutter ging mit ihm in die Stadt. Dort wurde ein Wohnplatz gemiethet, meistens mit mehreren Anderen zusammen, daß er wohlfeiler sei. Für den Lebensunterhalt wurden Wohlthäter in Anspruch genommen, und zwar größtentheils so, daß der Präparand an jedem Tage der Woche bei einem andern speis'te (die Kost hatte, wie man sich ausdrückt). Der bei Weitem geringere Theil lebte von eigenen Mitteln. Sodann wurde er bei der Direction aufgenommen und eingeschrieben. Der Curs begann, der Jüngling lernte seine Gegenstände, und nach kurzer Zeit (in den meisten Fällen nach zwei Jahren) war er im Stande, als Schulgehilfe dienen zu können. Er kehrte wieder nach Hause zurück, genoß die Ferien und sah sich unterdessen nach einem Gehilfendienste um, den er mit mehrerer oder minderer Mühe auch erhielt. Nun war er Gehilfe und trat als solcher in das praktische Schulleben ein. Dieses bildete ihn durch die natürlichen Erfahrungen, die er da machte, weiter aus, und häufig fügte zu diesen Erfahrungen noch der Schulmeister seine Anweisungen und Belehrungen hinzu, da er sich den Gehilfen nach seiner Art nützlich zu machen strebte. Nach Jahren, die oft viele, manchmal wenigere waren, bekam der Gehilfe eine eigene Schule, er wurde Schulmeister. Meist war er zuerst auf einer kleineren Schule, wo er als Schulmeister die einzige Lehrperson war. Dann erhielt er etwa wieder einen besseren Dienst, wo er Gehilfen hatte. So lebte er fort, bildete sich aus, lehrte und arbeitete für die Menschen, bis er in dem Kirchhofe begraben wurde,

zu dem er so viele der Pfarrkinder als Kirchendiener begleitet hatte.

Von der Bildung nächst höherer Lehrer im Folgenden.

III.

Die Lehrer der höheren Anfangsschulen (Hauptschulen, Normalschulen) wurden ebenfalls im Wege des Präparandencurses gebildet und durften in früheren Zeiten nichts weiter ausweisen, als daß sie ihn mit gutem Fortgange zurückgelegt haben. Erst in letzterer Zeit wurde erfordert, daß auf dem Zeugnisse des Präparanden ausdrücklich angemerkt wurde, daß er für Hauptschulen tauglich sei, ohne welche Bemerkung er um einen Dienst an einer solchen Schule gar nicht einkommen konnte. Die Lehrer in allen höheren und wissenschaftlichen Schulen (Gymnasium, Lyceum, juridische, medicinische, technische Schule u. s. w.) wurden auf dem Wege des Concurses bestellt. Es war nämlich nicht erforderlich, daß sie eine eigene Lehrerbildungsschule besucht hatten, sondern sie mußten Zeugnisse über guten Fortgang in dem einschlägigen Fache vorbringen und sich über ihr sittliches Verhalten ausweisen. Der Lyceumsprofessor werden wollte, mußte sich über gute Zurücklegung der Lyceumsstudien ausweisen, wer juridischer Professor werden wollte, mußte sich über die juridischen Studien ausweisen, und so weiter. Hierauf wurden Die, die sich so ausgewiesen hatten, zum Concurse zugelassen. Derselbe bestand in einer Prüfung, in welcher mehrere den Bittstellern vorher unbekannte Fragen schriftlich beantwortet werden mußten. Diese Beantwortung geschah in einem Saale, wo die Bittsteller ohne Hilfsmittel (Bücher und Dergleichen) waren und so überwacht wurden, daß sie während der Arbeit sich bei Niemanden Raths erholen konnten. Die fertigen Ausarbeitungen wurden an Begutachtungsmänner, Kundige in dem Fache, zur Be-

urtheilung gegeben. Außer der schriftlichen Prüfung mußte jeder Bittsteller vor den aufgestellten Begutachtungsmännern auch noch einen mündlichen Probevortrag halten. Wer sich in dieser Verfahrungsweise als der Tauglichste bewies, erhielt die Lehrerstelle.

Wir wollen nun die aus den angegebenen Verfahrungsweisen hervorgegangenen Lehrer beleuchten. Ohne den würdigen, ausgezeichneten, ja in manchen Fächern sogar großen Lehrern, die unsere Schulen schon hatten, zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch sagen, daß diese Verfahrungsweisen große Nachtheile hatten, und daß aus ihnen Lehrer hervorgehen konnten, die ihrem Berufe und dem Zwecke der Menschenbildung nicht genügten.

Was zuerst die Landschule betrifft, von der wir wiederholt sagten, daß sie den unermeßlichsten Einfluß auf das Wohl und Wehe des menschlichen Geschlechtes hat, so war sie fast am schlechtesten daran. Der Präparand war in der Regel ein armer junger Mensch, der den Aufenthalt in der Stadt nicht leicht bestreiten konnte, der daher suchen mußte, ihn so kurz als möglich zu machen und bald in einen Dienst zu kommen, wo er sich sein Stückchen Brot verdienen konnte. Die Folge hievon war, daß er die vorgeschriebenen Gegenstände in der kürzesten Zeit, die gestattet war, lernte, die Prüfung machte und die Stadt verließ. Außerdem, daß schnell eingelernte Dinge nicht lange haften, und daß der Präparand sich nicht nützliche Nebenkenntnisse erwerben konnte, hatte Dieß noch den Nachtheil, daß er sich in allgemein menschlichen Dingen nicht ausbilden und seine ganze Lebensweise nicht veredeln und erhöhen konnte. Alle gegebene Zeit brauchte er zum Lernen, sie war zu kurz, um sich anderweitig umsehen zu können, er war nicht in der Lage, Bekanntschaften zu machen, mit Leuten ausgezeichneter oder höherer Bildung umzugehen und sich das edlere, feinere, umsichtigere Wesen anzueignen, wodurch der

Mensch auf den Menschen wirkt, wodurch er einen Blick für die großen Verhältnisse erhält, und wodurch er lernt, wie er am sichersten die Herzen behandeln soll. So gebildet oder roh der Präparand in die Stadt kam, so gebildet oder roh ging er in der Regel wieder fort. *Auswendiglernen von Gegenständen bildet gar nicht, so lange nicht das Herz und das Gemüth des Menschen sich der Gegenstände langsam bemächtigt, sie verarbeitet, sie menschlich und sittlich fruchtbar macht.* Nach seiner Studienzeit konnte der Präparand sich auch selten weiter bilden, weil er so schnell als möglich in einen Dienst kommen mußte, weil dieser Dienst ihm viele Stunden des Tages wegnahm, und weil er, um bei seiner geringen Besoldung leben zu können, gewöhnlich die freie Zeit zu Privat-Unterricht verwenden mußte. Und wo auch Dieß nicht in dem Maße der Fall war, da trat doch auch oft noch keine Weiterbildung ein, weil der Präparand in vielen Fällen nicht das Bedürfniß dazu empfand; denn um sich nach weiterer Bildung zu sehnen, muß man schon ein gewisses Maß derselben haben, man muß die Bildung und ihre edle Erscheinung im Leben schon gesehen und verkostet haben — aber Dieß war größtenteils nicht in der Möglichkeit. Und endlich, wenn auch der junge Mann weiter streben wollte, wer gab ihm einen Fingerzeig, und wer richtete ihn nach dem Wege? Er blieb dem Zufalle oder seinem eigenen Ahnungsvermögen anheim gegeben. Wohin ihn Die führten, dort war er. So geschah es also, daß der Lehrer häufig auf keiner höheren Stufe der Bildung stand, als seine Schüler. Die Empfindungen, Neigungen, Leidenschaften waren gerade so in seinem Herzen, wie in denen seiner Umgebung. Die Kinder konnten also an ihm nicht empor sehen, konnten sich an ihm nicht erheben und konnten durch sein Beispiel und seinen Umgang nicht besser und verständiger werden. Und gerade das

Beispiel des Lehrers ist für seine Schüler von so unglaublich großer und zauberhafter Wirkung. Der Lehrer konnte die gewöhnliche Familienerziehung nicht veredeln und verbessern — ja, wenn die Kinder zu Hause Ausbrüche der Rohheit und des Zornes sahen, so sahen sie oft in der Schule Dasselbe. So traurig Das ist, so gewiß ist es, daß es vorkam. Wenn nun die Schüler lesen, schreiben, rechnen lernten, wozu war ihnen Das, wenn sie nach der Schule nichts mehr lasen, was sie bildete, nichts mehr schrieben, was sie übte, und nur rechneten, was eben vorkam? Sie machten auf diese Weise in allgemein menschlicher Bildung keine Fortschritte, sie wurden nicht mehr Mensch, als sie es schon vorher waren, und verfielen der Gefahr, wenn aufgeregte Zeiten kamen, ihrem Zorne, ihrem Neide, ihrem Hasse, ihrer Rachsucht anheim gegeben zu werden und schnell tiefer zu sinken, als sie sich in vielen Jahren wieder erheben konnten. So wird die Menschwerdung des Menschen nicht in das Werk gesetzt, und es bleibt dem Zufalle und dem Gange der Begebenheiten überlassen, wie weit sie den Menschen belehren und vorwärts bringen. Können wir Das verantworten? wir, in deren Hände der zarte Thon gegeben ist, daß wir ihn formen und ein göttliches Bildniß hervor zu bringen streben! — Drum Heil jenen edlen Schulmännern, die trotz aller Hindernisse sich emporgerafft, die sich selber gebildet haben und eine edle, sittliche, verständige Jugend aufweisen, die aus ihren Schulzimmern hervor gegangen ist. Sie verdienen um so höheres Lob, je tiefer die Lage ist, aus der sie sich herausarbeiten mußten.

IV.

Die Bedenken, welche in Bezug auf die Verfahrungsweise zur Heranbildung der Landschullehrer vorhanden sind, lassen sich in gleichem Grade nicht auch auf Lehrer an Haupt-

schulen anwenden, indem diese schon einen bessern Fortgang im Präparandencurse nachweisen müssen und bei ihrem Leben in größeren Orten, meistens in bedeutenden Städten, im Stande sind, sich weiter auszubilden und im Umgange mit gebildeten Menschen jene Haltung und Richtung des Charakters zu gewinnen, die nöthig ist, um auf Schüler fruchtbringend einzuwirken. Wir gestehen, daß wir in diesem Stande sehr ausgezeichnete und würdevolle Männer kennen gelernt haben. Aber im Allgemeinen dürfte doch das vom Staate angeordnete Verfahren für Bildung dieser Lehrer nicht genügen, weil es sich hier vorzüglich um bürgerliche Schüler handelt, die einen anderen Lebenslauf vor sich haben, als die Landschüler, weil der selbst mit glänzendem Fortgange zurückgelegte Präparandencurs doch nicht jene Sicherheit und Weite des Blickes gibt, die ein Lehrer nebst seinen Fächern haben muß, der auf jene Klasse wirken soll, die den bei Weitem größten Theil des Mittelstandes ausmacht, aus welchem Handwerker, Geschäftsmänner, Leiter von Körperschaften, Gemeinde-Ausschüsse und Vorstände hervorgehen sollen, und weil endlich zu viel der Selbstbildung des Lehrers überlassen ist, die nicht in allen Fällen mit Sicherheit erwartet werden kann. Daher, obwohl die höheren, sogenannten deutschen Schulen bei uns im Durchschnitte wohl vortrefflich genannt werden können, möchten sie doch nicht zur schnellen Annäherung an jenes Ziel, welches wir aufgestellt haben, ohne Ausnahme hinreichen, insbesondere in unserer Zeit, welche größere Anforderungen an Verstand und Herz macht, als jede andere, und eben so insbesondere in Bezug auf unsere politische Stellung, welche jedem Bürger einer Stadt es möglich macht, in Aemtern, in Versammlungen, im Reichstage auftreten zu müssen.

Was die Bildung des Lehrkörpers zu Gymnasien, Lyceen und so weiter durch Concurse anlangt, sollte man

zwar meinen, es gäbe kein besseres Mittel, die Tauglichsten zu finden, als eine strenge schriftliche Prüfung und einen mündlichen Probevortrag. Aber Das ist doch nicht so. Gerade diese Concurse stellen bedeutende Gebrechen heraus. Was das Innehaben des Lehrgegenstandes betrifft, so kann man aus mehreren Büchern denselben sehr gut gelernt haben, man kann ihn im Concurse mit den Worten dieser Bücher sehr gut niederschreiben und kann ihn dennoch so wenig in sich verarbeitet haben, daß man ihn den Schülern nicht zu geben vermag, daß man ihnen nur ein Auswendiggelerntes darreicht und sie wieder nur zum Auswendiglernen veranlaßt. Dieser Fall ist uns in unserer Erfahrung unzählige Male vorgekommen. Und gerade das Concurswesen führt auf ihn. Beim Concurse handelt es sich darum, die gegebenen Fragen schriftlich auf das Bündigste und Richtigste zu beantworten. Dieß erreicht Einer am sichersten, wenn er mit einem außerordentlichen Gedächtnisse alle Hilfsquellen benützt hat, und ihm das Gedächtniß diese Hilfsquellen zu rechter Zeit zu Gebote stellt. Die Methode, die Sachen vorzubringen, ist auch in den meisten Büchern gut, aus Denen hat er sie gelernt und prägt sie in derselben Art in seiner schriftlichen Beantwortung aus. Daher rührt die Erscheinung, daß ein Professor eine ausgezeichnete Concursschrift verfaßt haben kann und dann später ein Buch über den Gegenstand liefert, das keine Klarheit, keine Einheit, keine Darstellkraft hat. Ein solcher Lehrer bildet aus seinen Schülern dann Auswendiglerner — und doch kommt es bei jedem Wissen nur einzig und lediglich darauf an, daß man es innigst in sein eigenes Wesen verwandelt hat, daß man sich seiner jedes Augenblickes bewußt ist, daß es einen Theil des Lebens ausmacht, und daß man es zu jeder Zeit zu seinen Zwecken verwenden kann. Das kann nicht jeder Lehrer hervorbringen, und Das bildet eben das Geheimniß und den Unterschied zwischen

dem Erzeugen in dem Geiste des Schülers und zwischen den Einfällen in das Gedächtniß desselben. Das bloß Auswendiggelernte ist unfruchtbar, liegt als todter Schatz in dem Haupte und nimmt dort die Stelle für etwas Nützlicheres. Was die Gabe des mündlichen Vortrages anbelangt, die nicht immer aus einem guten schriftlichen Vortrage folgt, so ist der Probevortrag ebenfalls kein Beweis dafür. Man kann sich für den Probevortrag vorbereiten, kann ihn mehrere Male zu Hause halten und ihn, da man den Stoff in der Regel selber wählen darf oder ihn wenigstens schon vorhinein weiß, eben so gut auswendig lernen, wie den Concursstoff. So kannte der Schreiber dieser Zeilen einen Professor, der so stotterte, daß er, ehe man sich an diese Eigenschaft gewöhnte, kaum zu verstehen war. Aber selbst ein unvorbereiteter Probevortrag gibt kein Bild eines zweckmäßigen mündlichen Vortrages, weil man befangen sein kann, weil die Probe zu kurz dauert, und weil man erst in einer Reihe von Vorträgen Geist und Wesen seiner mündlichen Rede entfalten kann. Es ist also der Probevortrag kein sicheres Mittel, sich eines guten mündlichen Vortrages zu vergewissern. Und doch liegt an der lebendigen Rede so viel. Wer den Zauber eines herrlichen Vortrages schon kennt, wo die Haltung des Körpers, der Klang und die Empfindung der Stimme, der Ausdruck des Antlitzes und der Schimmer des Auges mitspricht, Der begreift die Worte, die die alten Griechen von ihrem besten Redner sagten: „Die Musen und Grazien wohnen auf seinen Lippen.“ Erst gegen die Jugend ist der mündliche Vortrag Alles. Das warme Blut, das leichte Herz, die schnelle Entzündlichkeit der Jugend ist durch die sinnliche Gegenwart der Rede gefesselt und folgt dem Flusse der Empfindung. Daher kommt die Erscheinung, daß die Schüler, wenn ein Lehrer den rechten Punkt zu treffen weiß, mit den Augen an seinen Lippen hängen, daß das

Gesagte in ihrem Gemüthe, gleichsam wie eine eigene Blume desselben, aufkeimt, es nie verläßt und zur Frucht wird, die zu größeren und tüchtigeren Männern macht: während ein anderer den bündigsten, richtigsten, wissenschaftlich geordnetsten Vortrag halten kann, und doch die Schüler langweilt, in ihnen nichts erzeugt, das weiter wächs't, von ihnen, wenn sie ein Schulzeugniß haben wollen, nur eine Menge eingelernter Worte empfängt und vergeblich geredet hat. Die Gabe, sein Inneres, sein Gemüth, sein Wesen selbst im wissenschaftlichen Vortrage äußerlich zu gestalten, daß es in den Hörern wirkt, und sie selber Edleres und Trefflicheres hervorbringen, ist eine Kunst und kommt, wie jede Kunst, von Gott.

V.

Aus Dem, was wir in den vorigen Artikeln gesagt haben, geht beinahe die Beantwortung unserer dritten Frage, wie der Lehrkörper beschaffen sein soll, von selber hervor.

Bevor wir aber dennoch etwas in diese Frage eingehen, müssen wir einen Punkt berühren, der auf die Güte der Lehrer von entscheidendem Einflusse ist, und der, wenn er nicht geregelt ist, vergeblich auf jene Eigenschaften hoffen läßt, die wir von den Lehrern erwarten: ich meine die Besoldung. So lange nicht jeder Lehrer so gestellt ist, daß er ohne Sorge in die Zukunft schauen kann, so lange haben wir kein Recht, von ihm ausgezeichnete Begabung und Ausbildung zu fordern, ja wenn der Landschullehrer, wie jetzt nicht selten der Fall ist, bitteren Entbehrungen ausgesetzt ist, so kann nicht Herz und Seele bei seinem Geschäfte sein, er ist gedrückt, und die Schwingen seines Wesens, selbst wenn er sie in reichem Maße hätte, können sich nicht über seine Schüler entfalten. Es ist auch nicht denkbar, daß Männer von geistiger Thatkraft und von Seelengröße sich

diesem sonst so schönen und einladenden Stande widmen werden; denn wie sehr auch das Geistige dem Körperlichen vorgeht, wie sehr einen Mann auch sein Herz zu den Kindern ziehen kann, so wie jener größte Kinderfreund einstens gesagt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen", so ist es doch ein unabweisbares Bedürfniß, daß man sich und die Seinigen erhalte, daß man dem Körper gebe, was er braucht, und mancher Mann wird sich von den Neigungen seines Herzens abwenden und lieber zu einem andern Stande gehen, der ihm ein Auskommen gibt, als zu dem Lehrstande, der ihm Darben und seiner Witwe, wenn er stirbt, das größte Elend in Aussicht stellt. Es ist unsere heiligste Pflicht, das Leben der Lehrer vor Mangel und Entbehrung sicher zu stellen, weil es unsere heiligste Pflicht ist, unsere Kinder gut erziehen und unterrichten zu lassen. Aber nicht bloß vor Mangel und Entbehrung soll der Lehrer sicher sein, sondern auch ein heiteres und erquickendes Dasein soll ihn umgeben, daß sein Geist immer die nöthige Klarheit und Freudigkeit habe, und daß wir hoffen können, daß Männer von Weisheit, Seelenruhe und Geistesbildung sich diesem Stande widmen werden, die dann, wenn ihre Anzahl eine größere wird, weit mehr und weit sicherer den Staat und die Gesellschaft heben und einem edleren Glücke entgegen führen, als es unzählige Gesetze vermögen, oder als es Waffen und Gefängnisse im Stande sind. Weil es aber noch lange dauern möchte, bis der größere Theil der Menschen diese Wahrheit einsieht und mit Freude sein Schärflein beiträgt, daß der Lehrer leben könne, weil es noch lange dauern könnte, bis der gemeine Theil seinen Vortheil erkennt, daß er um das kleine Schulgeld seinen Kindern ein geistiges Kleid kaufe, das unendlich nützlicher und dauernder ist, als jedes leibliche, das viel mehr kostet,

als das geistige; so meinen wir, es dürfte zweckmäßig sein, daß der Staat diese Sache in die Hände nehme, daß er das Schulgeld abschaffe und die Lehrer selber besolde. Es dürfte diese Frage eine der ersten auf den künftigen Landtagen sein, und es dürfte jedes Kronland seinen Schulbedarf festsetzen und auf die Landesauslagen umlegen, die durch die Landesconcurrenz zu decken sind. Wenn Abstufungen in den Gehalten festgesetzt werden, so würde ein Vorrücken in Aussicht gestellt und in vielen Fällen ein Sporn des Strebens vorhanden sein.

Nachdem wir nun von der Erhaltungsfrage gesprochen haben, gehen wir auf unsere Anforderungen an den Lehrstand über. Von dem Landschullehrer setzen wir voraus, daß er den Kindern einfach und klar den nöthigen Bedarf an Kenntnissen beibringe, Lesen, Schreiben, Rechnen, wie es im Leben vorkommt, allgemeine Uebersicht menschlicher Thätigkeiten, allgemeine Uebersicht der Staatsdinge, Klugheit und Bildung des Urtheils in Rede und Schreibübungen. Das Größte, das wir fordern, ist aber, daß der Lehrer ein Theil des Erziehers ist, daß er mit den Schülern umgehe, daß aus seinem guten, einfachen, gelassenen, edlen Wesen ein Hauch in die jungen Seelen übergehe, und daß wir die Hoffnung haben, außer unterrichteten Menschen auch sittliche und rechtschaffene zu haben, was bei Weitem am höchsten anzuschlagen ist, und was bis zu den weitesten Grenzen ausgebildet werden kann. Wir denken uns ein Land voll gesitteter Menschen als einen erhabenen Anblick und stellen uns vor, daß Gottes Auge mit Wohlgefallen auf einem solchen Lande ruhen müßte.

Was unsere Forderungen an höhere Lehrer betrifft, so sind sie dieselben, daß sie nämlich ihre Fächer fruchtbringend vorzutragen verstehen und sittlich auf die Jugend

wirken. Weitläufig über Gymnasien zu sprechen, glaube ich, gehört nicht zum Zwecke dieser Blätter. Ueber Gymnasien, mit deren bisheriger Einrichtung wir uns nicht befreunden konnten, werden wir an einem anderen Platze reden. Wir sprechen hier nur von einer der größten Gefahren, die auch am häufigsten vorhanden war, nämlich von dem bloßen Auswendiglernen, das in Gymnasien fast durchgängig seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Es ist Dieß der natürlichste Weg für beschränkte und für bequeme Lehrer, und es ist, selbst wenn die Bücher und Fächer, was sie nicht sind, die besten wären, das Ertödten jedes Geistes und jeder künftigen Frucht desselben. Wie über Gymnasien, glauben wir auch über Universitäten uns hier nicht weitläufig ausbreiten zu dürfen. Eine Eigenschaft aller Lehrer müssen wir hier noch anführen, ohne die alle übrigen nutzlos sind: die höchste Liebe zu dem Amte. Der Lehrer muß sich auf jede Unterrichtsstunde freuen, sie muß sein Glück ausmachen, er darf nicht sagen: „dürfte ich nur nicht mehr herein gehen, ihr Schüler seid nicht bildbar, ihr seid zu nichts ꝛc. . . .“ Wenn die Schüler nichts sind, ist meist der Lehrer schuld, und sollte der Zufall lauter verwilderte, verwahrlos'te zusammen geführt haben, so ist gerade dadurch der Ansporn zu größter Sorgfalt in Bildung des Lehrkörpers, wenigstens für die Zukunft, gegeben.

VI.

Nachdem wir, was jetzt freilich schon wieder ziemlich lange her ist, im Allgemeinen die Eigenschaften eines Lehrers angegeben haben, schreiten wir zur Beantwortung der Frage, wie wir meinen, daß in Zukunft die Lehrer gebildet werden sollen. Wir können hier wieder nur die allgemeinen Gesichtspunkte angeben, von denen wir ausgehen, und es dem Einsichtigeren überlassen, sie im Genaueren auszuführen oder sie

zu widerlegen. Für den Landschullehrer dürfte es wünschenswerth sein, daß er seinen Präparandencurs nicht nur in der guten Erlernung seiner Gegenstände hinbringe, wie bisher, sondern daß er auch praktisch den Beweis ablege, daß er lehren und einer Schule vorstehen kann. Wir würden daher vorschlagen, daß dem Lerncurse, durch den die Zeugnisse erworben werden, noch ein Uebungscurs angefügt werde, in welchem der angehende Lehrer in der Schule, wie der angehende Arzt am Krankenbette, seine Kenntnisse praktisch erprobe. Wir sehen gut ein, daß bei der großen Anzahl der Präparanden diese Probe an einer einzigen Anstalt schwer durchzusetzen ist, indem jedem Präparanden nicht eine geraume Zeit zum Lehren kann eingeräumt werden, ohne die Probe in die längste Zeit hinauszuziehen; aber wir sehen nicht ein, warum man es hierin nicht so machen sollte, wie in älteren Zeiten die Aerzte und Künstler thaten, nämlich, daß der Schüler irgend einem erprobten Meister übergeben werde, der ihn praktisch prüfe und seine Meinung über ihn abgebe. Freilich müssen diese Meister mit größter Umsicht und Partheilosigkeit bestellt werden. Nur die trefflichsten und anerkanntesten Lehrer dürften mit diesem Rechte und dieser Ehre bekleidet werden. Man wende nicht ein, daß ja die Präparanden, wenn sie als Gehilfen eintreten, in eine solche praktische Prüfung kommen, da dieser Eintritt nur in solche Plätze geschieht, die eben erledigt sind, und es daher leicht sein kann, daß der Gehilfe zu einem Meister kommt, bei dem er nicht das Nöthige lernt. Diese Uebungs- und Probezeit würde von größtem Nutzen sein, wenn die Meister von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen wären und weder von falschem Mitleid noch von andern Nebenrücksichten geleitet, nur der Tüchtigkeit und Tauglichkeit ein gutes Zeugniß gäben. Wir schlagen die praktische Probe darum vor, weil wir hierin den natürlichen Weg erkennen, den das Leben überall geht. Bei allen Dingen,

die wir unternehmen, bei allen Geschäften und Leistungen, die wir von Andern fordern, sehen wir auf die Früchte. Wenn wir von einem Kaufmanne, von einem Künstler, einem Handwerker etwas wollen, fragen wir nicht um seine Zeugnisse, oder wo er gewandert sei, sondern wir sehen Das an, was er bisher geleistet hat, und darnach richten wir uns und machen unsere Bestellungen. Keinem Menschen fällt es im gewöhnlichen Leben anders ein, als daß er sich von dem Erfolge selber überzeugt. „An den Früchten werdet ihr den Baum erkennen." Aber so wie man im gewöhnlichen Leben die Probe nicht leichtsinnig anstellt, ohne den Leichtsinn schwer zu büßen, so soll auch die Probe der künftigen Lehrer nicht in einem oberflächlichen Vortrage oder einem kurzen Schulhalten bestehen, auf welche beiden Dinge er sich vorbereiten kann, sondern in einer längern durchgreifenderen Ausübung seines Amtes unter den Augen des Meisters, so daß der Letztere die ganze Wesenheit und die ganze Befähigung seines Zöglings zu beurtheilen im Stande ist. Und nur wenn das Urtheil vollkommen günstig ausfällt, lasse man den Präparanden in verschiedene Dienste als Gehilfe treten — aber wir wiederholen hier, was wir schon gesagt haben, man stelle seine Einkünfte und sein äußeres Leben so, wie es einer trefflichen Vorbereitung und einem trefflichen Charakter geziemt, daß er nicht gedrückt, nicht gedemüthiget werde und nicht in Folge dieser Dinge herabzusinken beginne. Daß wir außer den Lehrfächern noch die große und bei Weitem wichtigere Aufgabe von den Lehrern gelöst wünschen, nämlich sittlich veredelnd und erhebend auf die Jugend zu wirken, haben wir schon öfters ausgesprochen. Aber wir sind in Verlegenheit, welchen Curs der Präparand hierin machen, und wie er sich ausweisen soll, und wie wünschenswerth, wie dringend ist gerade diese Sache. Möge es der Weisheit unserer Schulbehörden gelingen, diesen Knoten zu lösen, mögen sie ein Mittel erfinden,

daß der Präparand in seinem Herzen und Charakter ausgebildet werde, daß er Sitten und Lebensweise der edleren, gebildeteren und sanfteren Klasse der menschlichen Gesellschaft lerne, daß er einen weiteren Blick habe und den seiner Schüler gemeinnützig erweitere, daß er von Leidenschaft, Harm, Rohheit und Willkür entfernt sei und diesen Hauch der Gelassenheit, der Güte, der Rechtschaffenheit auch auf seine Schüler übertrage, und daß er endlich auf solche Weise der eigentlichste Wohlthäter der Menschheit werde, die er in seinem Kreise während seinem Leben um eine kleine Stufe hebe, daß sie sein Nachfolger wieder hebe, und daß wir so dem Ziele, das uns Gott gesteckt hat, zuwandern können. Möge Dieß unseren Schulbehörden gelingen, und möge ihnen das noch schwerere Werk gelingen, Männer zu finden, die Dieß zu beurtheilen im Stande sind.

VII.

In Beziehung der Bildung des Lehrkörpers für höheren Unterricht, als in den Anfangsschulen, gehen wir von demselben Grundgedanken aus, der uns bei dem Vorschlage zur Bildung der Lehrer der Anfangsschulen geleitet hat, nämlich von dem Grundgedanken *der Erfahrung praktischer Brauchbarkeit*. Wie wir gesagt haben, daß man sich in allen Fällen des geschäftigen Lebens weniger auf Aussagen und Zeugnisse, als auf die eigene Anschauung der Brauchbarkeit, stützt, so sollte man es auch in dem wichtigsten aller Dinge, im Unterrichte und in der Erziehung der Menschen thun. Jedes Zeugniß ist Aussage eines Anderen, der irren kann, es ist ferner in der Regel auf kurze Prüfung gegründet, in welcher der Zufall mitwirken kann, und es bezeugt gewöhnlich die theoretischen Kenntnisse, von denen es noch immer ungewiß ist, ob sie ihr Besitzer auch praktisch ausüben und Anderen beibringen kann. Die Concursprüfung ist ebenfalls, wenn sie

praktische Tauglichkeit darthun soll, viel zu kurz, zu einseitig und dem Zufalle unterworfen, wie wir in einem früheren Aufsatze schon darzuthun versucht haben. Wenn man wissen will, ob Jemand ein guter Dichter sei, werden wir da schon völlig überzeugt sein, er sei es, wenn uns ein Anderer es auf Ehrenwort versichert, oder wenn wir ihm zur Probe ein kurzes Gedicht aufgeben? Nein, wir werden seine Werke selber lesen, um uns selber Einsicht zu verschaffen, oder, wenn er noch keine Werke gemacht hat, so werden wir sagen, er solle erst eine Reihe derselben zu Tage fördern, und dann werden wir wissen, ob er ein guter Dichter sei oder nicht. Und so ist es in allen Dingen. Was immer für eine Beschäftigung Jemand ergreift, so muß er in ihr eine Lernzeit überdauern, nach welcher er nicht sogleich als anerkannter Meister dasteht, sondern seine Kunst oder Beschäftigung auszuüben anfängt, aus deren Werken erst die Menschen ihn beurtheilen und dann seinen Ruhm und seine Anerkennung gründen. Erst nachdem Dieses geschehen ist, vertraut man sich ihm gerne an und ist überzeugt, daß er den Anforderungen auf das Vortrefflichste entsprechen werde. So, dächten wir, sollte man auch bei den Lehrern unserer Jugend vorgehen. Wenn Einer sich zu dem Lehramte vorbereitet hat, so erlaube man, daß er in seinem Fache als Privatlehrer auftrete, daß er Schüler, die ihm vertrauen, gewinne und ihnen an einem öffentlichen Orte vortrage, so daß Jedermann seine Vorträge besuchen und sich über ihn ein Urtheil bilden kann. Daß man mit einem solchen Privatlehrer Niemanden Unrecht thue, ist klar, indem ja Niemand gezwungen wird, ihn anzuhören. Gewöhnlich muß er auch schon ein Mann von Tüchtigkeit sein, der sich durch herausgegebene Schriften oder auf sonst eine Weise einen Namen und Achtung gewonnen hat; denn sonst wird er schwerlich auf Gerathewohl Schüler bekommen. Diese Privatlehrer, denen man an allen höheren Lehranstalten Vorträge

erlauben möge, geben die Grundlage zu künftigen Professoren ab. Es wird möglich sein, aus ihren Vorträgen sich ein umfassendes und gründliches Urtheil über ihre praktische Fähigkeit zum Lehramte zu bilden, und dieses Urtheil wird nicht ein einseitiges und befangenes sein, da es nicht auf der Ansicht eines einzigen Menschen, sondern auf der Ueberzeugung Vieler, die ihn gehört haben, beruht. Es ist hier allerdings auch eine Gefahr möglich. Es kann Jemand durch äußern Glanz, durch Geschicklichkeit des Vortrags, durch hohle, tönende Redensarten ein des Urtheils nicht mächtiges Publikum gewinnen und Ruhm erlangen: aber einerseits wird es schon Männer geben, die einen solchen Mann durchschauen und ihr besseres Urtheil über ihn in die Wagschale des Rufes legen werden, und andererseits wird der Staat schon zur Berufung von Professoren ein Gericht von Lehrmännern und allenfalls anderen Sachkundigen zusammenstellen, die um so gewisser ein rechtes Urtheil fällen werden, als die ganze Sache eine offenkundige ist, und als sie selber edle, tüchtige, anerkannte, aus praktischer Erfahrung hervorgegangene Männer sind, die kein beschränktes, eifersüchtiges, engherziges und unwissendes Gutachten abgeben werden. Und so schließen wir unsere kleinen Andeutungen über Schul- und Erziehungswesen mit dem Wunsche, daß einige Körnlein Wahrheit und Brauchbarkeit darin sein mögen, daß andere Männer auch ihre Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zuwenden mögen, und daß aus den gemeinschaftlichen Ansichten Aller Dasjenige hervorgehe, was die Menschheit auf einen höheren, edleren Standpunkt setze und sie dem Ziele etwas näher führe, das uns der Schöpfer als höchstes Glück, als höchste Freude und als höchste Vollendung aufgestellt hat.

Noch ein Nachwort über die Schule.

Ich habe, als ich die Aufsätze über Schulangelegenheiten schrieb, einen Umstand, ich kann nicht sagen, vergessen, aber nicht recht in das Ganze einflechten können, ohne den geregelten Gang zu stören, ich trage ihn daher nach, da ich ihn für wichtig halte. Wenn ich sagte, daß Lehrer, namentlich in den untern Fächern, außer ihrem Lehrgegenstande auch noch auf Anstand, Sitte, Rechtschaffenheit der Schüler zu sehen haben, ohne welche Dinge ja nicht einmal der Lehrgegenstand gut eingeprägt werden kann, so gilt Dieß ganz besonders von unserer Zeit, wo die Kinder mit viel mehr Stoffen der Verwilderung beladen wurden, als in anderen Zeiten. Ich habe mir zur Aufgabe gemacht, unsere zarteste Jugend, wie sie mir so vor Augen kommt, zu beobachten, namentlich bei ihren Spielen, wo sie einen zufällig dastehenden Mann nicht beachtet, und ich muß gestehen, daß ich da Worte gehört habe, die die Seele schaudern machen könnten, Worte von Morden, Brennen und Gotteslästern. Ich weiß recht wohl, daß die Kinder solche Worte nicht überlegen, oft kaum verstehen, daß auch bei Gassenspielen die wohlerzogenen Kinder nicht anwesend sind, aber etwas bleibt immer hängen, und wenn sie erwachsen, und einmal Gelegenheit kommt, sind ihnen die Begriffe geläufig und gelangen viel leichter zur That. Gewiß aber geht aus solchen Kindern ein verwilderteres Geschlecht, ein verwilderterer Pöbel hervor, als sonst, und da sie als Kinder die Erfahrung nicht machten, welche Entsetzen die

Unordnungen im Staate hervorrufen können, wie wir es jetzt erfahren haben, daß selbst das Gute augenblicklich, von dem Bösewichte ergriffen, dem schrecklichsten Mißbrauche unterliegen kann, so sind sie weit eher geneigt, ihre Kindererinnerungen, die ihnen recht schön vorkommen, zu verwirklichen und mit Gewaltthaten und Willkürlichkeiten einzuschreiten. Die Erfahrungen des Vorgängers machen so selten den Nachfolger klug. Die nämliche Beobachtung machten außer mir noch manche andere Männer, und ich habe mit Vielen geredet, die mir es gesagt haben. Auch ist es eine fast allgemeine Klage der Lehrer, daß die Kinder jetzt in der Schule ungebärdiger, wilder, unfolgsamer, störrischer sind, als sonst. Nicht selten sieht man jetzt, wie die Kinder sonst Hirsche, Pferde, Männer auf die Mauern kritzelten, daß sie nun gedankenlos Galgen, Sensen und Tod aufzeichnen. Sollen solche Vorstellungen Wurzel in den jungen Herzen fassen? Neulich sagte ein Mann zu mir: „Das ist zu weit hergeholt, Das ist zu ängstlich, die Kinder wachsen heran, denken nicht mehr an solche Dinge und werden die besten Menschen.“ Ich aber antwortete: „Beliebige Vorstellungen in den Kinderherzen wuchern lassen und sich damit trösten, daß die Heranwachsenden schon anders werden würden, ist mindestens ein sehr großer Leichtsinn, wenn man bedenkt, daß die ersten Kindeseindrücke die dauerndsten sind, daß sie oft das ganze Leben und den Charakter bestimmen, und daß bei den gebildetsten Menschen die Anklänge der Jugend durchschimmern, um wie viel mehr bei den ungebildeten, die in späteren Jahren wenig Anspornung zur Aenderung fanden. Dieß wußten unsere Voreltern sehr wohl, als sie das Sprichwort erfanden: „Jung gewohnt, alt gethan.“ Die Ursache zu dieser Erscheinung liegt recht nahe. Wie viele Menschen waren in dem vergangenen Jahre von Leidenschaft erfaßt, sie sprachen sich ohne Rücksicht aus, und namentlich in den

ungebildeteren Ständen war die Sprache am unüberlegtesten und zügellosesten. Was Wunder nun, daß die Kinder, dieses eigentliche Geschlecht von Nachahmern, die Sache ergriffen und die Vorstellungen noch verworrener und unverständlicher in ihrem Haupte aufbewahrten. Daß dann solche Vorstellungen leicht in unziemliche Handlungen übergehen und überhaupt auf die Sitten, das Benehmen und den zukünftigen Charakter Einfluß haben, ist natürlich."

Ich habe das Alles gesagt, um die Ueberzeugung zu erwecken, daß die Leiter der Menschheit und unter ihnen die Lehrer der Jugend außer der gewöhnlichen Aufgabe noch eine größere haben, nämlich die bösen Eindrücke, die aus den Uebeln der Zeit hervorgegangen sind, nach und nach zu verwischen und unschädlich zu machen, damit Das, was die Zeit Gutes gebracht hat, reiner und verständlicher und ungetrübter sich in den Gemüthern entfalten kann. Die Männer haben daher eine größere Arbeit vor sich, als in anderen Zeiten, sie sprechen sich auch darüber aus und rüsten sich dazu. Möge man Das anerkennen, möge man es erleichtern, mögen überall die tauglichen Männer sein, und mögen die jüngeren sich mit desto größerem Eifer vorbereiten. Jedenfalls ist das oben Gesagte ein Grund mehr zur Heranbildung vortrefflicher Lehrer.

Ein Wort über Gemeindebildung.

Als ich vor einigen Tagen eine kleine Reise in Oberösterreich machte, kam mir mehrfach der gleiche Anstand an verschiedenen Punkten vor, den die Leute bei der Zusammenfindung zu Gemeinden hatten. Manche sehr kleine Abtheilungen auf dem flachen Lande äußerten den Wunsch, für sich eine Gemeinde zu bilden. Dieß fiel mir auf, ich forschte nach dem Grunde, da ich einsah, daß kleinere Gemeinden nicht so leicht ihre Auslagen bestreiten können, und erfuhr, daß es fast überall die Armenangelegenheit ist, die sie bestimmte. Gewöhnlich war es in der Nähe eines Marktes, wo die Bauern nicht mit dem Markte dieselbe Gemeinde bilden wollten, weil der Markt mehr Arme hat, als das Land, und also die Bauern größere Auslagen in dieser Hinsicht fürchteten, als wenn sie für sich allein wären. Die Sache ist wahr, aber sie hat auch noch andere Seiten, welche wir ein wenig besprechen wollen.

Die Gemeinde braucht eine Person, welche die Schreibgeschäfte verrichtet. Wenn diese Person auch kein förmlicher Beamter sein darf, wenn sie auch nur die Fähigkeit haben muß, die Sache recht zu verrichten, so wird sie doch nicht so leicht ankommen, als Manche glauben, und wird, wenn man die nächst beste nimmt, der Gemeinde durch Ungeschicklichkeit vielleicht größeren Schaden thun, als man durch die geringe Bezahlung derselben erspart. Diese Person, soll sie die Geschäfte gut thun, kostet auf jeden Fall etwas.

Dann braucht die Gemeinde einen Jäger, den sie bezahlen muß, oder der Pächter der Jagd braucht einen Jäger, den er bezahlt, daher er um Das weniger Pachtzins geben kann, daher die Auslage wieder auf die Gemeinde fällt. Dann braucht die Gemeinde einen Sicherheitsmann, der Polizeidienste und Dergleichen thut. Endlich muß doch ein Zimmer für die Schreibgeschäfte und ein festes Zimmer für einen Gefangenen sein, wenn etwa ein Verbrecher eingebracht wird, nicht gleich abgeliefert werden kann und daher aufbewahrt werden muß. Dieß Alles fordert Auslagen. Das sind die unumgänglich nöthigen. Es werden auch noch andere zufällige dazu kommen. *Je kleiner die Gemeinde ist, desto mehr kommt auf jeden Einzelnen, um die Auslagen zu bestreiten.* Es ist also die Rechnung zu machen: Um wie viel zahlen wir weniger, wenn wir nicht zu dem Markte treten und also weniger Arme haben, und um wie viel zahlen wir mehr, weil wir zu klein sind und doch alle Gemeindepflichten zu besorgen haben. Gewiß wird in den meisten Fällen der letzte Betrag den ersten übertreffen, und die Gemeinden würden irren, wenn sie sagen: wir verrichten unsere Dienste selber, sie kosten nicht viel; denn bald würden sie sehen, daß der Schaden, wenn man den Gemeindeobliegenheiten nicht recht nachkommen kann, viel größer ist. Dann sagen sie auch: wir versorgen unsere Armen mit Naturalgaben, in den Markt müßten wir Geld geben. Hierauf antwortet man: es wird in Zukunft von der Gemeinde abhängen, auf welche Weise die Armen versorgt werden, und wo Naturalgaben ausreichen, wird man kein Geld bedürfen. Endlich ist der Stand der Armen ein wechselnder. Heute sind mehr im Markte, morgen können mehr auf dem Lande sein. Hiezu kommt noch der Umstand, daß jetzt Manche, die ihre Heirathsbewilligung auf dem Lande erhielten, in Märkten

leben; diese würden dann von den Märkten ausgewiesen werden und auf das Land kommen; umgekehrt wird es Wenige geben, die im Markte die Heirathsbewilligung erhalten haben und dann auf dem Lande leben. Zudem hängt es in Zukunft von der Gemeinde ab, ob sie viele oder wenigere Heirathsbewilligungen zu Stande kommen lassen will. In den Märkten sind oft Verdienstanstalten, Fabriken oder Dergleichen. Ist Land und Markt getrennt, dann wird der Markt immer eher seine Eingebornen beschäftigen, als Fremde. Das Alles ist wohl zu beachten. Endlich kann auch die Industrie in vielen Landestheilen wieder sehr steigen, neue Erwerbsquellen können sich eröffnen, Diese sind dann meistens in den Märkten, wem aber kommen sie zu Gute, als der ganzen Gemeinde? — Kleine Gemeinden sind zwar leichter zu übersehen, so wie ein Joch leichter zu bewirthschaften ist, als vierzig. Aber nährt auch ein Joch so, wie vierzig? Die zu kleine Gemeinde ist unbeachtet, die größere hat Ansehen, hat Einfluß, man beachtet sie, ihr Wort gilt etwas, sie kann in Landesangelegenheiten etwas in die Wagschale legen. Dazu kommt, daß, wenn viele kleine Gemeinden sind, auch viele Grenzen und daher viele Anlässe zu Streiten und Prozessen vorliegen. Freilich wäre es auch wieder gefehlt, wenn die Gemeinden zu groß wären, so daß der ganze Körper zu unbehilflich würde und seine inneren gemeinschaftlichen Angelegenheiten nicht mehr wohl besorgen könnte. Das rechte Maß wird hier auch wieder in der Mitte liegen, und einsichtsvolle Männer in den Gegenden werden es gewiß finden.

Mancher Mühlviertler wird sich an diese Meinung erinnern, wie ich sie ihnen neulich sagte: ich gebe sie nun dem Wiener Boten mit, daß er sie auch in andere Landestheile trage, vielleicht ist etwas daran brauchbar, gut gemeint ist sie gewiß. Und somit schönen Gruß, nächstens vielleicht wieder etwas.

Noch ein Wort über Gemeinden.

Weil die Gemeinden in der Zukunft ein vielfach in einander greifendes Leben führen werden, und weil sie ihre gesammten Angelegenheiten selber zu besorgen haben werden, so ist es ganz und gar nicht einerlei, ob eine Gemeinde aus diesen oder andern Bestandtheilen zusammen gesetzt ist. In Oberösterreich wurde gestattet, daß man Einwendungen und Vorstellungen einreichen konnte, wenn man mit einer Zutheilung zu einer Gemeinde nicht zufrieden war und zu einer andern Gemeinde zugetheilt werden oder allein bleiben wollte. Da geschah es nun hie und da, daß wirklich Vorschläge einliefen, denen man durchaus nicht willfahren konnte, und da meinten zuweilen die Betheiligten, daß ihnen Unrecht geschehe. Es wird wohl auch anderwärts so ergangen sein. Es ließe sich recht viel über die Zusammenstellung der Gemeinden sagen, und das Geschäft ist nicht so leicht, als sich Mancher denken mag, besonders dort, wo, wie in Oberösterreich, die Bauernhöfe meistens allein in der Mitte ihrer Grundstücke liegen, und das ganze Land, so zu sagen, ein einziges großes Dorf ist, in welchem Dorfe ganz herrliche Marktflecken und Städte liegen. Wenn immer ein bestimmter abgerundeter Bezirk zu der nämlichen Pfarre gehörte, so wäre die Sache leichter, und es könnte eine oder es könnten mehrere zusammengrenzende Pfarren eine Gemeinde bilden: aber öfter hat Einer zu einer Kirche eine Viertelstunde und gehört in eine Pfarre, die eine Stunde abliegt. Oft sind

Kirchen nahe bei einander, oft weiter entfernt, oft liegen Häuser mitten in einer Pfarre und gehören doch zu einer andern. Dazu kommt noch, daß das Land in Steuergemeinden (Katastralgemeinden) eingetheilt ist, und daß es oft die größten Schwierigkeiten hat, solche Gemeinden zu zerreißen, weil die Ordnung in den Steuerbüchern, die Gliederung des Landes und Dergleichen unterbrochen werden müßte; und andererseits kann die Steuergemeinde nicht wieder gleich als die zukünftige Gemeinde gelten, weil da nicht selten Pfarrgemeinden zerrissen werden müßten, was auch schwer ist, indem doch Jeder in die Kirche gehen möchte, in die seine Voreltern gegangen sind, und weil er gerne in dem Kirchhofe begraben sein möchte, in dem seine Vorfahrer, sein Vater, seine Mutter, seine Kinder liegen. Das könnte ja bleiben, sagt man, und er doch in eine andere Gemeinde gehören. Da ist sein Herz getheilt, halb gehört es zur Pfarre und will ihr Bestes, halb soll es zur neuen Gemeinde gehören und auch ihr Bestes wollen. Wie erst, wenn Pfarrer und Gemeinde in einen Streit kommen? Das Beste der Gemeinden und des Landes erfordert es, daß alle Gemeindeglieder mit Leib und Seele beisammen seien, daß sie ihre Angelegenheiten sich eben angelegen sein lassen, daß sie, wie eine einzige Familie, sind, wo es Jedem gut geht, wenn es Allen gut geht. Darum wären wohl jene Gemeinden die lebendigsten, welche durch die natürlichsten menschlichen Bande zusammen gebunden sind, als: Gleiche Kirche, gleicher Gottesacker, gleiche Schule (oder zusammengehörende Schulen), gleiche Lage der Grundstücke (nicht daß sehr gute und sehr schlechte zur selben Gemeinde gehören), gleiche Feldproducte, gleiche Absatzwege, gleicher Handel und Wandel, gleiche Sitten, und wo möglich, daß sich Alle persönlich kennen. — *Aber ist Das auch immer zu erreichen?* Ich sage nein, da müßten wir

uns erst eine Welt erschaffen und hübsch das gute und schlechte Erdreich in Gemeinden abtheilen, die Bäche und Flüsse leiten, daß sie Gemeinden ja nicht durchschnitten, durch die Berge einen Weg bohren, daß man zusammen könne, und die Winde sperren, daß sie in Schluchten nicht den Schnee zusammen blasen und den Weg ungangbar machen — endlich müßten wir unsere Vergangenheit umwerfen, durch die nach und nach Alles sich so gemacht hat, wie es jetzt ist, gut und schlecht, wie es kam, und wie man es aber nicht sogleich zerreißen kann, ohne großen Schaden anzurichten, so wie ein Mensch nicht seine Glieder abnehmen und zum Ausbessern irgend wohin schicken kann. Glücklich die Gegend, wo die Gemeinden sich nach Dem, was sie gemeinschaftlich haben, bilden können. Aber wo das nicht ist, heißt es sich fügen, es machen, wie es eben möglich ist, und das Zusammenwachsen mit gutem Willen befördern. Unsere Behörden, Das muß man ihnen nachsagen, thun ihr Möglichstes: Sie suchen zusammen zu stellen, was sie am tauglichsten zusammen achten, und wo sie auf Vorstellungen nicht hören können, schreibe man es gewiß nicht der Unbilligkeit zu, sondern der Unmöglichkeit. Man habe nur Vertrauen, es wird schon gehen. Endlich, da Alles jetzt ein neuer Bau ist, und kein Mensch Alles gleich auf das erste Mal treffen kann, so sind ja Abänderungen und Verbesserungen nicht ausgeschlossen. Eine Gemeindeverbindung ist keine Ehe, und wenn in der Folge sich bessere Maßregeln und Eintheilungen zeigen sollten, so wird man sie auch machen, namentlich, da die Gemeinden und die gewählten Vertreter des Landes ein Wörtlein zu reden haben.

Der 25. November in Linz.

Am Samstage den 24. November langte gegen die Dämmerung Se. Majestät unser Kaiser in der Hauptstadt von Oberösterreich an. Es war diese Ankunft keine Durchreise, sondern ein ausdrücklicher Besuch, den der Kaiser seinen biedern Oberösterreichern machte. Wenn auch bei uns auf den Ruf der Freiheit so manche Köpfe den Verstand verloren und meinten, jetzt werde alles Mögliche und Unmögliche zu verwirklichen sein, und wenn auch Manche diese Freiheit bloß zur Ausbesserung ihrer Privatverhältnisse benützen und daher Verwirrung anrichten wollten: so war doch der allgemeine Sinn unserer Landsleute so gesund und natürlich, daß sie sich nie zu Zerstörung und Vernichtung der staatsnothwendigen Verhältnisse hinreißen ließen und die vereinzelten Ausbrüche der Leidenschaft und Verwilderung nachdrücklich mißbilligten. Daher war auch die Freude eine allgemeine und herzliche, als es hieß, daß der Kaiser zum Besuche in das Land komme. Alle wußten wohl, daß man sich um den Kaiser vereinen müsse, daß wir mit den *vereinten Kräften* stark, geordnet und glücklich sein können, da das Auseinanderfallen in streitende Zwecke und Richtungen alles Glück, allen Wohlstand, alle Ordnung und endlich alle menschliche Sittlichkeit und Religion zerstöre. Aber nicht diese Rücksicht allein waltete in den Gemüthern, sondern die gewinnende Persönlichkeit unsers Kaisers wirkte auch auf alle Herzen mit unbesieglicher Macht. Fast allgemein

war der Ruf zu vernehmen: „Wie gutmüthig, wie treuherzig sieht er aus!“, und in allen Gemüthern setzte sich der Gedanke fest: „So jung ist er, so sehr sollten ihm nur die Freuden der Jugend zu Theil werden, und eine solche schwere Bürde trägt er schon, und für uns Alle opfert er sich.“ Eine Dienstmagd brach bei seinem Anblicke in Thränen aus und sagte: „Wie erbarmt mir der junge Herr, daß er schon eine so große Last auf sich genommen hat!“ Und wahrlich kein Gedicht und keine Festbeschreibung kann den Kaiser mehr ehren, als die Thränen dieser Magd. Die Bewohner unserer Stadt thaten alles Mögliche, um ihre Freude zu erkennen zu geben. Triumphpforten, Fahnen, festlicher Empfang, Ausschmückung der Stadt mit Teppichen, Beleuchtung, Theater, Ball, Fackelzug, Abendmusik vom Gesangvereine und ein fröhliches Zusammenströmen der Menschen war zu erblicken. Viele Arme wurden von mehreren Menschenfreunden gespeis't. Zahlreiche Gemeinden kamen mit Huldigungsadressen, und unsere Traunviertler Bauern verließen den Kaiser mit der lebhaftesten Freude, daß er so freundlich, so gesprächig und so gut sei. Diese Ansprachen der Gemeinden sollen ihn besonders erfreut haben. Er that manche Wohlthaten hier, besuchte alle menschenfreundlichen Anstalten, redete in den Spitälern mit den Kranken, in den Kasernen mit den Soldaten, in der Audienz mit allen anwesenden Menschen und hinterließ tausend Gulden C. M. für die Armen.

So wird dieser Tag lange unvergeßlich sein, und so wird er ein Stein mehr sein in dem Baue der Einheit, des Zusammenhaltens, der Macht und der Herrlichkeit unseres österreichischen Landes.

[Aufruf und Dank.]

Linz, 24. November. Heute kam Martin Brauner, Schuhmacher aus der Gemeinde Wallern in Oberösterreich, zu mir, derselbe Ehrenmann, der wiederholt große Quantitäten Obstwein und andere Getränke für die k. k. Armee nach Unterösterreich geführt hatte, und brachte 5 fl. 30 kr. C. M., die er in Wallern zu dem Zwecke gesammelt hatte, daß zwei Gulden dem Soldaten Joseph Wagner, Gemeiner beim 3. Küraſſier-Regimente König von Sachsen, 1. Eskadron, in Theresiopel in Ungarn zukommen, und der Rest den zwei Brüdern Angerer beim 10. Jägerbataillon gegeben werde. Ich sende das Geld an die verantwortliche Redaktion dieser Blätter, daß sie es durch die entsprechenden Militärbehörden den gedachten Soldaten, die aus der Gemeinde Wallern Inwohnerssöhne, und Wagner noch dazu der Sohn einer Witwe sind, zukommen lasse. Zugleich entwickelte Brauner den Gedanken, einen Aufruf an alle Gemeinden erlassen zu wollen, daß sie, so wie sie bedeutende Beiträge für die Invaliden unseres Kronlandes zusammen geschossen haben, auch für jene Soldaten etwas thun sollen, die weder Invaliden noch auch ganz unverletzt sind, nämlich für Kranke und Verwundete, die doch wieder fort dienen können. Er sagte, die Gemeinden sollten nur für die aus ihrer Gemeinde stammenden Soldaten dieser Art etwas thun, Das thun sie lieber und leichter, und es geschieht doch etwas für Alle, und wir zeigen auf diese Weise unserer

herrlichen Armee, daß wir dankbar sind für die Wohlthaten, die sie unserm Vaterlande durch ihre glorreichen Thaten in der Wiedereroberung Ungarns und Italiens erwiesen haben. Ich glaube, daß wir nicht viele Worte brauchen werden, unseren Oberösterreichern diesen Gedanken Brauners zu empfehlen und sie zu bitten, für ihre Gemeindekinder, die verwundet oder krank sind, etwas zu thun. Oberösterreich ist in der ganzen Monarchie bekannt, daß es immer die reichhaltigsten Sammlungen macht, wenn irgend wo ein Unglück geschieht, und ein Bedarf entsteht. Was es nun oft ganz Fremden thut, wird es gewiß seinen Landeskindern und Gemeindekindern, die für uns gekämpft haben, nicht versagen. Die Beiträge, groß und klein, können an die Redaktion des „Wiener Boten" eingehen oder bei dem Unterzeichneten derzeit in Linz (an der Donau 1313) oder bei Militärbehörden oder bei wem immer, zu dem die Gebenden Vertrauen haben, es wird Jeder die kleine Mühe übernehmen den Betrag an die bezeichneten Soldaten kommen zu lassen. Zugleich hat Brauner gebeten, einen Dank an die Armee namens der Gemeinde Wallern auszusprechen, und hat gesagt, er hätte wohl da einen Aufsatz des Herrn Schullehrers, aber Der werde wohl nicht genügen, und ich möchte einen andern verfassen; allein ich lehnte es ab, indem ich sagte: „Unsere Armee wird wohl lieber gleich die Worte, wie sie aus dem Munde ihrer Landsleute kommen, hören wollen, als die aus dem Munde eines Dritten, wenn es derselbe auch eben so gut mit der Armee meint, als jeder Andere; darum lassen wir nur die Worte des Schullehrers, sie sind schon recht, und es wäre Sünde, wenn ich andere setzte." Brauner war mit meiner Rede zufrieden, und ich lasse den Aufsatz des Schullehrers folgen, in der Ueberzeugung, daß er von unserer braven Armee sehr gut wird aufgenommen werden.

Dank an die österreichische Armee Namens der Gemeinde Wallern.

Hohe, unvergleichliche Führer der k. k. Armee!

Nehmen Sie nicht ungütig, wenn schlichte Oberösterreicher, welche stets mit Leib und Seele ihrem kaiserlichen Herrn und dem Vaterlande ergeben waren, Ihnen ihren Dank für alle in dieser verhängnißvollen Zeit gehabten Mühen, Sorgen, Entbehrungen, Anstrengungen und Aufopferungen darbringen. Heil Dir, große Armee! Heil Dir, die Du solche Führer hattest, Dein Haupt ist nun mit nie verwelkenden Lorbeeren gekränzt, Dein Ruhm erschallet nicht nur in Oesterreichs großem Kaiserstaate, sondern hat sich auf der ganzen Erdenrunde verbreitet; denn Du warst die Stütze des Vaterlandes, die Wehre der Gutgesinnten; aber auch warst Du die Geißel der Wühler und Abtrünnigen; Du kanntest keine Gefahr, wenn es hieß: Vorwärts, wir müssen siegen! Die Liebe zu unserm jugendlichen Monarchen, das Beispiel seiner Tapferkeit und Furchtlosigkeit sowohl in Italiens Kugelregen, als auch in Ungarns hartnäckigen Bestürmungen gab Dir Muth und Kraft, Deinen weisen Führern zu folgen und nach Ihrem Beispiele dem Tod mit lächelnder Miene entgegen zu blicken und noch sterbend, wie Sie, dem Kaiser und dem Vaterlande mit brechendem Auge ein Hoch zu rufen.

Dank, ritterlicher Führer! nochmals Dank, sieggekrönte Armee!

Möchten die Herzen aller Bürger Oesterreichs so denken, wie wir, und unser Beispiel nachahmen, indem wir für unsere Pfarrsöhne, welche arm sind, eine kleine Beisteuer sammelten; der Betrag ist freilich klein, doch kommt er aus gutem Herzen.

[Die Ehrung Martin Brauners.]

Efferding. Am 17. l. Mts. [Jänner] Vormittags fand in dem nahen Orte Wallern die feierliche Uebergabe der von Seiner Majestät mit a. h. Entschließung vom 23. November 1849 dem dortigen Schuhmacher Martin Brauner in Anerkennung der verdienstlichen Leistungen durch Sammlung und Verführung von Verpflegs-Erfordernissen für die k. k. Truppen in Ungarn verliehenen großen silbernen Civil-Ehren-Medaille am Bande statt.

Das kleine Oertchen Wallern war wohl nie so belebt, als an diesem Tage.

Ein Gottesdienst, wobei von dem ganzen Volke die Haydn'sche Messe gesungen wurde, eröffnete die Feier. Nach dessen Beendigung zogen alle Anwesenden — die Schuljugend mit ihren Fähnlein voraus — in das Schulhaus.

Dort erfolgte die Medaillen-Uebergabe durch den Amtsverweser der Bezirkshauptmannschaft Wels, Rudolph von Sonnleithner, in wahrhaft würdiger Weise.

Die von demselben gesprochenen Worte waren der Ausdruck eines echten Biedermannes, dem es um das Wohl seines schönen Vaterlandes Ernst ist. Inhalt und Ton der Rede fanden lauten Widerhall in den redlichen Herzen der Oberösterreicher, und auf den Schluß der Rede: „Gott segne unser großes Vaterland — Unser ritterlicher Kaiser Franz Joseph der Erste lebe hoch" folgte ein langgehaltenes Vivat.

Nachdem der Betheilte mit bewegter Stimme und gerührtem Herzen einige herzliche Worte des Dankes entgegnet hatte, zerstreute sich die Versammlung, um sich bei einem fröhlichen Mittagsmahle, dem auch die Ortsgeistlichkeit und mehrere Herrn Seelsorger aus der Umgegend beiwohnten, und wobei gemüthliche Heiterkeit die beste Würze war, wieder zu finden.

Was ist das Recht?

Nachdem nun die Kriegesbegebenheiten vorüber gegangen sind, nachdem die Wehen, die auf sie folgten, sich allgemach auszugleichen beginnen, da auch unsere Staatszustände sich immer mehr befestigen und ordnen; so wollen wir in den Spalten unseres Blattes von Zeit zu Zeit auch über einige Dinge ein Wort reden, die sonst in die Schule gehörten, die aber jetzt auch außer der Schule, ja man kann fast sagen, überall besprochen werden, da wir ja eigentlich nun Alle, alt und jung, in einer neuen Schule begriffen sind, und die für uns von der größten Wichtigkeit sind, da sie, falsch angewendet, die größten Verwirrungen hervor zu bringen im Stande sind, nämlich *vom Rechte* und *von dem Staate*. Wir wollen versuchen, auf dem einfachsten Wege für Jedermann verständlich diejenigen Lehren aus der Rechtswissenschaft darzulegen, welche die hervorragendsten, welche die wichtigsten, und welche von allen Rechtslehrern als unbestritten anerkannt sind. Wir wollen dabei diejenigen auslassen, die minder wichtig, die spitzfindig oder die noch zwischen den Männern der Wissenschaft selbst streitig sind. Wir wollen von dem Staate sagen, was seine Bedingungen sind, wie er entstanden ist, wie er sich fortgebildet hat, welche Gestalten er in den verschiedenen Zeiten der Menschengeschichte angenommen hat, welche Eigenschaften er aus Gründen des Rechtes haben muß, damit er ein menschlicher Staat sei, und welche Eigen-

schaften er aus Gründen der Klugheit haben muß, daß er ein glücklicher Staat sei. Wir hoffen uns den Dank Derjenigen zu verdienen, welche sich in diesen Dingen unterrichten wollen, weil sie dieselben in der jetzigen Zeit brauchen, weil es sich überhaupt für den Menschen ziemt, Derlei zu wissen, und weil sie doch nicht mehr in eine Schule gehen können, um sie erst zu lernen; und wir hoffen, daß Diejenigen nicht ungehalten sind, welche diese Sachen ohnehin wissen, für sie sind diese Blätter nicht geschrieben, sie können aus ihnen nichts lernen und würden uns im Gegentheil sehr verbinden, wenn sie uns mit ihrem Schatze von Kenntnissen und mit ihren Erfahrungen beisprängen und uns da unterstützten, wo unsere eigenen Kräfte nicht ausreichen, oder unser Gedächtniß einen Punkt außer Acht gelassen hat.

Wir schreiten zur Sache.

Kein Wort wird so vieldeutig gebraucht, und keines ist außer der Religion in dem Laufe der Zeiten so gemißbraucht worden, als das Wort: recht. Man sagt: dieses Kleid ist mir recht — jener Mensch handelt recht — das Wetter ist recht — die Rechnung ist recht — die Obrigkeit hat ein Recht, und so weiter. Ja, wenn Menschen gegen einander feindselig sind, so halten sie Alles für recht, was sie gegen den Feind unternehmen, und Alles für unrecht, was er gegen sie unternimmt, wenn es auch ganz das Nämliche wäre. So thun es auch Partheien im Großen, sie halten, wenn die Gemüthsbewegungen einmal auf das Höchste gestiegen sind, die größten Gewaltthaten, selbst Mord, für recht, und doch wäre es gerade ihnen am nöthigsten, daß sie in einem solchen Zustande wüßten, was recht sei, und es auch übten. Bei allen Bedeutungen, die man dem Worte recht gibt, liegt immer das Nämliche zu Grunde, daß nämlich **recht** Dasjenige sei, was einem Zwecke

anpassend ist. Wenn wir bei den Menschen von recht und von Rechten reden, so nehmen wir Das von ihren Handlungen, und wir müssen jene Handlungen recht nennen, welche der Vernunft und dem Gewissen gemäß sind, die entgegengesetzten müssen wir unrecht nennen. Allein, wenn wir von Rechten reden, wenn wir sagen: „ich habe ein Recht zu Dem oder Jenem", so meinen wir nicht bloß eine rechte Handlung, die Jemand auch unterlassen könnte, z. B. eine Wohlthat, sondern wir meinen damit etwas, was uns ein anderer schuldig ist, was er leisten oder gestatten muß, wozu uns die Behörde behilflich sein muß, was wir, wenn es keine Behörde gäbe, erzwingen dürften, und was ja die Staaten wirklich mit Gewalt, nämlich mit Krieg von einander erzwingen. Was ist denn nun Das, was der Mensch dem Menschen schuldig ist, was nie geweigert werden darf, und was, wenn es doch geweigert wird, erzwungen werden darf? Wir kommen einfach zur Beantwortung der Frage, wenn wir sagen: „Der Mensch ist als Mensch auf der Welt, er hat einen freien Willen, mit dem er sich gut und glücklich machen, und mit dem er sich auch zu Grunde richten kann, er hat hiezu ein Gewissen, welches ihm ohne Ausnahme vorschreibt, seine reine Menschlichkeit zu entwickeln, Das heißt, so gut und so vollkommen zu werden, als es für einen Menschen möglich ist. Hievon geht das Gewissen nie und nirgends ab, es stellt diese Forderung an sich selber immer und allzeit als Gesetz auf, weßhalb wir sie auch das Sittengesetz heißen, und es verlangt, daß man diese Forderung durch eigene Kräfte, nicht durch fremde Beihilfe erfülle. Folglich gibt die Vernunft auch die Befugniß, zu fordern, daß man von Andern nicht in Erfüllung dieses Gesetzes gehindert werde, und daß man die Hinderung mit Zwang hintanhalten darf,

und Dieß ist das Recht. Weil aber jeder Mensch ein Gewissen hat, weil Jeder nach der höchsten Vollkommenheit streben soll, so gibt die Vernunft Jedem die gleiche Befugniß, in seiner Menschlichkeit nicht gestört werden zu dürfen, und Dieß ist das allgemeine menschliche Recht." Es kann so ausgesprochen werden:

Recht ist ein solches Verhalten der Menschen, wodurch alle als Personen, d. h. nach höchster sittlicher Vollkommenheit strebende Wesen, neben einander bestehen können. Als oberstes Rechtsgebot könnte man es so sagen: Enthalte dich jeder Handlung, wodurch ein Anderer in seiner Persönlichkeit, d. h. in seinem Streben nach sittlicher Vollkommenheit, gestört werden würde. Unser Heiland und Lehrer, Christus, hat es einst so ausgesprochen: „Was du nicht willst, daß es dir geschehe, thue du auch dem Andern nicht."

In diesem obersten Rechte liegen alle einzelnen Rechte, die wir entwickeln werden. Es hat auch verschiedene Eigenschaften, von denen wir im Nächsten reden werden.

Eigenschaften des Rechtes.

Wir haben einmal vorhin den obersten Rechtssatz ausgesprochen: Enthalte dich aller Handlungen, wodurch ein Anderer aufhören müßte, eine Person zu sein. In diesem Rechtssatze liegen hauptsächlich zwei Eigenschaften: Erstens ist das Rechtsgesetz ein *verneinendes* Gesetz oder ein *Verbot*; denn es sagt nur, welche Handlungen man nicht unternehmen dürfe, sagt aber nicht zugleich, welche man unternehmen müsse. Es ist auch ganz in der Natur der Sache gegründet. Wenn ich die heiligste Pflicht habe, nach Vollkommenheit zu streben, wenn daher die Vernunft das Gesetz aufstellt, daß mich Niemand in diesem Streben hindern dürfe, so darf ich jede Störung mit Zwang abhalten, habe aber nicht die Befugniß, Jemanden zu zwingen, daß er mich in meinem Streben geradezu unterstütze; denn dadurch griffe ich ja in seinen freien Willen ein, den er zur Erlangung seiner Vollkommenheit hat, und ich störte gerade sein Recht. Also ist Jeder schuldig, mich in meinem Streben nach menschlicher Vollkommenheit nicht zu stören, er ist aber nicht schuldig, mich geradezu zu unterstützen. Also ist das Rechtsgesetz nur ein Verbot. Wenn wir hier von Schuldigkeit reden, so meinen wir immer die *Rechtsschuldigkeit*, Das heißt, die Schuldigkeit eines Verhaltens, das man erzwingen darf. Es gibt aber auch noch eine andere Schuldigkeit, eine *moralische* oder eine *Pflichtschuldigkeit*, deren Verhalten man zwar nicht erzwingen darf, wozu aber das Gewissen den Menschen antreibt. Zum Beispiele, wenn ich arm bin, darf ich den Nach-

bar nicht zwingen, mir etwas zu geben, aber er als Mensch hat die Pflicht, mir beizuspringen, und wenn er es nicht thut, handelt er unmenschlich und unchristlich, aber nicht rechtswidrig. Man nennt solche Verbindlichkeiten, die nicht erzwungen werden dürfen, sondern die nur das Gewissen gebietet, Tugendpflichten oder Pflichten schlechtweg. Die Verbindlichkeiten, welche erzwungen werden dürfen, nennt man Schuldigkeit. Es ist die Pflicht des Menschen, einen Armen zu unterstützen, aber es ist nicht seine Schuldigkeit; und es ist die Schuldigkeit eines Menschen, einem andern nicht den Arm abzuhauen, und es ist auch seine Pflicht, Dieß nicht zu thun. Jede Schuldigkeit ist also Pflicht, aber nicht jede Pflicht ist zugleich Schuldigkeit. — Wenn auch das Rechtsgesetz nur lauter Unterlassungen fordert, so kann doch der Fall eintreten, daß wir auch Leistungen schuldig werden, Das heißt, daß wir für einen Andern geradezu etwas thun müssen und es im Rechte schuldig sind. Diese Fälle sind im Leben sogar die häufigsten, und wir werden am geeigneten Orte davon sprechen.

Die zweite Haupteigenschaft des Rechtsgesetzes ist, daß es nur lauter äußerliche Handlungen fordert und nicht verlangt, daß man dabei innerlich diese oder jene Gesinnung habe. Das Rechtsgesetz fordert, daß mich Niemand in meinem Streben nach Vollkommenheit störe, daß er also äußerlich keine Handlung unternehme, wodurch ich gestört werde, hiedurch erreiche ich meinen Zweck schon, ob er die Störung gerne oder ungerne unterläßt, ich darf ihn nur zur Unterlassung der Störung zwingen, nicht zu einer gewissen Gesinnung, die mich nichts weiter angeht, und die er mit Gott und seinem Gewissen abzuthun hat. Dadurch unterscheidet sich das Recht von der Tugend, daß dem Rechte schon durch eine äußere Handlung Genüge geschieht, die Tugend aber zur äußeren Handlung auch noch die gute Gesinnung fordert.

Wer mich an meinem Körper, an meinem Vermögen nicht angreift, erfüllt seine *Schuldigkeit* völlig, wenn er es auch nur aus Furcht unterläßt; wer aber dem Armen nur hilft, weil er dadurch Segen für sein Geschäft und einen dreifachen Gewinn hofft, der erfüllt seine *Pflicht* nicht ganz, weil er nur äußerlich etwas thut, in der Gesinnung aber nicht. Die Tugend verhält sich also zum Rechte so: weil es eine Tugend gibt, müssen alle Handlungen unterbleiben, wodurch die Erreichung derselben verhindert würde, es muß also ein Recht geben. Die Thiere haben daher keine Rechte unter sich, sondern zwischen ihnen besteht nur das Verhältniß des Kampfes.

Woran werden wir also erkennen, daß etwas eine Rechtsschuldigkeit sei, oder da das Rechtsgesetz nur Verbietungen aufstellt, woran werden wir erkennen, daß irgend eine Handlung im Rechtsgesetze verboten ist? Daran, daß wir sehen, ob die Handlung macht, daß ein Anderer nicht mehr seine volle Persönlichkeit ausüben kann, oder daß sie es nicht macht. Im ersten Falle ist sie rechtswidrig, im zweiten nicht, wenn sie auch oft dabei gewissenswidrig sein kann. Z. B. ohne Ursache einen Menschen binden, ist rechtswidrig, weil er dadurch eines Theils seiner Persönlichkeit beraubt wird; einen Menschen ohne Ursache hassen, ist nicht rechtswidrig, weil er dabei so vollkommen werden kann, als er will, obwohl dieser Haß andererseits im Gewissen sehr abscheulich ist. Das Streben nach Vollkommenheit aber darf nie so verstanden werden, daß, weil ich dazu ein Recht habe, auch alle Mittel recht wären, sondern ich darf rechtlich nur *meine* Mittel, Vernunft, Verstand, freien Willen u. s. w. verwenden, nicht die eines Andern, weil ich dadurch seine Persönlichkeit störte. Z. B. ich habe nicht das Recht, um mich zu vervollkommnen, die Bücher oder Schriften meines Nachbars zu nehmen oder ihn zu zwingen, daß er sie mir leihe.

Folgen des Rechtes.

Wir haben gesagt, daß das Rechtsgesetz nur lauter Verbietungen enthalte; enthält es denn nicht auch Erlaubungen? Allerdings: Alles, was nicht im Rechtsgesetze verboten ist, ist rechtlich erlaubt. Alle jene Handlungen, wodurch nicht die Persönlichkeit eines Andern angetastet wird, sind im Rechtsgesetze erlaubt, Das heißt, das Rechtsgesetz ist auf sie nicht anwendbar, wie gut oder schlecht, wie thöricht oder wie gescheit, wie schön oder wie häßlich die Handlungen auch sein können. Z. B. wenn Jemand seinen Körper mit Lehm beschmiert, wenn er ihn nicht wäscht, wenn er unverdauliche Sachen ißt, so erlaubt ihm das Alles das Rechtsgesetz, Das heißt, er verletzt dasselbe nicht, weil er in keine fremde Persönlichkeit eingreift, es verbietet ihm also diese Handlungen nicht. Wir bemerken aber, daß nicht zu vergessen sei, daß, wenn auch eine Handlung vom Rechte nicht verboten ist, sie doch deßhalb nicht auch von dem Gewissen schon erlaubt ist, und daß daher jeder Mensch bei seinem Thun und Lassen nicht nur das Recht, sondern auch sein Gewissen zu Rathe ziehen müsse. Wenn z. B. ein völlig unabhängiger Mensch, der mit Niemanden in Verbindungen steht, der Niemanden etwas schuldig ist, seinen mit dem schönsten neu eingeführten Getreide angefüllten Hof anzündet und sich an den mächtigen Flammen sehr erfreut, so ist dieser Mann ohne Zweifel in seinem wohlbegründeten Rechte begriffen, aber wie übermüthig, wie phantastisch, wie

unsittlich handelt er, es wird ihm Jeder aus dem Wege gehen, Jeder wird ihn scheuen, Jeder wird ihn verachten.

Alle Handlungen, welche das Rechtsgesetz nicht verbietet, darf der Mensch ausüben, ohne daß ihn ein Anderer mit Zwang daran hindern dürfte, er hat also ohne Weiteres zu diesen Handlungen ein Befugniß, Das heißt, *er hat ein Recht dazu*. Weil es nun sehr viele solche Handlungen geben kann, so gibt es sehr viele Rechte, und die Summe aller Handlungen, die der Mensch ausüben darf, ohne das Rechtsgesetz zu verletzen, *sind sein Rechtskreis*, in den kein Anderer eindringen darf. Der Rechtskreis ist bei allen Menschen gleich, aber die Befähigung, ihn auszuüben, ist nicht bei allen von Gott gleich vertheilt. Z. B. Jeder hat das Recht, singen zu lernen und zu singen, aber der Eine hat eine schöne, biegsame Stimme dazu, der Andere eine rauhe, ungefügige Kehle, die nur zu krächzen versteht. Man kennt es nicht bei einer jeden Handlung, die man vornimmt, ob sie in dem Rechtskreise liege oder nicht, ob man ein Recht dazu habe oder nicht; man braucht sie nur zu prüfen, ob sie in eine fremde Persönlichkeit eingreift oder nicht: allein es ist doch nicht so leicht, in jedem einzelnen Falle sogleich nach dem obersten Rechtsgesetze zu entscheiden, da manchmal mehrere Umstände zusammen wirken, da man oft von einer Leidenschaft befangen ist, da man oft zur Prüfung nicht Zeit hat und oft die nöthige Verstandesbildung und Entwicklung nicht besitzt. Diese Umstände hat man im Laufe der Zeiten betrachtet und hat sich die Fragen gestellt: ist Dieses und Jenes ein Recht, und wie ist es aus dem obersten Rechtssatze herzuleiten? Man hat sich die Arbeit des Erkennens der einzelnen Rechte erleichtert, indem man bei bequemer Zeit die Fragen erörterte, um in der Zeit der Nothdurft die Antwort zur Hand zu haben. Die Wissenschaft des Rechtes hat bloß

zur Aufgabe, die einzelnen erheblichen Rechte, die der Mensch in seinem Gange zur Vervollkommnung braucht, aus dem allgemeinen menschlichen Rechtssatze abzuleiten. In dem allgemeinen Rechtssatze liegen alle einzelnen Rechte, die Wissenschaft hebt sie nur heraus und bringt sie zur Anschauung. Ja in jedem Menschen, selbst in dem rohesten, liegt das ganze Rechtsgesetz mit allen Rechten eingepflanzt: er kann das Ding nur nicht sagen, er kann es sich nicht zur Deutlichkeit bringen, er verwechselt und verwirrt es in der Anwendung oder setzt es in der Hitze der Gefühle gar außer Augen. Die Wissenschaft aber sagt es, sie bringt es zur größeren Deutlichkeit und entwickelt es in den einzelnen Theilen, daß man im Augenblicke der Anwendung den Satz schon fertig vor sich habe.

Wir wollen die Darstellung in den folgenden Aufsätzen versuchen.

Persönliche Rechte.

Das erste Recht, welches aus dem allgemeinen Rechtsgesetze fließt, ist das Recht auf die eigene Person, Das heißt das Recht, vermöge welchem jeder Mensch beliebig über seine eigene Person verfügen darf. Die Ableitung aus dem allgemeinen Rechtsgesetze liegt nahe. Soll jeder Mensch den höchsten Zweck der Vervollkommnung mittelst seines freien Willens anstreben, und darf ihn hierin Niemand hindern, so muß er eben seinen freien Willen auf seine eigene Person anwenden dürfen, um sie dem Zwecke der Vervollkommnung entgegen zu führen. Ob der Mensch gut oder schlecht über seine Person verfügt, ob er dumm oder verständig wird, ob er sich ausbildet oder nicht, ob er seine Gesundheit pflegt oder nicht, Das liegt außer dem Rechtsgesetze, Das geht rechtlich einen Andern nichts an, Das hat er vor Gott und seinem Gewissen zu verantworten, mit freiem Willen soll er seinen Geist und seinen Körper zu größter Vollkommenheit führen, und der freie Wille hierin darf ihm nicht benommen werden. Es versteht sich von selber, daß es Lagen und Ursachen geben wird, wo man nicht sein ganzes Verfügungsrecht über seine Person hat, ja wo man sogar mit seiner Person einem Andern etwas leisten muß. Wir werden später, namentlich bei den Verträgen, davon sprechen. Das Rechtsgesetz bezüglich des persönlichen Rechtes

spricht sich so aus: Enthalte dich jeder äußeren Einwirkung auf die Person eines Andern. Jede solche Einwirkung ist eine Rechtsverletzung und darf mit Zwang abgehalten werden. Unter welchen Umständen man aber doch auf die Person eines Andern einwirken darf, werden wir gleichfalls später, und zwar wieder hauptsächlich bei den Verträgen erörtern.

Da wir uns nun jeder äußeren Einwirkung auf eine Person enthalten müssen, so entsteht offenbar die Frage: Wer ist denn unter allen Dingen auf Erden eine Person? Wir haben oben schon gesagt, daß eine Person ein Wesen ist, welches einen freien Willen hat und mittelst desselben der höchsten Vollkommenheit zustreben soll. Also sind nur Menschen Personen. Alles unterhalb des Menschen ist ein Ding oder eine Sache, gegen die kein Recht verletzt wird, wenn man beliebig über sie verfügt. Aber ist der Mensch zu jeder Zeit eine Person, und woran erkennt man die Persönlichkeit? Nicht zu jeder Zeit ist der Mensch eine Person; denn nicht immer hat er seinen freien Willen. Kinder haben bis in ein gewisses Alter keinen menschlichen Willen, sondern mehr ein thierisches Begehren. Wahnsinnige, Fieberkranke, von ihren Affekten, z. B. vom Zorne Ueberwältigte haben keinen freien Willen. Darf man also gegen diese beliebig verfahren, weil sie in einer gewissen Zeit keine Person sind? Nein; denn sie können aus ihrem Zustande heraus kommen, dann sind sie eine Person, und durch manche Verfügungen über sie hätte man ihnen diese künftige Persönlichkeit genommen. Wohl aber verletzt man kein Recht, wenn man über solche Menschen im Zustande ihrer Unpersönlichkeit so verfügt, daß nichts von ihrer künftigen Persönlichkeit aufgehoben wird, ja daß man sie oft gerade dadurch herbei führt, wie solche Menschen selber

handeln würden, wenn sie in dem Augenblicke eine Vernunft hätten. Kinder erzieht man, Fieberkranken gibt man Arznei und Pflege, ja man muß sie oft binden, Wahnsinnige unterwirft man einer Heilart, ja man überwacht sie und sperrt sie oft ein. Ist so ein Mensch zu seiner Persönlichkeit gelangt, so kann er nicht sagen, daß man damals ein Recht an ihm verletzt hat; denn er war damals keine Person, und von seiner jetzigen Persönlichkeit ist ihm durch das damalige Verfahren nichts genommen worden. Es ist hiebei sehr schwer, wie weit man gehen müsse, da jedes Zuweit eine Rechtsverletzung, jedes Zuwenig leicht ein Unglück werden kann. Z. B. Kinder in der Strafe zu Krüppeln machen, wäre eine Rechtsverletzung, ihnen Alles ohne Strafe hingehen lassen, ein Unglück. Als Regel gilt: Gerade so viel thun, als zum Zwecke ausreicht. Rath und Beihilfe von Sachverständigen wird in solchen Fällen ohnedem immer eingeholt.

Woran man erkennt, daß ein Wesen eine Person ist, ist leicht zu ermitteln. Da nur Menschen Personen sind, so muß uns Alles als Person gelten, was ein menschliches Ansehen hat, wie häßlich oder verstümmelt es auch sei. Die Frage könnte nur bei neugebornen Kindern zweifelhaft sein, wenn nämlich etwas zur Welt käme, bei dem man keine menschliche Gestalt entdecken könnte. In diesem Falle tritt die Entscheidung meistens bald ein. Ist das Ding lebensfähig und lebt es, so werden sich bald menschliche Zeichen zeigen; denn es ist eine Fabel, daß von Menschen etwas Anderes, als Menschliches, geboren werden kann; ist es nicht lebensfähig, so ist ohnedem von einer Person keine Rede. Gewöhnlich sind Mißgeburten, wenn sie leben, blödsinnig, aber auch Andere, die eben nicht Mißgeburten sind, können blödsinnig sein (Troddeln, Kretins); darf man diese als Sachen behandeln? Nein; denn kein Mensch kann

wissen, ob sie nicht geheilt und daher vernünftig werden können *).

Ueber die einzelnen persönlichen Rechte nächstens.

*) In vielen Theilen Europas, besonders in der Schweiz, geben sich ausgezeichnete Menschenfreunde mit Erfolg mit der Heilung des Kretinismus ab. [Anmerkung Stifters.]

Die einzelnen Personenrechte.

Es wird sehr leicht sein, aus dem allgemeinen Personenrechte die einzelnen abzuleiten; denn wenn jeder Mensch das Recht hat, über seine eigene Person zu verfügen, so liegen in diesem Rechte alle Rechte über die einzelnen Bestandtheile und Wirkungsweisen der Person. Die Personenrechte sind daher unzählige, so wie es unzählige Wirkungsweisen des Menschen gibt. Wir wollen hier Beispiels halber nur die wesentlichsten derselben aufzählen.

Der Mensch hat das Recht über seinen Geist, er hat das Recht, ihn beliebig zu entwickeln, auszubilden und der Vollkommenheit entgegen zu führen. Er hat also das Recht, sich Wissenschaften zu erwerben, sich in der Kunst zu versuchen, seine Sittlichkeit zu entwickeln und seine religiösen Gefühle zu beleben. Da er aber für die Verwendung seines Geistes nur sich und Gott verantwortlich ist, so hat er auch das Recht, unwissend zu bleiben, unentwickelt und verwahrlos't; er begeht dadurch keine Rechtsverletzung gegen Andere, obwohl eine schwere Sünde, vielleicht die schwerste, gegen sich selber. Rechtsverletzungen gegen den Geist des Andern können nicht leicht vorkommen, da man auf den Geist nicht unmittelbar äußerlich einwirken kann, sondern nur mittelbar mittelst des Körpers, daher diese Rechtsverletzungen zunächst Rechtsverletzungen des Körpers und erst entfernt Rechtsverletzungen des Geistes sind. Wir werden sie bei den Rechtsverletzungen des Körpers behandeln.

Einer Art, wie man unmittelbar auf den Geist des Andern einwirken, also eine Rechtsverletzung herbei führen könnte, müssen wir hier erwähnen, nämlich der Sprache. Durch die Sprache wirken wir auf den Geist und können ihn veredeln oder verderben. Ist durch die Sprache eine Rechtsverletzung des Geistes eines Andern möglich? So lange man die Wahrheit spricht, in Wissenschaft, Nachrichten oder wie immer, kann man keine Rechtsverletzung begehen; denn wenn auch der Geist eines Andern in Folge von erhaltenen Mittheilungen Schaden leidet, so geschieht Dieß nicht, weil man zu ihm gesprochen hat, sondern weil die Verhältnisse so sind, wie man gesagt hat, und ihm dieses Wissen einen Schaden zufügt. Anders ist es, wenn man die Unwahrheit sagt und so auf den Geist des Andern einwirkt. Die Frage stellt sich also: *ist die Lüge rechtswidrig?* Die Frage ist wichtig, weil es bei allen Verträgen fast einzig auf Rede und Gegenrede ankommt, also Lüge oder Wahrheit unterlaufen kann und daher den Vertrag zu einem solchen oder einem andern oder gar keinen macht. Eine Lüge ist die absichtliche Darlegung der Unwahrheit. Absichtlich muß es sein, weil es sonst keine Lüge, sondern ein Irrthum ist, und Darlegung der Unwahrheit muß es sein, weil es sonst keine Lüge ist. Obwohl wir nun sagen müssen, daß jede Lüge unmoralisch ist und den Menschen entwürdigt, so können wir nicht sagen, daß jede Lüge zugleich rechtswidrig ist. Erstens ist jene Lüge nicht rechtswidrig, die der Lügner dem Andern nicht wirkend übergibt, sondern Dieser sich nimmt. Z. B. Zwei sind übereingekommen, das Wasser immer Wein zu nennen (aus Scherz oder wie immer); Einer trägt einen Eimer Wasser, der Andere fragt, was er trage, der Erste antwortet: „Wein, ich werde ihn auf meine Kohlpflanzen gießen, Diese gedeihen trefflich davon.“ Dieß hört ein Dritter, gießt Wein auf seine Kohlpflanzen und verdirbt

sie. Hat der Redner eine Rechtsverletzung begangen? Nein; denn er war bei der Antwort in seinem Rechte, und es kann hier von keiner Einwirkung die Rede sein, da der Redner gegen den Dritten gar nicht handelte, sondern nur gegen seinen Mitverabredeten, und den Dritten nichts anging, was die Zwei mit einander haben. Zweitens ist die Lüge nicht rechtswidrig, wenn daraus nicht nothwendig das Handeln eines Andern folgt; denn jede Rechtsverletzung besteht in einer äußeren Einwirkung auf einen Andern, die Lüge allein aber wirkt noch nicht ein, wenn sie der Andere nicht glaubt und darnach handelt. Z. B. Ein Neuigkeitskrämer erzählt, daß unzählige Russen als Hilfstruppen um Wien stehen, er lügt aber; ein Zweiter glaubt es, führt Lebensmittel nach Wien und hat großen Schaden. War die Lüge eine Rechtsverletzung? Nein; denn es folgte nicht nothwendig aus ihr, daß der Andere werde Lebensmittel nach Wien führen. Es ist also hier die Einwirkung nicht als äußerliche von dem Lügner ausgegangen, sondern der Andere hat sie erst dazu gemacht. *Nur wenn aus der Lüge nothwendig eine Handlung folgt, die schadet, so ist die Lüge eine Rechtsverletzung*; denn da ist sie eine äußerliche Einwirkung, weil sie die Handlung bewußt erzeugte. Z. B. Hätte der obige Spekulant zum Lügner gesagt: „ich verlasse mich auf deine Nachricht, ich schicke Lebensmittel nach Wien", und Jener wäre bei seiner Aussage verharrt, so wäre er ein Rechtsverletzer gewesen und hätte müssen Schadenersatz leisten. So aber ist er bloß ein verächtlicher Mensch. Ein anderes Beispiel. Ich kaufe eine Kette, der Besitzer sagt, sie sei Gold, und lügt; ich kaufe sie als Gold und zahle sie. Hier ist der Verkäufer Rechtsverletzer, weil er durch die Lüge nothwendig eine Handlung erzeugte, die mich beschädigte. Nur also *wenn die Lüge gleich*

einer äußeren rechtsverletzenden Einwirkung ist, d. h. wenn sie erkennbar nothwendig eine verletzende Handlung hervorruft, ist sie widerrechtlich, sonst, wenn sie auch schadet, ist sie bloß unsittlich und vor dem Gewissen zu verantworten. Wir werden sehen, daß sich die ganze Lehre der Verträge hierauf gründet.

Von den Personenrechten über den Körper nächstens.

Rechte über den Körper.

Obwohl eigentlich nur der Geist den Menschen zum Menschen macht, obwohl nur der Geist ein höchstes Ziel hat und der stetigen Vervollkommnung fähig ist, also darum Rechte hat: so ist doch der Körper wenigstens hier auf Erden das vorzüglichste Werkzeug des Geistes; denn der Geist vermag nur durch den Körper auf die Welt und auf die Mitmenschen zu wirken und auf sich einwirken zu lassen. Wenn daher der Körper mit dem Geiste, der zu seiner Vervollkommnung das Recht bedarf, zu einem Ganzen verbunden ist, so ist kein Zweifel, daß dem Geiste die Verfügung über seinen Körper zur Erreichung seiner höchsten Zwecke zusteht, und daß kein Mensch den andern im Gebrauche seines Körpers hindern darf. Wenn uns daher Niemand im Gebrauche des Körpers hindern darf, so haben wir so viele Rechte über unsern Körper, als wir mit ihm nur immer Handlungen vorzunehmen belieben. Wir haben also das Recht, den Körper zu nähren, zu kleiden, zu pflegen, ihn zum Gehen, zum Stehen, zum Arbeiten zu benützen, ihm Erholung und Vergnügen zu gewähren und ihn so lange zu erhalten, als es nur immer die Gesetze der Sterblichkeit gestatten. Gebrauchen wir den Körper zu thörichten oder unsittlichen Dingen, so sind wir zwar im Rechte, aber wir sind unserem Gewissen und Gott verantwortlich.

Bei dem Rechte auf den Gebrauch des Körpers versteht sich von selber, daß dieser Gebrauch nicht gegen die

Rechte eines Andern gerichtet sein darf. Ich habe z. B. das Recht, mit meinem Arme überall hin zu schlagen, gewiß aber nicht auf den Körper eines Andern.

Die Rechtsverletzungen gegen den Körper sind Jedermann bekannt, sie zeigen sich dem unwissendsten Menschen als Rechtsverletzungen auf und gehören zu den größten Verbrechen, die es zwischen Menschen geben kann. Sie laufen auf zwei Klassen hinaus: auf Zwang und Verletzung. Zum Zwange gehört jeder Gewaltgebrauch des Körpers eines Andern, als: Gefängniß, d. h. Festhaltung des Menschen in einem Raume gegen seinen Willen; Fesselung, d. h. Hemmung der Bewegung einzelner Körpertheile durch Bande; Entführung, d. h. gewaltsame Entfernung eines Menschen von seinem Aufenthaltsorte, und mehreres Andere. Zur Verletzung gehört Alles, was den Körper aus seinem Gesundheitszustande reißt, als: Verwundung, d. h. Trennung des Zusammenhanges der Gefäße; Verstümmlung, d. h. Abtrennung einzelner Theile von dem Körper; Todtschlag, d. h. feindselige Behandlung eines Menschen, wodurch sein Tod erfolgt; Mord, d. h. absichtliche Behandlung eines Menschen zum Zwecke, daß sein Tod erfolge, und mehreres Andere.

In wie ferne wir doch ein Recht erlangen können, auf den Körper eines Andern einzuwirken, werden wir in der Lehre der Durchsetzung der Rechte, des Schadenersatzes, der Strafe, der Nothwehr, der Verträge anführen.

Bei dieser Gelegenheit wirft sich auch die Frage auf: Ist der Selbstmord widerrechtlich? Wir setzen hier einen Menschen voraus, der so unabhängig ist, daß er durch seinen Tod keine Schuldigkeit verletzt, die er gegen einen Andern haben könnte. Wenn ein solcher sich tödtet, so wirkt er auf Niemand andern ein, begeht also keine Rechts-

verletzung. Eine so schauerliche, das Herz des Menschen betrübende Thatsache auch ein Selbstmord ist, so ist er doch keine Rechtsverletzung. Wenn andere Schuldigkeiten durch ihn gebrochen werden, so ist dieser Bruch eine Rechtsverletzung, nicht der Selbstmord an sich allein. Hier entsteht nun die weitere Frage: Darf man sich also einem versuchten Selbstmorde nicht widersetzen? Hierauf antworten wir: Der Selbstmord ist ein solcher sittlicher Frevel, er hebt alle Bedingung zur weiteren Vervollkommnung auf, also auch alle Rechte, daß man es nicht eine Rechtsverletzung nennen kann, wenn wir uns einem Selbstmörder widersetzen; im Gegentheile, wir geben ihm alle Rechte, die er eben wegwerfen wollte, wieder zurück. Wir können also einen Selbstmörder als Einen betrachten, der etwas unternimmt, wozu ihm die Vernunft nie die Einwilligung geben kann, er ist daher des freien Gebrauches seiner Vernunft beraubt und darf so behandelt werden, wie Wahnsinnige oder Fieberkranke, die auch für eine Zeit keine Personen sind, die man aber so behandelt, daß sie ihre Persönlichkeit wieder erlangen können. Man widersetzt sich also einem Selbstmörder, man heilt den Zustand seines Geistes und behandelt ihn so, wie er sich selbst behandeln würde, wenn er den Gebrauch seiner Vernunft hätte.

Es wird auch in der Lehre der körperlichen Rechte gerne die Schulfrage aufgeworfen: Darf ich einen Andern tödten, um mein Leben zu erhalten? Gewöhnlich wählt man das Beispiel, daß ihrer Zwei nach einem Schiffbruche ein Bret erreichen, das nur Einen zu tragen im Stande ist. Darf nun Einer seinen Nachbar hinabstoßen, um sich zu retten? In der Wirklichkeit wird wahrscheinlich ein Kampf entstehen, und der Stärkere wird den Schwächeren in das Wasser drängen; aber wer behauptet, er habe dazu das Recht, Der hat überhaupt keine Vorstellung über das Wesen

der Rechte. Wenn ich auf einen Andern nicht einwirken darf, so gibt mir der Umstand, daß es mir nützt, auch kein Recht, daß ich einwirke.

Wenn der Arzt auf den Körper eines Menschen einwirkt, so geschieht Dieß nur, weil er gerufen und mit der Behandlung beauftragt wird. Es ist daher genau so viel, als ob der Mensch selber auf sich einwirkte. Wo der Arzt von selber einschreitet, wie z. B. bei Scheintodten, Ohnmächtigen, da ist es, wie in dem Falle der Wahnsinnigen und Fieberkranken: man hat ein Wesen vor sich, das in dem Augenblicke keine Person ist, und das man der Persönlichkeit wieder zuzuführen bemüht ist; man verletzt also kein Recht.

[Dr. Alois Fischer, der Statthalter von Oesterreich ob der Enns.]

Vom Inn, 27. Januar. Unter den Männern, welche bei der Neugestaltung Oesterreichs theils aus dem Reichstage, theils aus andern Kreisen zu hoher Wirksamkeit und zu wichtigen Aemtern gelangt sind, befindet sich auch Dr. Alois Fischer, früher Advokat in Salzburg, jetzt Statthalter des Kronlands Oesterreich ob der Enns. Es dürfte Ihnen wohl nicht von Unwichtigkeit sein, etwas von seinem frühern Leben zu erfahren, namentlich da eine solche Umwandlung bei uns noch nicht so häufig ist und wenigstens in unsern Sitten nicht unbedeutendes Aufsehen gemacht hat. Fischer ist in Landeck, einem großen Dorfe im tirolischen Oberinnthale, geboren. Die Bewohner der sogenannten „drei oberen Gerichte" Landeck, Laudeck und Pfunds thaten sich von jeher durch Gemeinsinn, Vaterlandsliebe und Treue gegen das Kaiserhaus hervor. Schon zu „Herzog Friedls" Zeiten spielte Landeck eine Hauptrolle, aber seinen größten Glanz erlangte es durch die Geschichte von 1703. Hormayr nennt Landeck das Uri von Tirol. Mehrmals kömmt auch der Namen Fischer aus frühern Zeiten vor. Noch lebt ein Oheim Dr. Fischers in hohem Greisenalter, der im Jahr 1809 sich sehr bethätigte und deßhalb in den Adelsstand erhoben wurde, mit dem Prädikate „von Erlau", weil er mit seinen Gesinnungsgenossen gleich den Männern vom Rütli in einer Au von Erlen

seine Zusammenkünfte gehalten hatte. Der Vater Fischers war kaiserlicher Salzfactor in Landeck und gräflich Wolkensteinischer Herrschaftspfleger zu Wiesberg. Er starb aber schon, als der Sohn noch ein Knabe war. Seine ersten Studien machte Fischer zu Chur in Graubündten, weil sein Stiefoheim dort Bischof ist, und setzte sie dann in Innsbruck, Graz und Wien fort. Im zweiten Jahre der Rechte ging er im Winter nach Hause, um die Kanzlei seines eben verstorbenen Stiefvaters, eines Advokaten, zu ordnen. Dieser Vorfall hatte aber für ihn unangenehme Folgen. Als er Wien verlassen wollte, gaben ihm seine Freunde ein Abschiedsmahl, zu dem die damalige Polizei einen ihrer Vertrauten schickte. Da diesen Niemand kannte, und er auf die höfliche Bitte, sich zu entfernen, nicht Folge leistete, wurde er von einem Studirenden vor die Thüre gebracht. Die Folge war, daß am andern Tage beinahe alle Theilnehmer an dem Mahle verhaftet, verhört, und die Ausländer ausgewiesen wurden. Fischer wurde bei seiner Ankunft in der Heimath verhaftet und von dem damaligen Kreishauptmann zu Imst in Untersuchung gezogen. Die Sache hatte kein Resultat, und obwohl man nachträglich noch in die Jahre hinein forschte, so kam nichts Verfängliches zum Vorschein. Für Fischer war der Vorgang insofern empfindlich, als ihm der Studiendirector in Innsbruck die Fortsetzung der Studien nicht gestattete, wodurch er drei volle Jahre verlor. Es gelang ihm später, durch Verwendung eines einflußreichen Mannes die Erlaubniß zu erhalten, die Prüfung der letzten drei Rechtsjahre in beliebigen Zeitfristen abzulegen. Fischer nahm sich der Sache so an, daß er sämmtliche Prüfungen im Laufe eines Jahres vollendete. Er ging dann nach Pavia, um zu promoviren. Später erhielt er eine Advokatenbefugniß in Salzburg, wo er ein sehr ausgedehntes Ge-

schäft errichtete und ungefähr von dem Jahre 1830 bis 1848 fortführte. Als der März des letztgenannten Jahres die Umwälzung in Oesterreich hervorbrachte, und wie natürlich die Augen der Menschen nach Männern suchten, die sie in dieser Zeit vertreten könnten, lenkte sich das Vertrauen seiner Mitbürger auf Dr. Fischer. Die Stadt Salzburg gab ihm das Ehrenbürgerrecht und ordnete ihn mit drei andern Deputierten nach Wien ab, um bei dem Ministerium die parlamentarische und administrative Selbstständigkeit des Landes anzubahnen. Von dort zurückgekehrt, arbeitete er die Grundzüge der Landesverfassung aus und bewirkte einen Zusammentritt der Landesvertreter, damit sie berathen und dem Ministerium zur Genehmigung vorgelegt würden. Als in Folge des 15. Mai der Kaiser Ferdinand Wien verließ, durch Salzburg kam, und man nicht wußte, was denn eigentlich vorgegangen sei, ja aus den Aeußerungen der Begleiter des Kaisers entnommen wurde, daß die revolutionäre Parthei in Wien vielleicht schon eine provisorische Regierung eingesetzt habe, machte Dr. Fischer den Linzer Deputierten, die dem Kaiser nachgereis't waren, um ihm Linz als Aufenthaltsort anzubieten, den Vorschlag, einen Zusammentritt der deutschen Provinzen in Linz auszuschreiben. Der Vorschlag wurde angenommen und beurkundet. Er rief mehrere Salzburger Bürger herbei, damit auch sie die Schrift unterzeichneten. In einer am selben Vormittag abgehaltenen Versammlung der Bewohner Salzburgs wurde der Vorschlag zum Beschlusse erhoben und zugleich weiter beschlossen, eine Deputation nach Kärnthen und eine nach Innsbruck abzuordnen, der Stadt Linz aber zu überlassen, sich mit Steiermark in's Einvernehmen zu setzen. Einem Brief, den er damals nach Tirol geschrieben hat, entnehmen wir die Aeußerung, daß es ihn empöre, daß sich die Provinzen

immer nur Das gefallen lassen sollen, was man in Wien will: „Die Millionen wohnen in den Provinzen, nicht in Wien." Da inzwischen beruhigendere Nachrichten aus Wien einliefen, und der Reichstag in Aussicht stand, hatte der Beschluß, obgleich die Deputationen abgereis't waren, keine weiteren Folgen. Im Junius wurde Fischer von dem Lande Salzburg zum Vertreter gewählt. Gleiche Ehre war ihm von der Stadt zugedacht. In den ersten Wochen seines Wiener Aufenthalts wurde er von dem damaligen Minister Doblhoff in das Büreau des Innern berufen. Im August beauftragte ihn Doblhoff mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Tirols, Fischer lehnte es ab und trat dafür bloß eine Reise nach Tirol an, um sich von dem Zustand des Landes zu überzeugen und dem Minister zu berichten. Damals war gerade die Spaltung zwischen Nord- und Südtirol am weitesten gediehen. Die Reise Fischers wurde ihrer Zeit viel in den öffentlichen Blättern besprochen. Er wurde von beiden Partheien mit Mißtrauen empfangen, er erklärte ihnen den Zweck seiner Sendung, und es gelang ihm größtentheils, das Vertrauen zu gewinnen. Er schlug als Landeschef Tirols den Grafen Bissingen vor als einen Mann, „der das Land kennt und liebt, viele Bildung besitzt und das Herz auf dem rechten Fleck hat". Erst in Kremsier sah Fischer Doblhoff wieder, da inzwischen die Octoberereignisse eingetreten waren und alle Verhältnisse umgeändert hatten. Als nach der Ankunft Kaiser Ferdinands in Olmütz ein Manifest (vom 15. October) erschien, an die Landleute gerichtet, worin ihnen die Entlastung von Grund und Boden versichert wurde, von Weiterem aber keine Rede war, begab sich Fischer, der gerade mit einer Reichstagsdeputation in Olmütz anwesend war, mit andern Deputierten zu Wessenberg und stellte vor, daß das Manifest geeignet sei, die größte Aufregung

in den Provinzen hervorzurufen. Hierauf erschien das Manifest vom 19. October an alle Völker des Reichs mit Versicherung der Aufrechterhaltung aller gewährten Rechte und Freiheiten. Beim Eintritt des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion gab Fischer sein Amt, als nur vom abgetretenen Ministerium in's Vertrauen berufen, zurück, Stadion nahm aber die Entlassung nicht an. Im December wurde Fischer als Landeschef nach Oberösterreich gesendet, und vor wenigen Wochen wurde diese provisorische Würde in die definitive eines Statthalters verwandelt. In Salzburg steht Fischer in gutem Angedenken, er wird als thätiger und redlicher Rechtsfreund geschildert, man verdankt ihm nebst dem Ministerialrath von Lasser die dem Lande gewordene Selbstständigkeit, man verdankt ihm die Forstregulierungscommission und die Herabsetzung des hohen Zinsfußes der auf den Besitzungen der Gebirgsbewohner haftenden Stiftungskapitalien. Er soll sich für Wiedererlangung der eigenen Berg- und Salinendirection und für eine eigene Forstschule im Lande sehr thätig verwendet haben*). Als Privatmann ist Fischer ein Mann von freundlichen, wohlwollenden Sitten und von sehr gutem Herzen. Er mag ungefähr in den ersten fünfziger Jahren stehen.

*) Letztere ist vom Ministerium bereits beschlossen worden. A. d. E.

[Ansprache bei Eröffnung der Unterrealschule in Linz.]

Hochansehnliche Versammlung!

Der Aufforderung des Herrn Statthalters gemäß erlaube ich mir mit kurzen Worten die Wesenheit und den Zweck der Schule, die hier eröffnet worden ist, zu schildern. Seit Jahren hat sich der Gang menschlicher Bildung in zwei hauptsächliche Richtungen gespaltet: entweder in Erlernung und Uebung alles Dessen, was der Mensch als Mensch braucht, Veredelung des Herzens, Klärung der Vorstellungen, Erweiterung des Verstandes: humanistische, menschliche Studien; oder in Erlernung und Uebung der Dinge, die man zu bestimmten irdischen Zwecken braucht: realistische Studien, Sachstudien. In neuester Zeit bei Ausdehnung des Handels und Verkehres haben Letztere eine immer größere Bedeutung gewonnen, eine Bedeutung, die sie in vergangener Zeit nicht gehabt hatten, ja es ist sogar ein Streit entbrannt, ob nicht das Humane gänzlich beseitigt, und nur das Reale gelernt werden solle. Competente Richter haben sich für die Beibehaltung beider Richtungen erklärt, und ich glaube, mit Recht, weil der Mensch als solcher das Menschliche braucht, und weil er, als einem bestimmten Stande angehörig, das nöthige Sachliche wissen muß; nur darin ist ein Unterschied, welche von den beiden Richtungen in einem gegebenen Falle die vorherrschende sein soll. Wer mit Leitung menschlicher

Angelegenheiten in größerem Maßstabe betraut werden soll, wer wissenschaftlich tief gehende Betrachtungen anzustellen hat, wer mit den Dingen der heiligen Religion umgehen soll, Der braucht umfassendere, vorherrschend humanistische Vorbildungen, weil er ja in den allgemeinsten menschlichen Verhältnissen zu wirken bestimmt ist: der Staatsmann, der Arzt, der Priester. Für sie ist seit Jahren das Gymnasium. Wer sein Hauptaugenmerk auf Erzeugung und den Betrieb bestimmter, stofflich nothwendiger Dinge richtet, der braucht zwar auch menschliche Bildung, weil sie kein Mensch entbehren kann; er braucht sie aber nicht in den weitesten Kreisen, sondern in den seinem Stande angehörigen, er braucht jedoch vorherrschende sachliche Kenntnisse, die ihn in so kurzer Zeit als möglich zu seinem künftigen Geschäfte desto tauglicher machen, und dazu sind Sachschulen, Realschulen errichtet worden. Es bestanden schon früher als Fortsetzung der Volksschulen die vierten Klassen mit 2 Jahrgängen, in denen die Geschäftsleute in Sachfächern für ihren künftigen Stand vorbereitet wurden; es bestanden die polytechnischen Anstalten, in denen die Sachwissenschaften in höchster Vollendung gelehrt wurden; aber für Die, welche weiter gehen wollten, als durch die 4. Klasse, aber doch nicht die umfangreiche Ausbildung des Polytechnikums brauchten oder erschwingen konnten, waren nur an einigen Hauptpunkten der Monarchie mittlere Sach- oder Realschulen vorhanden, die aber mehr Vorschulen für das Polytechnikum waren; jetzt hat man angefangen, sie an allen Punkten der Monarchie zu errichten, wo es nöthig schien, um den Bedürfnissen sämmtlicher Bewohner des Kaiserstaates zu genügen, und auch unsere Kronlands-Hauptstadt Linz hat der günstige Fall getroffen, schon in den Anfang solcher Schulgründungen einbezogen zu werden. So eben ist diese Schule in den

nur einstweilig hergestellten Räumen eröffnet worden. In ihr sollen alle Gewerbs- und Geschäftsleute, die nicht eine vorzugsweise wissenschaftliche Bildung bedürfen, alles Das erlernen, was als Grundlage zu allen Geschäften angesehen werden kann, und sie sollen jene allgemeine menschliche Bildung sich aneignen, die Niemand entbehren kann, der nicht zu den untersten Ständen des Landes gehören will. Die Schüler erhalten Unterricht in den Lehren der heiligen Religion, sie treiben deutsche Sprache nebst Lesung ausgewählter Schriftstücke zur Bildung des Herzens und Geschmackes, aber auch zur Gewinnung derjenigen Festigkeit des Gedankenausdruckes und der Geschäftsstilisierung, die sie in ihrer Zukunft nöthig haben, und Dieß ist der humanistische Antheil.

Statt der zweiten Kronlandssprache, die in unserem Kronlande nicht besteht, ist die italienische bestimmt worden, und der bei Weitem größte Theil der Schüler hat sich bereits für dieselbe einzeichnen lassen. Es wird ihnen das Nothwendige über Handels- und Wechselding beigebracht, über Zölle und Staatsmonopole, so wie die hieher einschlägigen Rechnungsarten; sie erhalten Unterricht in der Naturgeschichte aller drei Reiche als Grundlage zur Kenntniß der Verkehrsgegenstände; sie lernen in der Naturlehre die Gesetze der uns täglich umgebenden Erscheinungen kennen, und lernen diese Gesetze auf Industrie, Gewerbe und Verkehr anwenden; sie lernen in der Erdbeschreibung und Geschichte die Erde nebst ihren Bewohnern und vorzüglichsten Produkten kennen, so wie die wesentlichsten Geschicke des menschlichen Geschlechtes, Beides in vorzüglicher Rücksicht auf unser besonderes Vaterland; sie lernen Chemie, diese merkwürdige Wissenschaft, die in unseren Tagen einen Aufschwung genommen hat, wie in allen früheren Jahrhunderten nicht, und die fast in jedes Geschäft und Gewerbe eingreift; sie erfahren das Wesentlichste der Bau-

kunst zur Orientierung und Einsicht bei zukünftigem Bedürfnisse; sie lernen Meßkunst in Verbindung mit dem in selbe einschlagenden Zeichnen; sie lernen endlich Zeichnen, und zwar Maschinenzeichnen, Ornamentenzeichnen, Bauzeichnen und freies Handzeichnen, und werden im Schönschreiben geübt. In allen diesen Dingen wird vorzugsweise der künftige Gebrauch vor Augen gehalten, und daher, so weit es nur immer möglich ist, Alles praktisch betrieben, wie es der denkende, vorwärtsschreitende, ein größeres Ziel vor Augen habende Geschäftsmann bedarf. Außer diesem Hauptzwecke hat aber auch die Schule den Nebenzweck, Vorbereitung für die Oberrealschule und das Polytechnikum zu sein, so daß sie als erste Stufe betrachtet werden kann zu jener höheren Gewerbs- und Handelsfähigkeit, mithin zu Kraft und Macht, in welcher manches Volk, alter und neuer Zeit, vorgeleuchtet hat, und deren Oesterreich so fähig, als würdig ist. Wir dürfen uns bei den gewonnenen Lehrkräften der Hoffnung hingeben, daß der Zweck der Schule erreicht werden, und daß sie bei gewonnener Uebung an Tüchtigkeit und Glanz immer fortschreiten wird. An Ihnen, meine Herren Lehrer, wird es sein, die Ueberzeugung der Behörden, denen die Documente Ihrer wissenschaftlichen Befähigung bei den Competenzgesuchen vorgelegen sind, auch vor den gesammten Bewohnern des Landes zu rechtfertigen. Ich erwarte mit Gewißheit den Augenblick und freue mich darauf. Ich wiederhole den Dank, den der Herr Statthalter ausgesprochen hat, an die Gemeinde von Linz, an die Herren Stände Oberösterreichs und an Se. Majestät, unseren glorreichsten Kaiser, der mit landesväterlicher Vorsorge diese Anstalten im ganzen Reiche einzurichten befohlen hat. Zum Schlusse wende ich mich an den Höchsten aller Herren, zu Gott, und bitte um seinen Segen zum Gedeihen und Fortkommen der neugegründeten Anstalt.

Einleitende Worte

[für die Monatsschrift „Die deutsche Volksschule"].

Zum Beginne eines neuen Unternehmens, wodurch alle Freunde der Volksschule unseres Kronlandes zum Austausche ihrer Gedanken und Meinungen verbunden werden sollen, und dem wir jeden Segen und jedes Gedeihen wünschen, und auf den Wunsch der Redaction sei es mir gegönnt, einige einleitende Worte zu sprechen. Es haben wohl zu allen Zeiten edle Männer und Kinderfreunde über die Volksschule gesprochen und haben sich derselben im Stillen und ohne Anspruch zugewendet, aber in neuerer Zeit ist eine wahrhafte Fluth von Reden und Schriften über die Volksschule herein gebrochen, Manche haben plötzlich, was die Nachdenkenden wohl längst wußten, die Wichtigkeit derselben entdeckt, haben Vorschläge über Vorschläge zu ihrer Verbesserung ergehen lassen und hätten sie, wenn menschliche Verhältnisse nicht mächtiger, als menschliche Phantasien, wären, zu Tode verbessert, wie Staatsmänner, die über Nacht ihren Beruf lernen, den Staat schnell bis zu seinem Untergange vervollkommnen; Andere haben über die Schulen den Stab gebrochen und sie für eitle und nichtsnutze Spielereien erklärt. Die Ersten sagen: „Wir müssen umfassende Schulen anlegen, die gesammte Masse der Menschheit muß gründlich unterrichtet werden, die Wissenschaft darf kein Sondergut mehr sein, alle Menschen müssen auf das Maß der Bildung gehoben werden, auf dem jetzt die

Gebildetsten stehen, dann wird die Welt ihrer Bestimmung zugeführt werden, das Böse wird verschwinden, Arbeitsamkeit, Glück und Wohlstand wird sich verbreiten, und jeder Mensch wird wahrhaft als Gottes Ebenbild leben können." Die Andern sagen: „Was hat die Schule bisher genützt? hat sie die Verbrechen verhindert, hat sie nur den Leichtsinn, die Trägheit, die Arbeitsscheu abgehalten, wodurch die Menschen sich elend und zu Bettlern machen? hat sie die Menschen verständig gemacht, oder sind sie so thöricht, wie immer, und allen Gaukeleien und Verführungen zugänglich, wie zu allen Zeiten? oder hält das in der Schule Gelernte auch nur einige Jahre an, oder ist es vielmehr schon gänzlich vergessen, ehe der Knabe in das Mannesalter tritt? Die wahre Schule ist das Leben selber, und ohne sie bleiben die Menschen fast Thiere, die sich in der Aufregung selber angreifen und vertilgen." Wie so oft, dürfte auch hier, wie mich eine vieljährige Schulerfahrung und der Umgang mit Kindern gelehrt hat, die Wahrheit in der Mitte liegen. Beide Theile haben Recht und Unrecht. Wer Menschen kennt, Der lächelt über den Entwurf, die höchste Bildung allen zu geben und die gesammte Masse der Menschheit zur Vollendung der Einsicht, der Tugend und des Glückes zu führen. Zu diesem Ziele führt Gottes unerforschlicher Rathschluß die vereinigte Menschheit, die vergangenen Jahrtausende der Geschichte und die unzählbaren künftigen Jahrtausende derselben sind die Schule dazu, aber sie sind, um mit Schulmännern zu reden, nur die Anfangsklasse, die oberen Klassen folgen erst im Jenseits nach. Wenn nun auch die Schule die Erreichung des großen Menschheitszweckes nicht allein für sich schon zu verwirklichen vermag, so ist sie in Verbindung mit anderen Kräften des Lebens doch eine mächtige Mithilfe dazu. Sie bringt Kenntnisse, die man im Leben braucht, und die den Verstand

aufhellen und tüchtiger machen, sie bringt Erziehung, die das Herz veredelt und zu Anstand und Sitte leitet, sie ist also ein Wegweiser und ein Führer auf einem Theile des Lebensweges. Aber könnten Das nicht Eltern und Vormünder selber an ihren Kindern und Schutzbefohlenen thun? So wie Jeder für sich innerlich die höchste Religion haben und sie für sich auch äußerlich ausüben kann, dennoch aber der große Verein der Kirche sich gebildet hat, um die Einheit des Lehrbegriffes fest zu halten und Einigkeit des Glaubens zu erzielen; so wie Männer ihre Lebenszeit der Aufgabe der heiligen Religion widmen, um andere gründlich zu belehren und ihnen die Segnungen derselben zu ertheilen, und auf diese Weise eine gemeinschaftliche, erbauende Gottesverehrung erreicht wird, und der Baum des Christenthums in die Jahrtausende hinein grünt und blühet: eben so bildete sich auch eine Anstalt für Lehre von Kenntnissen und für Erziehung zur Sitte, nämlich die Schule. Männer machen es sich zur Lebensaufgabe, sich die Befähigung hiezu zu erwerben, sie widmen sich mit Hingebung dem Berufe des Lehrens, sie setzen sich in Verbindung mit ausgezeichneten Menschen, die Treffliches über Schule und Erziehung gesagt und geschrieben haben, um so an vielen Kindern in Vereinigung, in Einheit und gegenseitiger Erbauung Das zu wirken, was Eltern und Vormünder zu wirken oft nicht die Fähigkeit, oft nicht die Zeit haben. Der Staat, die Ordnungsidee der Menschheit, setzt der Schule sein Siegel auf. Dieß ist die Bestimmung, Dieß die Würde der Schule. Sie ist nach der Kirche das wichtigste Gut. Es stehen ihr große Schwierigkeiten entgegen in dem Leichtsinne und Unverstande der Menschen, in Armuth, in Klima und beschwerlichen Wegen und endlich in der kurzen Zeit, und noch dazu kindischsten Zeit, die viele Menschen nur dem Schulgehen zuwenden können; aber, wenn

alle Umstände klug benützt werden, wenn jene Kenntnisse beigebracht werden, die bei der gegenwärtigen Weltlage Jeder, auch der Niederste bedarf, wenn hierin der Stufengang von Niederem zu Höherem gehörig befolgt wird, wenn auf Zucht, Ordnung und Sitte gesehen wird, dann werden die Früchte der Schule nicht fehlen. Wenn Viele Das vergessen, was sie in der Schule gelernt haben, so werden noch mehrere es sich merken, es benützen und auf der in der Schule angedeuteten Bahn vorwärts gehen; wenn trotz der Schule noch Verbrechen, Laster und Leichtsinn vorhanden sind, so werden sie durch die Schule gewiß vermindert, und wenn die Kirche ihre Segnungen verbreitet, und wenn andere heilbringende Anstalten auch noch mitwirken, so werden wir gewiß im Vereine der Kräfte einen Theil jenes Zieles verwirklichen, zu dem uns Gott in der Zeit und Ewigkeit hinführt. Lasset uns daher freudig Hand anlegen trotz der Hindernisse und Ungunst, die zu überwinden sind, oder die verschwinden werden; es ist ja der schönste Beruf, Kinder, diese Knospen der Menschheit, zu entwickeln. Jeder edle Mensch ist immer auch ein Kinderfreund, und von ihm, der uns überall als ein Muster vorleuchtet, erzählt ja die heilige Geschichte auch, daß er ein Kinderfreund gewesen sei.

Möge dieses Allgemeine über die Schule als Einleitung des obderennsischen Schulblattes nicht zu viel sein, und mögen wir uns auf diesem Raume zu gegenseitiger Belehrung über Einzelnes öfter begegnen, daß wir einerseits immer Höheres anstreben, andrerseits aber über diesem Streben auch das nothwendige Niedrere nicht verabsäumen.

Zum Schlusse bitte ich, daß der Gruß, den ich hiemit allen Lesern dieses Blattes sende, eben so freundlich aufgenommen werde, als er freundlich gegeben ist.

[Patriotische Feier in Linz.]

Linz, 13. März 1853. Als vor zwanzig und mehr Jahren die großen Versuche über Elektricität gemacht wurden, da waren es wenige Männer, die weissagten, daß diese Macht ein großes Beförderungsmittel von Botschaften werden würde; die Andern zweifelten und meinten, daß es nur Gegenstand der Schule sein könne; dennoch steht die Sache heute fertig da: der Mensch hat sich den Blitz dienstbar gemacht, daß er lautlos und friedlich auf dem schmalen Wege eines Drahtes fortläuft und die mitgegebene Nachricht überbringt. Alle furchtbaren Eigenschaften, die die Menschen an ihm sehen, wenn er vom Himmel fährt, hat er, außer der Schnelligkeit, verloren. Diese aber ist größer, als alle Menschen ahnen konnten, und so groß, wie es unser Verstand nicht fassen würde, wenn sie nicht da wäre. Mit ihr durchzuckt er in einem Augenblicke einen Welttheil und erregt an einem Punkte Zeichen, die Das sagen, was man von einem Hunderte von Meilen entfernten Orte aus sagen wollte. So trägt er die Maßregel des Krieges in die entfernten Heerlager, so eilt er dem mit den Flügeln des Dampfes beschwingten Verbrecher vor und macht, daß er weit von dem Orte seiner Unthat ergriffen wird, und so breitet er auch die Segensbotschaften über die Länder aus. Dieß durchdrang mit dem Aufleuchten der Freude unsere Seele, da wir vorgestern Nachmittags an den Mauern unserer Stadt lesen konnten, daß Se. k. k. apostolische Majestät, unser wiedergeschenkter Kaiser, des folgenden Tages um zehn Uhr in die alte, ehrwürdige Stephanskirche

fahren und dort Gott, seinem Retter danken werde. Es gibt keinen einzigen Menschen in dem ganzen weiten Reiche Oesterreich, gut oder böse, hoch oder niedrig, der nicht in diesen Tagen an den Kaiser gedacht, von dem Kaiser gesprochen hätte — diesen Allen kam die Nachricht zu und beglückte die Guten und muß die Bösen, wenn es deren noch gäbe, bekehren. Man mußte denken: Das tragen in diesem Augenblicke die Mauern aller größeren Städte der Monarchie an sich, und von ihnen geht die Kunde, wie auf Strahlen eines Sternes, in die Länder und trifft die Herzen. Als am andern Tage um 10 Uhr das feierliche Hochamt des Dankes gehalten wurde, als die Glocke der Wandlung klang, und in der lautlosen Kirchenstille die Hände an die Brust klopften: so geschah Das wahrscheinlich in derselben Zeit in allen Theilen des Reiches. Das weitgedehnte Kaiserthum war, wie ein einziger Opferaltar, von dem in derselben Stunde die Gebete, wie ein unsichtbarer Weihrauch, zu dem Himmel stiegen — und dieser Gedanke hatte etwas so Großes, daß sein Inhalt kaum weniger ein Wunder des allmächtigen Gottes ist, als es ein Wunder war, wodurch er die Folgen eines Verbrechens vereitelte, das so verworfen ist, daß keine Zeit, kein Raum, keine Meinung besteht, die es nicht dem Abscheu und der Verdammung übergibt. Nur von wessen Herzen sich das Auge Gottes weggewendet hat, oder eigentlich, wer selber sein Herz von dem liebenden Auge Gottes abwendet, Der begeht Verbrechen, und das schwerste ist, in dem geheiligten Haupte eines Volkes das Volk zu morden, es ist der Vatermord in der entsetzlichsten Gestalt.

Als am Abende die unzählbaren Lichter und Lämpchen unserer Stadt entbrannten — wie es ein Jahrtausende altes Zeichen ist, daß der Mensch seine Freude, seine Verehrung, seinen Dank und seine Andacht durch den kräftigsten und sanftesten Reiz, durch den Glanz des holden Lichtes,

ausdrückt — als die Tausende von Lichtern brannten: so war es wieder dieselbe Stunde, in der in den Hunderten von Städten die Funken sachte entglimmten, bis die Städte, wie Feuerinseln, in dem Lande standen, von denen jetzt der Dank und die Freude, so wie Vormittags in Worten der Andacht, im Scheine des Lichtes zu dem Himmel empor stieg und empor flammte, welcher wahrscheinlich wie bei uns mit Sternen bedeckt über dem weiten Reiche stand. Alle diese Feuer wurden von dem Feuer entzündet, das lichtlos in der feinen Eisenstraße seine Botschaft brachte. Die Gemeinschaft des Wortes- und Feuerdankes macht das Reich zu einer Familie, in der der Vater in jedem Augenblicke zu allen Kindern reden kann. Das fühlen die Entfernteren mit tiefer Freude. Wenn wir nun auch das Feuermeer, das gestern in Wien gelodert haben wird, in dem die größeren Städte alle, wie funkelnde Diamanten, geglänzt haben werden, mit unseren Blicken nicht erreichen können, wenn auch unsere Einbildungskraft nicht hinreicht, uns das Schauspiel malen zu können, so dürfen wir doch sagen, was unsere Stadt gethan hat, da unser reizendes Ländchen nicht zu den untersten gehört, indem er so gerne in seinen Bergen verweilt hat, und da es nicht das letzte in Liebe und Treue ist, weil aus ihm die zehnten Jäger entsprossen sind. Nach den unausgesetztesten Anstrengungen der vorhergegangenen Tage erblühte gestern Abends die ganze Stadt in einem Lichtglanze und in einem Strahlenschimmer, wie es seit ihrem Bestande nie der Fall gewesen war, und man begnügte sich nicht mit bloßen Lichtern, sondern in geringsten Wohnungen, wie in höchsten bestrebte man sich, besondern Schmuck und besondere Zierde anzubringen. Was dem Tage seine größte Weihe gab, und was gerade das Zeichen der Innigkeit der Gefühle war, bestand darin, daß die Empfindungen vorzugsweise in religiöser Richtung ihren Ausdruck suchten,

wie ja der Mensch immer, wenn sein Herz mächtig erschüttert ist, seine Zuflucht zu Gott nimmt. So sah man auch auf dem in Lampenschimmer schwimmenden ständischen Theatergebäude in einem Sternenmantel, von einem Feuerrahmen umschlossen, das Bildniß Seiner Majestät, über dessen Haupt ein Engel seine Hände hielt, und auf beiden Seitenflügeln des Baues standen in Fensterbuchstaben von Lampen die Worte: „Sende Deine Engel, und er ist bewahrt.“ So las man auf dem Hause, in welchem der Herr kommandirende Feldmarschall-Lieutenant Fürst Taxis wohnt, auf schimmernden Lampengrunde mit Lampenbuchstaben in den Fenstern die herrlichen biederen altdeutschen und Soldatenworte: „Herr Gott, wir danken Dir.“ So sprach sich im Transparente auf dem bischöflichen Palaste die hochwürdige Geistlichkeit aus, so war in „Dem Himmel Dank“, „Gott schütze des Kaisers Haupt“, „Die Rettung ist ein Unterpfand von Gottes Schutz für Oesterreich“, „Franciscus Josephus redonatus populo“, „Salvanti et salvato“, „Singet dem Herrn ein Loblied; denn er hat Wunder gethan“, „Dankt nun Alt und Jung im Kaiserstaat Dem, der ihn geschützt mit starker Hand“, „Oculus Dei mire invigilat Caesari“, und in zahlreichen anderen Aeußerungen, die oft die unbedeutendsten Fenster und zuweilen in rührender Unbeholfenheit brachten, dieselbe Empfindung des Religiösen sichtbar. Daran reihte sich eine Erscheinung, die auch sehr zahlreich vorkam, nämlich das Bild des Kaisers irgendwie geschmückt, geehrt und beleuchtet in die Fenster gestellt, dann sein Name entweder ganz, in Lampenfeuer oder Transparent, oder sein Namenszug mit Zierden und Kronen in Lampen transparent brillantirt, oft mit sinnigen Sprüchen und Gedichten. Prachtvoll war das Landhaus, der Thurm stand mit einem Meisterstücke von Beleuchtungskunst in dem Nachthimmel und trug auf höchster Höhe noch weit in's Land sichtbar die Riesenbuchstaben F. J.

In herrlichem Schimmer stand auf dem Hauptplatze das Rathhaus und die Wache, so wie zahlreiche Privathäuser. Und so wetteiferten noch Bezirkshauptmannschaft, Realschule, Bezirksgericht, Handelskammer, Gewerbe-Verein, Post, so wie unzählige Private der Landstraße, Herren-Gasse, Promenade und am Donauufer, und endlich die die Stadt umgebenden Punkte Urfahr, Pöstlingberg und Freinberg, ihre Freude würdig und feierlich zu bezeigen. Fünfhundert Fackelträger zogen mit Fahnen durch die Straßen und machten vor dem Gebäude der Statthalterei Halt, und der Männergesangsverein trug Stücke vor. Ergreifend war es, als bei dem Anstimmen der Volkshymne plötzlich sich alle Häupter entblößten. Die Straßen und Plätze waren so von Menschen erfüllt, daß oft die zahlreichen Wägen in's Stocken geriethen und halten mußten. Es muß ein erhabener Anblick gewesen sein, von den umgebenden Anhöhen die Stadt zu betrachten, wie sie gleich einem Spitzengewebe aus zitterndem Lichte in der dunklen Landschaft lag und nach und nach im Fortschreiten der Nacht erlosch, während die Sichel des Mondes das feine weiße Licht über den westlichen Höhen der Stadt und über dem Donaustrome hielt.

Und so schließen wir diese Worte, die aus dem tiefsten Herzen kamen, mit der Bitte, Gott möge das Gebet von Millionen erhören und unsern Kaiser nach diesem unheilvollen Tage noch recht lange, lange leben lassen, den Kaiser, der sich nach so kurzer Zeit die Liebe aller seiner Völker erworben hat, der nach so kurzer Zeit die Hoffnungen aller Staatsbürger zu erwecken wußte, und mit dem nach dieser Unthat alle Herzen nur noch fester durch die Bande der Liebe und Treue verbunden sind, daß das Licht von Ehre, Wohlfahrt, Macht und Herrlichkeit von Oesterreich und seinem Hause immer heller leuchte und seine Bewohner mit Stolz und seine Feinde mit Zagen fülle.

[Vorbereitungen zum Empfange der Braut des Kaisers.]

Oesterreich. Linz, 9. April. Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Elisabeth in Bayern, Braut Se Majestät unsers Kaisers, wird am 21. dieses Monats, von Passau zu Schiffe kommend, in Linz landen und hier Nachtruhe halten. Daß gerade unsere Stadt es ist, in welcher die hohe Braut auf ihrem Brautzug den ersten Tritt auf österreichischen Boden thut, erfüllt hier Alles mit freudiger Bewegung. In allen Kreisen, von den höchsten Behörden bis zu dem Bewohner des kleinsten Stübchens herab, wird in unserer Stadt zum Empfang gerüstet. Nach den Anstalten zu schließen, wird der Schmuck der Hauptstadt Oberösterreichs Alles übertreffen, was man hier in dieser Art je gesehen hat. Aber auch in dem Lande oberhalb Linz wird die liebenswürdige Braut Gelegenheit haben zu bemerken, mit welch innigem und freudigem Herzen man ihr Nahen begrüßt. Ein geschmückter Dampfer wird mit Abgeordneten aller Stände bis Passau zum ehrfurchtsvollsten Gruß entgegenfahren. Der Markt Aschach, wo die Donau aus den Bergen zuerst in das offen liegende, fröhliche Land herausströmt, beabsichtigt, einen hohen Festbogen über die Donau zu spannen, die Bewohner beider an den Strom grenzenden Landestheile schicken sich an, an die Ufer zu kommen, und so wird der Zug durch geschmückte Menschen, Blumen, Festgewinde, Kränze, Fahnen und Glockengeläute einem Triumphzug gleichen.

[Der Empfang der Braut des Kaisers.]

Oesterreich. Linz, 23. April. Herzogin Elisabeth hat vorgestern um 6 Uhr Abends, zu Schiffe von Bayern kommend, in Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs, zuerst auf ihrem Einzug in die Monarchie den Boden Oesterreichs betreten. Wie vorauszusehen, glich in der That ihre Fahrt einem Triumphzug. Auf beiden Ufern des österreichischen Bodens wehten Fahnen, waren Festgewinde oder andere Verzierungen angebracht, und standen Menschenmengen, besonders festlich gekleidete Kinder mit ihrem Pfarrer an der Spitze, die Vorüberfahrende zu begrüßen. Selbst landeinwärts gelegene Orte bauten an den nächstgelegenen Uferstellen irgend ein Willkommenszeichen auf. Die Stadt Linz selber, die zur Nachtruhe der Prinzessin Braut bestimmt war, hatte sich fast buchstäblich bedeckt mit Fahnen, Kränzen, Festgewinden und Blumen. Vorzüglich letztere, als freundlichste Zeichen der Brautschaft, waren als wirkliche und künstliche in einer ungemeinen Fülle vorhanden. Die Landbevölkerung war in die Stadt gekommen, und schon am Morgen bewegte sich eine hier selten gesehene Volksmenge durch die Gassen, und auf allen Angesichtern war theilnehmende Erwartung zu lesen. Um 1 Uhr verbreitete sich die Nachricht, Se. Majestät der Kaiser sei angekommen und werde seine liebliche Braut am Ufer empfangen. Der Drang zum Landungsplatze wurde nun noch größer, und so harrte die dichtgedrängte

Menge stundenlang der Ankunft des Schiffs entgegen. Nach 5 Uhr erschien in der That Se. Majestät der Kaiser auf dem Landungsplatz und wurde mit brausendem Jubel empfangen. Er verfügte sich unter den dort aufgebauten Pavillon und wartete auf die Ankunft des Schiffs. Als Dasselbe reich geschmückt die Donau herabfuhr, erhob sich tausendstimmiger Zuruf, die Glocken läuteten, Musik ertönte, und von den Bergen und den zahlreich an den Ufern liegenden Schiffen krachten die Geschütze. Aber in die größte Freude, ja in eine solche Rührung, daß aus unzähligen Augen die Thränen hervorbrachen, wurde die allgemeine Stimmung versetzt, als der Kaiser vor Ungeduld kaum die Legung der Brücke erwartete, sondern gleich über das erste Brett in das Schiff sprang und seine Braut vor den Augen seines Volks auf das Herzlichste begrüßte und küßte. Die höchsten Civil- und Militärbehörden, der Gemeinderath so wie eine Schaar weiß gekleideter Mädchen empfingen hierauf die Braut, der von einem der Mädchen ein Gruß gesagt und ein Kranz gereicht wurde. Der Gemeindevorstand empfing die erlauchte Einkehrende unter dem Stadtthor mit einer Rede. Unter beständigem Jubel und Schwenken der Taschentücher bewegte sich nun der Zug durch die Stadt in das sogenannte Landhaus, das die allerhöchsten Gäste beherbergen sollte. Nach 7 Uhr war festliches Theater, welches von Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Max und Sr. k. Hoheit dem Herzog Ludwig besucht wurde. Mittlerweile entwickelte sich in der Stadt eine Beleuchtung, die reicher und großartiger war, als wir sie je hier gesehen. Es ist unmöglich, die Einzelheiten aufzuzählen, aber des herrlich schimmernden Theatergebäudes, des Rathhauses und des Marktbrunnens müssen wir Erwähnung thun. Ein Fackelzug und eine Abendmusik wurde von den höchsten Herrschaften, nachdem sie die Beleuchtung

besichtigt, aus den Fenstern des Landhauses entgegengenommen.

Nach 4 Uhr Morgens fuhr Se. Majestät mit dem Dampfboot „Austria“ nach Wien. Um 8 Uhr verließ uns die hohe Braut auf dem herrlichen und reich gezierten Dampfer „Franz Joseph“, der ausnahmsweise zu diesem Zweck in unsere obern Gewässer gesendet worden war. Drei Schiffe, mit Abgeordneten, Sängern und Volk gefüllt, geleiteten das Brautschiff. Wie der Empfang, geschah der Abschied unter einem Pavillon. Das versammelte Volk geleitete das Schiff mit freudigsten Zurufen. Die hohe Braut antwortete dem tausendfältigen Schwenken von Taschentüchern sichtbar gerührt mit freundlichstem, herzlichstem Wehen des ihrigen. In der That, die Liebenswürdigkeit gewann die Herzen dergestalt, daß wohl selten einer Braut so vom Grund des Herzens viele tausend Segenswünsche nachgerufen worden sind, als dieser. Der Kaiser war über den Empfang so erfreut, daß er durch den Herrn Statthalter dem Gemeindevorstand seine Anerkennung aussprechen ließ. Den Armen wies er 2000 fl. an. Möge der Segen so reich auf dieser Verbindung ruhen, als er von dem Volke erfleht wird!

Rede.

Vorgetragen von Adalbert Stifter, k. k. Schulrath und Volks-Schulen-Inspektor bei Gelegenheit der feierlichen Eröffnung des Schullehrer-Seminärs in Linz.

Die religiöse und sittliche Bedeutung dieses Hauses ist schon so erschöpfend hervor gehoben worden, daß es anmaßend von mir wäre, hierüber noch etwas zu sagen. Ich will nur einige Worte in Hinsicht des weltlichen Unterrichtes sprechen. Jedes Ding, selbst das einfachste, kann von der rechten oder unrechten Seite angefaßt werden und wird am öftesten von der rechten angefaßt, wenn man überhaupt eine Gelenkigkeit des Geistes hat, die Zwecke der Dinge zu erfassen und ihre Bedeutung zu erkennen. Dieß gilt von dem Unterrichte in besonderem Maße, und wenn es auch der Unterricht in Dingen so einfacher Art ist, wie ihn die Landbewohner, die ich hier vorzüglich im Auge habe (denn die andern bekommen meist noch einen weitern Unterricht, als den der Volksschule) brauchen. Wenn der Lehrer nur so viel kann, als er lehren soll, und seine Art auf lebende Wesen anwendet, wird sie nur in dem einzelnen Falle passen, als sie eben zufällig einem Kinde gemäß ist, in jedem andern Falle wird der Lehrer mehr zu sich, als zu den Kindern reden. Er soll daher seinem Geiste durch Bildung jene Beweglichkeit geben, die Natur der verschiedensten Kinder, die mit mannigfaltigen,

aber geringen Vorbegriffen, oft nicht einmal der Sprache mächtig, in die Schule kommen, erkennen, um sie dieser Natur gemäß behandeln zu können, er soll seinem Herzen jene Entwickelung zu erringen suchen, sich in die Herzen der Kinder versenken, um sie von diesem Herzen aus erziehen zu können. Dazu geben außer der religiösen und sittlichen Erziehung die Wissenschaften den Weg. Ich rathe daher den Zöglingen dieses Hauses aus Erfahrung und dringend an, sich außer ihren Fächern noch die allgemeinsten, aber zusammenhängenden Kenntnisse der Natur in Naturgeschichte und Naturlehre, dann der menschlichen Seele in Seelenlehre, und endlich des menschlichen Geschlechtes in Geschichte anzueignen. Dieses Haus gibt die beste Gelegenheit, das Maß dieser Erkenntnisse und ihre Erwerbungsart am wirksamsten und sichersten zurecht zu stellen, da Ihr Herr Director, als in diesen Wissenschaften bewandert, Ihnen an die Hand gehen wird, Bücher und Erlernungsweise zu regeln. Eine geordnete, wenn auch übrigens nur allgemeine wissenschaftliche Bildung bringt außer dem obgenannten Vortheile noch einen andern, sie bewahrt vor der weltlichen Hoffart des Wissens, die ich oft beobachtete, und stets an Jenen, die nur ein sehr einseitiges und kleines Wissen hatten, weil sie, die eben das Feld des Wissens nicht überschauen können, einen großen Schatz zu haben meinen, während der wahrhaft wissenschaftliche Mann immer demüthig ist, weil er den Wissensschauplatz übersieht und sieht, wie unermeßlich groß das Feld noch ist, das der menschliche Geist noch nicht kennt, und wie klein das, das er überhaupt kennt, und wie noch kleiner das des Einzelnen. Zu solcher bescheidenen Einsicht gelangt man aber immer nur durch geregelte, wenn auch nicht in den ganzen Umfang einer Wissenschaft passende Erlernungsweise. Es wird mich, der ich derzeit beauftragt bin, über den Fort-

gang des weltlichen Unterrichtes in den Volksschulen dieses Landes meinen Vorgesetzten zu berichten, sehr freuen, wenn ich einmal Sie, die ersten Söhne dieses Hauses, in dem Lande wirksam finden und aus dem Munde Ihrer Vorgesetzten, der Herren Dechante und Pfarrer die Nachricht zurückbringen kann, daß schon die ersten Früchte dieses Hauses ausgezeichnetere und Gutes fördernde geworden sind.

Kirche und Schule.

I.

Wenn man mit Aufmerksamkeit das Thun und Treiben des Menschengeschlechtes betrachtet, so wird man mit Betrübniß sehen, daß das Gute und Sittlichschöne aus dem inneren Leben, daß Gemeinsinn und Liebe für die Gesammtheit immer mehr zu verschwinden droht. Ja schon sind die Zeichen vorhanden, welche auf den Verfall der Völker in sittlicher Beziehung hinzudeuten scheinen; und wer die Geschichte des alten römischen Reiches und den Untergang desselben lies't, wird gewiß einige Merkmale finden, mit welchen die Zeichen unserer Zeit große Aehnlichkeit haben.

Ich will die Mittel angeben, welche mir geeignet scheinen, dem Uebel abzuhelfen und uns wieder auf eine bessere Bahn zu bringen. Diese Mittel helfen aber nur, wenn wir selber den ernstlichen Willen haben, uns helfen zu lassen, und wenn wir unsere Krankheit einsehen; denn nichts ist schwerer einzusehen, als wenn wir von der sittlichen Kraft verlassen worden sind und auf dem Wege des Genusses und Wohllebens fortgehen.

Es ist selber schon eine halbe Tugend, zu wissen, daß uns Tugend Noth thut.

Das erste und oberste Mittel ist: daß jeder Einzelne sich auf das Strengste bemüht, in sein Leben Mäßigung im Genusse, Ordnung in jeder Handlungsweise und Rechtschaffen-

heit im Umgang mit Andern zu bringen. Hiemit verbinde er die Kenntnisse, die ihm in seinem Kreise nothwendig sind.

Thut jeder Einzelne Das, dann werden wir Alle Achtung verdienen, werden uns nie zum Verderben hinreißen lassen, werden fest zusammen halten; denn die Guten haben immer vereinte Kraft und werden so das Wohl Aller viel fester gründen, als wenn Jeder ohne Grenze Dem nachgeht, was er für seinen Vortheil hält, und wodurch er das gemeinschaftliche Wohl und damit auch sein eigenes in Gefahr bringt.

Aber es ist leichter gesagt: Sei tugendhaft, als gethan, denn Tausende wissen nicht einmal anzufangen. Darum müssen alle die Mittelwege, welche den Menschen anleiten und ihm das Gute angewöhnen und ihm die Kenntnisse beibringen, eingeschlagen werden.

Die zwei Hauptmittelwege sind Kirche und Schule.

Die Kirche gibt dem Menschen das heilige Gut der Religion, das Beste, was die Erde hat, oder eigentlich den Himmel, der auf die Erde gekommen ist. Aus Religion folgt Tugend von selber und alle Wege, die zu Ordnung und Recht führen. Daher ist ein religiöses Gemüth nicht nur das Heil des Einzelnen, sondern es führt auch zum Wohle Aller. Unsere gesammte Priesterschaft hat daher den heiligen Beruf, durch die eindringendste Lehre und namentlich durch das edelste Beispiel die echte Religiosität zu begründen und zu verbreiten. Ich wiederhole es: durch Beispiel; denn bei allen Menschen, insbesondere die der Erhebung erst bedürfen, steht das Beispiel hoch über der Lehre. Das Beispiel macht die Lehre lebendig, anschaulich und führt unwiderstehlich zur Nachahmung: während die Lehre ohne Beispiel oder gar mit entgegengesetztem Beispiel ein Korn ist, das keinen Fruchthalm treibt; oder ein Samen, aus dem das Unkraut keimt.

Wie in der Kirche die Erwachsenen belehrt und gebessert

werden, so werden in der Schule die Kinder unterrichtet und erzogen. Ich glaube, es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, daß er die Menschen zu eigentlichen Menschen mache; Dieß thut aber nur Unterricht und Erziehung. Ohne diesen bleibt oder wird die Menschheit verwildert und zerstört sich selbst. Es sollen in dem Staate Schulen in allen Abstufungen sein, wo die Dinge gelehrt werden, die alle Stände bedürfen, von dem Einfachsten bis zu dem Zusammengesetztesten.

In allen Schulen müssen nebstbei auch die Dinge, die den Menschen veredeln und heben, in die Herzen der Kinder gebracht werden. Hiezu muß ein Lehrerstand gebildet und ernährt werden, der unterrichtet, edel, gemäßigt und weise ist.

Jeder Einzelne wird bald die guten Früchte einsehen, wird nicht nur gern seine Kinder in die Schule schicken, sondern wird mit Freuden Rath, That und Beistand spenden, daß die Schulen erhalten und noch immer verbessert werden können.

Diese zwei Mittel, Kirche und Schule sind die höchsten; aber es gibt noch andere, die in Gemeinden, Zünften, Körperschaften, Ständen liegen, und von denen ich ein andermal sprechen werde.

Der Verfall der Sittlichkeit der menschlichen Gesellschaft ist das Uebel unserer Zeit. Diesem muß abgeholfen werden. Alles Andere, was unsere Zeit bewegt und erschüttert, sind Zeichen dieses Uebels; sie werden in der Gegenwart überwunden werden und werden in der Zukunft verschwinden, wenn das Hauptübel selber verschwindet.

II.

Außer der immer steigenden Genußsucht, welche die Menschen von einander absondert, für das Gemeinwohl

unempfindlich macht und sie in Habsucht und Weichlichkeit stürzt, ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit die Abnahme der Religion. Dieß hängt freilich wieder mit der Unterhaltungssucht zusammen. Wessen Sinnen und Trachten immer dahin geht, seinem Körper Lustbarkeiten und Ergötzungen zu verschaffen, Der kann auf das Höhere und das Ueberirdische keinen Blick werfen. Es ist aber auch ein natürliches Ding, daß der Mensch, der einfach und mäßig lebt, der nicht immer auf Erheiterung seines Körpers denkt, Zeit und Muße hat, seine Seele auf das Höhere zu richten. Es kommt die Ahnung von Gott in sein Herz, er betrachtet die göttlichen Werke, bewundert die unermeßliche Schönheit und Wohlthätigkeit derselben, und es kommen Gefühle der Anbetung und Verehrung in seine Seele, es kommen Gefühle der Liebe für alle Geschöpfe, besonders für seine Mitmenschen. Er ist gut, wohlthätig, freundlich; er betrachtet Güter nicht als Dinge zum Genusse, sondern als Mittel, Gutes zu thun, und scheidet endlich gerne von ihnen in ein anderes Leben, da er weiß, daß er doch all Das, was ihn hier umgeben hat, zurücklassen muß. Das ist die Religion des einfachen Naturmenschen, und diese übt er aus. Aber zur allgemeinen Erhebung, zu gegenseitiger Stärkung und Bekräftigung in allem Göttlichen dient die gemeinschaftliche Gottesverehrung und der gemeinschaftliche Gottesdienst, der alle Glieder als Geschöpfe Gottes in Anbetung zu ihm und als Brüder in Liebe zu einander vereinigt.

Welches Volk in aufrichtiger Verehrung des allmächtigen Gottes vereinigt ist, Das ist stark, gut, edel, treu, mäßig, gerecht, hilft überall dem Unglücke ab, strebt nicht nach dem Nutzen eines einzelnen Menschen, einer einzelnen Stadt, sondern nach dem Aller, und wenn ein äußerer Feind kömmt, steht es felsenfest zusammen und errettet seine Kirchen, seine Häuser, seine Weiber, seine Kinder, seine Greise von dem Ver-

derben und schützt seine Gesetze und inneren Einrichtungen, die ihm Halt und Dauer verleihen.

Welches Volk aber zur Pflege der Lüste seines Körpers herabsinkt, Das geht auseinander; Jeder sucht sein Vergnügen, wo er es findet, er denkt nicht an den Nachbar, er übervortheilt ihn, weil er Genußmittel braucht, er sucht nur sich oder höchstens seiner Stadt Gutes zuzuwenden, und wenn ein Feind hereinbricht, erschrickt er, ist feig, hat nicht den Muth, sich zu opfern, sondern unterwirft sich, um nur sich selber und seine Genüsse zu retten.

In unsern Zeiten ist die Religion bedeutend gesunken; am meisten in großen Städten, wo man dem Menschen, gemeinen und hohen, alle Wege und Mittel der Lust und der Schwelgerei und der Ausschweifung an die Hand gibt und ihn verdirbt. Oft nicht einmal mehr die äußere Gottesverehrung ohne inneres Gefühl ist vorhanden; man hält es für Bildung, sich um Gott und um göttliche Dinge nicht zu bekümmern. Oefter ist nur die Ausübung der Gebräuche und Zeremonien da, ohne die innere Tugend und Frömmigkeit. Wohin soll da die Welt kommen? Ist Religion nicht das Heiligste, was die Menschen haben? Wer hat hier einzugreifen?

In Verbindung mit unserer Genußsucht und dem Verfalle der Religion zeigen sich auch im gewöhnlichen Verkehre des Lebens solche Zeichen, welche errathen lassen, wie sehr die Gesellschaft der Menschen von der Sitte und dem Rechte abweiche.

Seit einer Reihe von Jahren habe ich die gewöhnlichen Beschäftigungen der Menschen beobachtet, wodurch sie sich den Lebensunterhalt verschaffen, und wodurch sie die Sitten, den Umgang und den gebräuchlichen Verkehr herstellen. Da sind nun zwei Hauptbeschäftigungen: der Ackerbau und die Gewerbe. Im Ackerbaue sind noch am meisten die gesunden,

einfachen Sitten geblieben, wodurch die Menschen glücklich werden und den Staat fest und dauernd machen. Nicht, als ob nicht da auch Mängel und Gebrechen in den Sitten und in der Lebensweise wären, namentlich in der Nähe großer Städte; aber sie haben sich noch nicht auf das Wohl und Wehe des ganzen Staates erstreckt und werden gewiß verschwinden, so wie die andern Glieder der menschlichen Gesellschaft sich gebessert haben. Aber in den Gewerben, vorzüglich in den höheren, und in großen Städten, da sieht es anders aus. Wer den Gang seit vielen Jahren beobachtet, Der sieht, daß Das, was man Geschäftsehre nennt, immer mehr und mehr zu verschwinden beginnt. Unter Geschäftsehre aber verstehe ich ein solches Verfahren, vermöge dessen der Geschäftsmann mit dem einfachen, natürlichen Gewinne vorlieb nimmt, der ihn und die Seinigen nährt, der bei ordentlichem Betriebe ihn nach und nach wohlhabend und für das Alter sorgenfrei macht, und der auch noch andere Menschen neben sich bestehen und leben läßt. Hauptsächlich aber wird der Mann, der auf Geschäftsehre hält, sich es als einen Vorzug und Stolz anrechnen, immer die besten Waaren zu haben und Alles strengstens zu vermeiden, was wie Uebervortheilung oder gar wie Betrug aussieht oder es ist. In dem Hause eines solchen Mannes sieht es sehr einfach bürgerlich, obwohl behaglich und wohlhabend aus; er setzt einen Stolz in seine Bürgerehre und würde es für eine Schande erachten, in seinem Hause die Sitten und den Glanz der Vornehmen darstellen zu wollen. Die freie Zeit bringt er gerne im Schooße seiner Familie zu, in seinem Garten, auf seinem Felde, in seiner Familienstube. Ja, mich schauen recht rührend die steinernen Bänkchen an, die man noch an Häusern von alter Zeit her trifft, und auf welchen der Geschäftsmann seine Feierabendstunde zuzubringen pflegte. Jetzt sitzt höchstens ein Bettelweib auf solchen Bänkchen. Ich habe noch Geschäftsmänner solcher

Art gekannt; aber sie werden leider immer seltener; man strebt nicht mehr, dauerhafte und gute Waare zu machen, noch viel weniger die mühsame und kunstreiche unserer Vorfahren, wozu so viel Liebe gehörte; sondern man sucht nur die Sache aus den Händen zu bringen, sei sie, wie sie sei, wenn sie nur Geld einträgt, wenn nur ein neues Stück zur Bestellung kommt. Im Handel will man schnell reich werden, weil man die Sitten von Vornehmen darstellen will, weil man Aufwand machen, weil man glänzen will, weil man sich in dem schlechtesten Stolze zeigen will, in dem Stolze der Verschwendung. Wie schnell sieht man daher heutzutage in Hauptstädten Unternehmungen entstehen und zu Grunde gehen. Selbst die Lüge, die Uebervortheilung, ja das Betrügen muß helfen, Geld herein zu bringen. Noch sind viele Ausnahmen von solchen leichtsinnigen und gewissenlosen Geschäftsmännern; aber man betrachte nur mit Aufmerksamkeit und selber mit Gewissenhaftigkeit den Gang unserer Dinge, so wird man mit Betrübniß sehen, daß sich die Zahl solcher unedlen Menschen immer mehr und mehr vermehrt, und daß wir, wenn wir so fort gingen, nur in lauteres Jagen nach Geld und nach Genuß hinein kämen, daß Einer den Andern mit schlechten Sachen betrügen würde, und daß Tugend, Ehrenhaftigkeit, Gemeinsinn und Liebe gegen die ganze Menschheit verschwinden würde.

Ich wünsche sehr und auf das Innigste, daß unsere Zeichen nicht in Erfüllung gehen mögen, namentlich, daß wir selber das Unsrige thun, sie wieder in bessere zu verwandeln. Aber vorhanden sind diese Zeichen, und sie sehen denjenigen sehr ähnlich, auf welche in älteren Zeiten immer ein großes Unglück gekommen ist. Damit aber Dieses nicht komme, haben Kirche und Schule thatkräftig einzugreifen. Kirche und Schule sind die beiden Wege, um Das, was da verloren ging, wieder zu erlangen, und Das, was dem Untergange nahe ist, noch zu retten.

[Aufruf zu einer Sammlung von Spenden für die Bewohner des abgebrannten Marktes Friedberg.]

Es sei mir erlaubt, Einiges über den furchtbaren Brand, welcher am 7. d. M. den im südlichen Deutschböhmen liegenden Marktflecken Friedberg in Asche legte, hauptsächlich aus dem Munde von Augenzeugen nachzutragen, damit vielleicht Mancher, der geneigt wäre, den Unglücklichen mit einer freundlichen Gabe zu Hilfe zu kommen, nicht nur in die Lage gesetzt werde, von dem Unglück überhaupt Kenntniß zu erhalten, sondern sich auch von der Größe des Elends und der Hilfsbedürftigkeit der Bedrängten zu überzeugen. Durch meine Geburt und mein Heranwachsen in jener Gegend so wie durch oftmaligen Aufenthalt in derselben bin ich einiger Maßen in der Lage, die Verhältnisse der Bewohner beurtheilen zu können. Friedberg liegt auf einem mäßigen Rücken, der sich von West gegen Ost an der Moldau hinzieht. In einem kleinen Häuschen an der Moldau brach ungefähr um 9 Uhr Morgens am 7. August bei starkem Südostwinde Feuer aus. Es waren sogleich Leute bei der Hand und meinten, des Feuers sofort Herr werden zu können. Allein während sie da löschten, trug der Wind die Flammen den Hügel hinan, und es standen Häuser am Markte so wie die Appretur- und Bleichanstalten des Kaufmannes Greipl, die sich auf dem Abhange des Hügels befanden, in Feuer. Mit unbe-

greiflicher Geschwindigkeit griff, die Flamme über große Räume, und es brannte fast gleichzeitig an den entgegengesetzten Enden des Ortes. In der daraus entstehenden Verwirrung verlor Alles die Haltung, und es wurde nur an Rettung von Vieh und Habseligkeiten gedacht. In Schnelligkeit war Alles in Rauch und Feuer, man mußte rückwärts aus den Häusern fliehen; denn auf dem sehr geräumigen Marktplatze wäre man vor Hitze des Todes gewesen, herbeieilende Spritzen konnten nicht auf den Platz bringen, und leere Wägen, die in der Mitte desselben standen, verbrannten bis auf das Eisen, ja so groß war die Hitze, daß eiserne Fensterläden sich, wie Papier, bogen und in guten Gewölben bewahrte Sachen sich entzündeten und verbrannten. Gras, Getreide, Bäume sind auf weithin versengt. Vier und fünfzig Häuser sammt Wirthschaftsgebäuden sind verbrannt. Die Kirche, der Pfarrhof, die Schule und einige Häuser im Osten so wie einige im Westen sind verschont geblieben. So heftig wüthete der Brand, daß in den 54 abgebrannten Häusern nicht sechs Wohnungen übrig blieben, sie brannten größtentheils an, selbst Gewölbe und Mauern stürzten ein. Der Schaden wurde ämtlich überschlagen auf 250000 fl. C. M. geschätzt. Die Ernte ist wohl noch auf den Feldern gewesen, aber das Futter für die Hausthiere ist verbrannt, und der größte Theil der Bewohner, der bei der Armuth der Gegend fast allein von seinen Hausthieren lebt, ist nun, da er sie nicht nähren kann und weggeben muß, dem größten Elende ausgesetzt, da er auch nicht einmal einen Platz für sein weniges Getreide und für seine Kartoffeln hat. Um das Unglück voll zu machen, ist der größte Theil aus Besorgniß, nicht viel zahlen zu müssen, bei Weitem zu gering assekurirt, Viele nach glaublichen Versicherungen nur zu 200 oder 300 Gulden, und es ist daher wenig Hoffnung vorhanden, daß sie vor dem

Winter auch nur unter ein nothdürftiges Obdach kommen. Manche Familie hatte am Abende des Brandes nichts, als eine leere Stätte, ein wenig Vieh und etwas Getreide auf dem Felde und von der Anstrengung zerrissene Kleider auf dem Leibe. Es wurden von der Umgebung Lebensmittel und andere Dinge des täglichen Bedarfes sogleich zugeführt; allein in der großen Ausdehnung des Unglückes kann nur einiger Maßen geholfen werden, wenn auch in weiten Entfernungen sich mildthätige Hände aufthun und wenn auch in kleinen Spenden durch die große Zahl derselben nachdrücklich helfen.

[Vorbereitungen zur Feier von Schillers hundertstem Geburtstag.]

Linz, 31. October. Auch in unserer Stadt hat sich eine Versammlung zu Feier des hundertjährigen Gedächtnißtages der Geburt Schillers gebildet. Sie besteht aus Mitgliedern der Statthalterei, des Gemeinderaths, der Handelskammer, des Gewerbvereins und der wissenschaftlichen und künstlerischen Körperschaften, von denen sich die Vorstände und einige Mitglieder eingefunden haben. Zum Vorsitzenden wurde Adalbert Stifter gewählt. Als würdigstes Zeichen, welches an diesen Tag geknüpft werden soll, hat die Versammlung den Beitritt zur Schillerstiftung erachtet und hat in der ersten Sitzung auf einen Vortrag Stifters eine Filiale zur Förderung der Zwecke der Schillerstiftung gegründet und sogleich die Schritte zur Verwirklichung begonnen. Aber auch Feierlichkeiten werden vorbereitet. Im Gymnasium und in der Realschule wird ein Vortrag über die Bedeutung Schillers gehalten, und dann werden Schiller'sche Dichtungen vorgetragen werden. Das vereinigte Landescollegium wird den äußern Schauplatz des Theaters festlich beleuchten, und am 10. und 11. November werden nach einer Festrede die drei Stücke von Wallenstein gegeben werden. Der Musikverein, die Liedertafel und das Kränzchen geben Festreden und musikalische Aufführungen. Der Geselligkeitsverein feiert Schiller durch einen Festball. Für den Vorabend des Festtages wird ein Fackelzug und die Absingung sehr vollzähliger Chöre auf einigen Plätzen der Stadt beabsichtigt.

[Ansprache bei der Schillerfeier.]

Hochverehrte!

Der Ausschuß der Schillerfeier hat mich, obwohl unwürdig, zu seinem Vorsitzenden erwählt. Als Solcher halte ich es für meine Pflicht, Allen, die hier versammelt sind, den tiefsten Dank für ihren Antheil an der Gedächtnißfeier der vor hundert Jahren erfolgten Geburt eines großen und geliebten Dichters des deutschen Volkes darzubringen. Möge die zweite Glanzzeit deutscher Dichtung, deren erste Sterne Schiller und Göthe waren, von unserem Volke nicht vergessen werden, wie die erste herrliche Glanzzeit unserer Dichtung, deren Sterne der Heldensang und das Minnelied waren, vergessen worden sind. Erst die neue Zeit hat diese Schätze wieder für Alle empor gehoben und ihren unvergleichlichen Wert erkannt. Mögen die hier Versammelten auch an den heutigen Tag eine freundliche Erinnerung bewahren. Zum Schlusse lade ich Alle ein, unserm gnädigsten Kaiser und Herrn ein dreifaches Hoch zu bringen!

Kaiser Maximilian.

Es sei einem Manne, der einen großen Schmerz über Das empfindet, was jenseits des Oceans geschehen ist, gegönnt, einige Worte über das Ereigniß zu sprechen. Es ist nun gewiß, daß Maximilian, der Kaiser von Mexico, durch die Hände der Republikaner den Tod gefunden hat. Als Maximilian, ein Sprosse des österreichischen Kaiserhauses, die dargebotene Krone von Mexico annahm und in dieses Reich abreis'te, haben manche Oesterreicher schweren Kummer gefühlt. Der Prinz Maximilian hatte sich die Aufgabe gestellt, dieses wundervolle Land in die Reihe der gesitteten Staaten einzuführen oder doch wenigstens durch Beendigung der Wildheit, die nun schon so lange über jene unglücklichen Erdstriche ausgelassen war, den Weg hiezu anzubahnen.

Welche herrliche, welche lockende Aussicht! Wenn Maximilian irrte, wenn die Lösung der Aufgabe nach der Wesenheit der Bevölkerung und nach anderen Umständen für die Kraft eines Mannes unmöglich war, so liegt dieser Irrthum einem großen Herzen mit großem Verstande näher, als einem kleinen Herzen mit kleinem Verstande. Was groß ist, neigt dem Großen zu und wagt das Unglaubliche. Nur das Ende hat erst recht deutlich gezeigt, daß Maximilian von solchen Gedanken beseelt war. Als die Sache des Kaiserthums sich zum Uebles wendete, als er das Land hätte ungefährdet verlassen können, that er es nicht, er harrte in demselben aus.

Maximilian täuschte sich nicht in der Gesinnung seiner Gegner, er wußte, was ihm bevorstehen könne, falls der unglücklichste Ausgang einträfe. Aber dennoch blieb er. Wer bloß das leibliche Wohl und den Nutzen vor Augen hat, Der tadelt ihn, daß er nicht fortgegangen ist; aber die erfüllte Kaisertreue steht höher, als das Leben, und nun er durch seine That jugendliche Herzen entzündet und begeistert und zu erhabenen Gedanken und hoher Pflichterfüllung führt, so ist das in unserer Zeit, die nach Geld und Gut und sinnlichem Genusse strebt, mehr werth, als hundert eroberte Königreiche, so wie Hagen in dem großen deutschen Liede mit seinem Könige in den Tod geht, obwohl er weiß, daß ihm der Tod bevorsteht, und so wie der König den Tod vorzieht, ehe er Hagen opfert, welche Mannestreue und Königstreue das Lied hoch über andere emporhebt.

Als Maximilian nicht durch Waffen bezwungen, sondern von Dem, welchem er vertraut und welchem er Wohlthaten erwiesen hatte, verrathen und verkauft worden war, übten seine Feinde Rache und nahmen ihm das Leben. Haben sie ihren Zweck erreicht, haben sie sich ein Gut und ihm ein Uebel zugewendet? Nein. Haß und Abscheu der ganzen Erde lastet nun auf den Mördern, und Weiteres wird folgen; eine Regierung, die Solches thut, ist keine Regierung, und die Stunde wird bald schlagen, daß das unglückselige Land aus ihren blutigen Händen genommen und jetzt weit eher und sicherer Dem entgegengeführt wird, was das Vermächtniß Maximilians ist, der Gesittung und der Besserung.

Hätten sie den Kaiser an das Meeresufer geführt und nach Europa geschickt, so hätte er ein gedrücktes Leben fortgelebt, dem sein tiefster Inhalt zertrümmert worden ist; jetzt aber steht er siegesglänzend da, eine Gestalt, die

in den Herzen aller Menschen dieser Erde lebt, die ein Gefühl haben, eine Gestalt, die wie die schönsten des reinen Ritterthumes ist, eine Gestalt, welche die Geschichte verherrlichen wird, eine Gestalt, zu der der Künstler und Dichter emporschaut, sie seinem Volke zu verklären, eine Gestalt, die in den Gesängen der Zeiten blühen wird, wie die alten Helden in den alten Liedern blühen, eine Gestalt, die immerwährend die emporstrebenden Seelen lehren wird, daß es etwas Höheres gebe, als das bloße Leben und den Genuß im Leben. Möge diese Betrachtung, so wie sie meinen Schmerz lindert, einen Tropfen Labung in die Herzen der erhabenen Eltern des hohen Todten bringen, in die Herzen seiner Geschwister und Angehörigen, in die Herzen, die in Oesterreich, die in Europa, die in jedem Welttheile um dieses Leben trauern.

Aus dem römischen Geschichtschreiber

Titus Livius Patavinus.

(Römische Geschichte von Erbauung der Stadt an.)

Auszüge aus der dritten Dekade, welche den zweiten punischen Krieg behandelt.

(Aus dem Lateinischen übersetzt von Stifter.)

(Aus dem 1. Kapitel des ersten Buches.)

Hannibal geht nach Hispanien, dessen Charakter.

Einleitung: Die Carthager (Punier) waren ein mächtiges Handelsvolk in Nordafrika, sie breiteten sich nordwärts über das Mittelmeer aus. Die Römer waren ein Kriegervolk in Italien und strebten südwärts, der erste Zusammenstoß Beider geschah im ersten punischen Kriege, der mit einem den Carthagern nachtheiligen Frieden endete. Hamilkar, mit dem Beinamen Barkas, was im Punischen Blitz bedeuten soll, war nach dieser Zeit in Hispanien der Feldherr der Carthager. Er breitete dort die Herrschaft derselben immer mehr aus, um in Hispanien zu gewinnen, was an anderen Orten im ersten punischen Kriege verloren gegangen war. Er hatte große Macht in Hispanien und stand im größten Ansehen bei dem Heere. In Rom traute man ihm weitgehende Pläne, ja sogar die Absicht zu, den Krieg nach Italien zu tragen. Der Tod hinderte ihn daran. Sein Schwiegersohn Hasdrubal folgte ihm im Oberbefehle

und mehrte auf mehr friedliche Art die carthagische Gewalt in Hispanien. Mit Rom kam der Vertrag zu Stande, daß der Fluß Iberus die Grenze zwischen römisch-hispanischem und carthagisch-hispanischem Gebiete sein solle. Zwischen beiden solle das freie Gebiet Sagunt liegen. Nach fast acht Jahren Oberbefehls wurde Hasdrubal von einem Eingebornen ermordet. Ihm folgte Hannibal, der Sohn Hamilkars, der bei dem Heere anwesend war.

Von ihm sagt Livius:

Als er kaum mündig war, und ihn Hasdrubal durch einen Brief zu sich berief, war die Sache auch im Senate verhandelt worden. Die barkinische Parthei stützte den Antrag, damit Hannibal sich an das Kriegerleben gewöhne und in die väterliche Macht folge. Hanno, der Führer der anderen Parthei, sagte: „Hasdrubal scheint etwas Billiges zu fordern, ich stimme aber nicht dafür, daß man gewähren solle, was er verlangt.“ Als er Alle durch Verwunderung über einen so zweideutigen Satz gegen sich gewendet hatte, fuhr er fort: „Fürchten wir etwa, daß der Sohn Hamilkars zu spät die unmäßige Herrschaft seines Vaters und den Glanz des väterlichen Königthumes zu sehen bekomme? oder daß wir zu wenig früh unsern Nacken dem Sohne eines Königs beugen, dessen Schwiegersohne unsere Heere als Erbschaft zurückgelassen worden sind. Ich stimme dafür, daß man diesen Jüngling zu Hause unter den Gesetzen halte, und daß man ihn lehre, unter Obrigkeiten in gleichem Rechte mit den Uebrigen zu leben, damit nicht einmal dieses kleine Feuer einen ungeheuren Brand errege.“ Wenige und fast die Besten stimmten Hanno bei, aber wie es meistens geschieht, der größere Theil besiegte den besseren. Hannibal wurde nach Hispanien geschickt, und er wendete sich gleich bei seiner ersten Ankunft das ganze Heer zu. Die alten Soldaten glaubten, Hamilkar sei ihnen lebend

wieder gegeben worden, sie sahen dasselbe Feuer in den Mienen, dieselbe Gewalt in den Augen, die Gestalt des Mundes, die Züge des Angesichtes: aber dann bewirkte er in kurzer Zeit, daß der Vater in ihm der geringste Empfehlungsgrund zur Erwerbung von Gunst war. Nie war derselbe Geist zu zwei der verschiedensten Dinge so tauglich, zum Gehorchen und Befehlen, so daß man schwer unterscheiden konnte, ob er dem Feldherrn oder dem Heere theurer war. Weder wollte Hasdrubal dort, wo etwas tapfer und kühn gethan sein sollte, einem Andern den Oberbefehl geben, noch vertrauten oder wagten die Soldaten mehr unter einem anderen Führer. Er hatte die größte Kühnheit, Gefahren aufzusuchen, und die größte Umsicht in den Gefahren selber. Durch keine Anstrengung konnte sein Körper ermüdet oder sein Geist gebeugt werden. Wärme und Kälte ertrug er gleichmäßig. Für Speise und Trank gab ihm das natürliche Bedürfniß, nicht das Vergnügen den Maßstab. Für Wachen und Schlafen waren weder bei Tag noch bei Nacht eigene Zeiten; was von seinen Verrichtungen übrig blieb, ward der Ruhe gegeben. Diese wurde weder durch ein weiches Lager noch durch Stille herbei gerufen; oft sahen ihn Viele mit einem Kriegermantel bedeckt zwischen den Wachen oder Posten der Soldaten auf dem Boden liegen. An Bekleidung ragte er nirgends unter allen Gleichen hervor; Waffen und Pferde waren auserlesen. Unter den Reitern und Fußgängern war er gleichmäßig bei Weitem der Erste. Er ging der Erste in die Schlacht und kam nach ihrer Beendung der Letzte aus derselben. Diese so großen Tugenden des Mannes glichen ungeheure Fehler aus: eine unmenschliche Grausamkeit, eine mehr als punische Treulosigkeit, nichts Wahres, nichts Heiliges, keine Furcht der Götter, kein Eid, keine Religion. Mit dieser Anlage von Tugenden und Fehlern diente er drei Jahre unter

dem Oberbefehle Hasdrubals, wobei er nichts, was für den künftigen großen Feldherrn zu führen und zu wagen war, außer Augen ließ. Uebrigens glaubte er von dem Tage an, an welchem er zum Führer erklärt worden ist, nichts aufschieben zu dürfen, gleichsam als wäre ihm Italien als Provinz zuerkannt und der römische Krieg aufgetragen worden, damit ihn nicht auch, wie seinen Vater Hamilkar und dann den Hasdrubal, irgend ein Zufall unterdrücke. Er beschloß, die Sagunter mit Krieg zu überziehen, weil durch den Angriff auf sie ohne Zweifel die römischen Waffen in Bewegung geriethen; er führte aber sein Heer zuerst in die Grenzen der Olkader (ein Volk jenseits des Iberus, das mehr auf Seite der Carthager, als in ihrer Botmäßigkeit war), damit es den Anschein gewinnen könne, als habe er nicht auf die Sagunter gezielt, sondern sei durch eine Reihe von Thatsachen in Besiegung der benachbarten Völkerschaften und Einverleibung derselben zu diesem Kriege gezogen worden.

(Aus dem 2. Kapitel des ersten Buches.)

Hanno spricht für den Frieden mit Rom.

Einleitung: Die Sagunter sehen den nahenden Krieg und verlangen durch Gesandte von Rom Hilfe. Während man zu Rom berathschlagt, wird Sagunt von Hannibal scharf belagert, noch schärfer vertheidigt.

Livius erzählt:

Unterdessen wurde verkündet, daß von Rom Gesandte gekommen seien, denen von Hannibal Leute an das Meer entgegen geschickt wurden, die sagen sollten, daß für sie weder ein sicherer Zugang unter den Waffen so vieler, so wilder Völkerschaften sei, noch daß Hannibal bei so schwieriger Sachlage sich damit befassen kann, Gesandtschaften zu

hören. Es lag am Tage, daß die nicht Zugelassenen sofort nach Carthago gehen würden. Er schickte daher einen Brief und Boten zu den Führern der Barkinischen Parthei voraus, daß sie die Gemüther der Seinigen vorbereiteten, damit die andere Parthei nicht etwas zu Gunsten der Römer ausführen könnte. So war außer Dem, daß die Gesandten nicht zugelassen und gehört worden sind, auch ihre Gesandtschaft vergeblich und vereitelt. Der einzige Hanno führte gegen den Senat unter großem Stillschweigen und seines Ansehens wegen mit Beistimmung der Hörer die Sache des gebrochenen Bundes. „Bei den Göttern, den Richtern und Zeugen der Bündnisse habe er gemahnt und gewarnt, daß sie nicht den Sprößling Hamilkars zu dem Heere schickten, nicht die abgeschiedene Seele dieses Mannes und nicht sein Stamm können ruhig verbleiben, niemals, so lange Jemand von dem Barkinischen Blute und Namen übrig sei, werden römische Bündnisse dauern. Einem von Begier nach Herrschaft brennenden Jüngling, der als einzigen Weg zu ihr sieht, wenn er aus Kriegen Kriege säete und umgeben von Waffen und Legionen lebte, habt ihr, gleichsam dem Feuer seinen Stoff gewährend, zu den Heeren geschickt, ihr habt also diesen Brand genähret, an dem ihr nun brennet. Eure Heere belagern Sagunt, von dem sie durch das Bündniß ausgeschlossen sind, bald werden römische Legionen Carthago belagern, und dieselben Götter werden ihre Führer sein, durch welche sie im früheren Kriege die gebrochenen Bündnisse gerächt haben. Kennt ihr den Feind nicht oder euch nicht oder das Geschick beider Völker nicht? Gesandte, die von Bundesgenossen und für Bundesgenossen kamen, hat euer guter Feldherr nicht in das Lager gelassen, er hat das Recht der Völker aufgehoben. Sie aber, nachdem sie von dort, wo nicht einmal Gesandtschaften der Feinde ausgeschlossen werden, zurückgestoßen waren, kommen zu euch

und nehmen die Sache noch einmal von der Seite des Bündnisses auf: ein öffentlicher Treubruch sei ferne; den Urheber der Schuld, den des Verbrechens Schuldigen fordern sie. Je milder sie handeln, je zögernder sie anfangen, um desto hartnäckiger, wenn sie einmal angefangen haben, fürchte ich, werden sie wüthen. Stellt die Insel Ägate und Erice vor eure Augen, was ihr auf dem Lande und auf dem Meere durch vierundzwanzig Jahre erduldet habt. Und nicht war damals dieser Knabe euer Feldherr, sondern sein Vater Hamilkar selber, ein zweiter Mars, wie Jene wollen. Aber damals hatten wir uns nicht von Tarent und Italien nach dem Bündnisse ferne gehalten, so wie wir uns jetzt nicht von Sagunt ferne halten, es siegten also die Götter und Menschen und Das, worüber man mit Worten stritt, welches Volk das Bündniß gebrochen hätte: der Ausgang des Krieges wie ein gerechter Richter gab Dem den Sieg, auf dessen Seite das Recht stand. An Carthago hat nun Hannibal die Sturmdächer und Thürme herangebracht; Carthago's Mauern erschüttert er nun mit dem Sturmbocke. Sagunts Trümmer (wäre ich doch ein falcher Wahrsager) werden auf unsere Häupter hereinstürzen, und der mit den Saguntern begonnene Krieg ist mit den Römern zu führen. Sollen wir also den Hannibal ausliefern? wird irgend einer sagen: ich weiß, daß bei ihm mein Ansehen geringe ist, wegen der väterlichen Feindschaften, aber ich habe mich auch darum erfreut, daß Hamilkar zu Grunde gegangen ist, weil, wenn er noch lebte, wir schon Krieg mit den Römern hätten, und diesen Jüngling, gleichsam die Furie und die Brandfackel dieses Krieges, hasse und verabscheue ich, nicht bloß auszuliefern ist er als Sühne für das gebrochene Bündniß, sondern, wenn ihn Niemand verlangt, abzuführen an die letzten Küsten des Meeres und der Länder und dahin zu verbannen, woher weder Namen und Ruf von ihm

zu uns dringen, noch er ungestört den Zustand der Stadt zu erschüttern vermöchte. Ich stimme aber so: man sende sogleich Gesandte nach Rom, die dem Senate Genugthuung leisten, andere, die dem Hannibal verkünden, daß er das Heer von Sagunt zurückziehe, den Hannibal selbst sollen sie dem Bündnisse gemäß an die Römer ausliefern, und eine dritte Gesandtschaft bestimme ich, den Saguntern Schadenersatz zu leisten." Als Hanno gesprochen hatte, war es für Niemanden aus Allen nöthig, mit ihm durch eine Rede zu kämpfen, so sehr war beinahe der ganze Senat des Hannibal, und sie rügten, daß Hanno feindseliger gesprochen habe, als Flaccus Valerius, der Gesandte der Römer. Geantwortet wurde den römischen Gesandten hierauf, der Krieg sei von den Saguntern aus entstanden, nicht von Hannibal, das römische Volk handle ungerecht, wenn es die Sagunter dem sehr alten Carthagischen Bündnisse vorziehe.

(Aus dem 3. Kapitel des ersten Buches.)

Rom erklärt den Krieg.

Einleitung: Als den Saguntern, die durch die schreckliche und lange Belagerung ermüdet waren, traurige Friedensbedingnisse angeboten wurden, zündeten die Vornehmsten ein Feuer auf dem Platze an und stürzten sich mit allem ihren Gold und Silber in dasselbe. Durch einen Bruch in der Mauer erstürmte Hannibal die Stadt, es entstand ein Blutbad, theils durch Kampf, theils dadurch, daß sich Viele mit ihren Weibern und Kindern einschlossen und die Häuser über sich verbrannten. Hannibal machte eine ungeheure Beute. Als die Römer die Zerstörung Sagunts erfuhren, ergriff die Stadt vielfältige Verwirrung, man rüstete Truppen zu Land und zur See und schickte dann noch einmal Gesandte nach Carthago.

Livius erzählt:

Nachdem man Dieses so vorbereitet hatte, schickte man, damit Alles, was gerecht ist, vor dem Kriege geschähe, ältere Gesandte, Q. Fabius, M. Livius, L. Aemilius, C. Licinius, Q. Bäbius nach Afrika, um die Carthager zu fragen, ob Hannibal auf öffentlichen Beschluß Sagunt erobert habe, und um, wenn sie, was wahrscheinlich war, es gestänben und vertheidigten, daß es durch öffentlichen Beschluß geschehen sei, dem carthagischen Volke den Krieg anzukündigen. Als die Römer nach Carthago gekommen waren und man ihnen einen Senat versammelt hatte, und als Q. Fabius nichts weiter, als das Eine, was ihm aufgegeben war, gefragt hatte: dann sagte Einer der Vornehmen der Carthager: „Schon eure frühere Gesandtschaft, o Römer, war eine eitle, da ihr den Hannibal, als habe er auf eigenen Beschluß Sagunt belagert, verlangtet. Im Uebrigen ist diese Gesandtschaft in den Worten wohl milder, in der Sache herber; denn damals wurde Hannibal sowohl angeklagt, als auch verlangt, nun wird von uns nicht nur das Geständniß der Schuld erpreßt, sondern auch gleichsam wie von Geständigen auf der Stelle Genugthuung gefordert. Ich aber glaube, daß nicht zu fragen ist, ob durch eigenen oder öffentlichen Entschluß Sagunt erobert worden ist, sondern ob mit Recht oder mit Unrecht; denn das ist unsere Frage und unser Vorgang gegen unsern Bürger, ob er auf unsern oder auf seinen Rathschluß gehandelt habe, mit euch ist der einzige Streit der, ob es vermöge des Bündnisses geschehen durfte. Weil es euch aber gefällt, daß unterschieden werde, was auf öffentlichen Rathschluß, und was auf eigenes Gutdünken die Feldherrn thun; so besteht für uns und euch ein Bündniß, von dem Consul Lutatius geschlossen, in welchem für die beiderseitigen Bundesgenossen vorgesehen ist, für die Sagunter (denn damals waren sie noch nicht einmal eure

Bundesgenossen) ist nichts vorgesehen. Aber in jenem Bündnisse, welches mit Hasdrubal geschlossen worden ist, wurden die Sagunter ausgenommen; wogegen ich nichts Anders sagen will, als was ich von euch gelernt habe. Denn ihr habt über ein Bündniß, das der Consul Cajus Lutatius mit uns zuerst geschlossen hatte, weil es weder auf Ermächtigung des Senates, noch auf Befehl des Volkes geschlossen war, erklärt, daß ihr durch dasselbe nicht gebunden seid, daher man von Neuem ein anderes Bündniß auf öffentliche Berathung schloß. Wenn euch eure Verträge nicht binden, wenn sie nicht entweder auf Ermächtigung oder auf Befehl geschlossen sind, so kann auch uns der Vertrag des Hasdrubal nicht binden, den er ohne unser Vorwissen abgeschlossen hat. Darum hört auf, von Sagunt und von dem Iberus zu reden, und was schon lange euer Geist brütet, gebäre er einmal." Dann machte der Römer aus seiner Toga eine Falte und sagte: „Hier tragen wir euch Krieg und Frieden, was euch von Beiden gefällt, nehmt." Als auf dieses Wort nicht minder trotzig entgegen gerufen wurde, er möge geben, was er wolle, und als er die Falte wieder fallen ließ und sagte, er gebe Krieg: antworteten sie, sie nehmen ihn Alle an, und mit den Gemüthern, mit denen sie ihn angenommen haben, werden sie ihn auch führen.

(Aus dem 4. Kapitel des zweiten Buches.)

Die Schlacht am Trasimenischen See.

Einleitung: Hannibal erlaubte seinen Kriegern, nach Hause zu gehen, um ihre Heimath zu sehen, und befahl ihnen, bei Anbruch des Frühlings wieder da zu sein. Als sie zusammengekommen waren, bereitete er alles Nothwendige für einen sehr großen künftigen Krieg vor, legte nach Afrika Besatzungen und ließ seinen Bruder Hasdrubal mit zahlreichen Truppen in Hispanien zurück. Hierauf ging

er gegen den Iberus vor und überschritt ihn und die Pyrenäen, nachdem er alle Völker rings herum unterworfen hatte. Er rückte nun in Gallien vor und unterwarf sich die Völkerschaften durch Kampf oder durch Geschenke. Er setzte über den Rhodanus und ging endlich in einem beschwerlichen und kunstreichen Marsche über die Alpen nach Italien. Am Ticinus stellten sich zuerst die Römer ihm unter dem Consul P. Scipio gegenüber und wurden geschlagen. An der Trebia war die zweite Schlacht, und die Römer wurden geschlagen. Hannibal drang nach Hetrurien vor. Am Trasimenischen See kam es mit dem römischen Consul Flaminius zur dritten Schlacht.

Livius erzählt sie in folgender Art:

Alles Land, welches zwischen der Stadt Cortona und dem Trasimenischen See liegt, verwüstet Hannibal mit allem Leidwesen des Krieges, um desto mehr den Zorn des Feindes zu erregen, daß dieser trachte, die Unbilden der Bundesgenossen zu rächen. Und schon waren sie zu einem Platze gekommen, der zu einem Hinterhalte geschaffen war, wo am meisten die Cortonischen Berge sich dem Trasimenus nähern. Bloß ein sehr enger Weg ist zwischen Beiden, gleichsam als hätte man absichtlich diesen Raum frei gelassen; hierauf öffnet sich das Feld etwas weiter, und von da steigen Hügel an. In dieser Erweiterung schlug er das Lager, aber um sich daselbst bloß mit den Afrikanern und Hispaniern fest zu setzen, die Balearen und die übrige leicht bewaffnete Mannschaft führte er hinter die Berge. Die Reiter stellte er an den Schlund des Gebirges selber, wo sie von den Hügeln gut gedeckt waren, damit, wenn die Römer herein gedrungen wären, durch die hervor geworfene Reiterei Alles zwischen dem See und den Bergen eingeschlossen wäre. Flaminius, da er am Tage vorher bei Untergang der Sonne an den See ge-

kommen war, hatte am anderen Tage ohne Untersuchung bei kaum noch genugsam sicherem Lichte die Enge zurückgelegt. Nachdem der Zug anfing, sich in das offene Feld auszudehnen, sah er bloß jenen Theil der Feinde, welcher gegenüber war. Hinter dem Rücken und über dem Haupte entwickelte sich der Hinterhalt. Als der Punier den Feind so hatte, wie er es wollte, von dem See und den Bergen eingeschlossen und von seinen Truppen umringt, gab er Allen das Zeichen zum Angriffe. Diese liefen, wo es Jedem am nächsten war, herab. Den Römern war die Sache um so mehr plötzlich und unerwartet, da ein Nebel, der aus dem See entstanden war, auf der Ebene dichter, als auf den Bergen, saß, und die Züge der Feinde, die sich aus mehreren Thälern hervor genugsam unter einander sahen, desto gleichzeitiger herab rannten. Die Römer merkten eher durch das von allen Seiten entstandene Geschrei, daß sie umringt seien, als sie es sahen, und man fing eher an, gegen vorne und gegen die Flügel zu kämpfen, als die Schlachtordnung gestellt, die Waffen gerichtet, die Schwerter gezogen werden konnten. Der Consul war bei der Bestürzung Aller, wie es ihm bei einer gefährlichen Sache zukam, vollkommen unerschrocken, er richtete die verwirrten und sich gegen das verschiedenartige Geschrei wendenden Reihen, so weit es Zeit und Ort gestattete, er ermahnte sie, wie er nur kann, und befiehlt ihnen, zu stehen und zu kämpfen; „denn nicht durch Gelöbnisse und Anrufung der Götter, sondern durch Kraft und Mannheit könne man entrinnen, durch das Eisen entstehe ein Weg mitten durch die Schlachtordnungen, und je geringer die Furcht sei, desto geringer sei auch fast die Gefahr". Uebrigens konnte man vor Geräusch und Getöse weder einen Rath noch Befehl vernehmen, und anstatt, daß der Soldat seine Zeichen und seine Reihe und seinen Platz erkannte, war

der Geist nicht einmal fähig, die Waffen zu ergreifen und für die Schlacht zu recht zu richten, und Manche wurden durch deren Last mehr niedergedrückt, als beschützt. Auch war bei einer so großen Dunkelheit der Gebrauch der Ohren größer, als der der Augen, und gegen das Stöhnen der Verwundeten, den Stoß der Körper oder Waffen und das verworrene Geschrei der Tosenden und der Verzagenden wendeten sie rings die Angesichter und die Augen. Einige, welche flohen, geriethen in einen Ballen von Kämpfenden und blieben stecken, Andere, welche in die Schlacht zurückkehrten, riß eine Schaar Fliehender hinweg. Als endlich nach allen Richtungen vergebliche Angriffe gemacht worden waren, und von den Seiten die Berge und der See, von vorne und vom Rücken die Schlachtreihen der Feinde einschlossen, so wurde es offenbar, daß keine Hoffnung des Heiles sei, als in der Rechten und im Eisen. Dann wurde ein Jeder sich selber Führer, er wurde sich Ermahner, die Sache durchzufechten, und es entstand von Neuem wieder eine Schlacht, nicht jene geordnete, durch das erste, zweite und dritte Glied, noch daß vor dem Zeichen der Zeichenführer, hinter dem Zeichen die andere Schlachtreihe kämpfte, noch auch, daß der Soldat in seiner Legion, seiner Cohorte und Manipel war; der Zufall ballte sie zusammen, und der Muth gab Jedem die Stelle, vorn oder hinten zu kämpfen, und so groß war die Entbrennung der Gemüther, so sehr der Geist in die Schlacht gerissen, daß jenes Erdbeben, welches große Theile vieler Städte Italiens zerstörte, Flüsse von ihrem reißenden Laufe abwendete, das Meer in die Flüsse trieb und Berge in ungeheurem Sturze niederwarf, Keiner der Kämpfenden gemerkt hatte. Drei Stunden ist beinahe gestritten worden und von allen Seiten mit Ingrimm, aber um den Consul war die Schlacht heftiger und feindseliger, ihm folgten auch die Kräfte der Mann-

schaften, und er selbst brachte unverdrossen Hilfe, wenn er bemerkte, daß die Seinen auf was immer für einem Theile gedrängt seien und leiden, und obwohl er durch seine Waffen ausgezeichnet war, so drang er doch mit größter Kraft gegen den Feind, bis ein insubrischer Reiter (Dukario hieß er) sein Antlitz erkannte und zu seinen Landsleuten rief: „Dieser ist der Consul, der unsere Legionen getödtet, der unsere Felder und unsere Stadt verwüstet hat; ich werde nun den geschiedenen Seelen unserer schmählich ermordeten Bürger dieses Opfer darbringen", und er spornte so sein Pferd, machte durch den dichtesten Schwarm der Feinde einen Angriff, und nachdem er zuerst den Waffenträger, der sich dem feindselig Eindringenden widersetzte, niedergestoßen hatte, durchbohrte er den Consul mit der Lanze. Als er ihn der Waffen berauben wollte, hielten ihn die Triarier mit vorgestreckten Schilden zurück. Da fing zuerst zum größten Theile die Flucht an, und weder der See noch die Berge widerstanden der Angst; durch alle Hindernisse und Abstürze flohen sie, wie Blinde; Waffen und Mannschaft wurden eines über das andere gestürzt, ein großer Theil ging da, wo kein Platz zur Flucht war, durch die ersten Untiefen des Sumpfes in das Wasser, und sie vertieften sich in dasselbe, insoferne sie nur mit den Häuptern und Schultern hervorragen konnten; es gab auch Solche, welche die unbesonnene Angst antrieb, durch Schwimmen die Flucht zu ergreifen, wodurch sie, wenn sie unerreichbar und hoffnungslos war, oder die Kräfte schwanden, in den Wirbeln versanken, oder, wo sie vergeblich sich beeilt hatten, mit höchster Mühe wieder rückwärts an das Land strebten und dort von den Reitern der Feinde, die in das Wasser gedrungen waren, theilweise niedergehauen wurden.

Ungefähr sechstausend Mann, aus dem vordersten

Züge, welche durch die entgegen stehenden Feinde sich rüstig durchgehauen hatten, entrannen unkundig von Allem, was hinter ihnen geschehe, aus dem Passe, und als sie sich auf einem Hügel aufgestellt hatten, konnten sie, da sie nur das Geschrei und den Schall der Waffen hörten, nicht wissen, noch wegen des Nebels sehen, was das Schicksal der Schlacht sei. Als die Lage bereits zum Unglücke gewendet war, und die Sonne wärmer ward und den Nebel zerstreute und den Tag geöffnet hatte, dann zeigten die Berge und die Felder bei schon hellem Lichte die verlorne Sache und die schmählich geschlagene Reihe der Römer. Damit man sie daher nicht von ferne sehen und Reiterei gegen sie senden möge, bargen sie hastig die Zeichen und rissen sich, so schnell sie nur konnten, von hinnen. Als am folgenden Tage zu allem Uebrigen noch der heißeste Hunger quälte, ergaben sie sich auf das Wort Maharbals, der ihnen mit allen Reiterschaaren in der Nacht gefolgt war, daß er sie, wenn sie die Waffen ausgeliefert hätten, Jeden mit einem Kleide angethan, abziehen lassen wolle. Dieses Wort ist mit punischer Treue von Hannibal gehalten worden, Alle wurden sie in Bande gelegt. Diese ist die berühmte Schlacht am Trasimenus, eine unter den wenigen aufgezeichneten Niederlagen des römischen Volkes: fünfzehn tausend Römer sind in der Schlacht getödtet worden, zehn tausend, welche die Flucht durch ganz Hetrurien zerstreut hatte, strebten auf verschiedenen Wegen gegen Rom. Tausend fünfhundert Feinde gingen in der Schlacht, Viele von beiden Seiten noch nachher an ihren Wunden zu Grunde. Von anderen Geschichtschreibern wird eine vielfache Zahl von Getödteten auf beiden Seiten angegeben. Ich, da ich nichts aus dem Leeren Geschöpftes will, wozu die Gemüther der Schreibenden fast zu geneigt sind, hatte den Fabius, einen Zeitgenossen dieses Krieges, als vorzüglichsten Gewährsmann.

Hannibal entließ von den Gefangenen Die des lateinischen Namens ohne Lösegeld, die Römer legte er in Bande. Als er die Körper der Seinen aus dem Haufen der über einander liegenden Feinde auszulesen und zu begraben befohlen hatte, ließ er auch den Körper des Consuls Flaminius der Bestattung wegen mit großer Sorgfalt suchen, fand ihn aber nicht.

(Aus dem 5. Kapitel des zweiten Buches.)

Eindruck dieser Schlacht in Rom.

Livius erzählt:

Als zu Rom die erste Nachricht von jener Niederlage eintraf, geschah mit ungeheurem Schrecken und Lärm ein Zusammenlauf des Volkes auf das Forum. Frauen schweiften durch die Straßen und fragten die Begegnenden, welche neue Niederlage gemeldet worden, oder was das Schicksal des Heeres sei, und da nach Art einer zahlreichen Volksversammlung die Menge sich gegen das Comitium und die Curie wendete und nach den Obrigkeiten rief, sagte endlich nicht lange vor Untergang der Sonne M. Pomponius, der Prätor: „Wir sind in einer großen Schlacht besiegt worden", und obwohl man nichts Genaueres von ihm gehört hatte, so wurde doch Einer von dem Anderen mit Gerüchten überhäuft, und sie brachten nach Hause, der Consul sei mit einem großen Theile der Truppen getödtet, es seien Wenige übrig, die entweder hier und da auf der Flucht durch Hetrurien zerstreut oder vom Feinde gefangen sind. So viele Zufälle es für das besiegte Herr gab, in so viel Sorgen waren die Gemüther Derer gespalten, deren Angehörige unter dem Consul Flaminius gedient hatten, da sie nicht wußten, was das Schicksal eines Jeden der Ihrigen wäre. Niemand hatte etwas hinreichend Gewisses, was er hoffen oder fürchten sollte. Am folgenden Tage und

mehrere Tage nach einander stand an den Thoren eine Menge von fast noch mehr Frauen, als Männern, entweder einen der Ihrigen oder Boten von ihnen erwartend. Sie umringten die Ankömmlinge und fragten, und sie konnten, wie es sonst nur immer bei Bekannten geschieht, nicht losgerissen werden, bis sie Alles nach der Reihe erforscht hatten. Hierauf hätte man die verschiedenen Mienen von Denen, die von dem Boten weggingen, erblicken können, je nachdem entweder Freudiges oder Trauriges verkündigt worden war, und im Nachhausegehen umringten sie Glückwünschende oder Tröstende. Bei Frauen war besonders sowohl die Freude, als auch die Trauer hervorragend. Eine soll an dem Thore selber, als plötzlich ihr Sohn wohlbehalten daher kam, bei dem Anblicke desselben gestorben sein. Eine Andere, welcher der Tod ihres Sohnes fälschlich berichtet worden war, sei, da sie traurig zu Hause saß, bei dem ersten Anblicke des zurückkehrenden Sohnes vor zu großer Freude entseelt worden. Den Senat hielten die Prätoren durch einige Tage vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne in der Curie zurück, berathend, unter welchem Führer und mit welchen Truppen den siegreichen Puniern Widerstand geleistet werden könnte.

(Aus dem 16. Kapitel des 10. Buches.)

Abschied Hannibals von Italien.

Einleitung: Nach der Schlacht am Trasimenus wählte das Volk den Q. Fabius Maximus zum Prodictator, welcher gegen Hannibal den Plan einhielt, sich in keine Gelegenheit zur Schlacht bringen zu lassen, wodurch er das Heer Hannibals langsam aufzureiben hoffte, nach welchem Verfahren er den Namen „Zauderer" erhielt. Das Volk ließ sich dieses Verfahren verdächtig machen und sandte an Fabius Stelle die zwei Consuln L. Aemilius

Paulus und C. Terentius Varro gegen Hannibal, welche abwechselnd Jeder um den andern Tag den Oberbefehl führen sollten. L. Ä. Paulus folgte der Schule des Fabius, Varro wünschte schnelle Entscheidung. Daher ordnete er an einem Tage, an dem er den Oberbefehl hatte, bei Cannä im südl. Italien die Schlacht, und die Römer erlitten eine furchtbare Niederlage. Vierzigtausend Mann zu Fuß und zweitausend sieben hundert Mann zu Pferd sollen nach Livius getödtet worden sein, darunter sehr viele Senatoren und edle Römer. Man fürchtete den Fall Roms. Hannibal ging aber nach dieser Schlacht nicht nach Rom, sondern nach Apulien. Eine lange Reihe von Jahren behauptete sich Hannibal noch in Italien, allein seine Gegner im Senate von Carthago erhielten nach und nach das Uebergewicht, Carthago ließ ihn ohne Unterstützung und rief ihn endlich von Italien, wo er sich sechzehn Jahre behauptet hatte, gegen den nach Afrika übergeschifften Consul Scipio ab. Ebenso riefen die Carthager ihr Heer aus Hispanien, das Mago befehligte, zurück.

Livius erzählt:

Von Hannibal wurde nichts weiter mehr in Italien vollführt; denn auch zu ihm kamen Gesandte von Carthago, die ihn nach Afrika riefen; und zwar zufällig beinahe in denselben Tagen, wie zu Mago. Knirschend und seufzend und sich kaum der Thränen enthaltend soll er die Worte der Gesandten angehört haben. Als der Befehl ausgegeben war, sagte er: „Nicht mehr versteckt, sondern offen rufen mich Die zurück, welche mich dadurch, daß sie die Ergänzungs-Mannschaft und das Geld zu senden verhinderten, schon lange zurück gezogen haben. Den Hannibal besiegt also nicht das römische Volk, das so oft geschlagen und in die Flucht getrieben worden ist, sondern der Carthagische Senat durch Mißgunst und Neid, und über die Schmäh-

lichkeit meiner Rückkehr wird sowohl P. Scipio jubeln und sich erheben, als auch Hanno, der unser Haus, weil er es auf eine andere Weise nicht konnte, durch den Sturz von Carthago zu Grunde richtet." Weil er im Geiste dieses Ereigniß schon geahnet hatte, hatte er die Schiffe schon in Bereitschaft gerichtet. Eine unverläßliche Schaar von Soldaten sandte er unter dem Scheine einer Besatzung in die Städte von Bruttium, die, in geringer Zahl, mehr durch Furcht, als durch Treue zusammengehalten wurden, Viele von italischer Abkunft, welche sich weigerten, nach Afrika zu folgen und in den Tempel der Juno Lacinia sich geflüchtet hatten, der bis zu diesem Tage unentweiht war, ließ er in dem Tempel selber schmählich tödten, und den Kern der Truppen zog er nach Afrika. Selten, geht die Sage, ist irgend ein Anderer, der wegen Verbannung sein Vaterland verließ, trauriger fortgegangen, als Hannibal, der sich von dem Lande der Feinde entfernte; oft soll er auf die Ufer von Italien zurück gesehen haben, Götter und Menschen anklagend und sich und sein unglückseliges Haupt, daß er die von dem Cannensischen Siege noch blutigen Soldaten nicht nach Rom geführt habe. Scipio hätte es gewagt, nach Afrika zu gehen, welcher als Consul den punischen Feind in Italien nicht gesehen hätte, er aber, nachdem er hunderttausend Krieger am Trasimen und bei Cannä getödtet habe, sei um Casilinum und Cumä und Nola gealtert." Unter solchen Vorwürfen und Klagen ist er von dem langen Besitze Italiens fortgeführt worden.

Ueber die Behandlung der Poesie in Gymnasien.

[Bruchstück.]

I. Die Poesie und ihre Wirkungen.

Ich maße mir nicht an, einen so hochwichtigen Gegenstand, dem schon ernste Denker ihre Zeit gewidmet haben, in den folgenden Worten zu erschöpfen. Dichtkunst ist einerseits eine so erhabene Macht, ihr Wirkungskreis ist das ganze menschliche Geschlecht, ihre Handhabung setzt den freiesten und größten Geist voraus, ihr Empfängniß eine gewisse Bildung des Verstandes und ein tiefes, reines Herz, und ihr goldener Faden geht durch alle Zustände der menschlichen Geschichte: die Lehranstalt des Gymnasiums ist andererseits in bestimmte Schranken des Zweckes eingerahmt, ihr stehen bestimmte Lehrkräfte zu Gebote, in ihr sind nur Jugendjahre der Empfänglichkeit vorhanden, und ihr ist nur eine bestimmte Zeit gegeben. Wer das Verhältniß dieser beiden Dinge erschöpfend feststellen wollte, Der müßte statt einigen Seiten ein ganzes Buch schreiben. Dieses Buch aber, daß es das beste seiner Art würde, müßte von einem vollkommenen Dichter, der zugleich ein vollkommener Lehrer wäre, geschrieben werden. Da Beides selten zusammentrifft, da eine solche Anforderung der höchsten Vollkommenheit endlich an jeden Gegenstand einer Wissenschaft gestellt werden könnte: so kämen wir in die

Lage, daß über viele Dinge, weil nicht die vollkommenste Abhandlung bestehen könnte, gar keine bestünde, wenn nicht auch zuweilen Männer aus Liebe zu der Sache, ohne auf dem hohen Standpunkte derselben zu stehen, doch ihre Erfahrungen, die sie im Leben und durch Nachdenken gesammelt haben, niederlegen wollten und erwarteten, daß zu diesem kleinen Baue, den sie dem großen anfügen, wieder Einer einen Anbau mache, wodurch zwar nicht der vollendete Bau, wohl aber der Stoff zu demselben zusammen getragen wird. In diesem Sinne ist der folgende Aufsatz entstanden, und in diesem Sinne wünscht er beurtheilt zu werden. Wo er irrte, möge ihm nachgesehen oder er widerlegt werden, wo er das Wahre traf, mögen es Männer des Faches erkennen, und wo er in seinen Andeutungen, denn mehr wollen diese Zeilen nicht sein, Lücken ließ, mögen ihn Andere, die ihre Aufmerksamkeit und Liebe demselben Gegenstande widmen, freundlich ergänzen.

Die Kunst nennt man nach dem heutigen philosophischen Sprachgebrauche die Darstellung des Schönen. Obwohl noch hie und da im Leben Manches eine Kunst geheißen wird, was höchstens eine Kunde oder eine Fertigkeit ist, so ist der Ausdruck Kunst in diesem Sinne doch schon in dem Munde der meisten Leute gangbarer, als es vor Jahren der Fall war. Es kömmt nun auf die Frage an, was ist das Schöne? Und hier gehen die Meinungen der Menschen nach unzähligen Richtungen auseinander. Ohne in eine ästhetische Abschweifung auszuarten, muß ich doch länger bei diesem Gegenstande verweilen, weil er der Angelpunkt ist, um den sich alle die folgenden Ansichten und Meinungen bewegen.

Darin ist Jeder mit sich einig, daß er Das schön heißt, was ihm gefällt. In so ferne wäre das Schöne subjectiv. Am subjectivsten, mithin verworrensten wäre

es, wenn man als höchsten Satz gelten ließe, daß Jeder sein eigenes Schöne habe, wie es eben sein Gefallen mit sich bringe. In gewissem Sinne ist es wohl wahr, in so ferne Jeder seine eigenthümliche Persönlichkeit hat, und dieser Persönlichkeit etwas zusagt oder nicht. Aber etwas Allgemeines muß das Gefallen, wie es sich in den einzelnen Persönlichkeiten darstellt, doch haben, welches der Grundzug des ganzen menschlichen Geschlechtes ist, und welches dann das Kennzeichen des Schönen sein wird. Dieses Allgemeine darf aber nicht ein zufällig Allgemeines sein, Das heißt, in einer Zeit oder in einem Raume durchgängig Herrschendes, welches aber aufhört und einem andern eben so durchgängig Herrschenden Platz macht — Dieß wäre die Mode —: sondern es muß ein Allgemeines sein, welches in den Gesetzen der menschlichen Natur liegt, und welches darum immer und überall da ist, weil es als Gesetz des Menschen als solchen dort nicht abwesend sein kann, wo es Menschen gibt. Dieses Allgemeine als Gesetz muß aber zugleich das höchste Gesetz sein; denn wäre es ein untergeordnetes, so könnte seine Entfaltung einmal als zusagend wahrgenommen werden, d. h. gefallen; ein anderes Mal, wenn es mit dem höchsten Gesetze in Widerspruch wäre, als nicht zusagend wahrgenommen werden, d. h. mißfallen. Jede Entfaltung einer Kraft im Menschen in Folge eines psychischen Gesetzes führt eine Art Befriedigung mit sich, sie hat etwas Zusagendes, und wenn sie wahrgenommen werden kann, gefällt sie. Das Gefallen aber ist so lange und in so ferne ein bedingtes, als die Kraftentwicklung möglicher Weise nicht gegen eine andere höhere und noch zusagendere ankämpft, in welchem Falle sie etwas Peinigendes oder Ekel Erregendes mit sich führt. Das unbedingte Zusagen in aller Zeit und allem Raume führt daher nur die Entfaltung der Kraft nach dem höchsten Gesetze

der Menschheit mit sich, und wenn die Entfaltung der Kraft durch sinnliche Wege wahrgenommen werden kann, gefällt sie auch unbedingt. Das höchste Gesetz des Menschen als Menschen, wodurch er einzig von allen Geschöpfen absteht, ist das Sittengesetz. Es ist das menschlichste, also für ihn zusagendste, und jede Kraftentfaltung in Folge desselben, wenn sie sinnlich wahrgenommen werden kann, entzückt. Das Schöne ist also das Sittengesetz in seiner Entfaltung und durch sinnliche Mittel wahrnehmbar. Ich weiß recht gut, daß ich nichts Neues sage, aber ich weiß auch recht gut, daß das Alte nicht oft genug gesagt werden kann, wenn schon eine Zeit her die Verwilderung in der Kunst Fortschritte gemacht hat, und sich die Spuren der Verwilderung auch als nothwendige Wechselwirkung in den Sitten zeigen.

Doch ich fahre fort.

In so ferne ist das Schöne auch in diesem Sinne ein Subjectives, als die Vernunft, das Vermögen des Sittlichen, einer Entwicklung und Ausbildung einerseits und eines Verfalles und Zurücksinkens andererseits fähig ist. Je reiner, zarter, kräftiger die Vernunft in einer Zeit oder in einem Volke entwickelt ist, desto höher wird bei übrigens gleichen Umständen auch die Kunst stehen, und je mehr die Vernunft im Allgemeinen noch im Ringen nach Gestaltung begriffen ist, um so rohere Anfänge wird auch die Kunst zeigen. Aber immer und überall ist es dasselbe Merkmal, nach dem sie in ihrem reinen Zustande zielt: die Sitte — nur in der Entfaltung kann ein Unterschied sein. Dieß zeigt sich in Allem, was von dem graueſten Alterthume an bis auf unsere Zeit als groß und herrlich in der Kunst von den Völkern geliebt und gepriesen wurde. In dem Tritte der Rachegöttinnen in

der alten Tragödie sehen wir mit Schauern die Macht und Majestät des Gewissens, in der reinen, heitern, anspruchlosen, so wenig anmaßenden und doch so bestimmten und klaren Skulptur der Griechen sehen wir die gegenständlichste, ungeschminkteste, würdevolle und ernste Menschlichkeit in huldvoller Naivetät, in den Gebilden Shakespeares tritt uns die ganze Gewalt und Macht des Sittenbewußtseins entgegen: man denke an Macbeth, Richard, Lear. Nur auf diesem Hintergrunde der Furchtbarkeit und Majestät des Sittengesetzes vermögen uns seine Entwicklungen und Begebnisse so zu ergreifen und zu erschüttern. Wenn es Jemand versuchte, durch bloße fürchterliche Leidenschaften und Affecte, durch gewaltsame Thatsachen, durch ganz ungewöhnliche Handlungen ohne weitere Beziehung zu einem höchsten Göttlichen uns zu erfassen und zu bewältigen, so würde er nur sittliche Entrüstung, Widerwille und Ekel hervorrufen, wie wir uns zur Stärkung und Herstellung des Körpers mit Freunden zum heiteren Mahle setzen, aber die bloße Völlerei und Trinksucht als Scheusal verachten, ja auch noch als thöricht erscheint uns der Mann, der ein solches ästhetisches Beginnen unternähme, außerdem daß ihm etwas ungemein Niedriges beiwohnt.

Aber wie kömmt es denn, daß das Sittliche nicht immer und überall als Grundlage des Schönen anerkannt wird, daß es von einzelnen Menschen verkannt wird, daß es von ganzen Zeiträumen verkannt wurde?

Dieß ist die verwundbarste und herrlichste Stelle des menschlichen Geschlechtes. Was wäre denn die sittliche Freiheit, nämlich die Unabhängigkeit der Vernunft von den Affecten und Leidenschaften, und was wäre das hohe Glück, das sie gewährt, wenn nicht ihr Gegentheil möglich wäre? Aus und durch sich selbst muß der Mensch das

Sittengesetz verwirklichen können, daß der Erfolg der Seinige sei, damit auch die Wirkung des Erfolgs auf ihn zurück kehre, nämlich die Achtung, die Selbstachtung, die Selbstliebe, worin das Wesen, worin der Vorzug des menschlichen Geschlechtes besteht. Weil also die Verwirklichung des Sittengesetzes das freie Produkt des Menschen sein muß, so ist ihr Gegentheil auch in der Welt, und es kömmt neben der Tugend das Laster vor. Wenn der Mensch irgend einer Begierde die Herrschaft über die Vernunft anfangs nur zeitweilig einräumt; so erkennt er noch die Herrlichkeit der Vernunft an, er weiß noch, daß sein Thun verwerflich ist, er wechselt mit Genießen und Bereuen ab, er ist noch fehlerhaft, nicht lasterhaft. Wenn aber die Begierde dauernd die Herrschaft über die Vernunft erlangt, so geht nach und nach das Unterscheiden zwischen Sitte und Fehler verloren, die Uebung des Genusses gibt der Seele eine Festigkeit und Stetigkeit im Verlangen nach demselben, sie ist nicht mehr frei, sondern in der Herrschaft der Begierde gefangen, alle andern Kräfte müssen der Begierde dienen, und der Mensch ist lasterhaft. In dieser Lage schwebt ihm sein Genuß als reizend vor, eben so Alles, was darauf Bezug hat, er schenkt den dahin zielenden Bildern Eingang und Wohlgefallen, die Begierde sträubt sich gegen das Höhere, weil es ihr mißfällt als ein ihr Widerstrebendes, und so schafft ein solcher Mensch, wenn er als schaffend auftritt, nur im Sinne seiner Begierden und empfängt auch nur, wenn er als empfangend auftritt, im Sinne seiner Begierden. Wer lasterhaft wird, von Dem entfernt sich die Muse, wenn ganze Völker in solche Zustände versinken, so flieht jedes Mal nach dem Zeugnisse der Geschichte die Kunst von ihnen. Darum ist es wahr, daß die Kunst eines Volkes der Zeiger seiner sittlichen Höhe ist. Wenn Stämme

und Zeiträume zu verfallen beginnen, so zeigen sich fast eher die Spuren in der Kunst, als in der Sitte selber. Die Kunst, der man als der gefälligen Freundin seine tiefsten Gefühle anvertraut, plaudert die innere Verderbtheit aus, wer sich scheut, seine Sünde zu gestehen, gesteht sie in Dem, was ihm gefällt, und wenn auch im Beginne des Verderbens ein solches Volk noch hohe und erhabene Gestalten schaffen will, so befleckt es dieselben doch immer ohne Wissen mit der ihm innewohnenden Versunkenheit. Die reine, klare, einfältige Kunst hört auf, die ruhige Schönheit verschwindet. Man fängt mit dem Scheine an, und weil man mit dem Scheine das Wesen zu beweisen glaubt, so sucht man den Schein recht zu stärken, um den Beweis zu stärken, und bringt die Ueberladung; so wie die Wahrheit stets einfach ist, die Lüge aber übertreibt. In der Baukunst kömmt die Schwülstigkeit, der Zierdenwust, die Zwecklosigkeit und Unordnung, in der Musik der Tonlärm und Sinnenzauber, und in der Poesie anfangs die Phrase, dann die Haltlosigkeit, man weiß nicht, an was man sich im Menschen zu wenden habe, man redet zu allen Gewalten in ihm, nur zu dem Gotte nicht, der allein beseligen kann; man weckt Schauer, Neugierde Schreck, Pein, alles Mögliche und vor allem die Leidenschaft, endlich wird Leidenschaft und Affect alleiniger Zweck, man behandelt solche als an sich schön und setzt zuletzt das Laster schlechtweg auf den Thron. Diesen Gang zeigt die Geschichte öfter, und merkwürdig ist hierin der Unterschied zwischen den schlechten Werken werdender Kunst und vergehender Kunst. Während die ersteren einem schönen, reinen Göttlichen nachstreben und ungeschlachte, unbeholfene Mittel bringen und schreiende Formfehler haben, in denen doch das Holde liegt, wie in der Kunst im deutschen Mittelalter: zeigen letztere leichte, gefällige

Formen, üppige Reize, eindringende Motive, aber sie haben keinen Zweck, und sie offenbaren in ihrer Verblasenheit und Verschwommenheit die Leere des entgötterten Gemüthes. Hierauf schreiten sie unbedingt zu dem Dienste des Lasters. Meistens folgt auf solche Anzeigen in der Geschichte ein großes Unglück dieses Volkes, aus dem es sich zuweilen erhob, öfters unterging.

In allen Zeiten kömmt es vor, daß kleine Geister, statt von dem ewig Menschlichen beseelt zu sein, von dem Strome des eben Geschehenden gefaßt werden, in ihm das Höchste erblicken und ihn in ihren Kunstgebilden abdrücken. Nur wenn das Geschehende ein wahrhaft Großes ist, mag es zufällig kommen, daß solche Gebilde Kunstwerke werden, meist werden sie da auch von den großen Geistern der Gegenwart erfaßt und behandelt; aber weit gewöhnlicher werden sie ein Partheiabdruck, ein Gesellschaftsbild, eine Modedarstellung, die lächerlich oder gar verächtlich wird, wenn die Zustände oder Bestrebungen vorüber sind, denen sie ihr Dasein verdankte. Wir sehen, wenn wir uns in unserer Litteratur umschauen, mehrmals solche sogenannte Tendenzen oder Modegesinnungen auftauchen, ihren Ausdruck gewinnen und verschwinden. Während der Ausdruck als ein litterargeschichtliches Denkmal übrig bleibt, ist er als Kunstwerk todt. Selbst das Unsittliche ist so in der Litteratur einmal Mode geworden, und der genialste Ausdruck, den es finden konnte, bleibt uns heute, um nicht Uebleres zu sagen, wenigstens ein befremdendes Räthsel. Man denke z. B. an Ardinghello, an Lucinde. Der wahre Künstler hat ein Herz und einen Geist empfangen, in denen sich die großen und ewigen Empfindungen der Menschheit spiegeln, diese Empfindungen bringt er, darum werden sie immer verstanden und geliebt, wie viele Zeiten auch dahin geflossen sein mögen, wie viele Menschen gekommen und

gegangen sind, darum verschwinden solche Werke nicht. Er stößt Alles in der Kunst zurück, was ihr fremd ist, wie sehr es auch sonst die Gemüther in der Gegenwart beschäftigen mag, er hält es ferne von dem heiteren Reiche, das seine eigenen Gesetze hat, und dem das Treiben des Tages selten zu Gute kömmt. Der echte Künstler hat nie Tendenzen, außer die, ein Schönes zu bringen. Außer den allgemeinen ewigen Empfindungen des menschlichen Geschlechtes, die er in seinem Werke gibt, hat er allerdings auch die Färbungen seiner Zeit und seines Volkes, er hat sie aber naiv und unbewußt, wie er in einer Zeit und in einem Volke lebt und leben muß, und Dieß ist es, was man das Volksthümliche, das Zeitalterliche eines Kunstwerkes nennt. Wenn aber ein Künstler absichtlich ein deutscher, welscher u. s. w. zu werden strebt und, wie man sich ausdrückt, „auf der Höhe der Zeit stehen" will, so wird er etwas zu Wege bringen, was seiner Parthei Freude macht, was einer Zeitrichtung eben schmeichelt, er wird wahrscheinlich das Nationale zum Zerrbilde machen, in seltnen Fällen aber ein dauerndes Kunstwerk liefern.

Man könnte mir gegen meine Erörterungen einwenden: wer weiß, ob nicht doch etwas Anderes z. B. das Sinnliche das dem menschlichen Geschlechte naturgemäß Gefallende sei, weil es oft schon in ganzen Zeiträumen als Herrschendes vorhanden war, und also als Prinzip in der Kunst gelten müsse. Ich erwiedere: abgesehen davon, daß sich seit dem Laufe der Geschichte nur solche Werke erhalten, also den Beifall aller sich ablösender Geschlechter gefunden haben, in denen das Sittengesetz als Gefallendes herrscht, so gibt es keine Kraft im menschlichen Leben, deren Uebung auf die Dauer so Wohlbehagen und Befriedigung gewährt, als die Vernunft. Alle und jede Thätigkeit des Menschen stumpft sich ab, wird zum Ekel, erregt Abscheu und fordert ein

Neues und Entgegengesetztes, nur die Tugendübung allein nicht. Die nämliche tugendhafte Handlung z. B. Aufopferung des Sohnes für den Vater oder die Mutter, Liebe der Eltern zu den Kindern, Liebe der Geschwister tausendmal geübt, entzückt tausend Mal. Darum müssen die Werke, welche niedere Kräfte beschäftigen, Neugierde, Furcht, Abenteuerlichkeit, Leichtsinn, so oft wechseln und Anderes bringen, um nur zu dauern, ja sie verdrängen einander selbst durch Uebersättigung und Ueberdruß und schlagen in ihr Gegentheil um. Nur die schönste Sitte, am schönsten dargestellt, einfach, schlicht, keusch, hingegeben an die schöne Sache, unbewußt ihrer selbst, bleibt immer dieselbe, wird von Geschlecht zu Geschlecht geliebt, und die edelsten Gefühle des Menschen ohne Neugierde, ohne Furcht, ohne Haß finden, so oft man zu dem Werke zurück kehrt, ihre heitere Beschäftigung und ihr ruhiges Glück.

Nach dieser allgemeinen Auseinandersetzung, die ich für nöthig hielt, um den Standpunkt für das Folgende zu gewinnen, und die ich, wie bekannt sie auch sei, doch nach meiner obigen Meinung nicht für zu oft wiederholbar erachte, weil seit Jahren schon eine Verdüsterung in der Kunst herein zu brechen droht, gegen die man mit allgemeiner Macht stehen soll, gehe ich zu der ferneren Sache über, die sich jetzt eigentlich leicht und von selber ergibt, und die wahr ist, wenn das Obige wahr ist, und die falsch ist, wenn das Obige falsch ist.

Die Dichtkunst wird alles Das in sich vereinigen müssen, was über die Kunst überhaupt gesagt worden ist, ja auf die Dichtkunst findet es seine eigentlichste Anwendung. Die Mittel des Dichters sind Worte, in denen er Alles mittheilt, was künstlerisch mitgetheilt werden kann. Er drückt Gefühle aus, er erzählt Handlungen aus dem menschlichen Geschlechte, und wenn er selbst zu den Göttern empor steigt, wie die

Dichter der Vorzeit, so sind es wieder Menschen, die im Olympe wohnen und menschliche Freuden und Seligkeiten genießen. Der Dichter läßt Handlungen vor uns entstehen, und er webt sein Bild in die großen Züge der uns umgebenden Natur. Das höchste Schöne ist die Welt. Wenn der Mensch schafft, so ahmt er Stücke derselben nach, und weil das Nächste er sich selber ist, so sind es menschliche Leiden und Freuden, es sind menschliche Gefühle und Zustände, die er in das Naturganze verflicht. Auf je tieferem Stande der Mensch sich befindet, je weniger er noch entwickelt ist, desto mehr ist er in sich zurückgezogen, desto drohender und unbekannter stehen die Naturgewalten um ihn, und desto beschränkter, aber oft rührend und naiv spricht er sein bewegtes Innere aus. So thaten Völker auf den ersten Culturstufen. Dieß mochte Manche veranlaßt haben, von der Erweiterung unserer Kenntnisse den Verfall der Dichtkunst voraus zu sagen, weil sie sahen, welch tiefe Stärke die sich entwickelnden Völker in ihrer einfachen Dichtkunst hatten: aber die Sache ist nicht so; sondern mit jeder neuen Kenntniß wächst der Dichtkunst ein Arm zu, wie, so lange die Sterne als kleine glänzende Punkte an einem blauen Gewölbe erschienen, Dieß recht lieblich war, aber, da sie große Weltkörper in unermeßlichen Entfernungen und Gruppen wurden, es unsäglich erhaben schien: so ist es mit der Dichtkunst; wenn sie die Welt in ihren Theilen nachahmt, also schafft, so wird sie der Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Welt am nächsten kommen, wenn sie eine Unendlichkeit und Mannigfaltigkeit der Mittel besitzt, um zu schaffen. Wenn neue Kenntnisse der Dichtkunst hinderlich werden, so ist es nur meist die Schuld der Dichter selber, die die Kenntnisse sich nicht erwerben, oder wenigstens es nicht verstehen, sie in eine dichterische, glänzende Waffe in ihrer Hand umzuwandeln, wodurch es geschieht, daß sie in ihren alten

Vorstellungskreisen bleiben, die Menschheit aber durch neue Anschauungen in neue geräth und ihre alten Sänger nicht mehr versteht oder nicht mehr liebt.

Da der Dichter die Welt darstellen soll, so muß er auch die Welt umfassen, er muß außer seiner natürlichen Anlage, die die ganze Verschiedenartigkeit aller Geister in sich einschließt, also jeden einzelnen zu schildern vermag, auch noch die Erfahrungen aller Zeiten haben, wie die Menschen sich in der Wirklichkeit bewegt haben, und wie der Schauplatz sich gestaltet hat, in dem sie sich bewegten. Sonst wird er das Zufällige für das Wesentliche nehmen, das zunächst ihn Berührende für das Allgemeine, und er wird einseitig werden, beschränkt und flach. Die Erfahrungen aller Zeiten aber sind in der Geschichte und in den Wissenschaften nieder gelegt, gleichsam in ihre Essenzen und Prinzipe verkörpert. Die Schätze Beider muß der Dichter in sich aufzunehmen verstehen, so lebt er in die vergangenen Zeiten zurück, er lebt in die entfernten Räume. Seine mitlebenden Menschen muß er kennen, in ihren Seelen empfinden und den Ort ihrer Thätigkeit ergründen. Nur auf diese Weise werden seine Gebilde Wahrhaftigkeit erlangen, als ob sie unter uns lebten. Wenn er seinen Gefühlen allein lauscht, ohne sich um die Gegenständlichkeit der Welt zu kümmern, so wird er ihnen und der Phantasie, die den Ausdruck leiht, hingegeben sein, Beide werden sich steigern, wie sich Erregungen immer steigern, werden ihn in unbekannte Räume ziehen, und er wird Ungethüme erschaffen, die nirgends sind, und die nur rechte Wirksamkeit vorspiegeln, wenn sie immer ärger werden und in's Unendliche anschwellen. Darum sind die Alten so wahr und gegenständlich in ihren Kunstgebilden, so fern von Schwulst und Phantasterei, weil sie, ehe sie dichteten, Erfahrungen in dem kleineren Kreise ihres Lebens und ihrer Geschichte sammelten, weil sie Krieger, Staatsmänner,

Geschäftsleute waren, ehe sie Dichter und Geschichtschreiber wurden. Uns ist es nicht mehr gegönnt, auf dem kleineren Gesichtskreise der Alten zu weilen: verwickeltere Staatenverhältnisse, ein größerer Schauplatz, größere Gemeinschaftlichkeit der Völker, vorgeschrittenere Kenntnisse in Naturdingen und Philosophie, Ineinanderspielen großartigerer Kräfte sind die Bedingungen unserer Zeit; es ist uns nicht erlaubt, ihnen, wenn wir nicht gestraft werden sollen, fern zu bleiben, ihre Bewältigung ist schwierig, aber der Dichter, der heute den Alten ähnlich werden will, muß seine wie sie ihre Welt kennen. Weil aber Dieß schwerer ist, als einst, weil man durch Menge und Mannigfaltigkeit der Theile nicht leicht zum Ganzen kömmt, was aber zum Dichten nöthig ist, weil es daher so selten in Wirklichkeit tritt, so erklärt sich die Erscheinung, daß uns die Alten trotz unseres mannigfaltigen Vorschreitens in Kenntnissen und Erfahrungen doch in der Kunst noch weit voraus sind.

Man sieht aus der obigen Skizze, welch große Forderungen an den Dichter gestellt werden. Alle Kräfte, nicht bloß die Vernunft allein, sollen an ihm in hoher Gabe vorhanden sein. Wenn gleich die Vernunft als hohe Schiedsrichterin des Göttlichen und die Phantasie als Einkleiderin desselben in ein zierliches Gewand die zwei Hauptgewalten sind, über die er muß gebieten können, so müssen doch auch die andern in erhöhtem Grade da sein: ein klarer, gesunder Sinn, schnelle, treffende Reproductionskraft und reiner, kraftvoller Verstand. Das, was wir Genie heißen, ist also bei vorwiegender Schöpfungskraft das Blühen aller geistiger Kräfte, es ist das geistig Gesündeste, was wir haben, und wenn an großen Geistern geistige oder körperliche Krankheit vorhanden war, und sie trotz derselben Großes schufen, so sieht man diesem Großen doch in irgend etwas den Zug der Kränklichkeit an, es wäre ohne den-

selben noch größer und entzückte uns noch mehr, wenn es gleichsam aus dem einzigen festen, kernhaften Felsen der Kraft gehauen wäre. Es ist daher ganz falsch, sich das Genie als etwas Wildes, Phantastisches, Ungeduldiges (das Genie hat in Erschaffung seiner Gebilde unter allen Mächten der Welt die meiste Geduld), als etwas von der gewöhnlichen Ordnung Abweichendes, körperlich Zerrüttetes und mit seinem Verstande nicht ganz im Kreise des Gesetzmäßigen Verweilendes zu denken. Heutzutage ist es freilich so, daß Mancher in solche Zeichen und Absonderlichkeiten hohe Gaben und Außerordentliches setzt, aber es hilft auch heute nichts: und wenn jener uralte Grieche, der des Blödsinns aus der Last der Jahre angeklagt wurde, den Richtern dadurch die Gesundheit und Tüchtigkeit seines Verstandes bewies, daß er ihnen sein eben vollendetes Trauerspiel vorlas: so sind darauf Zeiten gekommen, wo Mancher durch Vorlesen seiner Werke das gerade Entgegengesetzte beweisen würde.

So groß die Gaben und Anforderungen an den Künstler und Dichter sind, so groß und weittragend sind auch die Wirkungen der Kunst und Dichtung. Wenn man einen Menschen, der leicht in sittliche Gefühle kömmt und in Folge derselben gerne uneigennützige und edle Handlungen ausübt, einen warmen Menschen nennt, und wenn der im Gegentheile kalt ist, der diese Gefühle nicht kennt oder sie nur im geringen Maße besitzt, obgleich er zur Erlangung materiellen Gutes und Genusses die heftigsten Affecte hegen mag: so ist wohl keine Gewalt der Erde so geeignet, das Herz des Menschen in eine schöne harmonische Wärme zu versetzen, es zu öffnen und für alles Hohe und Gute empfänglich zu machen, als die Kunst. Wenn die Ausbildung des Menschen als Menschen, nämlich Humanität, der höchste, irdische Zweck ist, wenn sittliche Schönheit und Würde

im höchsten Maße, in dem es erreichbar ist, das irdische Glück des Menschen ausmacht, ja sogar, wenn die Religion durch ihre Göttlichkeit zum himmlischen Glücke führt; so führt die Kunst durch den Reiz mittelbar dahin, sie kann daher die irdische Schwester der Religion geheißen werden, wie sie ja fast in allen Zweigen in der ältern und neuern Kirche mit ihrer himmlischen Schwester Hand in Hand gieng, als Baukunst, Musik, Dichtkunst, Malerei, Bildhauerkunst. Und haben nicht selbst die Heiden ihre Künste nur am schönsten um ihre Götter, um ihre Tempel geschlungen. Ja war bei den Griechen nicht am Ende Religion und Kunst eins?

Keine Gabe wirkt mächtiger und hinreißender im Menschen, als die Phantasie. Das Volk und die Kinder sind ihr am meisten hingegeben. Der Jüngling glüht in ihr, der Mann ehrt sie noch, und wenn er sie in Uebung seines Verstandes und in Betrachtung der Weltdinge bändigen gelernt hat, dankt [er] ihr doch seine schönsten Stunden, wenn er entweder mit ihr im erhabnen Ernste dichtet oder mit ihr sich in geliebten Dichtern ergeht, und selbst der Greis hat sie zur Gespielin, wenn er in die Gefilde seiner Jugend zurück kehrt, und sie ihm diese Gefilde mit einem rührenden Lichte, wie mit einem Nachsommer, überdeckt. Die Geisterfurcht, der Wunderglaube, der Aberglaube, ja die Ahnung des Allerhöchsten selber sind die Früchte der Phantasie im Volke. Sie hat das größte Glück des Menschen gestiftet, und in ihren Verirrungen auch das größte Elend. Wenn sich nun zur Phantasie noch das Göttliche gesellt und die höchsten, schönsten Gefühle erzeugt, so hat dasselbe durch sie das größte Reich zur Beherrschung, es hat das ganze menschliche Geschlecht, und es hat alle Zeiträume, die auf dieser Erde noch vergehen können, ja sie hat das Weltall; denn in andern Weltkörpern kann nichts Schlechteres der Gegen-

stand der Kunst [sein]. Sie geht in alle Seelen, wo es Seelen gibt, und durch das Göttliche hebt und beglückt sie auch die Seelen.

Wenn die Kunst durch die Phantasie so allgemein anregt, so regt sie nicht minder auch Allgemeines an. Wenn der Dichter alle Gaben des Geistes in großer Fülle haben muß, so bewegt er auch alle Gaben im Geiste seines Zuhörers und Lesers. Wie die Welt den Sinn, den Verstand, das Herz, das Gemüth ergreift, ergreift sie auch das Werk des Dichters. Wenn die Wissenschaft den Verstand als formales Vermögen beschäftigt, oder wenn sie in Erfindungen auch die Phantasie ergreift, und in ihren Wirkungen endlich gar die Vernunft; wenn der Geschäftsmann seine Erfahrungen in einem Fache zu Bergen häuft, und ein anderer in andern Fächern Dasselbe thut: so bewegt die Kunst alles Das mit einem Male und noch etwas mehr, sie malt den Himmel in die Seele und begleitet mit der heiteren Miene oft noch den Geschäftsmann in die Stube seiner Marter.

Auch nicht minder tief, als allgemein, wirkt die Kunst. Was der Mensch in ruhiger Muße erlernt, das legt er als einen erworbenen Schatz zurück, es gelegentlichem Gebrauche vorbehaltend, oft gar nicht mehr daran denkend, es gar nicht mehr gebrauchend. Was aber seine Gefühle aufregt und sein ganzes Innres erfaßt, Das führt zur That oder drückt der Persönlichkeit ein unauslöschliches Merkmal ein. Was in der Weltgeschichte Großes und leider auch Entsetzliches geschehen ist, ist durch Affecte geschehen, waren es nun erhabene oder erhebende Gefühle, oder war es wilder und brausender Guß der thierischen Empfindungen. Nun aber ist es fast die Kunst allein, die allgemeine Gefühle erweckt und ihnen allgemeine Richtungen gibt. Was auf anderem Wege entsteht, ist zerstreutes Gefühl und wirkt nach zerstreuten Richtungen. Ja wenn man sogar Menschen-

mengen durch Reden, durch Aufrufe und Beispiele zu Gefühlen und Thaten hinreißen will, so ist es die Kunst, zu der man flüchtet, sei es durch die dichterische Gluth der Rede, sei es durch die ergreifende Bewegung der Mimik und Gebärden. Und hinwieder, wenn die Menschen massenweise in Bewegungen gerathen, zeigt sich allsogleich in ihrem äußern Thun und Wesen theaterähnlicher Schmuck und auffallende Zeichen an Kleidern und anderen Dingen.

Aus dem Gesagten ergibt sich die große Wirkung der Kunst, die in der Geschichte der Menschen ersichtlich ist. Ein einziger Dichter, der sein Volk durchgängig zu entzünden vermochte, hat es oft in einem Ruck mehr gehoben, als jahrelange Belehrungen und vortreffliche Gesetze. Die Richtung und Gestalt der Litteratur ist in den Sitten, Handlungen und Folgen ganzer Zeiträume abgespiegelt und wieder gegeben und wirkt auf die nächstfolgenden Zeiträume befruchtend ein. Dieß geht bis in die kleinsten Erzeugnisse der Mode herunter. Wenn man in einer Litteraturgeschichte bei Entwicklung ihrer Zustände gleichlaufend die Entwicklung der sittlichen Zustände betrachtete und vergliche, so würde das Gesagte eine noch entschiednere Bekräftigung und Beleuchtung gewinnen.

Die Kunst ist also eines der größten menschlichen Dinge.

Wenn die Darstellung höchster sittlicher Würde der Zweck der Menschen auf Erden ist, so ist die Religion, die Sittlichkeit und Kunst Zweck an sich, was folgt: Wissenschaft, Geschäfte, Thätigkeit nach allen Richtungen, ja der Staat selbst als organischestes Produkt menschlicher Thätigkeit, ist dann nur mehr Mittel. Wenn wir uns höhere Geister ohne Sinnlichkeit denken, das Thier aber fast nur in Sinnlichkeit versunken, so ist die Kunst gerade das menschlichste aller menschlichen Dinge, wie der Dichter sagt:

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern:
Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

Es ist also die Pflicht aller Menschen und Zeiten, die Kunst zu hegen und zu steigern, und wenn der Staat eine menschliche Anstalt zu menschlichen Zwecken ist, so hat er auf die Kunst eines der höchsten, größten Augenmerke zu richten, sie einerseits zu fördern und anderseits zu ehren, weil sie nicht nur ein höchstes menschliches Ding an sich ist, sondern weil die durch sie Gebildeten auch ein immer reinerer, bildsamerer und edlerer Stoff der Staaten werden, wie der Römer sagt:

„Emollit mores, nec sinit esse feros."

Möge das hier Gesagte nicht zu viel sein, und möge man mir auch noch mit Nachsicht folgen, wenn ich sage, wie die Einwirkungen der Kunst auf jene Jugend geleitet werden sollen, die wir zu höherer Menschlichkeit entwickeln wollen, wie diese Jugend die Gebilde der Kunst meistens zu theuren Gespielen hat, und wie sie gerade durch sie mit Vermittlung der Lehrer zu ehrwürdigen Männern reifen kann.

Die Volksschule in Oberösterreich in den Jahren 1850—1865.

(Aus meinem Amtsleben.)

[Bruchstück.]

Seit ich über Menschen und Menschenwohl zu denken angefangen hatte, richtete ich auch mein Augenmerk auf die Volksschule und suchte zu erfahren, wie sie ist, und legte mir allgemach Ansichten zurecht, wie sie sein sollte. Freilich änderten sich diese Ansichten im Laufe der Jahre vielfältig. Meine Ansprüche an die Volksschule, die ich für gerecht hielt, wuchsen, und endlich kam ich dahin, zu erkennen, daß ein Staat, der diese Anstalt auf die Höhe hebt, zu der sie unzweifelhaft berufen ist, nicht nur seine erste und heiligste Pflicht gegen seine Unterthanen erfüllt, sondern auch zu einer Blüthe und Macht gelangt, davon sehr Viele jetzt noch gar keine Vorstellung haben. Ich habe einmal zu dem jetzt verstorbenen Fürsten Metternich gesagt: Der Landschulmeister ist eine der wichtigsten Personen im Staate. Wir sprachen weiter über die Sache, er stimmte mir bei und fragte mich, woher wir das Geld zur Ausführung nehmen. Das wußte ich nicht, weil ich kein Geldmann bin. Ich weiß es auch jetzt noch nicht; aber Das weiß ich, daß die Staaten, um mit all den Schäden zurecht zu kommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Den Entgang an Blüthe

und Macht haben sie noch oben darein. Wer die Bestimmung der Menschheit auf dieser Erde nicht in einen ewigen blinden Kreislauf von Tugend und Laster, von Recht und Gewalt, von Emporsteigen und Niedersinken setzt, was uns an Gott verzweifeln ließe, sondern wer glaubt, daß sie sich nach und nach zur höchsten Blüthe entwickeln wird, zur Vernünftigkeit, wie wir ja Alles hienieden sich entwickeln sehen, Der wird auch überzeugt sein, daß eines der heiligsten Dinge, die Volkserziehung, seine Vollendung finden werde. Er wird aber auch wissen, daß wir auf dem Wege zur Vernünftigkeit noch lange nicht die Kinderschuhe ausgetreten haben. Lassen sich nicht die gebildetsten Staaten der Erde in ihrem Verkehre von Ereignissen, Zufälligkeiten, Nothwendigkeiten, Nützlichkeiten leiten und sind in steten Wirrnissen und Nöthen begriffen, statt daß sie unerschütterlich das unantastbarste Gesetz der Vernunft, das Rechtsgesetz befolgten, wornach alle jene Dinge wegfielen, und Jeder glücklich zu sein vermöchte? Und nicht bloß das unantastbarste Gesetz ist das Rechtsgesetz, es ist auch das höchste Klugheitsgesetz. Aber so weit sind wir noch nicht, daß das Rechtsgesetz im Bewußtsein unbezwingbare Gewalt erlangt hätte, und daß Alle oder die Meisten darnach handelten und Den, der es verletzt, gemeinschaftlich für ehrlos erklärten und straften. Sie mißtrauen sich noch alle, und so entstehen die Wirrnisse, und entsteht die größte Schande für Wesen, die sich vernünftig nennen, der Krieg. Sind Dieß nicht Merkmale des Kindheitlebens? Und wenn sie es sind, so wird das Leben des Jünglings folgen, des Mannes, des Greises. Wir sehen auch, daß der Plan für Entwicklung der Menschheit ungemein groß angelegt sein muß, und daß ein Jahrtausend eine Stunde ist. In dem steten Gange nach der höchsten Blüthe wird die Volkserziehung auch mitgehen und es ist ein Gesetz in solchen

Dingen, daß sich Stimmen erheben, die da sagen, was Noth thut, und daß aus vielen Stimmen sich Das ergibt, was im Allgemeinen zur Erreichung des Zweckes zu geschehen habe. Mit der Entwicklung der Menschheit wachsen auch die Zwecke und die Mittel. Darum wäre es eine Ueberstürzung und vom Uebel, das Letzte schon auf den ersten Stufen einführen zu wollen; aber wir müssen uns dieses Letzte immer klarer zu machen suchen, damit wir die Schritte für die Gegenwart mit desto größerer Sicherheit thun können.

Ich habe fünfzehn Jahre das Amt eines Schulrathes und Inspectors der Volksschulen von Oberösterreich verwaltet und werde in den folgenden Zeilen Einiges anführen, was ich in diesen Jahren über den Zustand des Volksschulwesens in Oberösterreich erfahren habe, und werde mir dann erlauben, auch Einiges beizufügen, was ich über Volkserziehung und Volksunterricht denke.

Ich beginne mit den Schulhäusern.

In dieser Hinsicht haben sich unsere Voreltern große Fahrlässigkeiten zu Schulden kommen lassen, und es bedurfte bedeutender Verbesserungen.

In Linz ist die Normalschule des Landes, dann sind drei Pfarrschulen und ist eine Nebenschule.

Die Normalschule befindet sich noch gegenwärtig in einem Gebäude, welches ursprünglich kein Schulhaus gewesen ist, und wenn man auch nicht sagen kann, daß die Räumlichkeiten geradezu zweckwidrig sind, so haben sie viele Uebelstände, und das Ganze ist der Würde einer Normalschule des ganzen Landes durchaus nicht angemessen. Außerdem liegt das Gebäude in einem unerquicklichen Stadtwinkel, und die Kinder haben als Hauptweg eine enge, steile, finstere Straße. Es wird wohl schwerlich bald ein anderes Gebäude zu erzielen sein, da es aus öffentlichen Mitteln hergestellt werden müßte.

Von den drei Pfarrschulen, in denen wie in Hauptschulen unterrichtet wurde, fand ich im Jahre 1850 die Stadtpfarrschule in einem niederen, finsteren und beengten Schulhause, dem Zwecke auf keine Weise entsprechend. Die Vorstadt-Josephsschule hatte gar nicht einmal ein eigenes Gebäude, sondern war auf der Post in Miethe und auf eine Weise untergebracht, die kaum kläglicher hätte sein können. Die Vorstadt-Mathiässchule hatte die besten Räumlichkeiten, aber nicht zulänglich, und die Nebenschule auf dem Schulerberge war in Miethe.

In Steyr, der zweiten Stadt des Landes, war die Kreishauptschule in kleinen, finstern, dumpfen Räumen untergebracht. Die Stadtpfarrschule hatte in einem einzigen kleinen, erbärmlichen Zimmer alle Kinder bei einander. Die Mädchenschule hatte niedere, finstere, unzulängliche Zimmer. Die Nebenschule in der Vorstadt Ensdorf war in einem noch elenderen Zimmer, als die Stadtpfarrschule. Das Schulhaus der Vorstadtpfarrschule in Steyrdorf war vor einigen zwanzig Jahren neu gebaut worden, aber zu entlegen und zu klein.

In Wels war die Mädchenschule in getrennten und nicht zweckmäßigen Räumlichkeiten.

Das Gebäude der Kreishauptschule in Ried fand ich in bedeutendem Maße unzureichend.

Eben so war es mit der Schule in Braunau.

Scherding bedurfte Verbesserungen.

In Freistadt war die Hauptschule in sehr kleinen, unansehnlichen Zimmern.

In Ens waren die Schulräumlichkeiten durchaus zu verwerfen.

In Grieskirchen war die Schule in Miethe.

So war es in den Städten.

In den Markt- und Dorfschulen traf ich es mitunter

noch weit ärger. Man sollte nicht glauben, daß es möglich wäre, daß Gemeinden ihre eigenen Kinder in solche Räume zusammen pferchen, wie ich es gefunden habe. Ich will ein Beispiel anführen. In Niederthalheim bei Schwanenstadt in einer sehr fruchtbaren Gegend fand ich ein hölzernes Schulhaus. Die Wände hatten durch und durch Löcher, wie ein Kopf. Die Lehrersfrau stopfte sie mit Werg zu. An den Wändebalken konnte man mit den Fingern den Holzmoder herabrieseln machen. Das Dach war ein Bretterdach mit Steinen; aber es machte buchstäblich den verworrenen Eindruck, als hätte Einer auf einem großen Wagen Bretter und Steine geführt und hätte umgeworfen. Bei jedem stärkeren Regen mußten die Kinder Bücher und Papiere unter die Bank halten, daß sie nicht naß würden. Das Wasser rann auf dem Boden des Schulzimmers dahin. Zwanzig Jahre waren zwischen Dominien Verhandlungen zum Baue dieser Schule gepflogen worden. Viele Schulgebäude fand ich dem Zwecke nicht entsprechend, viele nur theilweise, und eine Anzahl gut. Aber ich kann mich nicht erinnern, ein einziges Gebäude gefunden zu haben, das den erhebenden Eindruck gemacht hätte, jeden Zweck, auch den sittenfördernden, zu erfüllen.

Es wurde mit dem Eintreten der neuen Zeit zur Abhilfe geschritten.

Der damalige Statthalter in Oberösterreich, Eduard Freiherr von Bach, hat das Hauptverdienst. Er nahm sich der Schule mit größter Wärme an. Nicht nur, daß kein einziger meiner Anträge auf Untersuchung und Abhilfe von Uebelständen unberücksichtigt blieb, so besuchte er auf seiner häufigen Reise jede Schule in allen ihren Winkeln und besah sie der Baulichkeiten willen und untersuchte ihre Unterrichtsweise. Schnell entstanden nun neue Schulhäuser, oder es wurden Zubauten und Verbesserungen

angebracht. Wäre es nur noch mehrere Jahre in dieser Weise fort gegangen, so wäre kein einziges unzulängliches Schulgebäude mehr in Oberösterreich gewesen. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, er habe die Leidenschaft, Schulhäuser zu bauen. Solchen Thatsachen gegenüber, wie ich sie oben angeführt habe, muß in jedem ernsten Menschen der Wunsch entstehen, zu helfen. Dazu bedarf er nicht eigens einer Leidenschaft. Er hat nicht willkürlich gebaut. Jedem Baue ging eine Commission voraus, die ihn beantragte, und beim Baue selber war man, und ich muß sagen leider, an die alten, oft höchst unzweckmäßigen Vorschriften der politischen Schulverfassung gebunden. Manche Gemeinden bauten freiwillig größer.

Mit einem glänzenden Beispiele ging die Stadt Linz voran. Sie errichtete für die Josephsschule einen wahrhaften Musterbau mit sechs großen freundlichen, herzerhebenden Sälen. Ich hatte damals bei der Commission gesagt, daß außer der Erreichung der Zwecke für Unterricht und Gesundheit der Kinder, das äußere und innere Aussehen einer Schule nicht gleichgültig sei, in wie ferne es auf Herz und Gesittung wirke, wie man ja auch den Kirchen eine andachterweckende Gestalt zu geben strebe. Und in diesem Sinne wirkt das neue Schulhaus. Die Kinder sitzen in drei neuen Räumen mit fröhlichen, heiteren Angesichtern da, und sie schienen mir auch immer reinlicher zu werden. Später errichtete die Gemeinde einen ansehnlichen Bau für die Stadtpfarrschule. Nur war man da im Raume nicht frei genug, um so, wie bei der Josephsschule, bauen zu können. Bezüglich der Mathiässchule waren Verhandlungen, man bezeichnete schon den einen oder den andern Platz für den Neubau. Aber es ist bis jetzt noch zu keinem Ergebnisse . . . . .

II.

Literatur und Theater.

Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien.

Wien, Ende August [1847]. Grillparzer hat dem Jahrgang 1848 des Taschenbuches Iris eine Erzählung gegeben, die ich aus den Correcturbogen des im Drucke befindlichen Taschenbuches gelesen habe. Sie heißt: „Der arme Spielmann." Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß diese kleine Erzählung — sie umfaßt ungefähr vier Bogen — ein Meisterwerk ist. Ungleich der neueren Art zu erzählen, nämlich immer spannend, geistreich und besonders fein zu wollen, schließt er sich vielmehr der ältern Schule an. Ganz schlicht und unscheinbar beginnt die Erzählung, nichts Anderes, als die Sachen, gebend; aber wenn man eine Weile gelesen hat, dann geht man in dem ruhigen, gehaltenen, und ich möchte sagen, goldenen Strome fort. Diese Kraft, sich von jeder Manier fern zu halten, ist in unsern Tagen um so seltener, weil nicht bloß Manieriertheit Mode geworden ist, sondern weil es auch überhaupt sehr schwer ist, innerlich so groß zu sein, daß man diese Größe nur hingeben darf und der Wirkung auf tiefe Gemüther sicher sein kann. Die Unbedeutenheit, wenn sie einfach sein will, wird es nicht, sondern sie wird bloß leer. Mit diesem äußern Vorzug der edlen Form, der in unserer Zeit wahrhaft eine Tugend genannt werden kann, verbindet sich aber auch als belebende Seele des schönen Körpers Das, was die künstlerischste Wesenheit eines Werkes ausmacht, nämlich alles

Das, weßhalb wir die Seele des Menschen höher stellen, als jedes Ding dieser Erde, weßhalb wir die Dinge schätzen, die Seele aber lieben müssen. Ueber scheinbar sehr ungefügige, ja fast widerstrebende Verhältnisse ist ein solcher Duft eines Seelenlebens ausgegossen, daß man allmählich hineingezogen wird, daß sich eine edle Rührung in unser Herz schleicht, und daß man am Schlusse die beruhigendste sittliche Auflösung und eine lohnende Erhebung empfindet. In der Kindlichkeit dieser Dichtung liegt es wieder so klar, was uns aus den Schöpfungen der größten Künstler entgegentritt, und was selber in der Unschuld und Majestät des Weltalls liegt, daß alle Kraft, alle Begabung, selbst der schärfste Verstand nichts ist gegenüber der Einfalt sittlicher Größe und Güte. Dieses Letztere ist der höchste Glanz und die höchste Berechtigung des menschlichen Geschlechts. Wenn es ein Dichter durch Zusammenstellung menschlicher Handlungen oder durch Darstellung eines menschlichen Charakters recht klar und recht einfach vor uns entstehen lassen kann, so hat er ein Meisterwerk geliefert und bindet unser Herz mit goldenen Ketten an sein Werk. Kann er Das nicht, so mag er die außerordentlichsten Begebenheiten zusammenstellen, er mag die verschiedensten Kräfte und Leidenschaften in uns aufregen, und es wird ihm doch nicht gelingen, unser Herz mit Verehrung, Bewunderung und Liebe an sein Werk zu fesseln: die Schönheit der menschlichen Seele und die Wirkung seines Werkes werden immer weit auseinanderliegen. Daher kommt die Erscheinung, daß uns ein Dichter mit ganz gewöhnlichen Ereignissen, die sich alle Tage zutragen, entzückt, und ein anderer mit den schauerlichsten Thatsachen und den seltsamlichsten Handlungen uns kaum berührt oder gar widrig erkältet. Die einzige künstlerische Todsünde ist die gegen die ursprüngliche Gottähnlichkeit

der menschlichen Seele. Freilich liegt auf der andern Seite wieder der Fehler nahe, statt jene Ursprünglichkeit der Menschheit vor uns entstehen zu lassen, ein sittliches Wörterbuch oder Verhaltungsregeln zu geben, was ebenfalls kalt läßt, weil wir da nicht das einfache Sein eines menschlichen Geistes sehen, sondern die willkürlichen Abstractionen, die sich ein Anderer daraus gemacht hat. Wenn sich Jemand in diese sittliche Ursprünglichkeit und Einfalt nicht mehr finden kann, weil ihm das Verkehren mit dem bloß Stofflichen, mit den Mitteln die ursprünglichen Zwecke verrückt hat, oder wenn Jemanden diese Begabung überhaupt versagt ist, so wird ihm Grillparzers Dichtung nicht gefallen, ja sie muß ihm mißfallen, weil so manche Kräfte des Helden, gegenüber seiner Innerlichkeit, in Unentwicklung oder seltsamer Zerwürfniß sind, was aber gerade für den Empfindenden den Reiz so unaussprechlich hold macht.

In Bezug auf bildende Kunst geben sich in neuer Zeit manche erfreuliche Merkmale kund. Es zeigen sich in der historischen Malerei, die so sehr brach gelegen ist, einige Anfänge zum Aufschwung, worüber ich nächstens berichten werde. In der Landschaftsmalerei, die hier besonders gepflegt wurde, und in der man so lange, vielleicht gerade durch die ungemein schöne Scenerie unseres Vaterlandes verführt oder durch Begehr der Liebhaber verleitet, an der bloßen Ansicht gehaftet hatte, scheint sich auch ein Uebergang einzufinden. Steinfeld, welcher durch eine Reihe von Jahren Einer der tüchtigsten Vertreter der Ansicht schöner Gebirgsscenerie war, lieferte in letzter Zeit Compositionen, in denen er gerade die Fläche, die Steppe, das Unscheinbare wählte, und ich glaube durch das Ideelle, das er hinein zu legen wußte, seine schönsten Gebirgslandschaften an künstlerischer Tiefe übertraf. Es hat sich Dieß namentlich in der jüngsten Zeit an diesem

Künstler bewährt. Seine verlassene Mühle (gemalt 1846) und seine abgebrannte Hütte (gemalt 1847 und vom Wiener Kunstverein angekauft) erheben sich zu Dichtungen. In dem letzt genannten Bilde liegt ein wahrhaft einfacher, erhebender Ernst, der dicht an Erhabenheit streift, welche unser Künstler gewiß erreichen wird, wenn er auf dem Wege fortfährt, nicht mehr Virtuosität in dem Einzelnen allein für Kunst zu halten, sondern in das Ganze eine übersichtliche, menschlich großartige und erhebende Stimmung zu bringen. Auf diese Weise sind Landschaften an Ernst und Würde den historischen Gemälden nahe zu bringen. In der abgebrannten Hütte steht eben diese steinerne Behausung, an welcher das Dach theils verbrannt, theils eingestürzt ist, noch schwach rauchend im Vordergrunde neben einem ruhigen Wasser. Zwei Figuren sind beschäftigt, auf ein Wägelchen noch einen Bündel Habseligkeiten zu legen, um dann das Wägelchen fortzuziehen. Hinter der Hütte sieht man etwas Baumwerk, der Rest der Landschaft ist Steppe, von kahlen Lehmstrecken und einem Wege unterbrochen. Die Beleuchtung ist helldunkel, am Horizont liegt ein langgestreckter Wolkenstratus, hinter dem die Sonne aufgeht. Der übrige Himmel ist bis auf einige Morgenflocken rein. Dieser Gegensatz menschlichen Unglücks und Verfalles als eines Kleinen gegen das ruhig Große einer Naturerscheinung, die sich täglich wiederholt und täglich wunderbar ist, bewirkt das Dichterische, das in diesem Bilde liegt. Die Behandlung ist diesem Dichterischen angemessen — ruhig und einfach. Besonders schön ist die Luft gemalt. Ein anderes Bild, welches ebenfalls in jüngster Zeit entstanden ist (1846), spricht dieselbe Herrschaft künstlerischer Stimmung, gegenüber der bloßen Virtuosität, aus. Es ist von Fischbach. Schmuggler, vier an der Zahl, warten Abends auf dem Grat eines Berges, bis der Mond aufgeht, und

er geht eben in ihrem Rücken weit draußen am Horizonte auf. In der ganzen Gegend ist Helldunkel und zwar Abenddämmerung. Hinter den Figurer, welche zwischen Gestein gruppirt sind, steht ein dürrer Buchenstamm gegen den im Zenith schon sehr dunkeln Himmel empor, in welchem Himmel eine einzige von dem außerhalb des Bildes liegenden Abendrothe beleuchtete Wolke schwebt. Unten liegt das Thal in Unentschiedenheit, und draußen sind die Berge des Horizonts auch von dem im Westen herrschenden Roth leicht berührt. Diese Haltung der Naturfeierlichkeit gegen die Beschäftigung von Menschen, die hier in der Einsamkeit ungesetzlichen Handlungen nachgehen, gibt dem Gemälde so großen Reiz dichterischen Ernstes und Werthes. Die Figuren sind im Ausdruck ihrer Angesichter, in denen ihre Vergangenheit steht, so wie in Haltung und Gewandung meisterhaft behandelt. Es ist hier mit der auffallendsten Virtuosität im Einzelnen die Ruhe und Einfachheit der historischen Behandlung vereint. Die Figuren sind so groß und bedeutend, daß das Bild keine Landschaft ist, und doch ist die Landschaft so wenig als unbeachtetes Beiwerk behandelt, daß sie im Gegentheil dem Ganzen erst recht den tiefen Ernst gibt. Durch diese wechselseitige Durchdringung menschlichen Handelns und Waltens der Natur entsteht gerade die fast großartige Einheit, die diesem Bilde inne wohnt. Gewöhnlich ist in sogenannten Genrebildern das Landschaftliche so dürftig erfüllt, oder in Landschaften die Staffage so nichts sagend, daß uns Beides nicht in der Seele berührt, während hier sich Beide geltend machen, und doch Beide sich zu einem Ganzen verbinden. Wenn in dem Bilde auch Einiges auszusetzen sein mag, so sind doch in unsern Tagen wenige gemalt worden, die dem tüchtigen künstlerischen Streben und der Vortrefflichkeit des Vortrages dieses Bildes gleichen.

Carl Löfflers Ölgemälde „Das Erdbeermädchen".

Gestatten Sie einigen Worten über einen jungen Künstler ein Plätzchen in Ihrem Blatte. Die Nachricht, daß das Bild Carl Löfflers, ein Mädchen mit Erdbeeren vorstellend, das im vergangenen Sommer in der Linzer Kunstausstellung war, im österreichischen Kunstverein in Wien angekauft worden ist, hat hier bei den Freunden des Künstlers, die nicht Wenige sind, eine große Freude erregt, und zwar nicht nur des trefflichen Bildes selber willen, sondern auch, weil der Künstler ein Oberösterreicher aus Haslach im Mühlviertel ist, und weil er seine ersten Veröffentlichungen in Linz, der Hauptstadt seines Heimathlandes, machte, obwohl sein Wohnsitz in Wien ist. Er war seines Standes ein Kaufmann und wurde aus Vorliebe Maler. Das war er im vierten und fünften Jahre, als er seine ersten Bilder hier ausstellte. Diese machten Aufsehen für Kunstfreunde und Kenner. Ein Mädchenkopf mit Fehlern, die Anfänger haben, zeigte eine solche Seelenschönheit, wie sie äußerst wenigen Künstlern darzustellen gegeben ist, und wie sie überhaupt wenige Menschen vorzufühlen im Stande sind, obgleich sie dieselbe dann nachempfinden. Auch die Mache zeigte sich in Theilen dieses Bildes schon beinahe in Vollendung. Die Gestalt des Erdbeermädchens, von dem am Eingang dieses Schreibens gesprochen wurde, ist von so einfacher, rührender Schönheit, ohne alle prahlende Mittel,

daß sie an das Naivste und Lieblichste alter Meister erinnert, ja wenn diese Meister in der Mache voraus sind, so ist diese Innerlichkeit des Erdbeerenmädchens doch nicht in sehr Vielen vorhanden, und sie ist nicht nur im Angesichte, sondern in der ganzen Gestalt, sogar in der kindlichen Anmuth der Füßchen. Und doch ist das Mädchen armer Leute Kind und ärmlich in der ganzen Erscheinung. Es gehört in der heutigen Zeit, in welcher im Allgemeinen die Kunst, die dichtende wie die tönende und bildende, zu bloßen blendenden Mitteln stets tiefer zu sinkt, zumal ohne daß hinter den Mitteln etwas ist, beinahe ein Heldenmuth dazu, in einfacher, schlichter und ursprünglicher Empfindung einher zu gehen, von jenen Mitteln nichts zu wissen und Gefahr zu laufen, zu altem Plunder geworfen zu werden. Gewöhnlich kommen Menschen von einfacher, aber starker Empfindung zu dieser Einfachheit der Darstellung. Wie nahe lag hier der Abweg, der fast überall in der heutigen Kunstluft ist, eine feine, blendend gemalte Haut zu bringen, wie sie vornehme Kinder haben, und darum einige Lumpen zu legen. Der Künstler kam nicht darauf. Darum glauben viele hiesige Freunde Löfflers, daß er nach Dem, was man bereits von ihm gesehen, wenn er die Mache, welche in einzelnen Theilen schon vortrefflich genannt werden muß, zu der Höhe seines Gefühles für innerliche Schönheit empor bringt, ferner sich von dem Einflusse hoher, alter Meister, die er über Alles zu lieben scheint, befreit und, wie sie, obwohl durchdrungen von ihrem Geiste, auf eigenem Wege an der Hand der Natur geht, und wenn er endlich Alles, auch die Nebendinge mit gleicher Liebe und Wahrheit behandelt, zu großer Bedeutung in der Kunst gelangen könne. Die Zukunft wird zeigen, ob diese Hoffnung gerechtfertigt wird. Wir wollten nur auf den Künstler aufmerksam machen, der fast eine

ängstliche Scheu vor der Oeffentlichkeit hatte, nur einige Bilder in Linz zur Anschauung brachte und mehreren seiner Freunde zeigte und jetzt, wie wir glauben, zum ersten Male öffentlich in Wien aufgetreten ist. Daß Manche ähnlich fühlen, wie wir, zeigt der Ankauf des Bildes eines Anfängers.

Linz, 2. Jänner 1865.

Neue Gesänge in obderenns'scher Volksmundart von Franz Stelzhamer.

Wien 1841, bei Karl Ueberreuter.

Unter diesem Titel übergibt der Verfasser seinem Publikum den zweiten Band der Gedichte, im Dialekte des Volkes ob der Enns, oder eigentlich in jener Spielart desselben, wie sie im Innkreise, der Heimath des Verfassers, gebräuchlich ist. Ohne in Vergleiche mit anderen einzugehen, die auch im Oesterreicher-Dialekte dichteten, oder, wie auch geschah, mit Hebel, dem allemanischen Sänger, wollen wir es bloß einfach versuchen, den Charakter und poetischen Werth dieser Dichtungen, in so weit wir Beides zu beurtheilen fähig sind, darzustellen und es dem Ermessen der Sachverständigen zu überlassen, in wie weit wir geirrt haben, in wie weit nicht. Wenn überhaupt die Sprachen die eigentlichen Antlitze der Völker sind, oder vielmehr die Augen dieser Antlitze, aus denen die Seele des Volkes herausschaut, und wenn es daher nicht gleichgiltig ist, in welcher man dichtet, daß z. B. eine Dichtung nicht bloß in französischen Lauten sei, sondern auch französisch: so wird Dieß um so viel mehr der Fall bei Demjenigen sein müssen, der sich aus seiner Muttersprache eine Spielart, und oft eine auf den kleinsten Raum beschränkte, wählet, um in ihr zu dichten. Leitet ihn bei dieser Wahl kein anderer Gedanke, als auch einmal in dieser Mundart ein Gedicht zu machen, und ist das Werk dann so, daß es als dasselbe auch in der allgemeinen Schriftsprache seines

Volkes bestehen könnte, so begeht der Verfasser einen Hiatus, der uns, wie jedes Ueberflüssige und Zwecklose, bloß quälet, und da es solchergestalt das gewählte Mittel seiner angestammten Innigkeit entfremdet und zum Träger eines widerstehenden Elementes macht, so wird es auch uns widrig, indem es nothwendig statt der lebenden freundlichen Augen seines Volkes bloß todte und unheimlich gläserne bringt. Wie in jeder Sprache, sei es auch die des geistig ärmsten Volkes, einige Poesie liegt, die nur ihr zukommt, so liegt auch in jedem Dialekte und in seinem Volk die nur ihm eigenthümliche Poesie — und diese, aber *auch nur diese* bringe der Dialektdichter, und je inniger, durchgebildeter, individueller, aber auch je potenzirter und kürzer er uns diesen Geist, die Seele seines Völkleins, zu bringen versteht, desto mehr entzückt er uns, — selbst den Laien, weil jedes Wahre und Unmittelbare den begabten Leser zugleich mit der Divination seiner Echtheit beschenkt, woher es sich erklärt, wie es geschehen könne, daß uns Perser, Inder, Spanier, Britten u. s. w. gefallen können. Bloß im stofflich-Sprachlichen wird der Unkundige auf Widerstand stoßen. Wenn wir nun das eben Gesagte auf unseren Verfasser anwenden, so scheint es uns, daß wir unverhohlen sagen dürfen, daß er mit wenigen unscheinbaren Ausnahmen nicht bloß die *Sprache* jenes schönen Ländchens brachte, sondern sein ganzes innigstes Sein mit Leib und Seele, ja Manche seiner Gedichte sind so einzig voll in jene Form gegossen, daß, wenn man sie selbst ins Lateinische übersetzte (könnte man es), sie dennoch immer nichts Anders wären, als obderennsisch.

Wir rechnen hieher aus dem ersten Band: „den Spiellump", „das Lümperl", „'S Müederl", 'R Aehnl seine Lehrn", u. s. w., aus dem zweiten: „'S Muedastübl", „da Hadara", „da Pikan", „'n Menschen sein Fürnehma", „Waldg'sangl" I und II, „'s Gläut", „'s Vaderhaus",

„Resolut" „'n Vogel seine Frühlingsg'sangl" und andere. Da wir oben von Ausnahmen sprachen, so ist es auch unsere Pflicht, Beispiele hievon anzugeben. In den Gedichten des ersten Bandes: „'d Bläemerl", 'd Sterndl", „da Tauba", des zweiten: „'s alte G'sang" „da Gimpel" däucht uns, als herrsche in etwas eine sieche Sentimentalität, die jenem Volke in der Art nicht eigen ist, so schön Manche jener Gedichte sonst an sich sind, ja so sehr gerade diese Gedichte den Ruf des Verfassers gründen halfen. Auf den zweiten Punkt, den poetischen Werth dieser Gaben übergehend, gesteht der Referent dieser Zeilen gerne, daß, als ihm die ersten Klänge der Stelzhamerschen Poesien zu Ohren kamen, ein solches Entzücken in sein Herz drang, als uns ist, wenn wir nach langen Jahren wieder die Glocken unseres Heimaththales hören und den Rauch auf den Essen des Vaterhauses aufsteigen sehen. Da der Referent seine ganze Jugend im Lande ob der Enns verlebte, so muß dahin gestellt bleiben, wie viel oder wenig von jenem Entzücken auf Rechnung dieses Umstandes kommt, aber auch in aller Folgezeit übten diese Gesänge in ihrer Originalität, Gesundheit und Frische und in ihrer oft erhabenen Schönheit der Empfindung einen Reiz und Zauber auf das Gemüth aus, wie wir es nur gewohnt sind, uns an die Ersten unserer Dichter hinzugeben, und wie es Stelzhamers Vorgänger, Maurus Lindermair, nicht zu Wege brachte. Wer das Land ob der Enns kennt, wie es so zaubervoll von der Natur hingedichtet ist, von seinen farbigen Alpen angefangen, bis in das reizende Hügelgewimmel seines fruchtbaren Landes hinaus, und wer all die Naturgerechtheit seiner Bewohner, von der Güte und Innigkeit an, bis zu aller Schlauheit und Uebermüthigkeit hin, erlebt hat, der findet alles Dieses hier wieder. Die Empfindungen sind die einfachen und

ſtarken des Landmannes und des ungebildeten, aber naturtreuen Volkes: Heimathliebe, Elternliebe, Anſchauungen des Naturlebens, Scherz und Spiel, Luſtigkeit und kecke Schalkheit. Die Geſchlechtsliebe ſpielt hier nicht die einſeitige dominirende Rolle, wie bei ſo vielen modernen Dichtern, ſondern ſie iſt eine ſchöne Blume des Lebens, aber weitaus nicht die einzige, ja gerade die ſchönſten Geſänge unſeres Verfaſſers enthalten dieſes Element nicht. Die ſchönſte Empfindung dieſer Dichtungen iſt Liebe der Mutter zum Sohne und umgekehrt. „S Muedaſtübl" führt uns eine ſolche Mutter auf in der rührendſten, ſchönſten Objectivität reicher, liebevoller, einfältiger Herzensgüte, dieſes „Müederl" iſt ein vollendet poetiſch ſchöner Charakter, wie er oft nicht in dicken Romanen Raum hat, ſich zu entwickeln; gegenüber der Sohn, ein hinaus ſtrebender Menſch, die Liebe und die Sorge der Mutter, die er auch einzig liebt und kränkt. In charakteriſtiſcher Malerei und dramatiſcher Kürze dürfte dieſes Gedicht nicht ſeines Gleichen in der Sammlung und überhaupt nicht Viele ſeines Gleichen haben. An dasſelbe reihen ſich faſt ebenbürtig die anderen Mutter- und Heimathgeſänge an. Ein anderes Element, deſſen unſer Verfaſſer faſt bis zur Meiſterſchaft mächtig iſt, iſt die Komik und gemüthreiche Selbſtironie mancher Schwächen ſeiner Landsleute, in welcher Art er uns öfter die plaſtiſch rundeſten Geſtalten vorſpringen läßt, ſo daß mit einem Scherze der ganze Mann daſteht. Ein ſchönes Beiſpiel dieſer Art iſt der „Pikan", wo er in ſeiner Concinnität faſt ſhakeſpeariſch kurz iſt. Gleich ſchön ſind der „Hadarar" „'m Menſchen ſein Fürnehma". Phantaſiren über Leben und Tod, Gezogen werden von Heimweh und Naturgefühlen ſind ein fernerer Stoff unſeres Dichters, wie es ſich recht ſchön im „Gläut" ausſpricht. Wunderſchön ſind die Naturanſchauungen und Perſonificierungen, ſo lange ſie in ihrer

Einfachheit bleiben, wie z. B. im Waldg'sangl I und II, in den Frühlingsgesängen des Vogels vorzüglich I, III, IV dann stellenweise im „Waldfräuerl", aber wo er die Natur zur Trägerin metaphysischer Speculationen macht, wie im Waldg'sangl III, dort, wie schön die Sprache sei und der Glanz der Bilder, fällt ihm die Natur ab, und es erscheint uns willkürlich. Dasselbe, obwohl minder, däucht uns im „Waldfräuerl" der Fall. Im Märchen, z. B. im „Mahrl von Furtbach", scheint uns auch das heftige Springen verletzend für das luftige Märchengewebe, das sich anfangs so schön vor unsern Augen zu weben beginnet, aber dann abspringt und nur stellenweise fortgeht. Sehr schön und kraftvoll erscheint uns hingegen der Schluß. Die Gesänge, die von Liebe handeln, sind stets heiter und frei, und da sind sie auch ganz wahr, wie in „d'Augn" „Fenstag'sangl" „d'Aufrichtikeit" „dö G'sanga vom verhexten Jaga", aber wo sie trüb und sentimental sind, erscheinen sie fast städtisch. Schließlich halten wir es auch für Pflicht, den Verfasser zu erinnern, daß Manche der Lieder doch zu viel Subjectives besitzen dürften, das nur von der Persönlichkeit des Verfassers handelt: „d'Waldfräuerl" Seite 34, Vers 13 und folgende, dann: „Wer sö nix zimmt, der is nix", was ihm bei seinen zahlreichen Freunden und Verehrern seiner Muse eher hinderlich, als förderlich ist. Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß allen Lesern eine solche Freude und eine solche Zufriedenheit aus dem Buche erwachse, wie uns, schließen wir diese Zeilen und bitten, da wo wir irrten, es nachzusehen oder zu berichtigen. Möchte das Buch nur ein so großes Publikum haben können, als andere gepriesene haben, die ihm dennoch an Gehalt weit nachstehen, und möge uns der Verfasser bald mit neuen und umfassenderen Studien aus seinem Gebiete erfreuen.

Mohnkörner, gesammelte Erzählungen von Ernst Ritter.

Pesth und Leipzig, 1846.

Obwohl ich kein Kritiker bin und mir auch in dieser Beziehung wenig Talent zutraue, möchte ich doch recht gern Denjenigen, die ungefähr ähnliche Wege gehen, wie ich, ein Buch anzeigen, welches mir in jüngster Zeit viele Freude gemacht hat. Ich meine die Mohnkörner von Ernst Ritter. Der Verfasser dieser Zeilen gesteht, daß er zwar nicht von Kindheit an, wohl aber schon seit einer großen Reihe von Jahren das Schöne nicht in dem Absonderlichen, Seltsamen und Ungeheuren gesucht hat, sondern daß er stets glaubte, dasselbe liege in dem ewigen Leben der Menschen und in der Natur, wie uns Beide immer und allzeit umgeben — und jedes Große, dachte er, sei so einfach, wie das Fließen der Luft, wie das Rieseln des Wassers, wie das Wachsen des Getreides, und eben so nothwendig, wie diese Dinge. Die weitleuchtenden Thaten der Aufopferung und Hingebung, wenn sie auch manchmal groß sind, können oft das Ergebniß der Schwäche sein, die dem Andrange des Augenblicks weicht. Leichter sind diese Dinge gewiß, als ein ganzes Leben voll Rechtthun, ein ruhiges Selbstbezwingen und freudiges Sterben. Wenn nun die Einzelnen so, wie die Völker, durch Sitte und Vernunft bestehen und vorwärts kommen, so muß Sitte und Vernunft auch im Schönen liegen, und

ohne sie ist es keines. Es sind wohl Werke erschienen, die diesem Grundsatze widersprechen, aber dann haben sie jederzeit auf den Verfasser dieser Zeilen nicht als ein Schönes gewirkt, sondern als irgend ein Anderes, etwa wie Statistik oder wie Enthüllungen der Gebrechen der menschlichen Gesellschaft oder der des Verfassers des Werkes! Manche, in denen sehr groteske Zeichnungen vorkamen, und ungewöhnlich große Quadern, die keinen Palast machten, geschoben wurden, wirkten geradezu als Häßliches auf ihn. Wo aber gar Unvernunft und Unsitte als wirkende und aufregende Mächte gebraucht wurden, da erzeugte sich Abscheu, der ja kein Gefallen ist, was doch in der Wesenheit des Schönen liegen muß. Manche wählten den ledigen Affect oder gar die Leidenschaft an sich, um es als ein Letztes gelten zu lassen. Aber der Affect, wenn ihm weiter nichts folgt, erzeugt eine gewisse Mißachtung und ein Mitleid, weil er stets Schwäche ist, selbst der sittliche, sonst wäre ihm die That gefolgt — nur bei Kindern und Jünglingen hat er als Blüthe der künftigen That etwas Holdes und Versprechendes an sich; bei Männern, von denen wir Thaten verlangen, ist er, wenn er ohne sie bleibt, unausstehlich. Die nackte Leidenschaft aber an und für sich als ein Schönes hinstellen, erweckt den größten sittlichen Widerwillen, weil es in der Schöpfung nichts so Unfreies und Peinigendes gibt, als einen von seiner Leidenschaft gebundenen Menschen, der dem Thierischen nachgehen muß und dasselbe oft, wie uns die Geschichte der Menschheit zeigt, mit ungeheuren Kräften und Mitteln in's Werk setzt. Man kann an solche Menschen, wenn sie in einem Werke nicht als Mittel und Folie, sondern als selbstgeltendes Schöne auftreten wollen, die Probe anlegen, wenn man sich dieselben in dem gewöhnlichen Leben wirkend denkt und sich die Thaten deutlich

vorhält, welche folgerichtig aus ihrem Charakter fließen würden: dann ist Das ein Zerrbild oder ein Abscheuwerthes, was wir im Lesen, weil wir etwa den Ausnahmszustand des Buches zugaben, nicht beachteten, oder gar, weil wir dem Unreinen in uns nachgaben, uns daran ergötzten. Ueberall, wo im Leben Menschen unter dem Einfluß großer Leidenschaften handelten, haben sie an Denen, auf die ihr Wirken ging, Unheil erzeugt und von ihnen und den andern Haß und Verachtung geerntet. Es gibt Menschen, die von irgend einer großen Leidenschaft, wenn sie vor ihnen spielt, in Bewunderung gerathen: dann aber ist es nur die Entfaltung der großen Kraft und Energie der sittlichen Mittel, die ihr Herz hinreißt, weiter denken sie nicht; allein wer in sich der Sitte Kraft gegeben und sie zum Bewußtsein gebracht hat, Dem gelten diese Mittel nichts, wenn sie zu Untergeordnetem als einem Höchsten verwendet werden, und gerade die Größe derselben offenbart nur noch deutlicher die Schwäche des Handelnden. Wie muß das Einzige, was in menschlichen Dingen herrschen soll, die Vernunft, gebunden sein, wenn sie eine blinde Gewalt dahin zieht, und diese Gewalt gleichsam Berge häuft, um zum Ausgange zu stürzen. Gewöhnlich werden Menschen mit großen Leidenschaften unglückliche Opfer derselben; sie zerstören sich und erlangen meistens auch nicht einmal den Gegenstand der Leidenschaft, namentlich je gewaltiger er ist; in welchem Sturz allerdings die größte tragische Schönheit liegt, weil er die Würde und Unverletzlichkeit des Sittengesetzes, gegen das Jeder vergeblich ankämpft, desto strahlender in unserm Herzen darthut. Wo aber in einem Buche die Leidenschaft ihren Gegenstand erringt, und dann Alles gut und recht ist, da wendet sich das Gemüth von dem Handelnden so, wie von dem Erzähler der That. Oft werden Affecte, sogar

meistens sittliche, und Leidenschaften durcheinander gemischt, und Alles für ein Schönes ausgegeben: dann erscheinen halbe Erfolge vor dem reinen Herzen, aber es ist ein heimliches Mißbehagen als Rest dabei, das sagt, daß doch nicht Alles ganz recht sei.

Diese Andeutungen voraussendend, glaube ich allen Denjenigen, welche ihnen beistimmen, die Versicherung geben zu können, daß ihnen die Mohnkörner Freude machen werden. Es sind in ihnen die menschlichen Verhältnisse behandelt, wie sie sich aus den menschlichen Anlagen ergeben, nicht wie sie sich ein Dichter macht, oder wie sie aus dem einseitigen Ton oder Gesichtspunkt einer Gesellschaftsklasse oder gar Gruppe hervorgehen. Diese an sich menschlichen Verhältnisse sind nach vielen Seiten mit Liebe aufgefaßt, es ist allen Dingen, auch den unscheinbarsten, ein Auge gegönnt, und sie sind, einmal gut beobachtet, auch partheilos herbeigerückt worden. Diese dichterische Ruhe thut darum wohl, weil wir sehr oft lesen, wie ein Schriftsteller ein paar Lieblingsempfindungen auf den Thron hebt, ihnen als vereinzelten, mit der andern Welt zusammenhanglosen huldigt und für die Personen, die er zu Trägern derselben macht, heftig Parthei ergreift, wodurch dann jene künstlerische Unruhe entsteht, in der sich die Gegenständlichkeit der Dinge nicht abzuklären vermag. So wie die Welt nur dadurch besteht, daß alle Dinge gelten, und wie der Mißbrauch eines aus ihnen durch eine dem Dinge zwar natürliche, ihm aber unerwartete Wirkung gestraft wird: so wird der Dichter durch die Wirkung gestraft, die ihm die Dinge, die er willkürlich erschaffen hat, machen. Was er mit schweren Eiden erzählt, glaubt ihm das Publikum nicht. Außer dieser Gegenständlichkeit, mit welcher der Verfasser den poetischen Stoff, der in allen Dingen zerstreut liegt, seinem Zwecke gemäß, wie

er ist, nicht, wie er ihn dichtet, sammelt, weht auch eine reine sittliche Luft in dem Werke, und Dieß ist's, was mich so besonders hinzog und an Stellen in der tiefsten Seele ergriff; denn Dieß ist außer der Wahrheit des Werkes erst seine Schönheit. Wie aber die Gottheit in der Welt nicht sichtbar ist und dennoch in jedem Grashalme wohnt, so muß eine Dichtung nicht Tugendpredigten enthalten, sondern ein Stück wahrer Welt geben, in dem Kraft und Schönheit der Gesinnung liegt. Diese unsichtbare Schönheit, welche, wie eine menschliche Seele, nicht in einem Gliede, sondern im Ganzen wohnt, ja in dem Gliede gar nicht erscheint, macht die Bedeutung eines Werkes, und je mehr sie darin erscheint, um so lebendiger ist dasselbe. Die handelnden Personen dürfen dann von was immer für einer Klasse genommen sein, wobei es allerdings wahr bleibt, daß bestimmte Entwicklungsstufen die Hoheit mehr oder minder in sich tragen und darstellbar machen. Darum kann das Große klein sein und das Kleine groß. Es helfen sogenannte große Stoffe nichts, die außerordentlichen Thatsachen, noch dazu wirklich geschehene, bleiben todt, wenn ihnen der Dichter nicht diese unsichtbare Seele mitzutheilen versteht. Sie wohnt auch in den vorliegenden Dichtungen, und zwar so gegenständlich, so sehr im Ganzen, daß für das oberflächliche Auge in einzelnen Theilen sogar das Gegentheil da zu sein scheint. Diese Dichtungsgrundlage wird getragen von einer klaren, reifen Sprache, welche der Einheit der darzustellenden Seele gemäß nicht nach der einen oder der andern Seite auszuschweifen versucht wird, weil Ungeheuerliches der Würde des Gegenstandes Schaden brächte. Es sind viele Erlebnisse, viele und scharfe Beobachtungen vorausgegangen, bis man eine solche Sprache schreiben konnte, und es gehört Stärke dazu oder Durchdrungenheit von dem Gegenstande, den

lockenden Farben auszuweichen, welche einem gewissen Geist unserer Zeit gemäß gern ein wenig zu blendend und zu verführend aufgetragen werden möchten. Sie verrathen aber, selbst an Stellen, wo sich vortreffliche Schriftsteller dazu verleiten ließen, meistens die Hohlheit des Inhaltes. Ich will nicht in die Darlegung des Stoffes der einzelnen Erzählungen eingehen, weil sie theils bei echten Dichtungen unmöglich ist, ohne die Dichtung entweder ganz nachzudichten oder ihr, wenn man sie im Gerippe gibt, die Seele abzustreifen, und weil man theils durch Vorausoffenbaren die Entwicklung überstürzt und sie dem Leser raubt .... In Hinsicht des Ausdruckes könnte man vielleicht den Wunsch äußern, daß in der schönen, ruhigen Sprache, die da herrscht die fremden Worte um so mehr vermieden werden sollten, als sie sich in ihr gerade noch auffallender zeigen, als in einer gewöhnlichen. Sind sie auch nicht sehr zahlreich, so könnten sie doch mit kleiner Umsicht noch viel weniger sein. Die Ausstattung des Buches ist sehr schön, wie es von der emporstrebenden Verlagshandlung zu erwarten war.

Daß diese Worte keine Kritik sein sollen, glaube ich, geht aus dem Eingange des Aufsatzes hervor: sie sind bloß die Einzelmeinung eines Menschen, der sich freute — und darum es auch öffentlich sagte — daß in dem deutschen Vaterlande sich mehrere dichtende Stimmen erheben, in deren Grund eine einfache, sittliche, reine Menschheit schwebt, welche, glaube ich, allein Dichtungen zu Dichtungen machen und zu so größeren, je reiner die Menschheit als Menschheit, Das heißt, als sittenbauende Vernunft sich darin ausprägt, welches aber auch viel schwerer zu machen ist, weil es selbst einen innerlich bedeutenden Menschen voraussetzt, als die sogenannten Wirkungsgedichte, die den Erfolg im bloßen Stoffe suchen, der daher abenteuerlich, seltsam, neu, sonderbar und Alles sein muß, was reizt und beschäftigt —

aber den Gott in uns weder weckt, noch weniger aber beseligt; oder als Das, wie es unsere Nachbarn jenseits des Rheins machen, selbst ihre besseren, die auf alle Kräfte im Menschen rechnen, ohne irgend eine Uebereinstimmung, ja gerade auf die erregbareren niedern mehr, als auf die erst durch die Bildung sich schön äußernden höhern, wodurch aber weder ein Mensch als Mensch sich empfindet, noch Völker gehoben, sondern herunter gebracht werden. Darum freut es mich, daß in dem deutschen Vaterlande durch mehrere Merkmale sich das Bewußtsein kund thut, daß es im Schriftstellerthume etwas Höheres und Wünschenswertheres gibt, als bloße Anstachlung thierischer Kräfte im Menschen, der gerade darum Mensch ist, weil er höhere hat.

Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Anton Gartner.

Einbegleitet von Adalbert Stifter, Pesth 1848. Verlag von Gustav Heckenast. Leipzig, bei Georg Wigand.

Ich wage es mit diesen einbegleitenden Worten, die beifolgenden Gedichte in oberösterreichischer Mundart und zunächst in der des Traunkreises den Freunden jenes Landes und Volkes vorzulegen. Der Verfasser, im Traunkreise geboren und aufgewachsen, hat wahrscheinlich mehr dem Zuge der Erinnerung an sein schönes Geburtsland, von dem er später getrennt war, diese dichterischen Ausflüsse zu verdanken, als einem anderen Zwecke, wenigstens waren sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Auf meine Bitte gab er mir die Bevollmächtigung, seine Arbeiten seinen Landsleuten bekannt zu machen. Ich glaube, den Freunden ländlicher Natur, die in den mehr oder weniger unbeholfenen, aber meistens naiv scharfen Lauten des Volkes die Knospe schöner Menschlichkeit erblicken und daher die Zurückübersetzung verbrauchter Stadtgefühle ins Ländliche oder die Mißbildung derselben zu einer Art selbstbewußter Naivetät und Lieblichkeit von sich weisen, durch beifolgende Gedichte ein Vergnügen zu bereiten. Habe ich mich durch meine Liebe zu jenem Lande, in dem ich selber die schönsten Jahre meiner Jugend verlebte, geirrt; so werden es Die, die das Land eben so lieben, wie ich, keinen Irrthum nennen, weil sie die Gefühle theilen, die Andern werden es freundlich verzeihen.

Wien, im Mai 1847.

Gedichte der Großeltern.
Ihren der Kindheit entwachsenen Enkeln und Enkelinnen gewidmet von Nikolaus von Tagusius.

Wien, Druck und Commissionsverlag der typograph.-liter. art. Anstalt (L. C. Zamarski, C. Dittmarsch u. Comp.) 1859.

Begleitende Worte.

In Bezug der Herausgabe der folgenden Gedichte ist eine Anfrage an mich ergangen. Ich sprach meine Ueberzeugung aus, daß sie in weiteren als bloß Freundeskreisen bekannt werden sollten. Ich erzähle Dieses, um den Vorwurf der Anmaßung, die wohl immer in der Einführung eines Anderen vor das Urtheil der Oeffentlichkeit liegt, gegen meine Person zu mildern, und ich that es, weil ich die Besorgniß hegte, daß sonst aus Bescheidenheit des Verfassers die Veröffentlichung unterbleiben möchte. Wer mit mir ähnlich denkt, und wer glaubt, daß die Lyrik nicht bloß allein immer Gefühle geben müsse, sondern das ganze Innere eines Menschen, besonders das Gold des Charakters, wer einfache Kraft, Schlichtheit der Gesinnung, reifes Anschauen des Lebens, hohen Sinn für Recht und Gesetz, strenge Heiligkeit der Manneswürde liebt, dargestellt in einer geraden, durchsichtigen Gestalt, wie sie gerne unsere Vorväter hatten, von denen wir das Sprichwort gebrauchen: „Sie sind von altem Schrot und Korn“, Der wird an

diesen Gedichten Freude haben, wie ich sie hatte, da ich sie las. Wer aber in der Dichtkunst bloß die Darstellung der heftigsten Gefühle verlangt (besonders ohne Maß in Schilderung der Neigung des Mannes zum Weibe), wer in ihr ganz ungewöhnliche, absonderliche Gedanken, Ansichten und Dergleichen bringt, damit er ein erstaunlicher Mensch sei, welche Dinge ich aber eher für das Gift der Schwäche und Entnervung, als für Kraft und Thatbefähigung halte; Dem werden sie nicht gefallen. Inzwischen stehen natürlich mit mehr oder minderen Fuge Diejenigen, die zu keinem der beiden Theile gehören. Dieser Wunsch aber scheint mir Berechtigung zu haben, daß mehr Männer in dem Sinne unseres Verfassers dichten möchten, und daß dieses Büchlein mehr Blätter haben sollte, damit wir den Charakter, der in diesen Zeilen waltet, auch von einer andern Seite, als der hier beabsichtigten lehrhaften, erschauen könnten.

Linz, am 4. November 1858.

„Der Heimgarten."

Erlauben Sie, daß ich angeregt durch das Gefühl der Anerkennung eines Zeitschriftunternehmens, Ihnen einige Worte über dieses Unternehmen sende. Ich meine den „Heimgarten", herausgegeben von Hermann Schmid in München, im Verlage von F. Pustet sen. Ich habe, da ich krank war, nur einen Theil der bereits erschienenen Blätter lesen können, aber diese erschienen mir vortrefflich. Die Zeitung enthält Dichterisches und Wissenschaftliches. In dem Dichterischen das ich kenne, weht eine so reine und gesunde Alpenluft, daß man sich wahrhaft erquickt fühlt, und daß es sehr ersprießlich wäre, wenn jene zahlreichen schönen Augen, die jetzt über jene häßlichen oder überschwenglich unwahren oder grell reizenden Zeilen gehen, wie man sie in Zeitschriften so häufig findet, und die mehr Uebles stiften, als man ahnt, besonders in gerade für das weibliche Geschlecht berechneten Zeitschriften, lieber solche Dinge läsen und daran in natürlich wahrem Denken und Fühlen sich erlabten und darin erstarkten. Ich erlaube mir in dieser Hinsicht auf Schmids in vielen Theilen sehr markige Erzählung „der Schütz in der Pertisau" hinzuweisen, ferner auf A. Pichlers höchst reizende „Allerlei Geschichten aus Tirol", ferner auf Max Haushofers in den meisten Abtheilungen höchst dichterische und künstlerisch gestimmte Erzählung „Sintram", dann auf die Erzählung „der Kapitalist" von Ferdinand Kürnberger, die mir als die heiterste schalkhafte Perle erschiene,

wenn, wie ich meine, der Dichter in der Einleitung nicht so sehr selber, anstatt der Sache hervorträte; dann auf die kostbare Erzählung „Schule der Demuth" von Ottilie Wildermuth und endlich E. Geibels wahrhaft altgriechisch schönes Gedicht „die Blutrache". Diese Werke erscheinen mir nicht als Bestandtheil einer Zeitschrift, sondern als Dichtungen bleibenden Werthes, und wenn der Herausgeber das Unternehmen auf gleicher Höhe zu erhalten vermag, so ist es mit Wärme von dem Menschenfreunde und dem Freunde der Kunst zu begrüßen. Nur eine Erzählung ist mir bisher als gewöhnliches Zeitschriftfutter erschienen, möchte sich der Herausgeber vor derlei Gattungsarbeit wahren können. Das Wissenschaftliche der Zeitschrift ist gemeinverständlich, meist sehr anmuthig, geschichtlich oder für das Leben und den Haushalt belehrend. Ich erlaube mir Pichlers „Edelweiß", die Aufsätze über Gifte in den Nahrungsmitteln von A. Schilling und „die Vögel als Ärzte und Chirurgen" von Silberstein anzuführen, welcher Dichter auch eine anmuthige Erzählung aus Raimunds Leben bringt. Vielleicht, wenn es meine Kräfte erlauben, bringe ich später einmal eine ausführlichere Besprechung über oben genannte und etwa auch noch andere Kunstwerke dieser Zeitschrift.

Diese Zeitschrift bringt auch Holzschnitte, die ich den Aufsätzen nicht für ebenbürtig halte, und von denen ich glaube, daß sie dem Unternehmen Abbruch thun dürften, da man in dieser Gattung schon bei Weitem Besseres hat. Wahrhafte Kunstwerke lassen sich in Zeitschriften wohl selten bringen, und so hält sich der Freund der Kunst an die Dichtkunst und verwirft die Blätter darum nicht, wenn die bildende Kunst in ihnen im Hintergrunde bleibt.

Der Fechter von Ravenna.

Am 15. und 16. d. M. [Februar 1855] wurde auch auf der Bühne von Linz der „Fechter von Ravenna“ gegeben. Der Verfasser dieser Zeilen konnte, durch Abwesenheit von Linz gehindert, der Aufführung nicht beiwohnen, allein er kann sich nicht versagen, da er in der Lage war, dieses Trauerspiel zu lesen, jetzt, wo in allen Zeitungen davon gesprochen wird, auch in diesen Blättern kurz seine Meinung über den Inhalt auszusprechen, sich vorbehaltend, auf einem geeigneten Wege eine ausführliche Besprechung und Zergliederung dieses Werkes folgen zu lassen, nicht, als ob er seine Meinung für eine maßgebende hielte, sondern um über dieses Werk, über welches so viele Stimmen laut wurden, auch seine Ansicht als die eines einfachen Mannes, der die Kunst unter die höchsten Güter zählt, auszusprechen und es der Welt zu überlassen, ob sie bei so vielen Meinungen in der Würdigung dieses Werkes die seinige auch mit zählen wolle oder nicht.

Wenn Tendenzstücke solche sind, bei denen nicht die Schönheitsidee maßgebend ist, sondern andere Zwecke verfolgt werden, die zu ihrer Einkleidung nur das Gewand der Dichtung anlegen, so ist das Trauerspiel „der Fechter von Ravenna“ kein Tendenzstück, sondern ein Kunstwerk. In der gegebenen geschichtlichen Lage Deutschlands zu Rom und in der Zugestehung, daß „Thusnelda“ einen ähnlichen Charakter, wie „Armin“, habe, und daß ihr Sohn durch die

Römer gleichsam wie zu einem Kampfthiere aufgezogen worden ist, liegt der Keim zum Organismus des Stückes, und dieser Organismus wird bloß entwickelt und bedingt alles Vorkommende, wenigstens der Wesenheit nach, eben durch seine Entwickelung, daher erscheint dem Verfasser dieser Zeilen das Stück durchaus nicht als Tendenzstück. Dafür erscheint ihm die Entwickelung aus der gegebenen Lage so einfach und fast antik tragisch, auch von dem Dichter so gefaßt und in Meisterzügen vorgeführt, daß für ihn das Stück als eines der größten in deutscher Sprache dasteht. Das Bewußtsein menschlicher Würde und das Bewußtsein des Vaterlandes steht im Kampfe mit feigem Uebermuthe und Frevel des Fremden, der zufällig die Macht hat, er fällt physisch in diesem Kampfe und siegt sittlich in ihm, worin eben die größte tragische Gewalt liegt und unser Herz erschüttert. Nicht die Leidenschaft siegt, sondern das Große in den einfachsten Zügen der Heldengattin und des Vaterlandes, es siegt gegen das Schlechte, und uns Deutschen wird lebenswarm dieses Große in das Herz gelegt, da unser Vaterland mit seiner Größe und Schönheit, wie mit seinen Fehlern, die es uns menschlich näher bringen, heißgeliebt, bewundert und getadelt in die tiefste Seele sinkt. Der Verfasser dieser Zeilen möchte das Stück darum eher ein nationales, als ein Tendenzstück heißen, und nur glauben, daß, weil es heute ist, wie damals, und wie uns schon Tacitus schildert, die Leute die Tendenz mehr in das Stück tragen, als sie darinnen liegt. Möchten nur noch recht viele solche Tendenzstücke folgen, und wenn der Verfasser ein Anderer ist, als unser großer Grillparzer, in welchem Falle wir um so reicher sind, weil zwei solche Männer in Deutschland bestehen, so möge er nur noch oft vor uns treten und seine anderen Werke (denn „der Fechter von Ravenna" ist keineswegs ein Erstlingswerk) uns auch nicht vorenthalten. Ob

da Fehler vorhanden seien, ob „Thumelicus“ nicht naiver hätte sein, „Lycisca“ nicht hätte wegbleiben können, wollen wir nicht erörtern und das Einzelne uns auf eine ausführliche Besprechung versparen. Das Große ist so fest und sicher hingestellt, daß es wohl bestehen wird und deutsche und fremde Herzen erschüttern und rühren, wenn Alle, die jetzt böse und gut über das Stück meinen, längst zu Grabe gegangen sind.

Das Gastspiel der Frau Lucile Young-Grahn im Jahre 1856.

Linz, den 27. Juni. Es möge einem Freunde der Kunst erlaubt sein, in diesem Blatte einige Worte über das Auftreten einer Künstlerin auf der Bühne unserer Landeshauptstadt zu sagen, welche sonst nur gewohnt war, auf den Bühnen der ersten Städte Europa's sich zu zeigen, und welche gestern aus Gefälligkeit bereit war, zu einem künstlerischen Theaterabende mitzuwirken. Nicht Uebung oder Geschick in Schauspielbeurtheilungen treibt den Schreiber dieser Zeilen zu seinen Worten, sondern ein volles, durch die Künstlerin ergriffenes und erhobenes Herz, welches auch einen Kranz der Dankbarkeit darbringen möchte, aus wie dürftigen und armen Blumen der Kranz auch geflochten sein mag. Darum will das Folgende sich nicht als ein Allgemeines angesehen wissen, auch nicht als ein sich auf den ganzen Theaterabend Beziehendes, sondern als ein Einzelnes, das einer Einzelnen dargebracht wird.

Lucile Young-Grahn ist am 26. Juni als Yelva in dem gleichnamigen Stücke in Linz aufgetreten. Es war kein selbstständiges Auftreten eines Theaterabendes, sondern, wie der Zettel sagte, ein Mitwirken. Der große Ruf dieser Künstlerin war dem Schreiber dieser Zeilen bekannt; aber sie selber hat er nie sehen können, da es ihm theils an Gelegenheit fehlte, theils, da ihm einmal in Wien die Gelegenheit geboten war, er in das bestürmte und überfüllte Schauspielhaus nicht dringen konnte. So groß der Ruf der Künstlerin

ist, so erschien er durch die gestrige Vorstellung doch weit übertroffen. Ein ähnlicher Ruf ist schon Vielen vorangegangen, Wenige haben ihn so weit überragt, wie Lucile Grahn in ihrer gestrigen Leistung. Nach meinem Gefühle ist das gestern zur Anschauung gebrachte Kunstwerk nur den Werken eines einzigen außerordentlichen Schauspielers der unlängst vergangenen Zeiten zu vergleichen, denen der großen Sophie Schröder. So wie in allen Zweigen der Kunst die großartige Einheit des Ganzen und die Herrschaft der einen einfachen, das Kunstwerk beseelenden Idee das Wesen der Kunst begründet, die den Menschen adelt und ihn über sich selbst erhebt, so wie diese Einheit überall sehr selten ist und in neuer Zeit noch seltener zu werden und der bloßen Virtuosität den Platz zu überlassen droht: so sehr war in der Leistung der Lucile Grahn diese hohe, ungetrübte, über Alles herrschende Einheit der Kunst vorhanden, wie sie in der schönsten Zeit des Wiener-Hofburgtheaters nicht nur in den Rollen einzelner Künstler, sondern auch in dem gerundeten, sich unterordnenden Zusammenwirken Aller hervortrat. Nicht die außerordentliche Wahrheit und Tiefe, womit die Künstlerin die einzelnen Züge des Gefühles und des Willens ohne das Mittel der Sprache darzustellen im Stande war, so sehr sie das Herz ergriffen und bewältigten, nicht das Hervorleuchten der einzelnen Blitze des Genies, so sehr sie entzückten, nicht das Aufhüllen des untersten Grundes der Seele durch eine Bewegung der Hand, des Mundes, der Augen, so anstaunenswürdig es war, — nicht alles Das ist die Kunst der Grahn, — Das treffen zuweilen im Einzelnen auch Andere, oft treffen es auch nur bloße Talente (nur daß sie es nie zum Ganzen gestalten können) — nein, etwas Anderes ist und war die Kunst der Künstlerin, die eine, einheitliche, große, starke und doch gute und tieffühlende Seele, mit der sie in der

Lieblichkeit ihrer Naivetät auftrat, und die sie in dem Schmerze ihrer Entsagung, in der Kraft der Duldung und Ueberwindung der physischen Widerwärtigkeiten, in der Größe der fortgesetzten Selbstverläugnung, in dem erwachenden und steigenden Entzücken der wieder gefundenen Heimath und in dem zermalmenden Schreck über die Gefahr des Geliebten unbeirrt bewahrte. Kein Zug, auch nicht der leiseste, war falsch, aber alle waren derselben tiefen Größe entstiegen und bildeten und spiegelten diese Größe wieder. Eine solche Einheitlichkeit und Einheit der Kunst wird durch keine Mühe und durch kein Studium hervorgebracht, sondern sie liegt in dem großen, weitschauenden Herzen, tritt aus solchem hervor und findet dann die einzelnen Züge, wie schwierig und steinig die Wege in der Regel wohl auch sind, auf denen man diese Züge sammeln muß. Das rastlose Herz scheut dann nicht Mühe und Entsagung; denn zur Verherrlichung seines Ideales hat es die unsäglichste Geduld. Das ist das Genie, welches nicht Verstand, Vernunft, Wille, Thatkraft ist, sondern das Alles zusammen, der ganze große Mensch, so weit er sich in der darstellenden Kunst äußern kann. Man könnte nun, wenn man die Worte in's Unendliche vermehren wollte (der Stoff wäre dazu da), von den unübertrefflichen Einzelheiten reden, der tieffühlenden Naivetät des ersten Auftretens, dem Schmerze der Entsagung, besonders bei dem Verlassen von Paris, dem unbegreiflich rührenden Weinen der Augen, dem Gebrochensein, aber nicht Besiegtsein vom physischen Elende, der überragenden Größe selbst in diesem Gebrochensein, wo sie vor Fremden den Schmerz verbirgt, im Alleinsein ihn aber dann offenbart, da sie die aufbewahrte Vermählungsblume zerpflückt, dann wegwirft und doch wieder nimmt und in dem Busen verbirgt, dem wundersam eindringenden Strahle des Erkennens der heimathlichen Räume, dem die Fessel

der Stummheit auflösenden, die Herzen der Zuschauer zerspaltenden Aufschrei bei Alfreds Gefahr (welchen Aufschrei in dieser Wahrheit nur etwa die Tragikerin Schröder hätte hervorbringen können) u. s. w.: aber das Alles malt zuletzt doch nicht das ganze Bild und kann nicht die Vorstellung von Dem geben, was da erreicht wurde. Eines der schönsten dichterischen Gebilde wurde vor uns aufgestellt, welches uns erhob und beglückte, wie sehr es auch den Schmerz der Seele erregte, und welches, wie alle echte Kunst thut, das gemeine rohe Leben vor uns vergehen und das höhere ideale, rein menschliche vor uns aufblühen ließ. Man muß zu diesem dichterischen Bilde die Ebenbilder in den Werken der großen alten und neuen Künstler suchen, und die Zahl Derer, die man gefunden hat, wird nicht groß sein.

Die Bühne unserer Stadt ist geweiht durch ein Werk dieser Art, und so sehr der Schreiber dieser Zeilen oft angeklagt wird, daß er seine Forderung zu hoch stelle und über die Kunst hinaus schreite, so gerne und so demüthig möchte er der wahren Kunst die Huldigung darbringen, wo sie ihm entgegen tritt.

Gewiß werden Hunderte der Zuschauer einstimmen, wenn ich sage, daß wir der Künstlerin den größten Dank schuldig sind, daß sie in unserer Stadt, die doch wohl ihrer untergeordneten Verhältnisse wegen keine Ansprüche gehabt hat, aufgetreten ist, und daß ihr Gott noch recht lange ihre wunderbare Gabe, selbst wenn sie nur in diesem einzigen Stücke bestände, zur Freude und zur Beglückung der Herzen bewahren möge, die solche Werke zu empfinden und mit Liebe zu vergelten im Stande sind.

Zur dramatischen Kunst.

Der Verfasser dieser Zeilen hat zu Zeiten schon in diesen Blättern von der Kunst gesprochen und ihre hohe Bedeutung, die sie seiner Meinung nach in Dingen des menschlichen Geschlechtes einnimmt, angedeutet. Es möge ihm vergönnt sein, heute auch eine kleine Bemerkung über dramatische Kunst darzubringen, wozu er, obwohl er diese Gedanken schon seit Jahren in sich trägt, doch zunächst durch die neuliche Darstellung der „Philippine Welser" von Redwitz angeregt worden ist, auf welches Werk er am Schlusse seiner Worte zurückkommen wird. Seit die dramatische Kunst in ihrer doppelten Aeußerung als Dichtung und Darstellung ein stehendes und in vielen Städten ein tägliches Vergnügen der Menschen geworden ist, dürfte ihr Einfluß auf unser Geschlecht nicht bloß als rein künstlerischer und menschlicher Einfluß, sondern auch als Einfluß auf unser gesellschaftliches Leben, auf das Staatsleben und auf das Leben des Völkerrechtes ein weit größerer geworden sein, als man bei erster Betrachtung glauben sollte, ein größerer, als ihn alle andern Künste zu üben im Stande sind. Darum ist es traurig, daß der Freund der Kunst und der Menschheit, wenn er Beide in dem hohen Sinne faßt, der ihnen zukömmt, zu dem harten Ausspruche gedrängt wird, daß die dramatische Kunst vielleicht auf allen Bühnen in einer Art Verwilderung begriffen ist. Hiezu mag wohl zumeist der Umstand beitragen, daß eben diese Kunst tägliches Ver-

gnügen geworden ist und darum aufgehört hat, bloß Kunst zu sein, und in Streben nach Vergnügung übergegangen ist. Als Folge davon sind Werke in großer Zahl entstanden, Dichtungen kann man sie nicht nennen, welche auf Kunst keine Rücksicht nehmen, sondern ledig die Wirkung auf die Zuschauer vor Augen haben und diese Wirkung durch jedes Mittel, auf welches kleinere Geister verfallen, zu erreichen streben, durch abenteuerliche Verwicklungen, durch ersonnene Gefühle, durch unwahre Charaktere und leider in großer Zahl auch durch Unsitte, die nicht in der Kunst liegt, ja, die ihr ganz fremd ist, da das Wesen derselben als die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes gerade die Sitte ist. Andererseits haben sich auch manche Darsteller von Bühnenwerken, und ihre Zahl dürfte nicht gar geringe sein, eben um Wirkung zu erzielen, zum Sklaven der Zuschauer gemacht, sie erlauschen, was etwa Beifall bringt, suchen es öfter vorzuführen, übertreiben es, und zuweilen sinkt Einer noch unter die Tiefe der untern Stände hinab, was fast Erbarmen einflößen könnte. Wie da abzuhelfen sei, dürfte schwer sein, wenn nicht eben wieder die Kunst Hilfe brächte; denn sie ist es, deren Wirkungen auf Jedermann die bleibendsten sind, wenn es nur gelänge, die Zudringlinge der Unkunst ferne zu halten.

Dieß hat uns die Darstellung von Philippine Welser wieder recht lebhaft gezeigt. Der edle Dichter hat die einfachsten menschlichen Verhältnisse in ihrem natürlichen Verlaufe zum Stoffe gewählt. Die Neigung beider Geschlechter zu einander, in der Natur der Menschheit gegründet, ergreift zwei junge Wesen, die sie zur blinden Leidenschaft wachsen lassen und in Hoffnung großen Glückes und baldiger Ausgleichung aller Mißstände die Schuld auf sich laden, ohne Beachtung der Kluft der Stände und, was noch weit mehr ist, ohne Erlangung des Segens der Eltern

sich ehelich zu verbinden. Die sittliche Folge bleibt nicht aus, und gerade Dieß gibt dem Werke das Merkmal des Kunstwerkes. Die Kluft der Stände bringt äußere Uebel, die beseitigt werden können und oft beseitigt worden sind, aber der Mangel elterlicher Zustimmung läßt kein Glück erscheinen und frißt als Wurm ein jedes Labsal von dem Herzen fort. Der Schmerz der Väter über den schreienden Ungehorsam der Kinder kann nicht so leicht in Ruhe gebracht werden, und das Fügen in das Geschehene fließt nur in den Wellen einer entfernten Zeit heran. Entweder geht nun das Glück des Schuldigen in der Schuld unter, und er erhebt und verklärt sich wieder in der Sühnung, was dann tragisch wäre, oder jene Zeitwellen kommen heran, die Väter sehen edle Eigenschaften an ihren Kindern, die Kinder bekennen die Schuld, die Väter verzeihen das Böse wegen des vorhandenen Guten, und der Segen kömmt, und mit ihm das Glück. Den letzteren Weg hat die Geschichte und der Verfasser gewählt.

Wenn nun gleich gesagt werden muß, daß der Dichter die menschlichen und künstlerischen Nothwendigkeiten, die in diesem Stoffe liegen, nicht in ihrer gänzlichen Vollständigkeit gefaßt und durchgearbeitet hat, so folgten doch die Zuschauer aller Stände der Entwicklung dieser echt menschlichen Verhältnisse mit spannender Aufmerksamkeit und mit einem hingebenden Gefühle, welches ihnen das Mangelnde verdeckte, da das Gebotene in einer einfachen, oft auch tiefen Sprache gebracht wurde, welche wesentlich von dem üppig wuchernden Schönheitsgestrippe der Amaranth verschieden ist, das wohl im Schäumen der damaligen Jugend des Verfassers erklärlich ist, aber von der Kunst nicht geduldet wird. Auch unsere Schauspieler, die, wenn sie gleich nur der Hauptstadt einer Provinz angehören, doch nicht geringe, mitunter sehr bedeutende Kräfte in's

Spiel bringen können, waren von der Natürlichkeit des Vorgeführten ergriffen, alle, selbst die in den Nebenrollen, ergaben sich mit sichtlicher Liebe dem Stoffe, und alle erzielten einen um Vieles größeren Erfolg, als ihnen ein widerstrebender Stoff zu gewähren im Stande ist. Die Träger des Werkes sind die Gestalten der zwei Liebenden, der zwei Väter und des etwas zu dürftig gezeichneten Grafen Turn. Die beiden Väter haben uns ein wahrhaft künstlerisches Werk vorgeführt: Welser mit fast vollendet meisterlicher Lebenswärme in der Vaterszene, der Kaiser in der Vaterscene und bei der Versöhnung. Turn war der natürliche, wie aus der Wirklichkeit genommene Mensch. Die Darsteller der jugendlichen Gestalten, so trefflich wir sie nennen müssen, scheinen uns doch mehr sich dem theatralischen und deklamirenden Theile zugewendet zu haben, als dem plastisch darstellenden.

Und nun fragen wir: Warum wird auf den Brettern, die nach des Sängers Ausspruch die Welt bedeuten, nicht öfter, nicht vorzugsweise, nicht immer Aehnliches geboten? Bleibt die Wirkung aus? Wenn die rechten Werke gewählt werden, ist sie nachhaltiger, als bei den geringen Werken. Haben wir Mangel an trefflichen Stücken? Wenn wir unsere Schätze mustern, so zeigt sich ein Reichthum, daß man auf Jahre hin stets Abwechslung hat. Warum nehmen wir den Abhub über den Rhein herüber? Und wenn wir alle Zeit zusammen fassen, so ist unser Mittelmäßiges fast besser, als ihr Bestes. Muß man immer Neues bringen? Das Neue muß auch vorgeführt werden, die neuen Kräfte müssen Raum haben, sich vor der Gegenwart entfalten zu können; aber es darf nicht schlechterdings eine Sucht nach Neuem entstehen. Wenn von Neuem nur das Tüchtige genommen wird, und gerade die letzte Zeit hat uns einige gute Werke geliefert, so werden sich höhere Naturen der dramatischen

Dichtung zuwenden, die unberufenen Zudringlichen werden fern gehalten werden, und die Zahl guter Stücke im Ernsten, wie im Scherzhaften wird steigen. Nicht eine einzelne Bühne hat den Verfall verschuldet, wir alle haben es; nicht das Streben einzelner Bühnen, welches wirklich vorhanden ist, kann helfen, wir alle können es. Mögen Männer von gewichtigerer Stimme, als die meinige ist, ihr Wort erheben und es eindringlicher, als ich, darstellen, was Noth thut, mögen sich diese Stimmen mehren, mögen sie in's Volk dringen und den entsprechenden Geist wach rufen, dann wird allgemach, aber sicherer geholfen werden, als es durch Verordnungen oder einzelne Maßnahmen möglich wäre.

Theater in Linz.

[Das Gastspiel der Frau Julie Rettich und des Fräuleins Hatran im Jahre 1862.]

1.

Wenn die Kunst die Trägerin des Höchsten ist, was den Menschen bewegt, und wenn sie Das, was die Religion an sich bietet, im Kleide des Reizes bringt, so ist die Dichtung der Gipfel der Kunst und die dramatische Dichtung eine der Spitzen dieser Kunst. Und ein Werk größter Art dieser reinen Kunst ist Schillers Braut von Messina. Es ist hier nicht der Platz, in die Widerlegung der Worte „Schicksalstragödie" und „Unnatur der Chöre" einzugehen. Das Schicksal der Griechen, dem selbst die Götter unterlagen, ist einer der größten Gedanken menschlichen Geistes, es ist die Empfindung des Sittengesetzes in antiker Art, dem Jeder, der dagegen ankämpft, unterliegt, und um wie viel größer seine Kraft ist, die er dagegen anwendet, um so viel größer ist der Fels, den er auf sein eigenes Haupt lenkt. Aberglaube und Leidenschaft, insbesonders Hochmuth, Eigenwille und Herrschsucht bringen in der Braut von Messina das Entsetzliche in ein gewaltthätiges, hohes Fürstengeschlecht, und eben durch dieses Entsetzliche wird die Herrlichkeit des Sittengesetzes, über das man weggehen will, gesühnt, und was groß ist in dem Menschen, geht geläutert aus dem Anschauen dieses Werks hervor. Möchten neue Dichter diese Seele jedes Dichtwerkes besser

beachten und statt des einfachen Unheils das tragische Unheil bringen. Die Chöre des Aeschilos und Sophokles gehören zu dem Erhabensten der Kunst aller Völker, und die Einführung derselben in das neue Drama ist nur eine Frage der Geschicklichkeit, nicht der Kunst; denn die Kunst ist bloß an das Ewige gebunden und unterliegt keiner Zeit. Wohl können Menschen einer Zeit unter die Kunst gesunken sein, dann aber wartet die Kunst, bis wieder andere Menschen kommen. Hat auch Schiller nicht den Chor des Aeschilos und Sophokles zu erwecken vermocht, hat er ihn insbesonders zu sehr in die Handlung verflochten, so ist der Chor in der Braut von Messina doch eine der edelsten Gaben der deutschen Dichtkunst, und jeder künftige Chor, auf die Höhe des antiken gebracht, würde die unglaublichsten Wirkungen thun, weil in ihm mehr, als irgendwo, die übermannende Kraft der Sitte liegt und in einer Art gebracht wird, die die eindringlichste ins Menschenherz ist, in der Lyrik. Der Mangel der Chöre ist ein großer Mangel des neuen Dramas. Die Hofschauspielerin Rettich hat gestern die Braut von Messina auf unsere Bühne gebracht. Die Frau Rettich gehört noch zu jener Schule von Künstlern, denen ein Ideal gegeben ist, in deren Kunst eben jene Seele der Sitte liegt, von der oben gesprochen wurde. Diese Schule fängt an, auszusterben, statt der Seele bringt man den Leib, und die Kunst geht verhüllten Hauptes von dannen. Ein Gemisch von Seelenhoheit, Zärtlichkeit, Herzensreinheit und Leidenschaft, Gemüthsbewegung, Hochmuth, Gewaltthätigkeit, Gluth und Aberglauben war die Mutter in der Darstellung der Frau Rettich, und diese Mutter muß diese herrlichen und schrecklichen Söhne hervor bringen, die schon längst vorgebildet in ihrer Seele lagen, sie muß dieses süße Bild einer Tochter bringen, die aus ihrem besten Innern kam,

und die doch auch den Eigenwillen und das Feuer ihres Geschlechtes theilt. Diese Mutter mit diesen drei Kindern bringt das Schöne und Schreckliche hervor. Nicht leicht dürfte das Meisterhafte der Dichtung so klar und eindringlich werden, als gerade durch die Meisterschaft der Darstellung, wie wir sie gesehen haben; denn was als Seele der Dichtung angegeben wurde, erschien erst lebendig vor uns wandelnd in dieser Darstellung, deren Vollendung eine leuchtende Ganzheit war. Zu dieser Vollendung wirkte jeder Theil als Diener hin und beanspruchte für sich keine Geltung, als eben dieses eine Ganze machen zu helfen, das als ein größtes und schönstes Kunstwerk vor uns trat. Die bei dieser Vorstellung versammelt waren, wurden auch auf das Lebhafteste von dieser Leistung ergriffen und erhoben sich zu begeisterter Anerkennung. Die Frau Rettich wurde von den andern Schauspielern auf das Beste unterstützt. Die Söhne faßten ihre Rolle mit Feuer und tiefem Ernst. Die Chöre sprachen gut und würdig zusammen, dem älteren Chorführer (Thalmann) muß die tiefste Anerkennung zugesprochen werden, sein Aufruf zur Rache gehört zu dem Größten, was die Schauspielkunst hervor bringen kann. Die äußerst junge Satran, welche ihren ersten Versuch vor unsern Lampen als Beatrice machte, bestand sehr gut in diesem Versuche. Ihr Spiel war rührend naiv und kindlich, ihr unbefangener Sinn kennt noch nicht anders, als in der Dichtung, die Gefühle, die sie darstellte, man erkennt in der jugendlichen Darstellerin die große Lehrerin, man erkennt das begeisterte Streben der Kunstjüngerin nach den hohen und süßen Früchten der Kunst, und ernstes Studium und reifende Jahre werden jene Einfachheit, Rundung und Höhe geben, die ein Gefolge der schönsten Kunst sind. Wir geben dem Fräulein unsere besten und herzlichsten Wünsche.

2.

Haben wir über dramatische Dichtkunst und dramatische Darstellung bei dem ersten Auftreten der k. k. Hofschauspielerin Rettich und ihrer Schülerin Satran auf der hiesigen Bühne einige Worte zu sprechen uns erlaubt, so sei es uns gegönnt, auch nach dem weiteren Verlaufe der Darstellungen diesen zwei Künstlerinnen in wenigen Zeilen unsere Meinung und unsere Gefühle auszusprechen, die, wenn sie auch nur als Ausdruck eines Einzelnen gelten können, doch auch nach der Aufnahme, die den Künstlerinnen zu Theil geworden ist, ziemlich mit den Gefühlen anderer Kunstfreunde zusammen treffen dürften. In einem kleinen einaktigen, nach unserer Meinung trefflichen Schauspiele der Frau von Girardin „die Furcht vor der Freude", in welchem die ganze Umgebung einer Mutter, die um ihren getödteten Sohn trauert, in namenlose Angst geräth, als dieser Sohn plötzlich zurückkehrt, wie es denn der Mutter beizubringen sei, daß sie die Freude nicht zu stark ergreife oder gar tödte, und in welchem diese Umgebung nach allerlei Vorbereitungen und Lügen dennoch durch die Ahnung und den Scharfsinn der Mutter genöthigt ist, mit einem Male in der Sache heraus zu fahren, hat nach unserem Gefühle die Frau Rettich ein Spiel entwickelt, welches zu dem Allergrößten gehört, das man nur je in der Schauspielkunst erleben kann. Es war nicht mehr Spiel, es war eine wirkliche hohe, geist- und seelenbegabte, glühend empfindende Mutter, die vor uns stand, deren Wesen, das die größte Tiefe offenbarte, sich stets gleich blieb, und die in dem Sturme der Freude über den wiedergefundenen Sohn und in der Gewalt des Ausrufes: „Man stirbt doch an der Freude nicht", einen Lichtstrom von Empfindung in unsere Brust goß, der, was es auch sonst noch Großes geben mag, doch das Schönste der

menschlichen Natur ist, die Liebe der Mutter zum Kinde. Der Schreiber dieser Zeilen gesteht offen, daß er nach der überwältigenden Macht dieses Eindruckes am liebsten aus dem Schauspielhause gegangen wäre, um sich seine Empfindung in die Einsamkeit zu retten. Es konnte nichts Größeres kommen. Wirklich hat die meisterhafte Darstellung der Frau Rettich und die treffliche aller Andern in der lieblichen dramatischen Nachbildung der Erzählung Göthes „Hermann und Dorothea" von Töpfer die Macht des Gefühles aus der früheren Darstellung nicht zu verwischen vermocht. Es wird wohl auch den Freunden Göthes begegnet sein, daß sie empfanden, daß man, wie geschickt es auch Töpfer angefaßt hat, doch aus der reizenden, duftvollen Erzählung Göthes, die in ihren Hexametern wie ein schöner, ruhiger Silberfluß dahin geht, in welchem sich die Dinge im Dämmerlichte des Geschehenen spiegeln, nicht die Unmittelbarkeit und lebendige Gegenwärtigkeit des Dramas heraus zu zaubern vermag, und um so weniger, je trefflicher die Erzählung ist; denn jeder künstlerische Stoff gebiert seine Gestalt mit sich und sinkt, wenn man ihm eine andere aufzwingt. Der unkünstlerische Stoff nimmt jede Gestalt an. So hold und lieb der Eindruck dieses Idylls in der herrlichen Darstellung der Frau Rettich und in der vorzüglichen der Andern war, konnte er doch wenigstens bei dem Verfasser dieser Zeilen das Gefühl der früheren Vorstellung nicht verwischen und die Erinnerung an Göthe nicht austilgen. Wir können nicht umhin, hier anzuschließen, daß uns durch die Leistung Gebauers in „der Furcht vor der Freude" der Kranz von mehreren ungewöhnlich ausgezeichneten Rollen, die wir von diesem Künstler kennen, um eine vermehrt erscheint. Dieser Diener dürfte eine wahre Herzensfreude für die Anhänger der Kunst sein. Wir würden die Darstellung des Wirthes

von Mayer in „Hermann und Dorothea" meisterlich nennen müssen, wenn wir nicht nach unserer Meinung hinzu zu fügen genöthigt wären, daß Mayer den Fehler Töpfers, den brummigen Wirth Göthes noch brummiger gemacht zu haben, fast erhöht hat, statt ihn zu mildern. Mit diesem Zänker von Mann und Vater ist ja völlig nicht auszukommen, und die Schwiegertochter wird noch öftere Thränen weinen müssen. Einzelne, vorzüglich die leiser gesprochenen Theile Mayers halten wir für ausgezeichnet schön. Wenn wir unsere Meinung, die irrig sein kann, sagen dürfen, so dächten wir, Mayer, der seine Stärke in gewissen polternden Dingen kennt und sie gerne übt, dürfte durch eine ganz besondere Milderung des Polterns im Wirthe und durch eine Erhöhung des Schimmers von Herzensgüte, der durch diese Gestalt geht, eine noch bedeutend größere Wirkung hervorbringen, als er jetzt schon hervorbringt. Von dem Fräulein Satran werden wir in der Fortsetzung dieses Aufsatzes sprechen. Es ist eine zarte Sache, über einen Anfänger aus seinen Anfängen zu reden, daß man ihn nicht in seiner Natürlichkeit und in seinem begeisterten Streben beirrt, oder ihm nicht das Gift der Ueberhebung in die jugendliche Seele pflanzt.

3.

Das Fräulein Satran ist bis heute in fünf Rollen aufgetreten, als Beatrice in der Braut von Messina, als Dorothea in Hermann und Dorothea, als Blanche in der Furcht vor der Freude, als Marianne in den Geschwistern, und gestern als Iphigenia in Elektra in Delphi. Das Fräulein ist sechzehn Jahre alt und hat, ehe es sich hier öffentlich zeigte, nie die Bretter irgend eines Theaters betreten. Die k. k. Hofschauspielerin Rettich hatte in dem Fräulein Anlagen zur Schauspielerin entdeckt und hatte

es, obwohl sie sonst nie irgendwie eine eigentliche Schülerin angenommen hatte, als Ausnahme in Schule und Unterricht genommen, und bei Gelegenheit ihrer dermaligen Gastspiele in Linz hat sie zum ersten Male ihre Schülerin auf das Theater und vor die Augen einer größern versammelten Menge geführt. Wie es zu erwarten war, hat man die Schülerin der Frau Rettich aus gewohnter Verehrung für die Meisterin sehr freundlich aufgenommen. Diese freundliche Aufnahme würde dem Fräulein zu Theil geworden sein, wenn auch dessen Leistungen nicht entsprochen hätten; allein das Fräulein hatte sich bald auch durch sich selber Freunde zu machen gewußt. Der Verfasser dieser Zeilen wollte ursprünglich bei Gelegenheit der Vorführung des großen Kunstwerkes Schillers aus alter Liebe zur Kunst nur einige allgemeine Bemerkungen machen, von deren manchen, wie z. B. vom Chore er sogar wußte, daß sie auf großen Widerstand stoßen dürften. Eine herkömmliche Theaterkritik wollte er nicht machen, da es ihm hiezu an Neigung und Geschick fehlt. Da er aber meint, daß sich in der jungen Schülerin Anfänge von Kunst und zwar einer vielleicht großen Kunst zeigen, so kann er sich nicht enthalten, seine Bemerkungen über Kunst noch weiter fort zu setzen. Ist doch auch die Schauspielkunst wie die herrliche Kunst der Dichtung und andere Künste in unserer grob stofflichen Zeit in großer Gefahr, und es wäre im Grunde Pflicht aller Freunde des Innerlichen, Hohen, Sittlichen und Einfachen, ihre Stimme zu erheben und ihren Einfluß zu gebrauchen, um, so weit es an ihnen ist, dem Einbrechen der groben Wirkung des rohen Stoffes und von Seite der Ausübung der Kunst dem Handwerkmäßigen, dem Unwahren und Geschraubten entgegen zu treten, daß jene oben genannten Grundlagen der Kunst wieder hervor kommen und in ihrer Schönheit sich zeigen

könnten. Dem Schauspieler möchten wir als unausgesetztes Studium die Worte Hamlets über Schauspielkunst empfehlen. Wie gerne meint der angehende Schauspieler, er müsse auf der Bühne reden, gehen, greifen u. s. w., wie man es im Leben nicht thut. Wie verbreitet, aber auch wie leicht und mühelos und wie unkünstlerisch ist dieses Ding! Haben wir von dem Fräulein Satran gesagt, daß dessen Spiel als Beatrice rührend kindlich war, und daß es die Gefühle, die es darstellte, nur erst noch in der Dichtung kenne, so müssen wir hinzu fügen, daß das Fräulein als Dorothea uns schon bedeutend entwickelter erschien, und daß es uns als Marianne in dem über jede Vergleichung erhabenen, reinen und duftigen Werke Göthes „die Geschwister" herzlich befriedigt hat. Die Einfachheit Mariannens, ihre liebe Sorgfalt für den vermeintlichen Bruder und die Herzlichkeit, mit der sie ihm zugethan ist, liegen dem Wesen des Fräuleins nahe, und möge es sich jene Einfachheit und innerliche Natürlichkeit bewahren und immer mehr zu künstlerischem Bewußtsein erheben, und möge es sich gewissenhaft von allen Komödienkunststückchen, aller Wirkungssucht und allen absichtlich zurechtgelegten Gefühlsdarstellungen entfernt halten. Ein Schauspieler, der seine Rolle nicht ist, kann sie auch nicht spielen. Im höchsten Falle durch größtes Studium kann er ein sehr täuschender Automat werden, der der innersten Seele desto schreckhafter wird, je täuschender er wird. Im schlimmeren Falle wird er ein Schauspieler, der im Theater nur bloß Comödie spielt. In der äußeren Darstellung des Fräuleins sah man wohl die große Lehrerin, und Dieß mit vieler Genugthuung; denn wie lieb und rein auch der Hauch einer Seele sein mag, die Darstellung dieser Dinge in der Kunst muß gelernt werden, und Der ist glücklich zu preisen, der eine gütige, kundige Hand findet, ihm Umwege zu ersparen,

oder ihn gar vom Scheitern zu retten. Wir glauben dem Fräulein, wenn es wirklich für die Kunst begeistert ist, und wenn es redlich und tüchtig im Lernen fortschreitet, eine bedeutende Zukunft vorher sagen zu können. Die äußeren Bedingungen zur Schauspielkunst, obwohl nicht unumgänglich wesentlich, doch durchaus nicht ohne Bedeutung, Gestalt, Angesicht, Augen, Stimme sind dem Fräulein von der Natur günstig gegeben worden und werden sich entwickeln, wenn sie, besonders die Stimme, gehegt und gebildet werden. Weil das Einfache, Hohe, Natürliche und bei jeder noch so großen inneren Erregung äußerlich doch künstlerisch Maßhaltende jetzt in jeder Kunst und besonders in der Schauspielkunst so selten geworden ist, so erlauben wir uns, dasselbe dem Fräulein noch einmal zu empfehlen. Die Rolle der Iphigenia in Halms Elektra scheint uns von der zarten Jugend des Fräuleins zu weit abzuliegen, da diese Iphigenia gewiß schon nach der Zeitrechnung gegen die dreißig Jahre alt sein muß, und wir an die weisen Sprüche von gar so jungen Lippen nicht recht als an ein Erzeugnis der eigenen Erfahrung, wie doch Iphigenia aussagt, glauben können. Es freut uns, daß das Fräulein bei jeder ihrer Darstellungen von den im Schauspielhause Versammelten durch Hervorruf ausgezeichnet und aufgemuntert worden ist.

Und weil der Verfasser dieser Schrift schon in das Schauspielwesen gekommen ist, so bittet er um die Gestattung auch noch eines weiteren Wortes über die Darstellungen der Frau Rettich in einem weiteren Aufsatze. Er verspricht dafür, nicht so bald wieder in das Theaterrecensiren gerathen zu wollen.

4.

Ich habe in meinem letzten Aufsatze gesagt, daß ich, nachdem das Gastspiel der Frau Rettich auf der hiesigen Bühne abgeschlossen sein wird, über dasselbe noch einige

Worte zu sagen mir erlauben werde. Fast dürfte es jetzt nach dem Urtheile der Linzerzeitung in Nro. 156, das mir sehr sachgemäß erscheint, überflüssig sein. Ich werde mir nur einige Bemerkungen gestatten, da ich meinem Lebensalter zu Folge ziemlich weit in die Schauspielzustände zurück reiche und das alte Burgtheater in Wien vor 36 Jahren kannte, als man es die erste deutsche Bühne zu nennen pflegte, wobei ich immer zu beachten bitte, daß mich nicht Theaterrecensententhum oder Sucht, mich in solche Dinge zu mischen, anleiten, sondern, daß ich schon seit vielen Jahren zuweilen, wenn ein Kunstwerk mir eine besonders hohe Freude machte, diese Freude auszusprechen pflegte, theils, um etwa Andern auch durch den Genuß dieses Werkes wieder Freude zu bereiten, theils um das Urtheil eines einzelnen Mannes darzulegen, das vielleicht ein Steinchen beiträgt, das Urtheil der Zeitgenossen über ein Kunstwerk zu bilden. Und für den Schauspieler ist die Gegenwart doppelt wesentlich, da sein Werk nicht auf die Nachwelt gelangt, und das Urtheil nicht verbessert werden kann, wenn etwa die Mitwelt über ihn ungerecht gewesen wäre. In der dargelegten Liebe nicht bloß der Kunstfreunde, wie ich, sondern der Besten im Leben und in der Kunst dauert aber Der ewig fort, dessen Werk sonst der Augenblick gebar und der Augenblick verschlang. Wären die süßen Töne Orpheus bekannt, wenn nicht große Griechen über ihn gesprochen hätten, wäre uns Roscius so lieb, wenn ihn nicht Cicero vertheidigt hätte, und wäre unser großer Meister Anschütz vor dem Ruhme jüngerer, empor strebender Geschlechter so gesichert, wenn nicht Tiecks dramaturgische Blätter wären? Und in der Kunst soll Jeder, dem ein Gefühl dafür ward, redlich mithelfen, daß sie in ihrer Ungeschminktheit aufrecht stehe oder errichtet werde; denn sie ist doch das höchste irdische Ding, sie ist ein menschlicher Selbstzweck, während

Alles, deſſenthalb man ſich gewöhnlich ſo müht, die Geſchäfte, die höchſten Staatseinrichtungen, ſo nöthig ſie ſind, doch nur Mittel darſtellen, um durch ſie das Menſchlichſte menſchlich zu erreichen, ſelbſt die herrliche Wiſſenſchaft iſt in ſo lange nur Mittel, bis ſie nicht Kunſt wird und als ſolche ſich zur Kunſt und Religion geſellt, wenn ſie nämlich ihr Wahres als Schönes und Gutes darzuführen verſteht. Und ſo ſehr einige Kunſtzweige in unſerer Zeit wieder empor ſtreben, ſo neigt dieſe Zeit im Großen doch ſehr zum Rohen, zum bloß Stofflichen, zum Mittel hin und beginnt ſo, gemach ſich ſelbſt ihr Grab zu graben. Insbeſonders neigt die Schauſpielkunſt zum Virtuoſenthum, zum Darſtellen der ſchwierigſten Einzelheiten oder, wenn es höher kömmt, zum Materialismus, dem Darſtellen der äußern Wirklichkeit, worin es Mancher bis zum Widerlichen bringt, und welche von künſtleriſcher Wahrheit ſehr weit entfernt iſt; denn ſonſt müßte, wie Jean Paul ſagt, jede Blume in der Dichtkunſt ſo langſam wachſen, wie in der Natur, und noch dazu unter ſo vielem Graſe. Das Sittengeſetz, durch den Reiz der Kunſt zur Anſchauung gebracht, iſt der Kern der Kunſt, wie es als Gutes das Weſen der Religion, als Wahres das der Wiſſenſchaft iſt. Othello darf nicht ſterben, wie Einer, der mit einem Stiche in dem Leibe im nahen Lazarethe ſeine Seele aushaucht. Wenn er lazarethartig ſtirbt, ſtirbt er gewiß anſcheinend wirklicher; aber er ſtirbt künſtleriſch wahrer, wenn er den ungeheuren Frevel, zu dem ihn blinde Leidenſchaft geführt, ſühnend, in Kraftworten Dieß ausſpricht, ſich den Dolch in's Herz ſtößt und dann uns mit den Zuckungen und Bäumungen verſchont, die bei einem ſolchen Sterbenden ſonſt vorkommen mögen. Oder iſt Mephiſto, den Göthe mit der Kraft des Verſtandes und mit der Schärfe des ſpottenden Wortes ausgerüſtet hat, damit wir uns, da ihm ſonſt jede Aeußerung des Sittengeſetzes fehlt, doch an dieſen Dingen als an einer Stärke

halten, (denn nach demselben Jean Paul wäre der Teufel als Verneinung jedes Guten und Großen feige, ehrlose Schwäche, mithin als Glied eines Kunstwerkes völlig unbrauchbar, da er den einfachen Ekel erregte) — ich frage, ist Mephisto noch zu ertragen, wenn der Schauspieler jenen Antheil von Kraft, den ihm Göthe dem Anfangs schwachen Faust gegenüber gegeben hat, in den Schatten stellte und sich durch allerlei häßliche Gebärden und ekle Handlungen dem Teufel Jean Pauls zu nähern bemüht wäre und ein gemeiner Teufel würde? Ich führe Dieß an, weil in unsern Tagen vielfach Schauspieler und Schauspielbesucher an bloßer Wirklichkeit, die man sonst auch Realismus zu nennen pflegt, hängen, und diese Sache, die noch dazu die Verführung des Leichteren an sich hat, also die Genielosigkeit anlockt, sich auszubreiten den Anschein nimmt. Die im Sittengesetze liegende Würde und Hoheit des menschlichen Wesens muß in der Brust des Künstlers stärker, als in der jedes andern Menschen, leben, dann wird er das Ganze des Kunstwerkes, davon er als Schauspieler einen Theil darzustellen hat, erfassen, er wird seinen Theil geistig leben, und dann wird sich auch der Antheil Realismus, der unumgänglich nöthig ist, leicht einstellen, und die Darstellung wird künstlerisch wahrer werden, als wenn sie bloß äußerlich wirklich wäre, und wir werden durch diese Innerlichkeit erhoben und bewundernd das Schauspielhaus verlassen, statt durch die Aeußerlichkeit bloß in Erregung und Verwunderung gebracht worden zu sein. Während meines zwei- und zwanzigjährigen Aufenthaltes in Wien lernte ich eine Schauspielschule kennen, die diesem Ziele der Innerlichkeit als dem Höchsten zustrebte, ich kannte noch einen Künstler alter Zeit, der, wenn er seine Rolle nicht zu leben vermochte, sie auch nicht spielen konnte, der aber, wenn er sie lebte, sie äußerlich fast jedes Mal anders gab und jedes Mal hinriß*). Ich

*) Lange [Anmerkung Stifters].

glaube, daß im Wienerburgtheater dieses Streben nicht ausgestorben ist. Die Frau Rettich, deren Spiel, kleine Unterbrechungen abgerechnet, ich lange nicht gesehen habe, kann eine Priesterin dieses Strebens genannt werden und ist, wie ich meine, manche Stufe der Leiter dieses Strebens im Laufe der letzten Jahre empor gestiegen. Ich habe einst öfter zu den Tadlern der Frau Rettich gehört, wenn sie, durch ihre tieffühlende Natur hingerissen, der Empfindung ausschließlich Raum zu geben und über die Grenze der künstlerischen Rundung hinaus zu gehen schien. Jetzt habe ich sie in einer Reihe von Darstellungen gesehen und meine, daß sie den Mangel, wenn es einer war, verbessert hat. Ihr Spiel ist groß, einfach, durchsichtig, gerundet und immer aus dem Innersten heraus gebaut, und wie ich schon vor Jahren in Manchem z. B. in der Darstellung der Margaretha im Egmont sie bewundert hatte, so erstreckte sich bei diesen Darstellungen die Bewunderung jetzt auf Alles. Es ist wohl klar, daß die Frau Rettich nicht alle ihre Rollen zur Bewunderung spielen wird, daß sie auch nicht in ihren großen Leistungen in jedem Theile vollständig harmonisch und künstlerisch gerundet sein wird, Das wäre ja nicht in der menschlichen Natur; aber sie ist eine große Künstlerin geworden, und ihre besten Leistungen tragen den Stempel künstlerischer Vollendung, wie jeder Meister Werke hat, die seine besten sind. Als Electra hat sie mich in der tiefsten Seele bewegt und oft erschüttert, wenn mir auch das Spiel in dieser Rolle nicht in allen Theilen so völlig abgerundet erschienen ist, als es die Vollendung eines Kunstwerkes erfordert; aber als Agnes in dem neuen Schauspiele von Putlitz „Waldemar" stellte sie ein so wohlgegliedertes Ganze hin, daß diese Frau wahr, lebendig und groß vor uns stand. Diese Leistung gehört zu dem Größten, was die darstellende Kunst überhaupt zu Stande bringen kann. Wenn die Erinnerung Jahre, welche zwischen

Kunstleistungen liegen, auszugleichen im Stande wäre, so würde ich die Frau Rettich in ihren jetzigen besten Leistungen der Frau Schröder an die Seite stellen, die mich in meiner Jugend erfaßt und erschüttert hatte. Vergleichungen, sagt man, hinken, und es ist wahr, da jedes Große immer ein eigenes Selbst ist, ferner können Vergleichungen nicht immer unmittelbar gemacht werden, vorzüglich, wenn, wie hier, zwischen dem Verglichenen so viele Zeit liegt; aber der Mensch ist einmal geneigt und thut es auch, Das, was er liebt, zusammen zu stellen und es abzuwägen. Über das Schauspiel von Putlitz „Waldemar", das mir in diesen Blättern trefflich besprochen erscheint, und das ich trotz seiner Schwächen nicht nur für das beste Werk von Putlitz, sondern überhaupt für eines der besten der neuen Zeit halte, werde ich mir erlauben, an einem andern Orte zu sprechen.

Und nun zum Schlusse, wenn ich auch kein Theaterrecensent bin, drängt es mich doch, den hiesigen Schauspielern und Schauspielerinnen, die bei dem Gastspiele der Frau Rettich mitwirkten, meinen herzlichen Dank darzubringen für den Eifer und für die Ausdauer, womit sie sich und zwar oft in sehr kurzer Zeit auf ihre Leistungen vorbereitet haben, und für die trefflichen und mitunter sehr trefflichen Darstellungen, die von ihnen bei dieser Gelegenheit zur Anschauung gebracht worden sind. Es scheint, daß nicht allein Liebe zur Kunst, sondern auch Liebe zur gastirenden Künstlerin sie begeistert habe. Die Bemerkung kann ich endlich nicht unterdrücken, daß uns öfter bei kleinen und anscheinend unbedeutenden Nebenrollen solche Individualisierungen vorgeführt werden möchten, wie in „Waldemar" die Rolle der Lisch von Frau Walter. Es ist erstaunlich, wie solche Dinge ein Stück klar und durchsichtig machen können.

Mögen meine Worte, wo sie wahr sind, nicht vergeblich gewesen sein, und wo sie irrten, nicht übel genommen werden.

Julie Rettich.

Es sei einem Manne gegönnt, der in langem Siechthume befangen war und dem Wiedergenesung winkt, einer Freundin, welche mit ihm zugleich einem schweren Leiden hingegeben war und in ein besseres Jenseits übergegangen ist, einen kleinen Zweig auf das Grab zu legen. Es soll kein Kranz sein, der ihrem Wirken gebührt, keine Blätter, die ihr Leben darstellen, dazu sind höhere Federn berufen, sondern nur ein Wort der Verehrung und des Schmerzes. Julie Rettich ist in Wien begraben worden. Seit dem Tage, da sie als Fräulein Gley in des „Meeres und der Liebe Wellen" Alle, denen ein tieferes Wesen in der Seele ist, mit hoher Freude erfüllt hat, ist sie in vielen Jahren als würdevolle Priesterin edelster Kunst im Burgtheater thätig gewesen. Wenn man sagt, daß die Schaubühne ein Tempel der Gesittung und Größe sein kann, und wenn, so die Bühne dieses Ziel nicht erreicht, sie eine Schule des Lasters und der Verderbniß zu werden vermag, ja, wenn der Menschenfreund in unseren Tagen bitter klagen muß, daß sie auf diesem Abwege eilig weiter geht, weßhalb ein Mann der Kunst und der Menschheit den Ausspruch that, man suche die Bühne mit allen Mitteln, die sich tausendfach lohnen, zu heben, oder schließe sie gänzlich — wenn es so ist, und es ist so: dann ist die Gestalt der edlen Frau Julie Rettich desto verehrungswürdiger, und die Welt hat einen desto größeren Verlust

erlitten. Was man auch gesagt hat, daß sie fehle, daß sie Dieses oder Jenes anders gestalten solle, daß sie an die Schröder nicht heran reiche, so war Das, wenn es gründlich und wohlwollend war, ein Wink zu ihrem Fortschreiten, jetzt aber ist es unnütz zu reden, was sie nicht war; und wir fühlen nur, was sie war, und selbst ihre Tadler werden es fühlen. Sie ist eine Größe gewesen, deren Ersatz nicht leicht zu finden sein wird. Wenn Darstellungen lediglicher Leidenschaft, tobender Empfindungen, ausschweifender Absonderlichkeiten, roher Wirklichkeiten von dem Haufen beklatscht werden, und wenn selbst Künstler besserer Art nach dem Aftergolde dieses Ruhmes haschen, so that Julie Rettich Dieses nie; in ihren Leistungen war immer der Hauch der hohen, reinen, großartigen Menschlichkeit, die uns über uns empor hebt und uns edler macht, und die die Seele jeder Kunst ist. Ja selbst durch Jene ihrer Gebilde, an denen Einzelnes getadelt werden konnte, und durch ihre Darstellung der erschütterndsten Gefühle ging dieser Schritt der Größe; in Jenen ihrer Kunstschöpfungen aber, die vollendet waren, strahlte diese Größe in ganzer Fülle und wird von Denen, die sie in sich aufgenommen haben, nicht vergessen werden. „Flüchtig ist des Mimen Kunst", sagt Schiller, und in der That scheint, wenn der Vorhang herunter ist, das Zauberreich geendet, und das Nichts an seiner Stelle, während Denkmale der Baukunst Jahrhunderte stehen, Bilder des Pinsels Jahrhunderte blühen, Werke des Dichters in Jahrhunderte hinab klingen. Aber doch ist die Vergänglichkeit der Schauspielkunstwerke auch zum Theile wieder nur Schein; denn wenn große Gemüther das Wunderwerk der Darstellung in sich gesogen haben, geben sie dem Wunderwerke Worte, und diese Worte dauern in die Zeiten. Wer lies't nicht heute noch mit Rührung, was Cicero von seinem edlen

Freunde, dem Schauspieler Roscius, vor zweitausend Jahren gesagt hat. Andere, wenn sie durch würdevolle Schauspieldarstellungen feiner, höher, edler werden, pflanzen diesen Samen bewußt oder unbewußt in ihre Umgebung, in ihre Freunde, in ihre Kinder, und die Folge geht in unabsehbare Zeiten. Und so hat Julie Rettich auf Tausende gewirkt, und so danken ihr Tausende entweder in ausdrücklicher Erkenntniß oder in dunklem Gefühle in das Jenseits hinüber. Wir aber, die ihr näher standen und das warme Herz kannten, das sie für ihren Gatten, für ihre Kinder, für ihre Freunde, ja für die unbedeutendsten Menschen trug, werden dieses Herz verehren und um dasselbe trauern, bis unsere Herzen selber zu schlagen aufgehört haben.

Linz, am 19. April 1866.

Ueber Beziehung des Theaters zum Volke.

Den größten Antheil nimmt der Mensch immer wieder nur an dem Menschen. Auf der untersten Stufe menschlicher Entwicklung ist es fast ausschließlich die Leibesstärke, welche Bewunderung erregt. Wer große Lasten hebt, wer schwere Dinge weit schleudert, wer starke Gegenstände zerbricht, wer den tüchtigsten Gegner nieder wirft, wer wuchtige Glieder seines Körpers daher trägt, wird angestaunt. Dann kommen in ihren Streitigkeiten die Kämpfe der Menschen gegen Menschen, und Der durch Kraft den Feind bezwingt und mit Muth und Zuversicht die Gefahren sucht, wird gefeiert, und es kommen die Heldensagen und die Heldenlieder. Zu gleicher Zeit wird aber auch schon die Schönheit der Frauen gepriesen, von der der Männer jedoch nicht viel geredet. Und wie die Dinge zwischen Menschen und Menschen vorwärts schreiten, wird dann nicht nur mehr allein die Aeußerlichkeit der einzelnen That betrachtet, sondern der Muth, die Tapferkeit, die Kühnheit, die ihr zu Grunde liegt, erhoben, ja, es wird die List, die Schlauheit, der Betrug, wodurch der Feind in die Falle gelockt und geschädigt wird, von den Angehörigen laut gepriesen. Dann wird die Freundestreue, die Treue der Kampfgenossen, die Treue und Liebe gegen seinen Stamm als Hohes gelobt und geehrt. Erst spät gelangen die Menschen dazu, auch Großmuth gegen den Feind zu bejubeln. Und wie die Beziehungen zwischen

den Stämmen sich mehren, tritt Klugheit in den Einrichtungen des Stammes, Gesetzesweisheit, kräftige Lenkung der Gemeinwesen und Hingabe an diese Angelegenheiten in die Reihe der lobenswerthen Dinge. Und was die Völker an dem Menschen groß achten, Das dichten sie in größtem Maßstabe ihren Göttern an, die sie sich machten, und suchen dieses Göttliche wieder äußerlich darzustellen: in Sage, in Gesang, in Tanz, in Gebilden menschlicher Körper, ja in dem Baue ihrer Hütten und Tempel. Und so entstand die Kunst. Sie war überall und ist überall die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Wir heißen das Göttliche, in so ferne es sinnlich wahrnehmbar wird, auch das Schöne. Was Anderes darstellt, als das Göttliche, mag allerlei sein, nur Kunst ist es nicht. Darum trägt alle Kunst bewußt oder unbewußt den Schimmer ihrer Religionen, so assirische Kunst, egyptische Kunst, indische Kunst, griechische Kunst, christliche Kunst. Und je höher die Menschen in ihrer Vorstellung über Gott und göttliche Dinge gelangten, desto höher stieg die Kunst. Das ganze Innere des Menschen ward in sie einbezogen, und auch alle jene Aeußerlichkeiten, von denen oben gesprochen worden ist, behielten ihre Geltung, nur wurden sie in eine Werthordnung eingereiht, deren höchsten Platz die sittliche Größe behielt. Erst spät kamen die Menschen dahin, auch in der Welt des außer ihnen Erschaffenen das Walten des Göttlichen zu erkennen, in der Pracht der Wälder, der Berge, der Wüsten, des Meeres, des Sternenhimmels, und diese Dinge in die Offenbarungen ihrer Kunst einzuflechten. Ja, in dem kleinsten Geschöpfe sieht der Forscher den göttlichen Finger und bewundert ihn. Man sehe nur einmal eine Sammlung von Faltern an, die in meiner Heimath den schönen Namen Lustinen führen, oder nur eine Sammlung von Käfern oder gar

nur von Fliegen. Und so ist die Kunst nicht nur eines der höchsten Dinge der Menschheit, sie ist ein Theil der menschlichen Bestimmung, des menschlichen Daseins selber. Als die Darstellung des Göttlichen im Reize kömmt sie gleich nach dem Höchsten, was der Mensch hat, nach der Religion. Die Wissenschaft, dieses erhabene Gut des menschlichen Geschlechtes, folgt erst nach ihr, und wird desto höher, je mehr sie der Kunst dient oder selbst Kunst wird. Man lese Humbolds Einleitung zum Kosmos. Die Völker hatten auf ihrem höchsten Gipfel der sittlichen Größe die höchste Kunst, und wenn sie herabsinken und nach dem Rohen zu greifen beginnen und nach dem groben Genusse, dann ist es immer zuerst die Kunst, die ihr Haupt verhüllt und von dem entwürdigten Geschlechte flieht. Dann tritt die Afterkunst auf und schmeichelt den Lastern, den Begierden, den Niedrigkeiten und erniedrigt die Erniedrigten noch mehr. Darauf sollten Alle, die Völker oder Theile von Völkern zu leiten haben, sorgsam achten; denn es ist ein Zeichen, daß auch andere Dinge im Verfalle begriffen sind: Sitte, Recht, Pflichtgefühl, Ordnung, Menschlichkeit, und wenn in früheren Zeiten diese Dinge zu Grunde gingen, so gingen Staaten und Völker zu Grunde. Wenn nun die Kunst ein so edles Gut der Menschheit ist, so ist ihre Pflege nicht bloß die Pflicht des Einzelnen, sondern sie ist die Pflicht des Ganzen, wie ja immer, wenn Völker in ihrer schönsten Blüthe waren, Fürsten, Staaten und Gemeinwesen die Kunst ehrten und stützten.

Ein Zweig der dichtenden und mitunter der tönenden Kunst ist das Drama, in welchem durch Gespräche menschliche Handlungen, Schicksale, Leiden und Freuden dargestellt werden. Das Drama ist schon in den ältesten Zeiten entstanden. Es gesellte sich ihm dann eine andere Kunst hinzu, die Schauspielkunst, durch welche von Menschen

die Schicksale, die das Drama dichtet, einer Menge von Zuschauern und Zuhörern wie eben geschehend vorgeführt werden. Diese Kunst hat sich in neuer Zeit in Europa sehr ausgebreitet, jede größere Stadt hat ihr Schauspiel, in vielen wird täglich gespielt, und in den großen Hauptstädten sind mehrere Schauspielhäuser. Der Besuch des Theaters zum Genusse des Schauspieles ist für die Städter ein Bedürfniß geworden, und selbst die Bewohner des Landes, wenn sie in die Stadt kommen, versäumen in vielen Fällen das Theater nicht. Da nun in dem Schauspiele menschliche Thaten, Gefühle, Meinungen u. s. w. vorgeführt werden, so ist kein Zweifel, daß Dieß auf das Wesen der Zuschauer Einfluß hat und bei so oftem Genusse des Theaters allmählich ihre Lebensrichtungen mehr oder minder bestimmt. Besonders gilt Dieß von der Jugend, die Alles feurig aufnimmt, gar leicht in ihre Thaten überträgt und um so sicherer eine bestimmte Färbung für das ganze Leben in sich aufnimmt. Und weil aus den Gefühlen, Ansichten und Meinungen, die in einer Zeit herrschen, die ganze Strömung des Zusammenhandelns der Menschen in dieser Zeit hervor geht, und weil die Städte die Mittelpunkte sind, aus denen das geistige Leben rings in das Land abfließt, so ist kein Zweifel, daß das Theater in unserer Zeit wahrhaft eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat. Ganze Stöße von Büchern wirken nicht so, wie das tägliche Einsaugen von allerlei Darstellungen menschlicher Handlungen, Empfindungen und Dergleichen von Seite einer Menge von Menschen, die sich im gedrängten Zusammensein in der Aufnahme dieser Dinge noch wechselseitig steigern. Dieß ist auch in früheren Zeiten schon erkannt worden, und die gewichtigsten Männer haben ihre Stimmen darüber erhoben, man denke nur an den großen Geist Lessings. Die Bühne ist vielfach

die Schule der Sitte und Bildung genannt worden. Die Stände von Oberösterreich, als sie vor dem Jahre 1711 dem Pater Rector der Jesuiten zur Erbauung eines Auditorii und Theatri 12000 fl und im Jahre 1711 mit Vorbehalt der Direction wieder 6000 fl anwiesen (für jene Zeit ungemeine Summen), und als sie später wieder Unterstützungen gaben und endlich zu dem Baue eines eigenen Theaters schritten, betonten die Nützlichkeit des „durch ein von allen ungereimten und unanständigen Possen gereinigtes Schauspiel der gesitteten Welt verschaften Vergnügens", und bei dem Baue leitete sie die gerechte Anerkennung des wichtigen Einflusses eines geregelten Schauspieles auf moralische Veredlung des Volkes, Verfeinerung der Sitten und des Geschmackes und die Würdigung des hiedurch dem Publikum überhaupt, so wie den Fremden zum Vortheile der bestehenden Gewerbe verschafften Vergnügens.

Aber weil das Theater eine Schule der Sitte und Bildung sein kann, so kann es auch eine Schule der Unsitte und Rohheit werden. Welche Richtung nimmt nun das Theater in unserer Zeit? Es wäre eigentlich ein Buch, das über all den Inhalt geschrieben werden sollte, der sich in den gegenwärtigen Theatervorstellungen befindet. Ich beschränke mich nur auf das Kürzeste. Ein stehender, fast ausschließlicher Gegenstand der Darstellungen ist die Liebe der verschiedenen Geschlechter zu einander. Aber was für eine Liebe! Da sind die Liebenden gegen einander werthlos, sie belügen und betrügen sich, vorzugsweise belügen und betrügen sie die Eltern, Oheime, Tanten, Vormünder u. s. w., und wenn sie sich dann heirathen und das Stück aus ist, so ist es ein sehr unterhaltendes Lustspiel oder Schauspiel gewesen. Edle Dichter haben die Liebe, diese holde Blume des menschlichen Geschlechtes, in ihrer Hoheit gezeichnet,

und dann ist sie an ihrem Platze; aber hat die Menschheit nicht auch noch anderes Großes und Herrliches? Ist nicht noch eine Liebe der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, der Geschwister zu einander? Ist nicht noch Gattenliebe? Was hat schon oft ein Gatte für die Gattin, die Gattin für den Gatten gethan? Ist nicht Freundschaft? Ist nicht Treue für seine Genossen, für seinen Stamm, für das Vaterland? Ist nicht Pflichtgefühl, Heldenmuth, Geduld, Aufopferung? Sind nicht Laster genug, die zermalmt werden sollten; sind nicht Thorheiten genug, die im Lustspiele zu geißeln wären? In neuester Zeit macht sich das sogenannte Volksstück breit. Es ist aber meist Alles, nur kein Volk und kein Stück. Als Raimund seine Märchen dichtete, hielten wir junge Männer sie für Verirrungen eines bedeutenden Geistes, der unter besseren Umständen ein großer Trauerspiel-Dichter geworden wäre; und wenn wir jetzt eines dieser Märchen aufführen sehen, erscheint es uns edel, wahr und natürlich, so über alles Maß tief ist im Allgemeinen (es sind auch Ausnahmen) das Volksstück gesunken, es ist kläglich über jeden Ausdruck, und um vollends jede Wahrheit zu höhnen, wird die Dichtung öfter unterbrochen, und es werden Lieder gesungen, die weder in der Wesenheit des Stückes, noch in der des Singenden liegen, während bei Raimund der Gesang doch fast immer aus der Dichtung und dem Sänger hervor ging. Und derlei Werke werden jetzt am meisten aufgeführt und am meisten besucht. Um Einnahmen zu machen, wird Das, was am stärksten aufregen oder reizen kann, geboten, es wird von Vielen gesucht, und Theater und Besucher verschlimmern sich wechselweise. Ich habe hier das schwärzeste Bild aufgerollt, es ist nicht überall gleich; aber meist ist es nicht gut. Das wirklich Dichterische des menschlichen Geschlechtes, das Edle und Große, das die Jahrhunderte

angesammelt, wird viel zu weit zurückgelegt. Und wenn nicht gesteuert wird, wenn nicht die Völker und ihre Lenker sich empor raffen, so wird es immer schlechter, bis wir in dem baren Schlamme ankommen. Ich rufe mit einem Manne, dessen Namen mir eben nicht gegenwärtig ist: „Bessert eure Theater, oder schließt sie alle.“ Da nun aber das Theater einmal ein Bestandtheil des Lebens unserer Völker geworden ist, so kann das Schließen kaum geschehen, es erübrigt also nur das Bessern, daß wir diesen bedeutsamen Hebel zum Guten nicht verlieren oder in sein Gegentheil umschlagen sehen. Und weil das Theater einmal ein Bestandtheil des Lebens unserer Völker geworden ist, und weil seine Folgen, gute und böse, nicht an dem Orte allein haften, in dem das Gebäude steht, sondern über Länder und Reiche fließen, so ist seine Reglung, Besserung, Instandehaltung eine öffentliche Sache, wie andere Dinge öffentliche Sachen sind, und muß durch öffentliche Mittel erstrebt werden. Wenn es geschieht, wenn das Theater seinem Zwecke mehr zugeführt wird, dann werden auch die Dichter nicht fehlen, welche das Rechte bringen, und es werden die Zuschauer nicht fehlen, welche nur das Rechte wollen. Das sogenannte Publikum ist, wozu man es macht, wie es z. B. im Mittelalter an den edelsten Bauten selbst bei geringen Dingen Freude hatte, was Nürnberg beweis't, und was in unserem Lande sogar an den schönen Wegesäulen, die man noch oft an den abgelegensten Theilen des Mühlkreises findet, bewiesen wird, während jetzt diese Dinge meist sehr ungeschlacht verfertigt werden. Daß auch Anderes mitwirken müsse, um das Publikum auf diese Höhe zu heben, z. B. Erziehung im Elternhause, ist klar. Eine Stadt, die ein treffliches Theater hat, lockt, wenn auch noch andere Annehmlichkeiten damit im Einklange stehen, gebildete Menschen herbei, in ihr zu wohnen, sie

wird stets blühender, und ihre Blüthe verbreitet die Vortheile rings in das Land herum.

Auf welche Weise geholfen werden könnte, ist nicht Zweck dieser Zeilen, setzt auch sehr reifliche Erwägungen und Berathungen voraus.

Warum ich alle diese Dinge sage? Sie sind schon oft gesagt worden, und ich sage sie wieder. Und wenn sie sehr oft gesagt werden, so beginnt doch vielleicht allmählich die Heilung. Wenn auch nicht Alles auf einen Schlag geändert werden kann, so erfreue den Menschenfreund doch das Beginnen der Aenderung und das Streben nach Besserung.

Lesarten und Anmerkungen.

Zeichenerklärung.

Fraktur: Text.

Schwabacher: Korrigiertes und Ausgestrichenes.

Kursiv: Lateinische Worte im Texte.

Antiqua: 1. Worte des Herausgebers.
2. Herausgehobene Worte des Textes.

Vorbemerkung zur Textgestaltung.

Dem Texte sind unter Berücksichtigung der wenigen vorhandenen Handschriften die ersten Drucke zu Grunde gelegt. Die erst durch Joh. Aprent aus dem Nachlasse Stifters veröffentlichte Abhandlung „Über die Behandlung der Poesie in Gymnasien" und das ungedruckt gebliebene Bruchstück „Die Volksschule in Oberösterreich in den Jahren 1850—1865" sind nach den Handschriften wiedergegeben.

I.

Zeitgeschichte und Schule.

Ueber Stand und Würde des Schriftstellers.

S. 5_{1}—18_{20}.

J: I. Constitutionelle Donau-Zeitung, Nr. 2, 2. April 1848, S. 14—15. II: ebda, Nr. 7, 7. April 1848, S. 55—56.

I.

S. 5_{1}—11_{11}.

5$_{3}$ die einfache Darlegung der Gefühle eines einfachen Lebens. Vgl. an Louise von Eichendorff, 23. März 1852 (XVIII 93_{17}): aber guten Menschen eine gute Stunde bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzutheilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen Einfachen Schönen .... auszubreiten, ... das war und ist das Streben meiner Schriften. **7**$_{31}$ die Dinge in ihrer Wesenheit. Franz Hüller hat Wesenheit als charakteristisches Lieblingswort Stifters mit vielen Belegen aus dem „Nachsommer“ nachgewiesen (IV 2 [2], S. 655). Vgl. hiezu 111_{25}: Weil sie nicht nach dem Verstande handeln, haben sie auch die Staatsdinge und die Menschengeschichte nicht nach ihrer Wesenheit betrachtet. 148_{14}: die Wesenheit der Welt. 201_{16}: die ganze Wesenheit und die ganze Befähigung seines Zöglings. 248_{2}: die Wesenheit und den Zweck der Schule. 280_{17}: Wesenheit der Bevölkerung. 341_{13}: Wesenheit des Schönen. 386_{23}: Wesenheit des Stückes. **8**$_{14}$ Geschichte, diese so oft vergebliche, weil verkannte Lehrerin der Menschheit. Vgl. 99_{18}: Daher ist die heiligste Lehre der Geschichte ... 114_{10}: Nur die Geschichte der vergangenen Zeiten ist die einzige, die größte, die weiseste, aber leider sehr oft unbeachtete Lehrmeisterin in menschlichen Dingen. Vgl. Ernst v. Feuchtersleben, Eine Stimme aus dem Volke (Sämtl. Werke, hgg. v. Fr. Hebbel, 7,

S. 378): „Fragt die Geschichte, welche Früchte den Völkern aus unreifen Schritten, aus Täuschungen und selbstsüchtigen Kämpfen erwachsen sind!“ 15 Philosophie (ich meine vorzugsweise jene praktische, welche in dem Leben und in den Schriften edler Männer zerstreut vorliegt). Stifter lehnt auch im „Nachsommer“ (VII 38 32) die theoretische Philosophie ab. 9 2 Die ganze Innerlichkeit eines Menschen ist es zuletzt, welche seinem Werke das Siegel und den Geist aufdrückt. Stifter stimmt hierin mit Schillers Kritik der Gedichte G. A. Bürgers (Säk. Ausg. XVI, S. 228) überein: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren.“ Auch die von Schiller (ebda S. 232 21; vgl. 232 10) gebrauchte bildliche Wendung: „dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt“ scheint Stifter 10 1: desto unfähiger wird er, der Sache, um die es sich handelt, das Einheitssiegel und das der Vollendung aufzudrücken übernommen zu haben. 8 Worte eines großen deutschen Schriftstellers, Jean Pauls in der Vorschule der Ästhetik, I. Abtlg., § 14 (Werke, Hempel, 49, S. 63): „Sobald nur eine Sonne dasteht, so zeigt sie mit einem Stiftchen so gut die Zeit als mit einem Obeliskus.“ 20 Nur was als lebendiger Strom aus der Einheit einer lebendigen, warmen Seele quillt, kann wieder Leben erzeugen und fortwirken machen. Vgl. Goethe, Faust, I v. 544: „Doch werdet Ihr nie Herz zu Herzen schaffen, Wenn es euch nicht von Herzen geht.“ 23 daß er seinen Charakter zu der größtmöglichsten Reinheit und Vollkommenheit heran bilde. Vgl. an Joseph Türck, 28. Juni 1848 (XVII 292 18): Was uns durch das ganze deutsche Land noth thut, ist Karakter, ich glaube, daß felsenfeste Ehrenhaftigkeit (die mögen wohl sehr viele haben) und felsenfeste Gründlichkeit (die mögen wenige haben) jezt mehr und nachhaltiger wirken würden, als Gelehrsamkeit und Kenntnisse. 10 3 Ohne sein Ahnen befleckt er seine Gestalten und seine Dinge mit der eigenen ihm inwohnenden Haltlosigkeit sagt Stifter im Anschluß an Jean Paul in der

„Vorschule der Ästhetik“ II, § 58 (50, S. 227): „Daher verräth sich das kranke Innerste eines Dichters nirgends mehr als durch seinen Helden, welchen er immer mit den geheimen Gebrechen seiner Natur wider Willen befleckt.“ $_{12}$ Er ist der Lehrer, Führer, Freund seiner Mitbrüder er kann ihnen ein Dolmetsch und Priester des Höchsten werden. Ein häufig von Stifter ausgesprochener, seiner hohen Auffassung von Kunst und Dichtung entstammender Gedanke. Vgl. 177 $_{31}$ und Nachsommer, VII 35 $_{1}$. $_{23}$ Alles, was durch die Schrift niedrige Zwecke anstrebt .... dergestalt, wie durch ein unsichtbares Ehrengericht, von uns zu verbannen. Dieser Vorschlag erinnert an Herder, der auf ähnliche Weise die schädlichen Einflüsse der Literatur hemmen will. Vgl. Briefe zur Beförderung der Humanität, 96 (Sämtl. Werke hgg v. Bernhard Suphan, 18, S. 93): „Es ist bessere Erziehung, die ihre Zöglinge nicht erst durch Schaden klug werden läßt; und ein stiller Bund aller Guten unter einander, nichts Unwürdiges zu verbreiten, oder zu loben.“ **11** $_{2}$ unwürdige und unberufene Mitglieder [des Schriftstellerstandes], nach den Erfahrungen in den Märzwochen der Revolution. Vgl. an Heckenast, 4. Mai 1848 (XVII 282 $_{9}$): da mich jezt so lange das Geschrei des Tages umgeben hat — und darunter welches Geschrei! Das lauteste von denen, die von Staatssachen nichts verstehen. Wie Stifter und Feuchtersleben verurteilte auch Adolf Pichler das Treiben der Wiener Journalisten in seiner autobiographischen Schrift „Das Sturmjahr“ (Gesammelte Werke, München, Georg Müller, II, S. 178). Derselben Ansicht gab auch Friedrich Hebbel, als Dichter Stifters Gegenpol, aber in seiner politischen Überzeugung ihm nahestehend, als Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung Ausdruck (Beilage, Nr. 90, 30. März 1848, Sämtl. Werke, Säk. Ausg. 10, S. 60): „Leider aber beweis't der größte Theil der bis jetzt auf diese Weise erzeugten Literatur mehr für als gegen das Metternich'sche System, denn, um Nullitäten der Art flott zu machen, bedurfte es, die persönlichen Ausfälle abgerechnet, wohl kaum der Preßfreiheit.“

II.

S. 11 $_{12}$—18 $_{20}$.

17 $_{10}$ Menschen] Kräften Druckfehler.

11 $_{26}$ Feder, Papier und Dinte hat Jeder sagt

Stifter vermutlich in Erinnerung an die Vorrede Adolf Glaßbrenners zu seinem Werke „Bilder und Träume aus Wien“ (Leipzig 1836), S. III: „Ich habe Feder, Papier und Tinte, warum sollte ich kein Buch über Wien schreiben.“ **12**$_{5}$ das Wesen der Begabung liegt ... darin, daß ... sie ... ungeheure geistige Gebiete ahnt, welche zu bewältigen und darzustellen sie nicht genug Kraft und Mächtigkeit zu haben meint. Ähnlich in dem Briefe an August Piepenhagen, 15. Januar 1865 (XX 258$_{24}$): Der große Künstler zittert vor dem großen Stoffe, weil er seine Größe erreichen zu können verzagt. **14**$_{25}$ in historischen Stoffen, wo die Objectivität gar so mahnend an die Thür pocht. Stifter war seit dem Jahre 1847 mit der Sammlung des Stoffes für einen historischen Roman beschäftigt und äußerte sich auch während der Arbeit am „Witiko“ über die Bedingungen, die der Dichter bei solchen Stoffen zu erfüllen hat. Vgl. u. a. an Heckenast, 7. März 1860 (XIX 224$_{3}$): Jezt ſteht mir das Geſchehene faſt wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage iſt jezt nicht mehr die: „was will ich mit ihm thun?“ ſondern: „was iſt er?“.. Der Wille, vor der Wirklichkeit Ehrerbiethung zu haben, wäre wohl da. Vgl. auch „Nachsommer“ VII 29$_{14}$ und 39$_{16}$. **15**$_{17}$ Leidenschaft.. ein die andern Seelenkräfte überragendes Streben nach einem Sinnlichen, entsprechend der dem Gesuche um Bewilligung von Vorträgen über Ästhetik beigelegten Skizze (XIV 9$_{23}$): Leidenſchaft, ſelbſtthätige Überordnung des niederen Strebens über das höhere. Sie iſt immer unſittlich. **16**$_{13}$ Jener alte Römer, Cornelius Tacitus, der in der Einleitung zu den „Annalen“ seine Absicht kundgibt, die Geschichte der Kaiserzeit von dem Tode des Augustus an „sine ira et studio“, also unparteiisch darzustellen.

Der Staat.

S. 19$_{1}$—32$_{9}$.

J: I: Constitutionelle Donau-Zeitung, Nr. 13, 13. April 1848, S. 103—104. II: ebda, Nr. 18, 18. April 1848, S. 143—144.

Der Text in J ist durch Druckfehler entstellt: 21$_{2}$ Dieſen] dieſem J 23$_{9}$ komme] kommen J $_{23}$ zu erhalten] her zu halten J $_{26}$ anſprechen] entſprechen J 28$_{33}$ zerſplitterte] zerſplittert J 29$_{26}$ verſtändig, weiſe] verſtändigweiſe J

I.

S. 19 1—23 27.

19 9 weil Jeder das Recht hat, zu leben und seinen Geist und seine sittlichen Kräfte auszubilden, in Übereinstimmung mit Herders Ansicht von der Entstehung und Aufgabe des Staates. Vgl. „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ XV, 5 (Sämtl. Werke 14, S. 248): „Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet; sondern auf das Wohlseyn der Menschen in ihren Reichen.“ **22** 3 ein anderer [Theil] will aber Alles und Jedes ändern. Vgl. an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII 284 16): und viele meinen die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von dem früheren Sisteme abgehen, aber da kommen sie an das andere Ende der Freiheit an.

II.

S. 23 28—32 9.

24 6 Jede Familie ist da ein Staat. Ebenso führt Herder in den „Ideen“ IV, 6 den Staat auf die Familie zurück. (13, S. 159): „Im väterlichen Hause entstand die erste Gesellschaft, durch Bande des Bluts, des Zutrauens und der Liebe verbunden ... Hier lag nemlich der Grund zu einer nothwendigen menschlichen Gesellschaft, ohne die kein Mensch aufwachsen, keine Mehrheit von Menschen seyn könnte“. 26 10 Hiezu kommt noch, daß oft durch Eroberung oder andere Umstände unberechtigte Menschen an die oberste Spitze kommen. Hier berührt sich Stifter mit Herders Kritik des despotischen Staates in den „Ideen“ IX, 4 (13, S. 377): „Wer hat Deutschland, wer hat dem kultivirten Europa seine Regierungen gegeben? Der Krieg“ und seiner Verdammung des „tollen Eroberungsgeistes“ (XII 2, Werke 14, S. 52): „Das Reich Eines Volks ist eine Familie, ein wohlgeordnetes Hauswesen: es ruhet auf sich selbst, denn es ist von der Natur gegründet und stehet und fällt nur mit den Zeiten. Ein zusammengezwungenes Reich von hundert Völkern und hundertzwanzig Provinzen ist ein Ungeheuer, kein Staatskörper.“ **31** 32 daß sie [die Republiken] ... eine größere Kriegs- und Ländersucht entwickelten, als die Monarchien sagt Stifter vermutlich in Erinnerung an Herders

Charakteristik der Republik Rom im 14. Buche der „Ideen“ (14, 168 ff). **32**$_{9}$ Die angekündigte Fortsetzung des Artikels, die sich mit der Konstitution beschäftigen sollte, ist unterblieben. Wie Stifter über sie dachte, zeigt sein Brief an Türck, 30. Juli 1848 (XVII 295$_{33}$): In conſtitutionellen Staaten iſt die Form viel wichtiger, als in abſoluten; zur Sicherung der Freiheit wird ja eben die abſolute Gewalt mit Formen umgeben, die gegen den Mißbrauch ſchüzen ſollen. Vgl. Feuchtersleben (Eine Stimme aus dem Volke, Werke 7, S. 396) bei der Besprechung des parlamentarischen Verfahrens in England: „Diese Form ist so wichtig als das Wesen, weil das Wesen in ihr involvirt ist, und sich aus ihr entwickelt .... Und vollends in Epochen des konstitutionellen Werdens, des Uebergangs in den neuen Zustand, wie bei uns, ist gerade dieser der wichtigste Punct: denn er ist — das Gesetz vor dem Gesetze.“

[Die Fahnenweihe der Linzer Nationalgarde.] S. 33$_{1}$—34$_{19}$.

J: Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 175, 23. Juni 1848, S. 2789. Gezeichnet vor dem Datum mit St.

Die Linzer Nationalgarde wurde auf Grund eines am 18. März 1848 an die Bewohner der Stadt gerichteten Aufrufes gebildet und zählte bereits am folgenden Tage 598 Mitglieder. Ihr Kommandant wurde durch einen Wahlakt der Oberstlieutenant Graf Johann Weißenwolf. Näheres in Nr. I der Artikelreihe „Das Jahr 1848 in Linz“ in der Linzer Tagespost 1898, 34. Jahrg. (nach Aufzeichnungen von Dr. Franz Isidor Proschko, die im oberöst. Landesmuseum in Linz erliegen), Nr. 59, 13. März.

33$_{4}$ Der Platz der ... Stadt Linz, der Hauptplatz, der anläßlich des 25. Regierungsjubiläums des Kaisers den Namen Franz Josef-Platz erhalten hat. $_{18}$ dem Kaiser Ferdinand I., der den Beinamen „der Gütige“ hatte. **34**$_{8}$ in den heißen Schlachtfeldern Italiens, wo die österreichische Armee unter Radetzkys Führung seit dem Frühjahre kämpfte, sich am 6. Mai bei Santa Lucia tapfer geschlagen und am 10. Juni bei Vicenza gesiegt hatte.

[Der Empfang des Erzherzogs Johann in Linz.] S. 35$_{1}$—38$_{10}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 34, 1 Großoktavblatt, 27 Zeilen Text = 35$_{1}$ bis 36$_{15}$, ist als unbeendigter Entwurf für den Artikel zu betrachten.

Das Blatt trägt links oben den Vermerk Stifters: für die allgemeine Zeitung in Augsburg.

J: Beilage der Augsb. Allgemeinen Zeitung, Nr. 203, 21. Juli 1848, S. 3235. Gezeichnet vor dem Datum mit St.

J¹: Sämtliche Werke XIV, S. 316—318. Hier wiederholt wegen seiner inhaltlichen Zugehörigkeit zu den Artikeln der 1. Abteilung dieses Bandes.

35 $_1$ Linz, 17. Juli] Linz am 17. Juli H $_2$ 8 Uhr] acht Uhr Erzherzog-Reichsverweser in H ohne den Bindestrich $_3$ Reichstags] Reichstages $_4$ geht] ging $_5$ Zweihundert] Vierhundert $_9$ Kinderschaar] Kriegsschaar Schreibfehler Stifters? oder ein beabsichtigter Scherz? Offiziere, Staatsdiener] in Offiziere O korrigiert aus St (Ansatz zu Staatsdiener) $_{12}$ Volks] Volkes $_{19}$ welchen Antheil sie] den es gestr. und welchen Antheil sie ü. d. Z. eingefügt $_{21}$ ihrer] seiner gestr. ihrer ü. d. Z. eingefügt welchen sie] den mit irrtümlichem Doppelungszeichen sie über gestr. es eingefügt freundlichen ü. d. Z. eingefügt $_{22}$ Gebieten besitzt] vor besitzt gestr. hat $_{23}$ Festzug] Zug **36** $_1$ in allen Häusern wurde gerüstet] alle Häuser rüsteten sich $_2$ feierlich] festlich $_3$ in derselben Art, wie gestern, erwartet] in derselben Art auf dem Landungsplaze erwartet, wie gestern $_6$ auf dem Verdeck erblickt ward] auf dem Verdeke erblikt wurde $_7$ zu. Als] Nach zu gestr. Der Bildhauer Johann Rint $_8$ Landungsplatzes] Landungsstieges $_9$ Eines in H aus Eine korrig. Blumenstrauß, ein anderes auf] Blumenstrauß, und ein anderes die beiden Worte korrig. aus eine andere darnach vor auf gestr. reichte ihm $_{10}$ in einem] in ü. d. Z. eingef. einem aus einen korrig. geschnitzten] kunstreich geschnitzten $_{11}$ dar, den] Nach dar gestr. Bei Erwähnung dieses Bechers muß Punkt nach dar in Beistrich geändert $_{12}$ diesen Becher] den Holzbecher $_{13}$ er] derselbe Zeit von] Zeit (im vergangenen Winter) von $_{14}$ Mann] Manne Hang zu Arbeiten] Hang, ohne daß er irgendwie Unterricht erhalten hätte, zu Kunstbestrebungen $_{15}$ hintrieb] hinführte geschnitten wurde bis $_{18}$ Mittelalters.] geschnitten worden sei. Er ist aus Bux; die drei Hauptbestandtheile sind jedes aus einem Stüke, und wenn er gleich den herrlichen Kunstwerken des Mittelalters in dieser Art nicht Hier bricht das Manuskript mitten im Satze und mitten in einer Zeile ab. Die letzten $8\,^1/_2$ Zeilen sind mit Tintenstrichen überquert. Darunter steht, mit Bleistift von Stifter geschrieben, eine Variante zu 36 $_{14}$ um sei[nem] in[neren?] Drange Genüge zu thun

35$_2$ der Erzherzog, Reichsverweser, Erzherzog Johann (1782—1859), ein Bruder des Kaisers Franz, war am 27. Juni 1848 von der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. zum Reichsverweser gewählt worden und traf am 11. Juli dort ein, wo am 13. die letzte Sitzung des Bundestages stattfand. **36**$_{14}$ Johann Rint, Holzschnitzer (1815—1876). Vgl. Anm. XVII, S. 443. **38**$_4$ wie viel hier auf einem Manne ruhe. Vgl. an Türck, 28. Juni 1848 (XVII 292$_{32}$): Ich halte das Frankfurter Werk für ungeheuer schwer.

Nekrolog (Alois Kaindl, Lederfabrikant in Linz).

S. 39$_1$—41$_{32}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 208. Unvollendeter Entwurf (= 39$_1$—40$_{21}$). 1 Großquartblatt. Links oben der Vermerk Stifters: für die Linzer Zeitung.

J: Oesterreichisches Volksblatt für Verstand, Herz und gute Laune, 30. Jahrgang, Nr. 194, 6. Dezember 1848, S. 778—779.

39$_1$ 10.] zehnten $_4$ **64**] vier und sechzig $_9$ und möchte ihm deßhalb] und ü. d. Z. eingef. deßhalb vor möchte gestr. er vor ihm gestr. $_{21}$ ehrenvoll geführt zu haben.] nach ehrenvoll gestr. zu führen ü. d. Z. eingefügt und gleichfalls gestr. geführt zu haben dann a. R. zu führen wieder eingesetzt, wieder gestr. und darüber geführt zu haben. **40**$_5$ ihm] ihn Schreibfehler $_6$ zu verkehren hatten.] zusammen waren gestr. außer zu ü. d. Z. eingef. verkehren hatten. $_{11}$ einfach, er] vor er gestr. ja nach geschämt zwei Worte unleserlich durchgestr. $_{12}$ Aufsehen] Schaustellung nach zeigen vier Worte unleserlich durchgestr. $_{14}$ war er der] stellte er den vor Bürgersmann gestr. vor ü. d. Z. dar $_{15}$ leider! immer mehr] leider immer mehr und mehr entschwinden] verschwinden $_{18}$ Herzens] Wesens. Er übte die Tugend unscheinbar und beharrlich, als Bedürfniß seines Wesens.] Hierin wird er wenige seines Gleichen haben. Der Schreiber dieser Zeilen, der ihn durch Jahre kannte, und aus Liebe und Achtung fast täglich zu ihm kam, hat nie ein unedles, ein rauhes oder unrechtes Wort aus seinem Munde gehört. $_{20}$ Er liebte bis $_{23}$ Arznei.] nach gehört gestr. Für seine Angehörigen war er sorgsam, er ordnete alles selbst an, wenn ihnen etwas fehlte und [erlaubte sich] er bekümmerte sich um den geringsten seiner Leute hierauf Er that immer nur das Gute, als ob es so Bedürfniß seines Wesens wäre a. R., mit Bleistift Er that das Gute als ein Be-

dürfniß seines Wesens, er war ängstlich bekümmert um d[en?] Vgl. hiezu 40 19.

Alois Kaindl, ein Sohn des aus Hohenfeld bei Eichstätt in Franken eingewanderten Franz Joseph Kaindl, geb. in Linz am 5. Dezember 1784, gest. ebd. [oder ebenda] am 10. November 1848, war von seinem Vater im Jahre 1810 „mit einer bürgerlichen Realität in Verbindung mit einem Weiß- und Sämischmacher-Gewerbe“ (im heutigen Hause Graben Nr. 10) etabliert worden, war seit 1802 Mitarbeiter der Firma seines Vaters und wurde im Jahre 1826 von ihm, der damals 73 Jahre alt war, als öffentlicher Handlungs- und Fabriksgesellschafter anerkannt und beglaubigt. Demgemäß wurde die heute den Namen Fr. Jos. Kaindls Söhne tragende Firma gerichtlich als Franz Joseph Kaindl et Sohn protokolliert (nach dem im Besitze der Urenkel, der Herrn Alois und Albert Kaindl, der jetzigen Firmainhaber, befindlichen Entwurfe der an die Kunden gerichteten Mitteilung der Firmaänderung v. 1. September 1826).

39 12 sein auf dem untern Graben stehendes Haus, das Haus Graben Nr. 11, jetzt Sitz der Firma. 16 an seine beiden Söhne Alois, geb. 11. April 1821, gest. 15. März 1867, und Albert, geb. 5. Juli 1824, gest. 5. April 1890, Stifters Freunde (vgl. Anm. XVII, S. 387). Sein Bruder Anton war, bevor er sich selbständig machte, bei Kaindl angestellt. **41 2** Alois Kaindl verheiratete sich am 23. Mai 1820 mit Katharina Würtenberger, der Tochter eines Linzer Weißgerbermeisters (geb. am 28. November 1794, gest. am 21. Juni 1837). Dieser Ehe entstammten außer den oben genannten Söhnen die Töchter Katharina, die mit Stifters Freund, dem Arzte Dr. Wilhelm Huber, verheiratet war, und Klementine.

[Wiener Stimmungsbild.]

S. 42 1—45 5.

J: Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 10, 10. Januar 1849, S. 141—142. Der nur mit *α* vor dem Datum gezeichnete Artikel ist zweifellos von Stifter verfaßt, der von Ende Dezember 1848 bis etwa 10. Januar 1849 in Wien weilte, um an Beratungen im Unterrichtsministerium teilzunehmen. Stifter wurde auch mit der Ausarbeitung eines Entwurfes betraut (vgl. XVII 313 3, 316 14).

42 1 nach einer 8monatlichen Abwesenheit, seit der am 6. Mai 1848 erfolgten Reise nach Linz, die nicht durch

die Revolution veranlaßt war (vgl. XVII 276 $_{17}$). $_{12}$ Aber im Innern der Gemüther ist eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Anders äußerte sich Stifter in dem Briefe an Amalia, 3. Januar 1849 (XVII 315 $_{5}$): Der Zustand Wiens, der äußerlich so behaglich ist, scheint doch innerlich nicht so ganz geheuer, es braucht unendliche Wachsamkeit, wenn das Ärgste vorüber sein soll. **43** $_{5}$ daß es Freiheit und Despotie im eigenen Innern nicht unterscheiden könne. Diese Erfahrung hatte Stifter schon im Frühjahre 1848 gemacht: Betrübend ist die Erscheinung, daß so viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden (an Heckenast, 25. Mai 1848, XVII 285 $_{1}$). $_{11}$ ein tüchtiges Associationsgesetz, das die Rechtsbedingungen für die Bildung von Vereinen festlegt. Am 6. Dezember 1848 hatte Graf Franz Stadion-Warthausen als Minister des Innern die Auflösung aller demokratischen und Arbeiterklubs in Österreich verfügt (vgl. Heinrich Friedjung, Österreich von 1848 bis 1860, I. Band, Cotta, 1908, S. 338). $_{12}$ wohlgeordnete Gemeindegesetze Vgl. Anm. zu 68 $_{6}$. **44** $_{5}$ Bei seinem Vorschlage, das Ministerium sollte das Volk immer in Kenntniß seiner Thätigkeit erhalten, mochte sich Stifter an die Wirksamkeit des Ministeriums Doblhoff (Juli bis Oktober 1848) erinnern, dessen Unterstaatssekretär Ernst von Feuchtersleben diesen Standpunkt vertrat. Schon vor seiner Berufung in das Ministerium hatte er in dem Artikel „Das Ministerium des Unterrichts“ in den Sonntagsblättern (11. Juni 1848, S. 440) erklärt: „Oeffentlichkeit ist der Weg, auf dem der beamtete Bürger eines constitutionellen Staates seine Rechenschaft vor dem Ganzen ablegt, dem auch sein ämtliches Wirken angehören muß.“ In einem Artikel der „Wiener Zeitung“ Nr. 240 v. 3. September 1848 S. 559 kam Feuchtersleben darauf zurück: „Das Ministerium des öffentlichen Unterrichtes hat versprochen, sich über seine Grundsätze und sein Verfahren . . . ununterbrochen öffentlich auszusprechen . . . . es gibt Gegenstände und Zeitpunkte, wo es nöthig wird, wiederholt zur Öffentlichkeit sich zu wenden und gewisse Punkte zu erörtern, um das wechselseitige Verständnis zu unterhalten.“ $_{30}$ „Leb' wohl, meine Jugend.“ Vgl. zu diesem oft zitierten Ausspruch Heinrich Friedjung I, S. 118. **45** $_{4}$ Pesth in den Händen der kaiserlichen Truppen. Am 5. Januar 1849 rückten die österreichischen Truppen unter der Führung des Fürsten Windischgrätz in Pest ein, und am

22. Januar verkündete die „Wiener Zeitung“ irrtümlich den glorreichen Abschluß des ungarischen Krieges, der noch acht Monate dauern sollte.

[Reformen im Unterrichtswesen.]

S. 46 $_1$—50 $_{15}$.

J: Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 14, 14. Januar 1849, S. 203.

Der Artikel ist gleichfalls bloß mit *α* vor dem Datum gezeichnet, ist aber wie der vorhergehende von Stifter verfaßt und gleichfalls durch seinen Aufenthalt in Wien veranlaßt.

48 $_7$ [werden] fehlt J, vom Herausgeber ergänzt

46 $_5$ Es war eine tausendjährige Sünde. Vgl. an Türck, 26. April 1849 (XVIII 1 $_3$): Das arme Erziehungswesen! der Sündenstuhl seit zweitausend Jahren!! Wenn man irgendwo alles vernachlässigen will, so ist es gewiß allemal das Erziehungswesen — dann muß man Revolutionen überstehen, und muß Bürgerkriege führen, die tausendmal mehr kosten und unsägliches Blut und Elend herbeiführen, bis das verwahrloste Volk durch die eisernen Gründe belehrt ist, die man ihm in der Kindheit leichter durch Worte beigebracht hätte. **47** $_8$ so kann man doch schon in der Gegenwart die Grundlagen des Systems legen. Ebenso hat Feuchtersleben in der Allgemeinen österreichischen Zeitung, Neue Folge, Nr. 99, 10. Juli 1848, in seiner Erwiderung auf den Artikel in Nr. 96 „Was ist's mit einem neuen Studienplan?“ gefordert: „Geschehen muß, was jetzt schon anerkannt ist — dann kann das noch Übrige auf einer festeren Basis — und mit einem praktischen Erfolge berathen werden. Und von wem kann das Geschehen ausgehen, wenn nicht vom Ministerium, — so lange kein legislativer Reichstag die Ressorts dazu bietet? Sind es nicht einige wenige, aber entscheidende Reformen, nach deren Vornahme die geforderte Grundlage gegeben ist?“ $_{19}$ der Gebrauch der Concursprüfungen wurde durch eine provisorische Anordnung mit dem Erlaß des Min. d. öff. Unterrichts v. 11. Dezember 1848, Z. 8309 zur Ausnahme gemacht und für diesen Fall zweckentsprechend geregelt. Vgl. 193 $_{32}$. $_{25}$ Als Lehrstoff hatte man vorgeschriebene Lehrbücher. Diese Rückständigkeit des vormärzlichen Unterrichtes an den Universitäten charakterisiert treffend S. Frank-

furter, Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz, Wien, 1893, S. 53: „Ein gelehrtes Studium, das die Pflege der Wissenschaft als Selbstzweck betrachtet, im eigentlichen Sinne des Wortes gab es nicht... Die Professoren hatten sich streng an den vorgeschriebenen Lehrgang zu halten und waren an die k. k. Lehrbücher oder ihre von der Behörde geprüften und genehmigten „Hefte" gebunden. Diese wurden meistens gedruckt den „Hörern" in die Hände gegeben, die dann kaum mehr taten, als sich aus diesen Handbüchern für die Semestral- und Annualprüfungen vorzubereiten. Selten kam es vor, daß ein Professor das Wagnis beging, das ihn um sein Amt und Brot bringen konnte, sich von diesem behördlichen Gängelbande frei zu machen." Vgl. die anonyme Schrift „Aus dem Hörsaal" (Leipzig, 1848) S. 41: „Auf das Auswendiglernen oder sogenannte Büffeln kommt an den österreichischen Gymnasien das meiste an" und S. 81: „die Universität ist eine Erziehungs- und Dressierungsanstalt für Beamte." 48$_{24}$ das Institut der Privatdocenten, eingeführt durch die Erlässe des Ministeriums v. 19. Dezember 1848, Z. 8175 und v. 5. Januar 1849, Z. 108 über die Stellung, Pflichten und Rechte der Privatdozenten an Lehranstalten, welche Lehr- und Lernfreiheit genießen. $_{32}$ In Punkt 1 des Erlasses v. 5. Januar 1849 sind die von Stifter angeführten Bedingungen der Zulassung bekanntgegeben. 49$_{2}$ Es ist natürlich, daß... abgegangen wird, wie dies in Punkt 6 und 7 des Erlasses bestimmt ist. $_{15}$ ff. Vgl. Anm. zu 47$_{19}$. $_{32}$ Durch den Erlaß v. 18. Dezember 1848, Z. 8168 wurde den älteren Privatdozenten der Eintritt in den Lehrkörper gewährt.

Anton Ritter von Spaun.

S. 51$_{1}$—55$_{33}$.

J: Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 311, 7. November 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, herausgegeben von Joh. Aprent, II, S. 286—291.

J^{2}: Flugschriften, hggb. von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien. 1. Das österreichische Volkslied von weiland Anton Ritter von Spaun. Mit einem Nachrufe von Adalbert Stifter. 2. Auflage, Wien 1896.

Anton Ritter von Spaun, geb. in Linz am 31. Mai 1790, gest. in Kremsmünster am 26. Juni 1849 (vgl. Anm. XVII,

S. 421, XVIII, S. 354. Literatur: Wurzbach, 36, S. 71. Wilhelm Chezy, Erinnerungen aus meinem Leben, Schaffhausen, 1863, II. Band, S. 223—225. Carl Glossy, Aus den Lebenserinnerungen des Joseph Freiherrn von Spaun, Grillp.-Jahrb. VIII, 1898, S. 278—282.

Über Spaun und seine Beziehungen zu ihm äußerte sich Stifter in den Briefen an Heckenast vom 3. August 1847 (XVII 245 $_{29}$): Mir ist er hier im Umgange ein schätzbares Juwel . . . Ich werde durch ihn für den historischen Roman aus unserer babenbergischen Heldenzeit vorbereitet und vom 4. September 1849 (XVIII 10 $_{12}$): da brach mir fast buchstäblich das Herz, wie es meinem edlen Freunde Spaun in der That gebrochen ist, der jetzt von der Ewigkeit auf uns herüber schaut. Anton und sein Bruder Joseph waren auch mit Moriz von Schwind befreundet (vgl. Grillp.-Jahrb. VIII, S. 281).

52 $_{3}$ Im Jahre 1790 wurde ihm Anton geboren, als zweiter Sohn. Mit dem älteren, dem am 11. November 1788 geborenen Joseph verband ihn innigste Freundschaft (vgl. Grillp.-Jahrb. VIII, S. 278). $_{10}$ Anton v. Spaun war der letzte ständische Syndikus; er hatte als solcher eine Wohnung im Landhause (vgl. Franz X. Stauber, Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Österreich ob der Enns, Linz 1864, Fink, S. 98). $_{27}$ Im Jahre 1848 bewahrte er seine auf Grundsätzen beruhende Ueberzeugung . . ., wie sein in der Linzer Zeitung v. 21. Dezember 1848 veröffentlichter Artikel „Über Österreichs Anschluß an Deutschland" beweist (vgl. Anm. XVIII, S. 354). **53** $_{1}$ im April 1848 . . . in der Versammlung der Provinzialstände zu Wien, die vom 10. bis 17. April Sitzungen hielten. Der n. ö. Landmarschall Graf Montecuccoli hatte alle Ständeversammlungen eingeladen, je vier Mitglieder nach Wien zu senden, die über die in dem kaiserlichen Reskripte v. 16. März 1848 in Aussicht gestellten Reformen der ständischen Institutionen und der Gemeinde- und Munizipaleinrichtungen eine gemeinsame Vorberatung pflegen sollten (vgl. Josef Freiherr von Helfert, Geschichte der österreichischen Revolution II, 1909, S. 300). **54** $_{2}$ eine Zeitschrift für Bildung der Jünglinge. unter dem Titel „Beiträge zur Bildung für Jünglinge, 1817, 1818, 2 Bände bei Härter, Wien (vgl. Grillp.-Jahrb. VIII, S. 279 und Feuchtersleben „Johann Mayrhofer", Werke 6, S. 295). $_{4}$ ein freisinniges bekanntes Oppositionsblatt in Weimar. Glossy berichtet darüber nach

Joseph v. Spauns Tagebuch (ebda, S. 279): „Inzwischen wurden diese Beiträge in einer ausländischen Zeitschrift von dem Redacteur Pfeilschifter, ich glaube in Weimar, besprochen, und als Strahl besserer Hoffnung aus Österreich [vgl. Stifter 54 5 als eine Morgenröthe deutscher Gesinnung in Oesterreich] begrüßt.“ Der Bischof Johann Ritter von Dankesreither (1750—1823) ließ Joseph Spaun kommen und sagte ihm, daß Anzeigen gegen den namen- und statutenlosen Verein der jungen Leute, aus dem die Zeitschrift hervorging, vorlägen und er es übernommen habe, Nachforschungen zu pflegen. Joseph Spaun forderte ihn auf, den Kanzleidirektor Michael von Arneth, der später Prälat des Stiftes St. Florian wurde, zu befragen. Dieser nahm in edelster und wärmster Weise den Verein in Schutz und schilderte in seiner Aeußerung gegenüber dem Bischof Anton Spaun und Ottenwalt, einen der Mitarbeiter, „mit den wärmsten Farben. Hiedurch schienen noch spätere Beanständungen wohl für immer beseitigt, allein der Convictsdirector Joseph Lang sagte mir nach einiger Zeit, wir sollen nur recht vorsichtig sein und nicht aus dem bisherigen Geleise schreiten, denn wir seien scharf beobachtet“ (ebda, S. 280). 17 Spauns Schrift „Heinrich von Ofterdingen und das Nibelungenlied“ erschien mit dem Zusatze: „Ein Versuch, den Dichter und das Epos für Österreich zu vindiciren“ und mit einem Anhange: „Proben österreichischer Volksweisen im Rhythmus des Nibelungenliedes“ im Jahre 1840, Linz bei Quirin Haslinger. 19 von norddeutschen Philologen, von Jakob Grimm und Karl Lachmann, gegen die sich Spaun in der Einleitung zu seinem Werke „Nibelungenklage. Die Klage. Ein deutsches Heldengedicht des 12. Jahrhunderts“ wendet (vgl. Anm. XVII, S. 422). 20 Schlosser in Heidelberg, Christoph Friedrich Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern, 33. Band, 1840, S. 635 bis 637 (vgl. Anm. XVII, S. 422). **55** 6 eine reine, edle Darstellung, was besonders Schlosser hervorhebt, am Schlusse seiner Besprechung: „sie [ist] am leichtesten zu lesen, am wenigsten anmaßend, frei von ekelhafter Deutschthümelei oder philosophisch-historischer Wunderlichkeit.“ 8 eine Schrift über die Heldensage „Die Nibelungenklage“. Vgl. Anm. zu 54 19. 16 Diese Sammlung führt den Titel „Die österreichischen Volksweisen in einer Auswahl von Liedern, Tänzen und alpinen Melodien gesammelt und allen Deutschen gewidmet“, Wien, 1845, Jasper. Voraus-

gegangen war ein Artikel im „Album aus Österreich ob der Enns", 1843 „Die österreichischen Volksweisen", der in der oben genannten Flugschrift abgedruckt ist.

Die octroirte Verfassung.

S. 56 $_{1}$—62 $_{25}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 57, 10. März 1849, S. 231—232.

56 $_{3}$ Richard Charmatz, Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907, I. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 242, S. 22) charakterisiert diese Reichsverfassung als „eine aus dem Demokratischen ins sehr gemäßigt Liberale erfolgte Transposition des Kremsierer Entwurfes, nur daß sie sich nicht auf das engere Österreich beschränkte, sondern auch Ungarn einbezog". $_{25}$ Vernunftzweck der Menschen .... größte menschliche Vervollkommnung. Ebenso leitet Stifter das zu derselben Zeit von ihm als Referenten verfaßte „Gutachten der Vertrauensmänner bezüglich der Errichtung eines provisorischen Landesschulrathes für Oberösterreich und Salzburg" mit dem Satze ein: Die Ursache der Entstehung des Staates ist die Vernunftfähigkeit des Menschen, die zur Vernunftentwicklung und zur Bildung höchster Menschlichkeit fortschreiten soll (A. R. Hein, Adalbert Stifter, Prag 1904, S. 231). **58** $_{12}$ Die größten Feinde der Freiheit... Vgl. an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII 285 $_{1}$, siehe Anm. zu 43 $_{5}$) und 97 $_{6}$ ff. **59** $_{16}$ Der Kremsierer Reichstag war für den 15. November 1848 einberufen worden und bestand bis zum 7. März 1849. Vgl. Charmatz, S. 21: „Alles, was ein für Freiheit schlagendes Herz ersehnen konnte, stand in diesem Elaborate. Glaubens-, Preß- und Versammlungsfreiheit wurde dekretiert; die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze, die Freizügigkeit der Personen und des Vermögens, die Gleichberechtigung aller Nationen, die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, ... und die Zivilehe war festgelegt. Beachtenswert scheint § 3, der den Adel aufhob, und § 28, der das Militär den bürgerlichen Gesetzen und Gerichten unterwarf." **60** $_{27}$ Das Kundmachungs-Patent war vom 4. März datiert und wurde in der Wiener Zeitung Nr. 57, 8. März 1849 veröffentlicht. Vgl. Friedjung, I, S. 159ff. **61** $_{1}$ Zudem ist jeder Uebergangszustand der eigentliche Boden der Staatsexperimente. Vgl. 98 $_{20}$. $_{11}$ Die Verhandlungen in

Kremsier zogen sich lange hin. Auch der Kremsierer Verfassungs-Ausschuß hatte sich ein zu hohes Ziel gesteckt, er versuchte die Aufrichtung eines modernen Völkerstaates nach dem Willen und unter der Zustimmung der Nationen (vgl. Charmatz, S. 21). $_{20}$ Der Kremsierer Reichstag sorgte nur für das spätere Zisleithanien vor (vgl. Charmatz, ebda). $_{23}$ In Italien bestand noch der im Sommer 1848 geschlossene Waffenstillstand. In Ungarn glaubte die österreichische Regierung durch die am 5. Januar 1849 erfolgte Einnahme von Pest und Ofen eine entscheidende Wendung des Krieges herbeigeführt zu haben.

Ueber die Befürchtung eines unglücklichen Ausganges in Ungarn.

S. 63 $_1$—65 $_{29}$.

J: Linzer Zeitung Nr. 137, 16. Juni 1849, S. 617. Gezeichnet mit S.

63 $_1$ daß Menschen in unserem Lande geschäftig waren ... Wenige Tage später, am 25. Juni 1849, schrieb Stifter seinem Freunde Josef Türck (XVIII 3 $_{21}$): Wir haben sogar hier Kossuthsche Emissäre und, wie man sagt, sind es lauter Juden. Ein schöner Dank für die Emancipation. Vgl. 78 $_7$ und Anm. hiezu. $_3$ Ludwig Kossuth (1802—1894, vgl. Anm. XVII S. 456) war nach den Erfolgen der magyarischen Armee in den ersten Monaten des Jahres 1849 am 14. April bei der Gründung der ungarischen Republik als Gouverneur ausgerufen worden. Kaiser Franz Joseph wandte sich an den Kaiser Nikolaus von Rußland, der sich durch die ungarisch-polnische Revolution ebenso bedroht fühlte wie Österreich und sofort bereit war, eine Armee zur Verfügung zu stellen. Das 140.000 Mann starke Heer der Russen befehligte General Paskewitsch. **64** $_{18}$ Vater Radetzky in den fürchterlichen Monaten zu Verona ... Graf Joseph Radetzky (geb. zu Třebnic in Böhmen am 2. November 1766, gest. in Mailand am 5. Januar 1858), von seinen Soldaten Vater genannt, war am 2. April 1848 nach der notwendigen Räumung Mailands in Verona eingerückt und konnte seine Stellung, nur einmal über die Etsch zurückweichend, bis zu dem durch den Sieg seiner Truppen bei Custozza herbeigeführten Waffenstillstand behaupten. **65** $_9$ bei Eylau, in der Schlacht bei Preußisch-Eylau am 8. Februar 1807, im Kriege

mit Preußen und Rußland. $_{15}$ das Streben Rußlands, dem Westen zu zeigen, daß es ein imposantes, unerschütterliches Kriegswesen habe, kam in dem Manifest des Zaren vom 26. März 1848 zum Ausdruck, der erklärte, er werde die Unverletzlichkeit der Grenzen schirmen und sich zum Retter der gesetzlichen Gewalt und Ordnung aufwerfen.

Die Wahl des Gemeinde-Ausschusses in Linz.

S. 66$_1$—67$_{32}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 140, 20. Juni 1849, S. 629. Gezeichnet: S.

66$_1$ Die Wahl des Gemeinde-Ausschusses erfolgte am 2. Juli 1849 (vgl. Linzer Zeitung Nr. 149, 1. Juli, Nr. 153, 6. Juli und Nr. 172, 28. Juli 1849).

An die kleineren Gemeinden Oesterreichs.

S. 68$_1$—70$_{29}$.

J: Linzer Zeitung Nr. 147, 28. Juni 1849, S. 657. Gezeichnet: S.

68$_6$ das Gemeindegesetz wurde in dem Reichsgesetzblatt Nr. 170 v. 17. März 1849 als kaiserliches Patent unter dem Titel „Provisorisches Gemeindegesetz“ veröffentlicht. Es umfaßte 177 Paragraphen. Da sich seiner Durchführung allerlei Schwierigkeiten entgegenstellten, verfügte der Minister des Innern durch den Erlaß vom 29. Oktober 1849, daß die politischen Behörden mit der Durchführung des provisor. Gemeindegesetzes sogleich und bis zur Einsetzung der neuen Behörden innezuhalten haben.

Ueber Palmerstons Rede.

S. 71$_1$—74$_{18}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 179, 6. August 1849, S. 787. Gezeichnet: S.

Henry John Temple Palmerston, Viscount, geb. in Broadlands am 20. Oktober 1783, gest. am 18. November 1865, Minister des Auswärtigen, erhielt wegen seiner unausgesetzten Einmischungen in die Politik des Kontinents den Namen „Lord Feuerbrand“.

71$_1$ die Rede Palmerstons über Ungarn, die er im Unterhause gehalten hat, am 21. Juli 1849. Die „Allgemeine Zeitung“ brachte in Nr. 210, 29. Juli 1849 die Rede in wörtlicher Wiedergabe. Vgl. die Artikel in Nr. 208,

27. Juli und in der Beilage zu Nr. 212, 31. Juli 1849 „Ein Blick hinter den Vorhang der englischen Sympathien für Ungarn“ und „Lord Palmerstons Rede“ (Vom Oberrhein). $_{4}$ Osborne, Gherard Osborne (1784—1865), Admiral $_{19}$ weil Oesterreich ... sich durch den Sieg immer selbst die Wunde schlage. Wie Stifter darin Palmerston zustimmt, so schrieb er auch am 4. September 1849 an Heckenast (XVIII 10_{17}): Wie der Kampf in Ungarn in mein Gemüth schnitt, können Sie nicht glauben; ein jeder Kanonenschuß ging ja eigentlich in Österreichs Herz selber. **72**$_{9}$ Stifter vermeidet es, in der Öffentlichkeit die Zugeständnisse Österreichs an Ungarn zu kritisieren, während er sich in dem Briefe an Heckenast, 6. März 1849, darüber äußert (XVII, 319_{20} ff.): Österreich war immer in seinem Rechte, nur hatte es im März etwas Unmögliches an Ungarn gegeben: Einigung und Trennung zugleich. $_{14}$ Es schickte Gesandte an auswärtige Mächte, im September 1848 den Grafen Ladislaus Teleki nach Frankreich, Ladislaus von Szalay und Franz Pulszky nach England, Baron Splenyi als Vertreter Kossuths nach Turin zu Verhandlungen mit Sardinien. $_{16}$ es weigerte den Antheil an der österreichischen Staatsschuld. Die von Kaiser Ferdinand am 7. April 1848 an den Palatin gerichtete Aufforderung, ein Drittel der Zinsen der Staatsschuld, zehn Millionen Gulden jährlich, zu übernehmen, blieb unerwidert. Kossuth erklärte als Finanzminister, daß er keinen Heller dazu anzuweisen willens sei, und die ungarische Regierung unterbreitete auch dem am 11. Juli zusammengetretenen Reichstage keine Vorlage über das Verhältnis zu Österreich. Dies bedeutete die Verweigerung eines Beitrages zur Staatsschuld (Heinrich Friedjung, Österreich von 1848 bis 1860, I. Band, Cotta, 1908, S. 49 f.). $_{17}$ es beschloß, daß sein Ministerium von dem Palatin (also einem Beamten) ernannt werde. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 320_{8}): Hätte der Landtag jene Staatsbildung, die er nicht hat, so hätte er Kossuth, als er die Separatministerien beantragte, als Hochverräther erklärt; denn die Folge kann nur die sein, die sie war, Ruin des Landes. **73**$_{11}$ mit dem rohen Mittel des Sprachenzwanges, das ihnen der edle Stephan Seceny so richtig verwies. Graf Stephan Széchényi (geb. zu Wien am 21. September 1792, gest. am 8. April 1859) nach Friedjung (ebda, S. 36) „ein Mann von weitestem Gesichts-

kreise, von genialer Anlage, der durch seine Geistesblitze, besonders durch seine fruchtbaren Anregungen auf wirtschaftlichem Gebiete bahnbrechend gewirkt hatte". Széchényi warnte Kossuth auch in einem Briefe vor der Vergewaltigung der Nichtmagyaren: „Reizen Sie jede Nationalität bis zum Wahnsinn gegen die ungarische Nationalität ..... und sehen Sie zu"; er fühlte sich durch ihn in den Hintergrund gedrängt und bekämpfte in ihm den Mann, der Ungarn zur Revolution und in den Abgrund treibe. Als Széchényi und Deák, die Männer der Vermittlung, ihre Politik zusammenbrechen sahen, bemächtigte sich ihrer Schmerz und selbst Verzweiflung. Széchényi suchte, von Wahnsinn erfaßt, seinem Leben ein Ende zu machen; er stürzte sich am 5. September 1848 in die Donau, wurde gerettet und fand erst in einer Wiener Irrenanstalt, in die er gebracht werden mußte, Heilung (vgl. Friedjung, S. 71f.). Als Ende 1859 in London ein Buch unter dem Titel „Ein Blick auf den anonymen Rückblick" erschien, verdächtigte man ihn grundlos als Autor und nahm eine Hausdurchsuchung vor. Aus Kränkung darüber nahm er sich das Leben. **74**$_{15}$ Störung des europäischen Gleichgewichtes. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 320$_{33}$): Oder würden die Continentalmächte über eine so bedeutsame Verrückung des Schwerpunktes Mitteleuropas geschwiegen haben? Rußland?!

[Die Feier des Geburtstages des Kaisers in Linz.]

S. 75$_1$—77$_{33}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 190, 20. August 1849, S. 833. Nicht gezeichnet.

76$_4$ dem Cardinal Fürst-Erzbischofe von Salzburg, dem Prinzen Friedrich Schwarzenberg (1809—1885), der am 1. Februar 1836 vom Kaiser Ferdinand als Fürst-Erzbischof von Salzburg bestätigt worden war. $_{13}$ Graf Adolph Barth-Barthenheim, geb. am 23. August 1782, gest. am 11. Juni 1864. $_{21}$ Landeschef Dr. Alois Fischer, am 18. Dezember 1848 zum provisor. Landeschef für Oberösterreich und Salzburg ernannt (vgl. Anm. zu 243$_1$). $_{22}$ FML. Graf Falkenhain, Johann Graf Falkenhayn, war seit 31. Mai 1848 Brigadier in Linz. $_{23}$ Hiezu bemerkt die Redaktion in einer Fußnote: „Wir kommen auf diesen Akt des allgemeinen Festes in unserem morgigen Blatte zurück, wenn wir auch wegen

Mangels an Raum nicht ausführlich sein können.“ (vgl. Nr. 192, 22. August, S. 843). 77 3 Die Nachricht von der Waffenstreckung Görgey's, am 13. August bei Vilagos. Vgl. an Heckenast, 4. September 1849 (XVIII 12 1): Die eigentliche Beruhigung kam uns hier am 18ten d. M. [richtig: des vorigen Monats] zu: Görgeys Unterwerfung. Seither bin ich wieder ich. An den Sieg habe ich stets geglaubt, aber der Kampf that mir zu wehe. 19 auf der Strasserinsel der Donau, im Unterlauf des Flusses gelegen; die Insel — Stifter hat sie gemalt (vgl. XIV, S. LXXIV) — ist durch die Regulierung des Stromes Festland geworden. 28 Urfahr, am linken Donauufer, gegenüber von Linz gelegen, seit 1882 Stadt.

[Dankfest aus Anlaß der Beendigung des Aufstandes in Ungarn.]

S. 78 1—79 31.

J: Linzer Zeitung, Nr. 220, 25. September 1849, S. 961. Nicht gezeichnet.

78 7 wenn es auch bei uns .. verirrte Leute gab . . . Vgl.: „Das Jahr 1848 in Linz“, XIV, Linzer Tagespost, 1898, Nr. 116, 22. Mai 1898: „Um diese Zeit [Juli 1848] bildete die radikale Partei in Linz, die Demokraten, wie sie Proschko nennt, einen neuen Verein, „Verein zur Bildung des Volkes und Wahrung seiner Rechte“ . . . An seiner Spitze stand anfangs der Regierungskanzlist Heiliger, dann ein Fremder namens Bachaus, der in Linz als Sprachlehrer wirkte, den aber Proschko für einen höchst gefährlichen Abenteurer und Kommissär der revolutionären Propaganda in Europa hielt. Über den Mann gingen die verschiedensten Gerüchte, und während ihn, wie gesagt, Proschko für einen höchst geährlichen Revolutionär ansah, wollten Andere wieder in ihm einen verkappten Jesuiten erkennen.“ Vgl. auch Josef Frh. v. Helfert, Geschichte der österreichischen Revolution, II. Band, S. 232, 238. 79 5 Friedensabschluß mit Sardinien am 6. August 1849 in Mailand. Österreich behauptete seine Grenzen im Süden, und Piemont mußte 75 Millionen als Kriegsentschädigung zahlen. 6 die Uebergabe Venedigs am 24. August 1849 erfolgte unter dem Eindrucke der Waffenstreckung Görgeys. 28 Die Nachrichten waren verfrüht. Komorn ergab sich erst am 5. Oktober.

Der 4. October.

S. 80 $_1$—81 $_{20}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 231, 8. Oktober 1849, S. 1007. Nicht gezeichnet.

80 $_1$ Auch diese Botschaft griff den Ereignissen vor. Erst am folgenden Tage ergab sich die Besatzung der Festung Komorn unter der günstigen Bedingung des freien Abzuges. Die Übergabe konnte aber seit einer Woche als unmittelbar bevorstehend betrachtet werden (vgl. Friedjung I, S. 219).

[Die Fahnenweihe des Regimentes Wohlgemuth.]

S. 82 $_1$—84 $_{21}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 232, 9. Oktober 1849, S. 1011. Nicht gezeichnet.

82 $_4$ Das Regiment Wohlgemuth, das oberösterreichische Infanterie-Regiment Nr. 14, nach dessen Inhaber, dem FML. Freiherrn Ludwig v. Wohlgemuth genannt, führte später den Namen „Hessen" nach seinem Inhaber, dem Großherzog Ernst Ludwig von Hessen. Das Regiment kämpfte in Italien und Ungarn. Im Februar 1849 wurde ein 2. Reserve-Bataillon als 5. Bataillon aufgestellt, um den Dienst im Lande zu versehen und die Ausbildung der Ergänzungsmannschaft zu besorgen, jedoch im Dezember desselben Jahres wieder aufgelöst (vgl. Victor Grois, Geschichte des k. k. Inf.-Reg. Nr. 14, Linz [1876]). $_{11}$ die Gattin unseres Landes Chefs, Theresia Fischer, geb. von Frohn (vgl. Frh. v. Helfert, Aloys Fischer, Wien, 1885, S. 20). **83** $_9$ Major Heß, Josef Höß (1803—1856), ein gebürtiger Linzer, diente im Inf.-Reg. Nr. 14 und war im Jahre 1849 Major geworden. $_{26}$ Haynau, Jul. Jakob Frh. von Haynau (geb. in Cassel am 14. Oktober 1786, gest. in Wien am 14. März 1853) war seit 1801 in österreichischen Diensten und erhielt im Mai 1849 als Feldzeugmeister das Oberkommando in Ungarn. Graf Joseph Jellačič de Buzim (geb. in Peterwardein am 16. Oktober 1801, gest. in Agram am 19. Mai 1859) wurde im März 1848 kommandierender General und Feldmarschalleutnant und drang im September 1848 über die Drau in Ungarn ein. Im März 1849 wurde er Feldzeugmeister. **84** $_4$ Die Kaiserin

Maria Anna, die Gemahlin des Kaisers Ferdinand (1803—1884). Die Kaiserin-Mutter, Karolina Augusta (1792—1873), die vierte Gemahlin des Kaisers Franz. Die Erzherzogin Sophie (1805—1872), die Mutter des Kaisers. $_{10}$ General Sassai, Anton Freiherr von Sassai, geb. in Modena 1790, war im Juni 1849 Brigadier in Linz geworden.

Nachtrag zu dem Aufsatze über das provisorische Gemeindegesetz.

S. 85_1—88_8.

J: Linzer Zeitung, Nr. 273, 28. November 1849, S. 1185. Gezeichnet: S. Der im Titel angeführte Aufsatz „Das provisorische Gemeindegesetz" ist in der Linzer Zeitung Nr. 222 vom 27. September 1849 erschienen und mit F. gezeichnet.

86_{12} § 81 Gemeindegesetz: Dieser Paragraph des provisorischen Gemeindegesetzes (vgl. Anm. zu 68_6) lautet: „Der Ausschuß bestimmt die Zahl und die Bezüge der Gemeindebeamten und Diener, er ernennt die Verwaltungsorgane sämtlicher Gemeindeanstalten, insoferne nicht vermöge Stiftung oder Vertrag das Recht der Ernennung einem Dritten eingeräumt ist, endlich alle im Solde der Gemeinde stehende Personen und bestimmt ihre Genüsse so wie die dem Gemeindevorstande oder anderen im Dienste der Gemeinde stehenden Personen zu gewährenden Reisekosten und sonstige Entschädigungen."

Nachtrag zu dem Artikel über das Gemeindegesetz.

S. 89_1—90_{12}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 23, 28. Jänner 1850, S. 99. Gezeichnet: S.

89_2 Vgl. Friedjung, I, S. 319: „Von der Dorf- durch die Bezirks- und die Kreisgemeinde sollte sich bis zum Kronland ein ausgebildetes Selfgovernement entfalten. Er [Stadion] mutete aber dem öffentlichen Geiste damit allzuviel zu; die tauglichen Kräfte für diese Körperschaften waren nur spärlich vorhanden." Auf die Bedeutung der Bildung und Constituierung der Gemeinden wies auch der Statthalter Dr. A. Fischer im Januar 1850 die Bezirkshauptmänner in einer an sie gerichteten Ansprache hin (vgl. Helfert, Aloys Fischer, S. 213 f.).

Was ist Freiheit?

S. 91 $_{1}$—93 $_{25}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 82, 22. Mai 1849.

91 $_{2}$ man kann ..... behaupten, daß unter Hundert, die es [das Wort Freiheit] ausgesprochen, kaum Einer ist, der weiß, was Das sei. Ebenso hatte Feuchtersleben in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ (Sämtl. Werke 7, S. 381) gesagt: „Freiheit! großes, heiliges Wort, in dem das Palladium unserer Hoffnungen liegt, — wie Viele verstehen, wie viele sprechen dich im wahren Sinne aus? wie Viele gibt es noch, die dich mit der Willkür verwechseln, die dein entschiedenes Gegentheil ist!“ **92** $_{11}$ Diese Freiheit wäre die der Thiere im Walde. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 322 $_{5}$): ein Leben, wo .. jeder Schlamm und jede Thierheit, weil jezt Freiheit ist, ein Recht zu haben wähnt, hervor zu brechen; ja nicht blos hervorzubrechen, sondern zu tiranniſiren. Das Thier kennt nicht Vergleichung mit dem Gegner, sondern nur dessen Vernichtung. ‚Sind diese Menschen frei?!‘ fragte ich oft. $_{19}$ Darum traten sie aber zusammen in den Staat, machten Gesetze... und setzten eine Gewalt ein, die die Gesetze aufrecht hielt. Vgl. Feuchtersleben (7, S. 382): „Und wer bestimmt nun das Maß dieser wechselseitigen Beschränkung? Das Gesetz — vor welchem alle Menschen, alle Bürger gleich sind ... Aber wie soll nun das Gesetz faktisch entstehen, wenn Jeder seine Zustimmung dazu gegeben haben soll? In einem freien Staate dadurch, daß die Bürger zusammentreten und ... es ausarbeiten.“ $_{26}$ Wir haben Alle vor Gott die nämliche Pflicht, immer besser, rechtschaffener und sittlicher zu werden. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 321 $_{21}$): wer sittlich frei ist, kann es staatlich sein, ja ist es immer; den andern können alle Mächte der Erde nicht dazu machen. Auch Feuchtersleben erhebt die Forderung (7, S. 377): „Durchdringt Euch in einsamer Stille zuvörderst mit dem vollen ganzen Gedanken: Bestimmung der Menschheit, als Zweck! Vollendung des innern und äußern Lebens der Staaten, als Mittel!“. **93** $_{1}$ daß Keiner den Menschen in der Pflicht der Sittlichkeit und Tugend stören darf. Vgl. an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII, 286 $_{16}$): Der feste freie Mann läßt dem andern auch Festigkeit und Freiheit, ja

er achtet ihn nur, wenn er beides hat. $_{14}$ Darum verlangt gerade die echte Freiheit die meiste Selbstbeherrschung. Vgl. ebda (XVII, 286$_7$): Darum ist die Freiheit allein der Probestein der Karaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verläugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich. Ebenso Feuchtersleben (7, S. 382): „Freiheit ist also nichts anderes als ein Zwang, den sich der Einzelne, für das Ganze, selbst auferlegt; Freiheit ist Entsagung, ist selbst beschlossener Gehorsam.“ Auch Grillparzer dachte so; er sagt in der Skizze „Meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre“ (Sämtl. Werke, Wien, Anton Schroll, XVI, 35$_{22}$): „Zur Freiheit gehört vor allem gesunder Verstand und Selbstbeschränkung, und gerade daran fehlte es in Deutschland.“

Wie wird die Freiheit eingeführt?

S. 94$_1$—96$_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 83, 23. Mai 1849.

95$_6$ Stifter sieht den Hauptzweck des Staates darin, daß der Einzelne den Schutz des Rechtes genießen kann, und steht mit dieser Ansicht auf dem Standpunkte Kants (vgl. Werke, Akad. Ausgabe, VI, S. 341). **96**$_8$ wie lächerlich es sei, wenn Jemand meint, er habe eine Freiheit errungen, wenn er etwas gegen das Gesetz thut. Feuchtersleben erklärt (7, S. 382): „Im Gesetze liegt die Freiheit.“ $_{22}$ In den freiesten Staaten ... ist immer die Achtung vor dem Gesetze am allergrößten gewesen, ja die Engländer ... gehorchen ... einem dummen Gesetze ... weil das Gesetz heilig ist. Stifter hatte bereits in dem Briefe an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII 285$_7$) erklärt: das ist der große Unterschied, aus Gehorsam gehorchen, oder aus Achtung vor dem Gesetze, und unter den Mitteln, welche den Lernweg abkürzen, fleißiges Studiren der Engländer, die die längste Schule haben, empfohlen. Auch hierin sind ihm Herder und Feuchtersleben vorausgegangen (vgl. Euphorion, 16. Erg.-Heft, 1923, S. 127). Freilich muß man sich vor Augen halten, daß England, wie Josef Domandl in seiner (ungedruckten) Dissertation „Zur Lebensanschauung Stifters“ feststellt, schon seit Voltaire und Justus Möser als politisches Vorbild

gegolten hat. Für den Wiener Vormärz trifft dies in erhöhtem Maße zu. Mistreß Trollope fand in den Kreisen des Hochadels „eine genaue, mit tiefem Verständnis verbundene Kenntnis der politischen Zustände Englands“ (Wien und die Österreicher, 1838, übersetzt von Joh. Sporschill, Leipzig, Wigand, Bd. II, S. 258).

Wer sind die Feinde der Freiheit?

S. 97_1—99_{33}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 86, 26. Mai 1849.

97_{25} Die meisten Leute, welche in ihren Vermögensumständen abgewirthschaftet haben, werden dann Tadler der bestehenden Gesetze. Diese Erfahrung hat Stifter auch noch im „Nachsommer“ (VI 13_6) verwertet. **99_{13}** ff. Vgl. an Heckenast, 25. Mai 1848 (XVII 286_{24}): Möge Europa sich bald in der theils errungenen, theils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen — sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düsteren Zukunft entgegen.

Die Sprachverwirrung.

S. 100_1—102_{22}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 87, 27. Mai 1849.

100_1 Nicht bloß mit dem Worte Freiheit... Vgl. Anm. zu 91_2. $_6$Selbst neue Wörter machte man sich. Feuchtersleben wendet sich in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ gegen den Mißbrauch unverstandener Schlagworte und verlangt Belehrung des Volkes über die ihm neuen Zustände (7, 396): „Es geschieht bei uns viel für sie; ob aber auch im rechten Sinne und Tone? ... bediene man sich doch, zumal in Volksschriften, schlichter deutscher Ausdrücke, wenn man die fremden entbehren kann, welche ein großer Theil der Leser nicht versteht, mißdeutet, mißbraucht ... Wozu fremde Worte, wo deutsche vorhanden sind? wozu vornehm klingende Phrasen, wo der einfache Ausdruck klarer spricht? ...“ Als Beispiele solcher gefährlicher Schlagworte führt er u. a. an: die „Proletarier und das Proletariat“, den „Census“, „Intelligenz und Besitz“, „die pyramidale Form des Staates“. **101_{12}** Das Beispiel von den Ruten und dem Besen, mit dem Stifter zeigen will, daß das schlechteste Ding nicht ohne Lernen zu Stande kommen kann,

scheint von Feuchtersleben angeregt zu sein (7, S. 380): „wenn Jeder vor seiner Thüre kehrte, wie bald wäre die Straße gangbar! wenn aber Jeder überall kehrt, — welcher Staub! welche Besen-Confusion!“ $_{28}$ Das müssen auch Männer sein, die einen festen, guten Charakter haben, die die Kenntnisse besitzen und den heiligsten, ernstesten Willen zeigen, das allgemeine Beste zu erzielen. Ebenso Feuchtersleben (7, S. 377 ff., 401): „Das Erste, was Noth thut, ist: der Ernst, die Weihe, ohne welche eine dem Fortschritte genügende Belehrung über die großen Fragen des Staates nimmer möglich ist . . . Aber mit dem Ernst des Strebens allein ist's noch nicht gethan. Die Kenntniß der Sache gehört auch dazu . . . ein rechtlicher Charakter und ein besonnenes Denken — das sind die Grundbedingungen.“ **102**$_{5}$ Stifter will zeigen, wie lächerlich es wäre, wenn jede Klasse der menschlichen Gesellschaft . . . sich vertreten dürfte und führt unter den Folgen als letzte die an, daß sogar die Schulkinder durch Schulkinder vertreten werden. Feuchtersleben veranschaulicht (7, S. 381) den Zustand, der einträte, wenn „Jeder überall kehrt“ (vgl. Anm. zu 101$_{12}$). „Wenn der, welcher die Organisation seiner Stelle überwachen und verbessern soll, auf die Wache ziehen muß, während sein untergeordnetes Personale, statt zu arbeiten, Gesetze für andere Stellen beräth, . . . wenn der Knabe, statt zu lernen, mit seinem Kameraden die Grundsätze, nach welchen sie beide erzogen werden sollen, debattirt . . .“ In der Gegenwart hat es an solchen Verhandlungen von Schülern über das System der Erziehung und des Unterrichtes nicht gefehlt.

Der Census.

S. 103$_{1}$—105$_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 90, 31. Mai 1849.

103$_{18}$ dem] den J, Druckfehler.

104$_{1}$ Census oder Schätzung. Feuchtersleben bekämpfte auch dieses Wort (7, S. 397): „der ‚Census‘ hat vielleicht die Gespräche über die Wahlanordnungen mehr verwickelt und verwirrt, als es die einfache „Abschätzung“ gethan hätte. $_{27}$ Man heißt sie die Gebildeten, oder, wie heutzutage der Ausdruck lautet, die Intelligenz. Vgl. Feuchtersleben (ebda): „‚Intelligenz und Bezitz‘ sind

vortreffliche Dinge und sehr schön klingende Ausdrücke, wenn man nur deutlich wüßte, wo sie anfangen und aufhören: ob die Intelligenz vor oder nach dem Reichthum?“ $_{28}$ ff. Stifters weitere Ausführungen, vielleicht durch Feuchtersleben angeregt, gelten dem Zusammenhang von Intelligenz und Besitz. Vgl. 105 $_{10}$: aber Der, der größere Mittel besitzt, kann sich eine größere Bildung erwerben

Wahlvorsicht.

S. 106 $_{1}$—108 $_{31}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 92, 2. Juni 1849.

106 $_{11}$ Die Schwierigkeiten, die sich bei der Wahl der Volksvertreter ergeben, erörtert auch Feuchtersleben (7, S. 391): „Eine Wahlordnung — dasjenige, was als die schwerste Aufgabe des constitutionellen Lebens mit Recht gilt — an der eigentlich noch alle bisherigen Versuche der sich constituirenden Staaten gescheitert sind — läßt sich nicht improvisiren.“ **107** $_{27}$ Es ist die Pflicht eines Jeden, sich in diesen Dingen zu unterrichten. Vgl. Feuchterslebens Forderung nach Belehrung des Volkes, 7, S. 375, 396 (siehe Anm. zu 100 $_{6}$). **108** $_{8}$ Ehrlichkeit und feste Rechtschaffenheit der Gesinnung ist fast noch wichtiger in Vertretungsdingen, als die Einsicht. Vgl. die Anm. zu 9 $_{23}$ und 101 $_{28}$ und bei Feuchtersleben auch noch S. 392: „Rechtlichkeit des Charakters ist freilich für alle Repräsentation die unerläßliche Grundbedingung. Denn auf Vertrauen beruht ja eben das repräsentative System. Intelligenz und positive Ausbildung wird aber auch nirgends zu entbehren sein.“

Wen man nicht wählen soll.

S. 109 $_{1}$—112 $_{5}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 94, 5. Juni 1849.

110 $_{17}$ Man wähle daher niemals Leute, die sich zu der Wahl ... herzu drängen. Vor ihnen warnte auch Feuchtersleben (7, S. 394): „Wer sich überall vordrängt, wer Alles verspricht, sich in Alles mengt — hat die Voraussetzung gegen sich.“ $_{22}$ Eine andere Klasse von bedenklichen Menschen sind die Phantasten. Ebenso hatte sich Stifter in dem Briefe an Türck, 28. Juni 1848

(XVII 292 $_{23}$) geäußert: Was aber den allergrößten Schaden bringt, sind die unreifen Politiker, die in Träumen, Declamationen, und Fantasien herum irren und doch so drängen, daß nur das Ihrige geschehe. **111** $_{12}$ die schlechten Schriftsteller und schlechten Künstler. Vgl. an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 321 $_{13}$).

Die Zukunft des menschlichen Geschlechtes.

S. 113 $_{1}$—116 $_{6}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 95, 6. Juni 1849.

113 $_{13}$ bis ein wildes, zahlreiches und barbarisches Volk ... über uns hereinfluthen wird. Diese Befürchtung sprach Stifter auch in dem Briefe an Heckenast, 8. September 1848 (XVII 303 $_{31}$) aus: Das [die Herrschaft des Proletariates] ist aber heute und im heutigen Europa unmöglich — eher bricht die Knute über uns herein. Vgl. 117 $_{10}$. Wir dürfen wohl auch die Stelle dieses Artikels auf Rußland beziehen, obgleich Stifter es vermeidet, das Land zu nennen, weil die Russen damals an Österreichs Seite in Ungarn kämpften. Die Angst vor Rußland machte sich schon im Vormärz geltend und noch stärker nach dem Ausbruche der Revolution. Franz Schuselka trat in dem Artikel der Wiener Zeitung Nr. 93 v. 2. April 1848 „Das Vaterland ist in Gefahr“ für ein freies Königreich Galizien als Vorhort in dem nicht zu vermeidenden Kriege mit Rußland ein und erklärte in der Abendbeilage dieser Nummer: „Es droht uns die furchtbarste disziplinirte Völkerwanderung, von Osten her, von Rußland, das in entschlossener Ruhe den Moment erwartet, um sich über das desorganisierte, verwirrte Europa herzuwerfen.“ **114** $_{29}$ Die Ursachen des Verfalles des römischen Reiches erkennt Stifter in der überhandnehmenden Genußsucht wie Herder in den „Ideen“ XIV, 4. Kap. 4, (14, S. 183).

Vergleichung unserer Lage mit der des alten Römerreiches.

S. 117 $_{1}$—119 $_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 98, 10. Juni 1849.

119 $_{12}$ Wenn Völker im Schönsten, was die Menschheit hat, in der Kunst herunter kommen, ist es allemal ein Zeichen, daß sie selber schlech-

ter geworden sind. Diese Ansicht hat Stifter oft ausgesprochen. Vgl. 178 $_{11}$ und in den Kunstvereinsberichten XIV 34 $_{13}$, 206 $_{17}$. Anders Herder in den „Ideen“ XIII, 7 (14, S. 147): „Die Cultur eines Volks ist die Blüthe seines Daseyns, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret.“ Richtiger sah Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ (Säk. Ausg. XII, 36 $_{18}$): „In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet.“ $_{27}$ Ueberall, wo Völker zu Grunde gegangen und Reiche gestürzt sind, sind sie es durch Unverstand und Schlechtigkeit der Sitten, und überall, wo sie mächtig und glücklich waren, waren sie es durch Verstand und Güte. Vgl. 125 $_{14}$. Die Verantwortlichkeit der Völker für ihr Schicksal ist ein leitender Gedanke der „Ideen“ Herders. Vgl. XV, 2 und 5 (14, S. 224, 252): „Kein Volk kann untergehen, dessen Staat wohl bestellt ist ... Tausendfach ist das Problem der Humanität rings um mich aufgelöset und allenthalben ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unsres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal ... Vernunft und Güte [kämpfen] zwar mit wilden Kräften.“ Ähnlich äußert sich Herder in den „Briefen zur Beförderung der Humanität“, 123 (18, S. 298): „Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts. ... Verstand indessen thuts nicht allein; ... der unsre sei menschlich, von thätiger Güte begleitet.“ Vgl. 122 (18, S. 288): „Verstand und Güte (beide sind im Grunde nur eins)“.

Noch ein paar Merkmale über unsere gegenwärtige Lage.

S. 120 $_{1}$—122 $_{31}$,

J: Der Wiener Bote, Nr. 101, 14. Juni 1849.

120 $_{6}$ Oesterreich — das ist noch eines der gesundesten, kernhaftesten und ehrenhaftesten. Vgl. an Türck, 28. Juni 1848 (XVII 291 $_{17}$): Möge der Himmel das schöne Land und die herrliche Stadt beschützen, daß seine Bewohner, die fast den schönsten Schatz von Gemüth und Herz unter allen deutschen Stämmen bewahrt haben, auch Rath, Weisheit, Mäßigung bewahren. Stifter stimmte darin mit Grillparzer und Feuch-

tersleben (vgl. Anm. XVII, S. 444) überein, der auch in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ Österreich „die Heimat des gesunden populären Verstandes“ nennt (7, S. 392). **121**$_{20}$ Welches Volk bis 122$_{21}$ Frömmigkeit wurde von Stifter in den Artikel „Kirche und Schule I“ (271$_{27}$ bis 272$_{20}$) übernommen (vgl. S. 447).

Ueber unsere gegenwärtige Lage.
(Fortsetzung.)

S. 123$_{1}$—125$_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 105, 19. Juni 1849.

123$_{7}$ Seit einer Reihe bis 125$_{14}$ verschwinden würde: Kirche und Schule II, 272$_{28}$—274$_{23}$. Vgl. S. 447.

Mittel gegen den sittlichen Verfall der Völker.

S. 126$_{1}$—128$_{27}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 108, 22. Juni 1849.

126$_{7}$ Mittel, ... welche bis 128$_{27}$ (Schluß): Kirche und Schule I, 268$_{11}$—270$_{29}$ (Schluß). Vgl. S. 447. **127**$_{30}$ Ich glaube, es ist die erste und heiligste Pflicht des Staates, daß er die Menschen zu eigentlichen Menschen mache. Diese Übertragung der Humanitätslehre Herders auf den Staat findet sich schon in Stifters Gutachten der Vertrauensmänner (vgl. Anm. zu 56$_{25}$): Erziehung des menſchlichen Geſchlechtes iſt nicht nur ſein größter Zweck, ſondern ſie iſt auch das höchſte Mittel zu ſich ſelber. Im Staate iſt ſie alſo ſein heiligſter Zweck und das einzig wirkſame Mittel (Hein, Stifter, S. 232).

Noch einige Mittel zur Verbesserung unserer sittlichen Lage.

S. 129$_{1}$—131$_{27}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 111, 26. Juni 1849.

Schlußwort über unsere sittliche Verbesserung.

S. 132$_{1}$—134$_{28}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 118, 4. Juli 1849.

132$_{5}$ Die Bedeutung der Familie für den Staat würdigt Stifter auch im „Nachsommer“ (VIII 217$_{3}$). Vgl. Anm. zu 152$_{24}$.

133 $_4$ das Gefühl des Vaters und der Mutter, die Freude an ihren wohlgerathenen Kindern hört nie auf sagt Stifter in Erinnerung an Worte seiner Mutter, die er auch seiner Klagenfurter Verwandten Louise Stifter in dem Briefe v. 21. April 1855 (XVIII 249 $_{11}$) mitteilte: „Als wir Brüder einmal (1844 oder 45) alle auf Verabredung die Mutter besuchten, und alle Geschwister vollzählig um den Abendtisch saßen (wie ich glaube, keines mißrathen), sagte die Mutter, die auf der Ofenbank saß: ‚Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie'. $_{12}$ Darum ruht der Staat am besten und am dauerndsten in einem wohlgeordneten und gesitteten Familienleben. Vgl. die Hinweise auf Herder in der Einleitung S. XXVIII und der Anm. zu 26 $_{10}$, in dem zweiten Zitate aus den „Ideen" XII, 2 besonders die Worte „ein wohlgeordnetes Hauswesen". **134** $_{13}$ Als das alte Rom seine strenge Sitte in der Familie ... aufgab, ...: da zerging die Gewalt und Kraft des römischen Reiches. Vgl. Anm. zu 114 $_{29}$. Auch Herder hat in den „Ideen" XIV, 5 (14, S. 189) den großen Charakter der Römer aus ihrer Erziehung abgeleitet und auf edle Römerinnen und ihre Gegenbilder aus späterer Zeit hingewiesen.

Erziehung in der Familie.

S. 135 $_1$—137 $_{28}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 122, 8. Juli 1849.

Ein Einwurf.

S. 138 $_1$—140 $_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 128, 15. Juli 1849.

139 $_{29}$ Bildung nennt Stifter auch in dem Briefe an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 321 $_{23}$) das einzige Mittel, um den Menschen sittlich frei zu machen. $_{33}$ Unsere Heere sind noch vortrefflich. Ebenso dachte Grillparzer, wie sein Schreiben an den Feldmarschall Heinrich Frh. v. Heß vom 6. Oktober 1848 (Werke, hgg. v. Stefan Hock, Gold. Klass. Bibl. XVI, S. 710) bezeugt: „Ich gehöre der Armee an, weil in ihr allein noch jene natürliche Empfindung der Ehrenhaftigkeit, der Aufopferung, der Treue lebendig sind, die unsere Zeit verloren hat, die mir die Wurzeln aller menschlichen Existenz sind, und

ohne die jede Bildung und jedes Talent nur ein übertünchter Greuel, eine verdoppelte Schlechtigkeit ist.“ **140**$_{10}$ das unglückliche Land... das zu seinem Unglücke auch noch immer den Wahn hegt, es sei das erste und gebildetste der Welt, Frankreich, gegen dessen Anspruch auf den Vorrang in der Kultur sich Stifter bereits in den „Wiener Salonszenen“ (Wien und die Wiener, Pest, Heckenast, 1844, S. 446) gewendet hat: weil die deutschen, und darunter wieder namentlich die Wiener Damen ... viel zu viel Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit besitzen, als daß sie sich zu der Ostentation und Schaustellung der Franzosen erheben, die noch immer ihr Paris für die Weltstadt, für das Lichtcentrum der Bildung, und ihre Literatur für die einzige halten. $_{32}$ die mit ihren Augen den Abgrund sehen, an welchem die Andern in blinder Vergnüglichkeit spielen. Ein ähnliches Bild gebraucht in gleicher Verwendung Feuchtersleben in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke“ (7, S. 377): „Wo jene Männer [die größten Denker und Gesetzgeber aller Zeiten und Völker] Berge sich thürmen sahen, hüpfen Jünglinge lachend wie über leicht erstiegene Hügel hin; sie schiffen fröhlich, „die lieben Heitern / Und werden, wie gar nichts — / Zusammen scheitern!“

Wirkungen der Schule.

I.

S. 141 $_{1}$—144 $_{3}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 134, 22. Juli 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 231 bis 234.

II.

S. 144 $_{4}$—147 $_{23}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 142, 1. August 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften, II, S. 234—237.

144$_{19}$ Bloß der Affe nimmt oft einen Stab zum Gehen und Dareinschlagen und wirft Steine und andere Dinge auf seinen Gegner. Auch Herder führt in den „Ideen“ 1V, 3 (13, S. 137) dieses Beispiel an, allerdings nicht, wie Stifter, um den Affen von den anderen Tieren, denen im Gegensatz zum Menschen Waffen zur Verteidigung angeboren sind, abzuheben, sondern im Zusammenhang mit seiner

Widerlegung der Behauptung, der Mensch sei wehrlos erschaffen: „Es ist nicht also; er hat Waffen der Vertheidigung, wie alle Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel und wehret sich mit Sand und Steinen . . .“ **145**$_{9}$ Der im Jahre 1719 erschienene Roman des Daniel Defoe „Robinson Crusoë“ wurde oft übersetzt und bearbeitet und hatte eine große Zahl von Robinsonaden zur Folge. **146**$_{26}$ Vgl. Schillers Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ (XIII, S. 16): „Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden.“

Die Schule des Lebens.

S. 148$_{1}$—150$_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 144, 3. August 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften, hgg. von Johann Aprent, II, S. 238—241.

Die Schule der Familie.

S. 151$_{1}$—154$_{17}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 145, 4. August 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften, II, S. 241—244.

151$_{10}$ Die einfachste und wahrscheinlich auch älteste Schule dieser Art war die Familie. Stifter berührt sich hier mit Feuchterslebens Artikel „Zur Geschichte des Unterrichtes“ (7, S. 135): „Wie der Staat so ging auch die Schule aus der Familie hervor.“ **152**$_{24}$ Man sieht also, wie heilig, wie wichtig der Stand der Eltern für die sittliche Größe und Schönheit der Menschen, und wie außerordentlich Einfluß nehmend er auf den Staat ist! Vgl. „Nachsommer“ (VIII, S. 217$_{3}$): Die Familie ist es, die unsern Zeiten Noth thut . . . Auf der Familie ruht die Kunst, die Wissenschaft, der menschliche Fortschritt, der Staat. **153**$_{10}$ Menschwerdung des Menschen von Stifter als höchstes Ziel des Staates bezeichnet, wie ähnlich in dem „Gutachten der Vertrauensmänner“ (vgl. Anm. zu 56$_{25}$). $_{16}$ Der Bildungsminister im Staate muß nicht sowohl ein Fachmann sein, sondern er soll der Beste, Weiseste und Menschenliebendste

im ganzen Umfange des Reiches sein. An wen Stifter dabei dachte, ergibt sich aus dem Brief an Heckenast, 6. März 1849 (XVII, 323_{10}): Unter einem Minister arbeiten, der die Weite und Größe rein menschlichen Blikes hätte, der mit einfacher Formel die große Menschheit zusammenfaßt, und sie als Endziel der einzelnen Strebungen hinstellt, welche Seligkeit! Etwa Grillparzer!? Er fällt mir immer dabei ein.

Die Landschule.

I.

S. 155_1—157_{33}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 147, 7. August 1849.

J^1: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 245—248.

Die Landschule.

II.

S. 158_1—162_8.

J: Der Wiener Bote, Nr. 152, 12. August 1849.

J^1: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 248—252.

159$_5$ Durch die Schrift und den Bücherdruck hat eigentlich der menschliche Geist erst die Welt erobert. Vgl. Herder, Briefe 95 „Schrift und Buchdruckerei“ (18, S. 90): „Nur durch sie [die Buchdruckerei], erst durch sie ist zusammenhangende und verglichene Erfahrung des menschlichen Geschlechts, Kritik, Geschichte, und eine Welt der Wissenschaften worden ... Mit der Buchdruckerei nämlich kam Alles an den Tag; die Gedanken aller Nationen, alter und neuer, flossen in einander. $_8$ Einige Nachtheile, die allerdings mit den Büchern in die Welt gekommen sind, sprechen nicht gegen sie, so wenig man das Messer verwerfen wird, weil man sich damit schneiden kann, im Anschluß an Herder, Briefe 96 (18, S. 92): „Wahr ist's. Mit der Buchdruckerei hat sich im Reich der Gedanken Vieles geändert, und es kann wohl seyn, daß wenn die Wissenschaften durch sie steigen, der Geschmack sich durch sie verwirren, Genie und Sitten endlich vielleicht gar zu Grunde gehen müßten, wenn sich nicht ein hülfreicher Genius des menschlichen Geschlechts annähme.“ Vgl. auch Jean Paul, Levana, I, § 16 (55, S. 17). An anderer Stelle, aber gleichfalls in der Absicht,

Erfindungen und Künste gegen den Vorwurf ihrer Schädlichkeit zu schützen, verwertet Herder das Beispiel des Messers, in den „Ideen“ XV, 4 (14, S. 241): „Das scharfe Messer in der Hand des Kindes verletzt dasselbe; deßhalb ist aber die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste.“ $_{23}$ Daher muß Alles .... so in die Menschen geprägt werden, daß es dieselben nie mehr verläßt. Vgl. 161 $_{24}$ Der Lehrer muß lebendig, klar und dauernd machen, was im Buche todt und unfruchtbar ist; der Umgang muß die heiligste Wirkung thun. Diese Forderung hatte Feuchtersleben erhoben. Der Erlaß des Ministeriums für öffentl. Unterricht Z. 5692 von 2. September 1848 dringt darauf, daß der leidige Mechanismus, welcher sich mit der Erlernung einer Anzahl von Regeln begnügt, ohne auf ein klares Verständnis und eine geläufige Anwendung derselben hinzuarbeiten, abgestellt und statt dessen eine Geist und Herz bildende Unterrichtsmethode, welche in die Sache selbst gründlich eindringt und sie für das Leben nutzbringend macht, eingeführt werde. (Josef Frh. v. Helfert, Die österreichische Volksschule III, S. 293.) Vgl. Feuchtersleben, Das neue Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Österreich, Beilage zur Wiener Zeitung von 17. Dezember 1848 (7, S. 353). Auch hier war Herder durch die Aufnahme der Grundsätze des Comenius in die Humanitätsbriefe, 57 (17, S. 278) vorausgegangen: „Seine Grundsätze: ‚Kinder müßten mit Worten zugleich Sachen lernen; nicht das Gedächtniß allein, sondern auch der Verstand und Wille, die Neigungen und Sitten der Menschen müßten von Kindheit auf gebessert werden; und hiezu sei Klarheit, Ordnung der Begriffe, Herzlichkeit des Umganges vor Allem nöthig‘, diese Grundsätze sind so einleuchtend, daß Jeder sie in Worten vorgiebt, ob er sie gleich eben nicht in Comenius Geist und Sinne befolget.“ An einer anderen Stelle der „Briefe“, 77 (17, S. 393) teilt Herder die Forderung des Verfassers der Schrift „Bonhommien“ mit: „Gebet dem Volke mehr, als trocknen Unterricht, gebet ihm Erziehung ... Gebt ihm Erziehung; macht den Menschen in ihm froh und empfindend.“ **160** $_{15}$ Diesen hier angekündigten Aufsatz über Lesebücher hat Stifter nicht geschrieben. $_{21}$ er muß Staatskenntnisse haben. Vgl. Anm. zu 11 $_{2}$. Feuchtersleben vermerkte in seinen Tagebuchblättern (7, S. 308): „Vor allem müßte die Wissenschaft vom Staate gehörig gelehrt werden“ und gab selbst die Umrisse einer solchen Belehrung in dem Artikel „Eine Stimme

aus dem Volke“ (7, S. 387 f). **161** $_{3}$ Auch diese Schrift kam nicht zustande. Vermutlich meint Stifter damit die Briefe aus der Gegenwart, von denen er in dem Briefe an Heckenast, 13. Oktober 1849 (XVIII 15 $_{5}$) spricht.

Nutzen der Landschule.

S. 163 $_{1}$—166 $_{31}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 156, 17. August 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften, hgg. von Aprent, II, S. 253—256.

164 $_{17}$ Stifter ist unermüdlich für eine Besserung der materiellen Stellung der Lehrer eingetreten, zunächst in dem „Gutachten der Vertrauensmänner“ (Hein, Stifter, S. 233): „[Die Vertrauensmänner] erkennen als nöthig, daß dem Lehrerpersonale der Volksschulen eine baldige, bessere Dotation in nächste Aussicht gestellt werde, weil bei der herrschenden Noth dieses Standes und dem Ausbleiben der Schulgelder (die Verpflichteten erlegen sie nicht mehr) keine Freudigkeit und kein Entgegenkommen in die Wirkung des Schulrathes zu erwarten ist. Ebenso erklärte er in seinem ersten Berichte über Amtsreisen (Sept. 1850—März 1851): Der finanzielle Stand der Lehrer ist zum größten Theile schlecht, ja oft sehr schlecht ... Ich kann hier nicht unterdrüken auszusprechen, wie weh mir das Herz thut, wenn die Lehrer vom Lande mit ihren fadenscheinigen Röken und den blassen, abgekümmerten Zügen zu mir hereinkommen, die deutlicher ihren Nothstand aussprechen, als es Klagen im Stande wären. ... ich bin im Gewissen genöthigt, zu sagen, es möge bald etwas geschehen, daß nur einstweilen aufgebessert werde; denn die Noth ist groß, und jede Verbesserung des Schulwesens sezt diese Verbesserung voraus. (Wilhelm Zenz, Festgabe zur Enthüllung des Adalbert Stifter-Denkmales in Linz, 1902, S. 37. Original im Archive des oberösterr. Landesregierung.) Feuchtersleben war gleichfalls davon überzeugt, daß diesem Elend abgeholfen werden müsse. In dem Artikel „Das neue Ministerium des öffentlichen Unterrichtes in Österreich“ 7, S. 363) erklärte er: „Der Nothstand der Volksschullehrer ist anerkannt, Vorschläge, ihm für die Zukunft abzuhelfen, sind da. Allein der unglückselige Irrthum der Landbewohner, daß mit der Aufhebung des Zehnten auch ihre Verpflichtungen an die Lehrer ihrer Kinder aufgehoben seien, hat die ohnehin bedrängten Lehrer in eine Lage versetzt, welche den achtbarsten Stand der Menschheit dem Proletariat einzuverleiben

droht.“ **165**$_{25}$ Nicht der Arme... hat den Nutzen... sondern der Reiche.. Dieselbe Begründung für die Notwendigkeit guter Schulen gibt Herder in dem 77. der Humanitätsbriefe (Auszüge aus einer Schrift von Behrens, 17, S. 394): „Reichthümer sind die, welche durch größere Cultur des Landes entstehen und im Lande genossen werden. Auch war bei den Mitteln zur Bildung des Volks nicht die directe Bereicherung der Herrschaft die Absicht, wenn gleich die Vermehrung der Einkünfte eine Folge ihrer Auslagen bei dieser Bildung seyn würde ... Und es ist billig, daß die, welche Güter erben, die darauf haftenden Schulden bezahlen.“ **166**$_{5}$ das Schulgeld ist noch nicht aufgehoben... Vgl. Feuchtersleben, Anm. zu 164$_{17}$. Der Statthalter Dr. Alois Fischer hatte eine „Ermahnung zur ordentlichen Entrichtung der Giebigkeiten für die Schullehrer“ kundgemacht. (Linzer Zeitung Nr. 182, 9. August 1849.) Auch in seiner für die Beurteilung der Verhältnisse in Oberösterreich nach der Revolution sehr lehrreichen Schrift „Aus meinem Amtsleben“ (Augsburg, 1860, S. 153) beleuchtet er diese Übelstände: „Beinahe überall stießen die Sammlungen der Geistlichen und Schullehrer auf Widerstand. — Viele Landleute hielten dafür, daß durch das Grundentlastungspatent auch die Gaben für Seelsorger und Schule aufgehört haben ...“ Näheres über die sogenannte Lehrer-Congrua bei Josef v. Helfert, Die österreichische Volksschule, III, § 351—356, S. 203 ff. Stifter klagt noch in dem Briefe an Heckenast, 22. März 1853 (XVIII 140$_{10}$): dort wollen die Bauern die Sammlung nicht geben. Vgl. Anm. zu 197$_{12}$.

Die Bürgerschule.

S. 167$_{1}$—170$_{23}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 158, 19. August 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 257 bis 260.

168$_{15}$ Geſchäftsehre] Geſchäftslehre J Druckfehler

167$_{7}$ Die Bürgerschule, die man aber besser Gewerbschule nennen könnte. Diese Bestimmung hatte die Bürgerschule vor der Gründung der ihrem besonderen Zwecke dienenden Gewerbeschulen. Vgl. Josef Helfert, Die österr. Volksschule III, S. 402: „Die Bürgerschule bezweckt eine selbständige Bildung für die Kreise der niederen städtischen und

ländlichen Gewerbe“ mit Verweis auf den Lehrplan d. J. 1851, § 3.
170 $_{19}$ Vgl. Helfert, ebda, S. 401: „Als der k. k. Unterrichtsminister mit a. h. Erlaß v. 16. September 1849 auf Grund des neuen ‚Entwurfes der Organisation der Gymnasien und Realschulen‘ zur Einleitung der nöthigsten Reformen ermächtiget wurde, erkannte derselbe als eine der dringendsten .... die Umgestaltung der vierten Klassen der Volksschulen in Unterreal- oder Bürgerschulen von 2 Jahrgängen.“

Die Wissenschaftsschule.

S. 171 $_{1}$—174 $_{33}$

J: Der Wiener Bote, Nr. 161, 23. August 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 261 bis 264.

173 $_{27}$ Die wissenschaftliche Schule hat die allgemein menschliche in Europa so überholt und überflügelt, daß die Bildung nur in einer Klasse von Menschen einen hohen Schwung genommen hat. Auch Herder hält einen „ewigen Fortgang in der gelehrten Kultur“ nicht für die Bedingung der „wesentlichen Glückseligkeit eines Staates“ (Ideen XI, 5, S. W. 14, S. 34 f.) und erklärt: „Es ist ein Unterschied zwischen Cultur der Gelehrten und Cultur des Volkes“, aber während Herder sagt: „Nun haben wir zwar, unnützer und schädlicher Weise, in vielen Stücken den Kreis der gelehrten und Volkscultur verwirrt und diese beinah bis zum Umfange jener erweitert; die alten Staatslehrer, die menschlicher dachten, dachten hierinn auch klüger“, beklagt Stifter die Spaltung und sucht das Heil (174 $_{9}$) in einer gleichen Bildung, die die ganze Bevölkerung durchdringt, freilich mit dem Zusatze „nach den natürlichsten Abstufungen“.

Die Kunstschule.

S. 175$_{1}$—178 $_{27}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 173, 6. September 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 265 bis 268.

175 $_{3}$ Stifter nennt die Kunstschule einen Zweig der Wissenschaftsschule. Im Jahre 1848 übernahm das

Ministerium des öffentl. Unterrichtes die Akademie der bildenden Künste in seine Verwaltung. Feuchtersleben sagte als Vertreter des Ministers in seiner Ansprache (7, S. 370): „dann wird Kunst und Volk sich wechselseitig, als ineinander lebendig verflochten, erkennen und achten." Vgl. 178 $_{17}$: Dann ſoll ſie nicht mehr Eigenthum Einzelner, ſondern des Landes ſein. $_{15}$ Die Aufgabe, die Stifter der Kunst stellt, entspricht im wesentlichen der Definition des Schönen in seinem Programm der Vorträge über Ästhetik (XIV 6 $_{11}$ ff.). **176** $_{20}$ Stifter weilte im Sommer 1846 in München (vgl. XVII 172 $_{20}$). Das Erlebnis mit den Landleuten aus Schwaben hat er auch im „Nachsommer" (VII 89 $_{2}$), aber ohne Nennung des Ortes und Angabe der Herkunft dieser Kunstbewunderer, verwertet und das Kunstwerk näher beschrieben (vgl. Hüller, Einleitung zu VI, S. LXIII). **177** $_{13}$ Leider haben die Schriftsteller nicht sehr zum Volke gesprochen, sie schreiben eine Modesprache, die man nicht versteht, die nur von einem Schriftsteller zum andern klingt und nicht in das Volk dringt. Auch Herder hatte in den „Briefen", 113 (18, S. 204) gesagt: „Eben so falsch ist die andre Behauptung, daß es Deutschland vortheilhaft sei, wenn Schriftsteller blos für Schriftsteller schreiben. Der Koch kocht für Gäste, nicht für Köche." $_{18}$ wie es im alten Griechenlande war, was Herder in den „Briefen", 57 (17, S. 289 ff.) in dem Kapitel „Publicum der Griechen" unter Berufung auf Homer und Herodot ausgeführt hat. $_{19}$ Christoph Schmidt, richtig Christ. von Schmid, geb. in Dinkelsbühl 1768, gest. 1854, der Verfasser der viel gelesenen „Rosa von Tannenburg" und der „Ostereier". Stifter vermerkte in einem auf der Reise durch das Salzkammergut im Sommer 1836 geführten Tagebuch: „Roſa von Tannenburg", und Einflüsse dieser Erzählung lassen sich in der „Narrenburg" und im „Prokopus" nachweisen (vgl. Werke, Bong, I. Teil, S. 182). $_{23}$ [die Kunst] eine wahre Wohlthäterin der Menschheit, ... nach der Religion das Höchste, was der Mensch auf Erden hat, oft von Stifter ausgesprochen. Vgl. „Zwei Schwestern", IV 1, 205 $_{27}$, „Bunte Steine", Vorrede, V 1, 3 $_{16}$, „Nachsommer", VII 35 $_{1}$, Aphorismus XIV 12 $_{1}$, Berichte über den Kunstverein, XIV 21 $_{16}$, 33 $_{8}$, Ueber die Behandlung der Poesie in Gymnasien, S. 315 $_{5}$, Ueber Beziehung des Theaters zum Volke, 382 $_{10}$. Ebenso Feuchtersleben in seiner Studie „Das jüngste

Gericht von P. Cornelius“ (7, S. 37): „Er [der Künstler] wird wieder, wie er es in Griechenland war, ein Priester des ewig Wahren, Großen und Schönen, ein Geweihter höherer Menschheit sein.“ $_{30}$ ein alter Römer, Publius Ovidius Naso in den Epistulae ex Ponto, II, 9, v. 48: „Adde, quod ingenuas didicisse fideliter artes | emollit mores nec sinit esse feros.“ Stifter zitiert den Pentameter auch 318_{13} und in dem Bericht über die Ausstellung des Kunstvereines im Juli 1852 (XIV 29_{8}). Auch Herder beruft sich auf diesen Vers Ovids in dem 31. der Humanitätsbriefe (17, S. 150): „das kann indessen nicht geläugnet werden, daß das emollit mores nec sinit esse feros mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre [der Griechen] edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten“ und ebenso Feuchtersleben in dem Artikel „Die Kunstvereine“ (6, S. 340). Daß Ovids Ausspruch schon im 18. Jahrhundert zum Gemeingut der Ästhetik gehörte, geht aus Schillers „Briefen über die ästhetische Erziehung“ (Säk. Ausg. XII, S. 34) hervor: „Zwar hat man schon zum Überdruß die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint.“

Schlußwort über die Schule.

S. 179_{1}—182_{19}.

J: Der Wiener Bote, Nr. 174, 7. September 1849.

J^{1}: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, II, S. 269 bis 272.

180$_{8}$ Stifter schrieb das Verdammungsurteil über den Krieg unter dem Eindrucke der eben beendigten Kämpfe in Ungarn. Vgl. an Heckenast, 4. September 1849 (XVIII 10_{17}) in der Anm. zu 71_{19}. Aber schon in den „Feldblumen“ (I 58_{20}) sagt er: „Noch ſind Kriege, noch iſt Reichthum und Armuth und in den Briefen wiederholt sich in den von ihm erlebten Kriegszeiten die aus dem Herzen des Menschenfreundes kommende Klage. Vgl. an Marie v. Hrussoczy, 11. Juli 1859 (XIX 161_{20}): Jenes Scheuſal Krieg aber, wenn es ſo leichtfertig erhoben werden kann, macht, daß man mit Scham ſein Haupt vor der Menſchheit, die ſich vernünftig ſchilt, verhüllen möchte. Vgl. 320_{25}: die größte Schande für Weſen, die ſich vernünftig nennen, der Krieg.

Bildung des Lehrkörpers.

I.

S. 183 $_1$—186 $_2$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 177, 11. September 1849.

183 $_{10}$ Stifters Frage ist aus Herders „Ideen“ I, 1 (13, S. 15) übernommen: „es wird auch mein erhabenstes Geschäft seyn, zu fragen, was ich auf dieser Stelle seyn soll und vermuthlich nur auf ihr seyn kann?“ $_{17}$ alle Menschen in allen Zeiten geben das Bild der Menschheit. Vgl. Herders „Ideen“ XV, 3 (14, S. 227): „Die Menschheit ist ein so reicher Entwurf von Anlagen und Kräften, daß, weil alles in der Natur auf der bestimmtesten Individualität ruhet, auch ihre großen und vielen Anlagen nicht anders als unter Millionen vertheilt auf unserm Planeten erscheinen konnten.“ **184** $_3$ Stifter weiß mit seinem Glauben an eine stete Vervollkommnung der Menschen, den er mit Herder teilt, die Erkenntnis, daß wir im Rückschritte begriffen sind, zu vereinigen, wie Herder im 15. Buche der „Ideen“ (14, S. 234) erklärt: „Wie unser Gang ein beständiges Fallen ist zur Rechten und zur Linken und dennoch kommen wir mit jedem Schritt weiter: so ist der Fortschritt der Cultur in Menschengeschlechtern und ganzen Völkern.“ **185** $_{18}$ Erziehung und als Theil derselben die Schule. Ebenso erkennt Stifter im „Nachsommer“ (VIII, 108 $_{14}$) der Erziehung größere Bedeutung zu als dem Unterrichte: „Der Unterricht ist viel leichter, als die Erziehung. Zu ihm darf man nur etwas wissen und es mit theilen können, zur Erziehung muß man etwas sein.“ Auch Feuchtersleben sagt in seinem Vortrage „Über die Frage vom Humanismus und Realismus als Bildungsprinzipe“ (7, S. 118, 125): „Erziehung und Unterricht ergreifen den ganzen Menschen .... Erziehung verhält sich zum puren Unterrichte, wie Moral zur Politik. In jener muß diese ihre Grundlage und ihr Endziel finden.“

II.

S. 186 $_3$—189 $_3$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 178, 12. September 1849.

189 $_3$ höherer Lehrer] höheren Lehren J Druckfehler

188 $_{17}$ in den meisten Fällen nach zwei Jahren gemäß dem Min. Erlasse v. 13. Juli 1849. Der früher 3- oder 6monatliche Präparandenkurs war erst durch den Min. Erlaß v.

17. September 1848 auf 1 Jahr ausgedehnt worden. Vgl. Feuchtersleben, Das neue Ministerium des öffentl. Unterrichtes in Österreich, Werke 7, S. 353, Josef Freiherr von Helfert, Die österreichische Volksschule III, S. 62. Die Verhältnisse in Oberösterreich behandelt auf Grund seiner an Stifters Seite gemachten Erfahrungen Alois Fischer, Aus meinem Amtsleben, S. 55 ff. Schulgehilfe, Gehilfe war die damals übliche Bezeichnung des Unterlehrers.

III.

S. 189 $_4$—192 $_{28}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 190, 26. September 1849.

191 $_5$ Auswendiglernen von Gegenständen. Vgl. Anm. zu 159 $_{23}$. In seinem ersten Inspektionsberichte vom 4. April 1851 bezeichnet Stifter als Hauptübel die Anlernung abstrakter, männlicher und oft unfruchtbarer Dinge statt Entwiklung des gesammten Innern der Kinder aus ihrem in die Schule mitgebrachten Vorstellungs- und Empfindungskreise (nach dem Originale im Archiv der oberöst. Landesregierung. Vgl. Festgabe Linz, 1902, S. 42). $_{33}$ Vgl. Stifters Gutachten über die Umgestaltung des Präparanden-Unterrichtes (ebda, S. 58): Ist schon die formale Bildung von großer Wichtigkeit, so glaubt der Gefertigte, daß die Erziehung zu einem religiösen sittlichen und anständigen Karakter noch wichtiger sei, wenn man bedenkt, daß dies für jeden Menschen, also auch für den Lehrer von erstem Belange sei, und daß der Lehrer in dieser Hinsicht auf die Kinder, die sehr oft von ihren Eltern wenig Erziehung zu erwarten haben, durch Beispiel durch Umgang und durch Belehrung auf das Entschiedenste wirken könne.

IV.

S. 192 $_{30}$—196 $_{12}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 191, 27. September 1849.

193 $_{22}$ die höheren, sogenannten deutschen Schulen. Den Namen „deutsche Schule“ trug zuerst in Wien eine von Michael von Zoller im Jahre 1741 gestiftete Schule, die zum Handwerk vorbereiten sollte (vgl. Gustav Strakosch-Graßmann, Geschichte des österr. Unterrichtswesens, Wien, 1905, S. 121). $_{32}$ Die Konkurse für Gymnasien und andere höhere Schulen waren durch das mit dem Erlaß v. 30. August 1849, Z 5880, bekannt gegebene provisorische Prüfungsordnungs-

gesetz aufgehoben und durch den am 16. September 1849 erschienenen Organisationsentwurf endgültig beseitigt worden. **195**$_{22}$ Zauber eines herrlichen Vortrages. Vgl. Herder in seiner Rede „Von Schulübungen“ (30, S. 62): „Beim Lehrer wirds ein muntrer Vortrag, eine Gegenwart seines Geistes gleichsam in Mitte seiner Klasse auf alle und über alle seyn, die ihn hören: denn Flamme steckt Flamme an, Gegenwart des Geistes erweckt Gegenwart der Geister.“ (Siehe Leo Langer, Stifter und die Kindesseele, Zeitschrift für österr. Gymnasien, 1905, S. 486.)

V.

S. 196$_{13}$—199$_{24}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 202, 10. Oktober 1849.

197$_{31}$ erkennt] erkannt J 198$_{31}$ Forderungen] Forderung J **197**$_{4}$ Auf dasselbe Christuswort (Marc. 10, 14, Math. 19, 14) bezieht sich Stifter in dem Briefe an Heckenast, 6. März 1849 (XVII, 321$_{24}$): Darum erzeugte ſich in mir eine ordentlich krankhafte Sehnſucht, die da ſagt: ‚Laſſet die Kleinen zu mir kommen.‘ Vgl. 255$_{20}$: Von ihm, der uns überall als ein Muſter vorleuchtet, erzählt ja die heilige Geſchichte auch, daß er ein Kinderfreund geweſen ſei. $_{12}$ Das Schulgeld war eine Einnahme des Lehrers, welcher den Unterricht erteilte. Es betrug für den Lehrer der dreiklassigen Volksschulen auch noch nach der Neuregelung durch den Erlaß vom 31. Dezember 1852, Z. 13491 nur 7—14 Kreuzer ö. W. (4—8 kr. Conv. M.) monatlich für den Schüler (Josef Frh. v. Helfert, Die österr. Volksschule, III, S. 251, 255). **198**$_{2}$ Die Besoldung der Lehrer durch den Staat oder die Landesverwaltungen wurde erst durch den Organisations-Entwurf d. Jahres 1874 festgesetzt. **199**$_{2}$ Stifter war vermutlich derselben Ansicht, daß dem realistischen Unterricht an Gymnasien mehr Platz eingeräumt werden solle, wie Feuchtersleben in seinem Vortrage „Über die Frage vom Humanismus und Realismus als Bildungsprinzipe“ (7, 114): „[Das Gymnasium] nehme den Realunterricht in seinen allgemeinsten Grundzügen in sich auf ... Die Nothwendigkeit eines allgemeinen Realunterrichtes wird seit Langem empfunden und überall anerkannt.“ $_{4}$ werden wir an einem anderen Platze reden. Das ist nicht geschehen. Dachte Stifter dabei an einen selbständigen Artikel oder wollte er sich in dem Aufsatze „Über die Behandlung der Poesie in Gymnasien“, der nicht über den ersten Abschnitt hinaus gediehen ist, auch mit der Frage der

Einrichtung der Gymnasien beschäftigen? Vermutlich hat Stifter, als er diesen Artikel schrieb, nicht gewußt, daß der Organisations-Entwurf demnächst erscheint oder schon erschienen ist. 16 die höchste Liebe zu dem Amte. Dieselbe Forderung erhob Herder (30, S. 166) in einer seiner Schulreden (vgl. Herder, Feuchtersleben und Stifter, Euphorion, 16. Erg. Heft, 1923, S. 133).

VI.

S. 199 25—202 15.

J: Der Wiener Bote, Nr. 224, 4. November 1849.

200 23 eintreten] eintraten J 201 20 verschiedene] entschiedene J **200** 7 Uebungscurs. Diesen Vorschlag wiederholte Stifter in dem vom 1. September 1852 datierten Gutachten wegen Gründung eines Seminariums (vgl. Festgabe, S. 59).

VII.

S. 202 16—204 30.

J: Der Wiener Bote, Nr. 225, 6. November 1849.

203 21 Stifters Vorschlag einer Erprobung der Lehrer höherer Schulen im Privatunterricht beweist, daß ihm der Blick für dessen Durchführbarkeit fehlte.

Noch ein Nachwort über die Schule.

S. 205 1—207 23.

J: Der Wiener Bote, Nr. 226, 7. November 1849.

206 24 daß die ersten Kindeseindrücke die dauerndsten sind. Vgl. 207 2: die Kinder, dieses eigentliche Geschlecht von Nachahmern und 153 28: da der Mensch in seinem ganzen Leben fast immer nur das Bild seiner ersten Erziehung darstellt. Hierin stimmt Stifter mit Jean Paul überein, der in der „Levana" die Wichtigkeit der Erziehung in den ersten Kinderjahren bespricht. Vgl. I, § 17 (55, S. 19): „so wirft im tiefen Stande der Kindheit der erste innerliche oder äußerliche Gegenstand der Liebe, der Ungerechtigkeit usw. Schatten oder Licht unabsehlich in die Jahre hinein".

Ein Wort über die Gemeindebildung.

S. 208 1—210 33.

J: Der Wiener Bote, Nr. 227, 8. November 1849.

208 9 die Armenangelegenheit machte den Gemeinden nicht nur für den Fall ihrer Vereinigung mit einem Markte

Sorge, sondern auch, weil bisher die Versorgung nach den Pfarrgebieten erfolgte, während jetzt jede Ortsgemeinde selbst für die Armen zu sorgen hatte. Vgl. Alois Fischer, Aus meinem Amtsleben, S. 161. **210**$_4$ Stifter verschweigt in seinem nicht für oberösterreichische Leser allein bestimmten Artikel, wie es mit den Heiratsbewilligungen auf dem Lande in Oberösterreich stand. Alois Fischer gibt auch darüber Bescheid, ebda S. 167: „Was die Eheconsens-Bewerbungen betrifft, hätte man konsequenterweise in jenen Jahren die Consense eher abschaffen als erschweren sollen; allein gerade das Gegentheil geschah, indem die Gemeinden vollkommen begründete Consensbewerbungen zurückwiesen und mit einer Strenge vorschritten, wie es früher nie der Fall war."

Noch ein Wort über Gemeinden.

S. 211$_1$—213$_{29}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 238, 21. November 1849.

211$_{16}$ Ebenso wie hier charakterisiert Stifter in seinem ersten Inspektionsbericht (Festgabe, S. 32) die Siedelungsverhältnisse. Vgl. hiezu auch Alois Fischer, Aus meinem Amtsleben, S. 20 und S. 178: „Oberösterreich hat das Eigenthümliche, daß diejenigen, welche nicht in Städten und Märkten wohnen, fast ohne Ausnahme abgeschlossene und mit zahlreichene Obstbäumen umgebene, meist wohlbegüterte und einsame Bauernhöfe bewohnen."

Der 25. November in Linz.

S. 214$_1$—215$_{30}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 246, 30. November 1849.

214$_1$ Vgl. den Bericht der Linzer Zeitung über den Besuch des Kaisers in Nr. 272, 27. November 1849. Der Kaiser Franz Joseph kam aus Böhmen und verließ Linz nach eintägigem Aufenthalte am 25. November um $^1/_2$11 Uhr nachts, um nach Wien zurückzukehren. $_5$ Wenn auch bei uns auf den Ruf der Freiheit so manche Köpfe den Verstand verloren. Vgl. Anm. zu 63$_1$ und 78$_7$. Näheres bei Helfert, Aloys Fischer, Lebens- und Charakterbild, Wien, 1885, S. 77 ff., der die Schwierigkeiten, gegen die der Statthalter Fischer zu kämpfen hatte, darlegt.

[Aufruf und Dank.]

S. 216$_1$—218$_{28}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 248, 2. Dezember 1849 unter der Überschrift „Provinzen".

216$_{8}$ beim 3. Kürassier-Regiment König von Sachsen, dessen Inhaber der König Friedrich August von Sachsen war. Das Regiment (später 3. niederösterr. Dragoner-Reg. Albert König von Sachsen) war im Jahre 1849 in Maria Theresiopel in Garnison. $_{10}$ beim 10. Jägerbataillon. Vgl. Anm. zu 258$_{23}$. $_{11}$ an die verantwortliche Redaktion dieser Blätter. Hierzu bemerkt die Redaktion in einer Fußnote: „Richtig erhalten und nach Wunsch verfügt." $_{14}$ Wallern, Markt, nordwestlich von Wels gelegen, konnte von Linz aus über Eferding (vgl. 219$_{1}$) erreicht werden, wurde Station der Eisenbahnlinie Wels—Passau.

[Die Ehrung Martin Brauners.]

S. 219$_{1}$—220$_{7}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 25, 29. Jänner 1850. Gezeichnet mit St.

219$_{16}$ Rudolph von Sonnleithner (1807—1880 [?]) war später Bezirkshauptmann in Ried. Vgl. Anm. XX, S. 370.

Was ist das Recht?

S. 221$_{1}$—224$_{20}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 22, 25. Jänner 1850.

221$_{12}$ vom Rechte und von dem Staate. Aus dieser Ankündigung geht deutlich hervor, daß Stifter die mit diesem Artikel beginnende Reihe vorzeitig abgebrochen hat (vgl. Einleitung S. XXXIV). **223**$_{24}$ Vgl. 94$_{25}$: weil wir Alle das gleiche Recht haben, uns zu vervollkommnen und ein ehrliches Leben zu führen. **224**$_{15}$ Das Wort Christi, das Stifter zitiert, lautet im Evang. Lukas, 6, 31: „Und wie ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, also thut ihnen gleich auch ihr" und ist auch im Evang. Math. 7, 12 überliefert. Herder berief sich darauf in den „Ideen" IV, 6 (13, S. 160) und auch Feuchtersleben in dem Artikel „Eine Stimme aus dem Volke" (7, S. 383).

Eigenschaften des Rechtes.

S. 225$_{1}$—227$_{33}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 35, 9. Februar 1850.

226$_{6}$ gebietet] gebieten J Druckfehler

225$_{23}$ Stifter erörtert hier den in der Lehre vom Rechte grundlegenden Unterschied von Moral und Recht. **226**$_{23}$ ff. Im Anschluß an den ersten Artikel findet Stifter das Kennzeichen der

Rechtswidrigkeit einer Handlung darin, daß durch sie ein Mensch verhindert wird, seine volle Persönlichkeit auszuüben, und in dem Streben nach Vollkommenheit gehemmt wird.

Folgen des Rechtes.

S. 228 $_{1}$—230 $_{16}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 38, 13. Februar 1850.

228 $_{20}$ mit Niemanden] mit einander J Druckfehler

Persönliche Rechte.

S. 231 $_{1}$—234 $_{3}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 39, 14. Februar 1850.

Die einzelnen Personenrechte.

S. 235 $_{1}$—238 $_{8}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 42, 17. Februar 1850.

Rechte über den Körper.

S. 239 $_{1}$—242 $_{13}$.

J: Der Wiener Bote, Nr. 72, 24. März 1850.

240 $_{25}$ Wir ersehen aus dieser Ankündigung, welche Abschnitte aus der Rechtslehre Stifter in der unterbliebenen Fortsetzung behandeln wollte. **241** $_{1}$ ff. Stifters Erörterung über den Selbstmord wirkt ergreifend, da wir an sein eigenes Ende denken müssen. Unter dem Eindruck des Selbstmordes seiner Ziehtochter schrieb er Heckenast am 24. August 1859 (XIX 172 $_{32}$): „ein selbstgewählter Tod aber hat immer etwas Schauerliches, das sich nicht verwischt, und das desto schattenhafter gegen uns trit, je näher und theurer uns der Unglükliche war" und gleichsam eine Ahnung dessen, was ihm bevorstand, abwehrend, ebenfalls an Heckenast am 1. Juni 1865 (XX, 304 $_{32}$): Ich habe zu manchen Zeiten zu Gott das heißeste Gebet gethan, er möge mich nicht wahnsinnig werden lassen, oder daß ich mir in Verwirrung das Leben nehme (wie es öfter geschieht).

[Dr. Alois Fischer, der Statthalter von Oesterreich ob der Enns.]

S. 243 $_{1}$—247 $_{23}$.

J: Allgemeine Zeitung, Nr. 32, 1. Februar 1850, S. 508—509.

Dr. Alois Fischer, geb. in Landeck am 28. Januar 1796, gest. in Innsbruck am 8. April 1883 (vgl. Anm. XVII, S. 458),

war am 3. August 1848 zum Ministerialrat im Ministerium des Innern und am 18. Dezember zum provis. Landeschef für Österreich ob der Enns und Salzburg ernannt worden, wurde nach der Ausscheidung des Kronlandes Salzburg aus der obderennsischen Regierung am 8. Dezember 1849 Statthalter des Kronlandes Österreich ob der Enns, am 4. Mai 1851 wiederholtem Ansuchen zufolge dieser Dienstleistung enthoben und dem Ministerium des Innern zugewiesen und 1853 in den Ruhestand versetzt. Alois Fischer hat seine Erlebnisse und Erfahrungen während der Jahre 1848—1853, besonders die während seiner Amtstätigkeit in Oberösterreich, in der Schrift „Aus meinem Amtsleben" (Augsburg, 1860) festgehalten [unten zitiert unter „Fischer"]. Dem Andenken seines Freundes hat Frh. v. Helfert die Monographie Aloys Fischer, Lebens- und Charakterbild (Wien, 1885, Ludwig Mayer) gewidmet.

243 11 Landeck, der an der Arlbergbahn gelegene Markt. Vgl. Ludwig Steub, Drei Sommer in Tirol (München, 1846), S. 203ff. Laudeck bei Prutz. 14 Pfunds, im Oberinntal 15 „zu Herzog Friedls" Zeiten. Die Landecker nahmen den als Flüchtling im Lande herumirrenden Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, als er sich in seiner Verkleidung als Pilgrim ihnen zu erkennen gab, auf und schwuren, ihm in seinen Nöten beizustehen (vgl. Steub, S. 204). 17 durch die Geschichte von 1703, im spanischen Erbfolgekriege. Die Landecker beschlossen, die eingefallenen Baiern zu vernichten . . . Diese beiden Begebenheiten liegen auch zu grunde, wenn das Dorf Landeck vom Freiherrn von Hormayr das tirolische Grütli genannt wird (vgl. Steub, S. 205). 18 Hormayr, Josef Hormayr Freiherr von Hortenburg (geb. in Innsbruck am 20. Januar 1782, gest. in München am 5. November 1848), der österreichische Geschichtsschreiber, Verfasser und Herausgeber vieler historischer Werke (Archiv für Geschichte, Österreichischer Plutarch, Taschenbuch für vaterländische Geschiche). 20 ein Oheim Dr. Fischers, Ferdinand Fischer, Landgerichtsschreiber und Unterintendant. Nach Helfert lautete das Adelsprädikat „von Edelau", nicht „Erlau".

244 1 Der Vater Joseph Fischer starb 1807. 3 Wiesberg, bei Landeck, heute Haltestelle der Arlbergbahn. 5 Chur in Graubündten, die Hauptstadt des Kantons Graubünden, Bischofssitz. sein Stiefoheim, Caspar von Hohenbalken, war damals Präfekt im Seminarium in Chur, der Bruder des zweiten Mannes der Mutter, eines Landecker Advokaten (Helfert, S. 8).

Stifter sagt irreführend: weil sein Stiefoheim dort Bischof ist. $_{11}$ Das Abschiedsmahl fand am 20. Januar 1820 in einem Gasthause des Vorortes Landstraße statt. $_{20}$ Kreishauptmann zu Imst, Benz. Imst im Inntale, in dessen Kreis Landeck gehörte. $_{24}$ der Studiendirector in Innsbruck, Gubernialrat Dr. Joseph Rapp. $_{31}$ Er ging dann nach Pavia, am 20. Oktober; er bestand dort alle vier Rigorosen (vgl. Helfert, S. 17) und wurde am 9. Februar 1824 promoviert. **245** $_{20}$ den Linzer Deputierten, Karl von Planck, den Magistratsräten Wenzel Brunner und Vinzenz Fink und Dr. Ignaz Figuly v. Szep. Nach Helfert brachten diese den Vorschlag der Veranstaltung eines Vor-Parlamentes in Linz nach Salzburg mit (vgl. Geschichte der österr. Revolution II, S. 232.) $_{29}$ In Salzburg wurde eine Bürgerversammlung einberufen, die beschloß, dem Kaiser eine Deputation unter Führung des Kardinals Schwarzenberg nachzusenden (Helfert, ebda, S. 237). **246** $_{10}$ Doblhoff, Anton Freiherr von Doblhoff-Dier (1800—1872) war im Jahre 1848 Minister des Innern (vgl. Anm. XVII, S. 455). $_{15}$ Damals war gerade die Spaltung zwischen Nord- und Südtirol am weitesten gediehen. Darüber berichtet Fischer (ebda, S. 4): „Die in den Monaten Juni und Juli 1848 dem Frh. v. Doblhoff aus dem nördlichen Tirol zugekommenen anonymen und nicht anonymen Zuschriften hatten den politischen Zustand dieser Provinz so drohend geschildert, daß man von einem Tag zum andern den Ausbruch eines blutigen Zusammenstoßes der sogenannten ultramontanen Partei mit ihren Gegnern befürchten mußte. Der Minister forderte mich deßwegen auf, in der Eigenschaft eines Ministerial-Commissärs Tirol zu bereisen und auf die Beruhigung der Gemüther, insbesondere auch im südlichen Landestheile, wo die nationale Gährung sehr groß war, hinzuwirken." Fischer trat die Reise Ende August an und kehrte am 14. Oktober nach Wien zurück. Vgl. auch Helfert, Fischer, S. 54, bes. die im Anhang S. 177—208 gedruckte „Relation über die Bereisung von Tyrol und Vorarlberg" und bei Helfert, Geschichte der öst. Revolution II, S. 341 das Schreiben des Erzherzogs Johann an Baron Pillersdorff, Innsbruck, 27. Mai 1848. $_{21}$ den Grafen Bissingen, den Grafen Cajetan Alexander Bissingen-Nipperburg (1806—1890). $_{27}$ ein Manifest (vom 15. October), das in der Abend-Beilage der Wienerzeitung, Nr. 189 v. 20. Oktober 1848, S. 743 unter Berufung auf mährische

und böhmische Zeitungen veröffentlichte Manifest enthielt die Erklärung: „Die Befreiungen, welche das bereits erlassene Gesetz bezüglich der früheren unterthänigen, auf Grund und Boden gehafteten Leistungen, als Robot, Zehent etc. euch zugesagt hat, sind euch gesichert, und ich erneuere euch dießfalls mein kaiserliches Wort.“ $_{32}$ Wessenberg, Joh. Phil. Freiherr v. Wessenburg-Ampringen (geb. in Dresden 1773, gest. in Freiburg i. Br. 1858) erhielt, obwohl er bereits 1831 aus dem Staatsdienste geschieden war, in dem von Doblhoff im Juli 1848 gebildeten Ministerium außer dem Aeußeren auch das Präsidium übertragen (vgl. Friedjung I, S. 29). **247** $_{2}$ Das Manifest vom 19. October, veröffentlicht in der Abend-Beilage zur Wiener Zeitung, Nr. 190, v. 21. Oktober 1848, gab in bestimmteren Worten mehr Zusagen als das vom 15. Oktober und war vom Kaiser Ferdinand, nicht bloß, wie jenes, von Wessenberg gezeichnet. $_{4}$ Beim Eintritt des Ministeriums Schwarzenberg-Stadion, so genannt nach dem Ministerpräsidenten, dem Fürsten Felix Schwarzenberg (geb. am 2. Oktober 1800, gest. am 5. April 1852) und dem Grafen Franz Stadion (geb. zu Wien am 27. Juli 1806, gest. am 8. Juni 1853), nach den am 21. November 1848 vollzogenen Ernennungen. $_{13}$ Ministerialrath von Lasser, Josef Ritter von Lasser zu Zollheim (geb. in Salzburg am 30. September 1815, gest. am 18. November 1879) wurde 1849 Ministerialrat im Ministerium des Innern, wurde 1860 Justizminister, dann Minister der Verwaltung, Statthalter von Tirol und Minister des Innern. (Vgl. Wurzbach XIII, S. 174, Allg. deutsche Biographie XVII, S. 790.)

[Ansprache bei Eröffnung der Unterrealschule in Linz.]

S. 248 $_{1}$—251 $_{33}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 279, 4. Dezember 1851, S. 1139—1140.

J^{1}: Festgabe zur Enthüllung des Adalbert Stifter Denkmales in Linz, Linz 1902: Wilhelm Zenz, Einige Beiträge zur Kenntnis Adalbert Stifters als Schulmann, S. 45—48.

Die feierliche Eröffnung der Unterrealschule erfolgte am 3. Dezember 1851. Vgl. Hans Commenda, Materialien zu einer Geschichte der Linzer Realschule, Jahresbericht der Staats-Oberrealschule in Linz 1901/02 (Linz 1902), S. 19. Stifter nahm an allen

die Errichtung der Unterrealschule vorbereitenden Schritten teil (vgl. H. Commenda, S. 16ff.) und war bereits vor seiner Ernennung zum Schulrat, im Mai 1850 mit der Ausarbeitung eines Realschulplanes von 81 Folioseiten beschäftigt (vgl. an Heckenast, XVIII 39 $_{15}$). Auch die mit der Einrichtung und Eröffnung der Schule verbundenen Arbeiten waren ihm anvertraut worden, wie aus seinem Briefe an Heckenast, 11. September 1851 (XVIII 70 $_{13}$) hervorgeht: es wird hier eine Realschule gegründet, sie soll am 1t October beginnen, vielleicht auch erst am 15t October und die ganze Sache hat der Statthalter fast einzig in meine Hände gelegt, so daß ich vor November keinen Federstrich an der Vollendung des Manuscripts thun kann; denn die hiesige Arbeit (Bauleute Tischler Schlosser Zimmerleute Instrumente Naturaliensammlungen Lehrerconcurse etc etc) ist ungemein und was die Hauptsache ist, sehr zerstreuend und gedankenverwirrend.

248 $_{15}$ Stifters Stellungnahme in dem Kampfe zwischen Humanismus und Realismus ist dieselbe wie die Feuchterslebens: „Welcher von beiden der höhere ist, kann nicht bezweifelt werden. Man ist Mensch, ehe man Bürger ist; man ist Mensch, während man Priester, Beamter, Arzt, Gewerbsmann ist. . . . . Hat sich uns so die Geltung des Humanismus als unabweisliche Berechtigung der Menschheit herausgestellt, so können wir den lauten Anforderungen der Zeit und des Staatslebens unser Ohr nicht verschließen. Das in ihnen wurzelnde Princip des Realismus hat, wenn das erstere befriedigt ist, sein unüberhörbares Recht, und die ihm seit Jahrhunderten vorenthaltene Schuld muß endlich abgetragen werden.“ (Über die Frage vom Humanismus und Realismus als Bildungsprinzipe, Werke 7, S. 123, 125). 249 $_{16}$ Diese erweiterten Volksschulen sind die Bürgerschulen; sie sind „durch Anfügung besonderer Fachklassen (einer mit der Hauptschule verbundenen unselbständigen Unterrealschule) erweitert und bieten dadurch einerseits eine selbständige Bildung für die Kreise der städtischen und ländlichen Gewerbe, während sie zugleich andrerseits auf die oberen Klassen der vollständigen Realschule vorbereiten (Helfert, Die österr. Volksschule III, § 6, S. 5). **251** $_{17}$ bei den gewonnenen Lehrkräften. Am 8. November 1851 schrieb Stifter an Türck (XVIII 75 $_{16}$): Es werden ein par ausgezeichnete Männer kommen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, doch endlich einen Umgang zu finden (vgl. Anm. XVIII, S. 387).

In dem folgenden Jahre, anfangs Dezember 1852, wurde die Oberrealschule eröffnet. Bei diesem Anlasse hielt Stifter eine Ansprache, die in dem Berichte der Linzer Zeitung Nr. 291, 7. Dezember 1852, S. 1163ff. auszugsweise wiedergegeben ist: „Linz 6. December. Heute wurde die von Sr Majestät dem Kaiser für Linz bewilligte Oberrealschule eröffnet. Der Unterricht beginnt in der ersten Klasse derselben und nimmt in jedem Jahre, so wie Schüler dafür ausgebildet werden, eine neue Klasse hinzu, so daß nach Verlauf von zwei Jahren die vereinigte Unter- und Oberrealschule vollendet dasteht. Der Herr Schulrath Stifter verfügte sich mit dem Direktor und Lehrkörper in die neue Klasse und eröffnete dieselbe mit einer Ansprache, worin er den Schülern die Wichtigkeit der Real-Bürger-Gewerbschulen, oder wie man sie nennen mag, andeutete, und ihnen sagte, daß sie auf der neuen Stufe, die sie betreten, zwar nicht dem Stoffe nach ganz andere Dinge erfahren würden, daß aber in den hieher einschlägigen Gebieten vieles erweitert und alles auf wissenschaftliche Grundlage geführt, und mit weiter greifenden Beweisen versehen sein wird, als ihnen bisher geboten werden konnten, so daß sie nicht nur in der Sache vorwärts schreiten, sondern sich auch, wie man sich ausdrückt, formell bilden werden, um in allen Geschäften und menschlichen Dingen, für die nicht eine ganz besondere höhere wissenschaftliche Ausbildung gefordert wird, geistig beweglich und tauglich zu sein, und für jede höhere wissenschaftlich technische Ausbildung den Unterbau zu gewinnen. Diese Vortheile, die in der ungewöhnlich kurzen Zeit eines Jahres nach Gründung der vollständigen Unterrealschule schon geboten werden können, verdanken die Schüler nach dem Ausdrucke des Redners der Gnade Sr Majestät unseres Kaisers und dem beharrlichen Eifer des Herrn Statthalters von Oesterreich ob der Enns, der für alle Dinge, die sich auf Schulen beziehen, so eindringlich sorgt. Die Lehrer glaubte der Redner zu beleidigen, wenn er sie auffordern würde, ihre Pflicht mit Eifer und Treue zu erfüllen, denn sie haben dies ohnehin im vergangenen Jahre gethan, wie die erfolgreichsten Beweise vor den Augen der Sachverständigen liegen, und werden es auch im künftigen thun. Die neu eingetretenen Lehrer haben durch ihre Belege ihre Tüchtigkeit dargethan und werden die Vorhersage des Redners, die er vor einem Jahre in Hinsicht der ältern Lehrer gemacht hat, gerade so erfüllen, wie diese. Den Schülern sagte er, rufe er wie den Bergleuten, die das Gold und Silber als Hebel

aller Industrie und Gewerbe aus den Schachten fördern, ein „Glück auf“ zu und bemerkte, daß sie in der Hinsicht glücklicher seien als die Bergleute, in so fern sie die Kenntnisse, die sie aus den Schachten der Wissenschaft für alle Lebensgeschäfte holen, als unverlierbares Gut für sich behalten dürfen, während jene die Metalle nur hervorschaffen und sie dann zu erfolgreichem Verkehre in andere Hände geben müssen. Nach einer freundlichen Begrüßung trennte man sich, nachdem man noch den Gedanken ausgesprochen hatte, daß [man] nach zwei Jahren, wenn die ganze Schule, deren Wichtigkeit in allen Ländern durch Errichtung ähnlicher Anstalten und durch bereitwillige Opfer aller Gemeinden anerkannt wurde, fertig da stehe, zur Einweihung ein feierliches Fest begehen möge, und die betreffenden Lehrer begaben sich zum Unterrichte in ihre Klassen.“ Stifter war mit der Inspektion der Realschule betraut und empfand die Ende September 1856 erfolgte Enthebung, die mit einem Konflikte zwischen dem Lehrkörper und dem Direktor zusammenhing, als schwere Kränkung (vgl. XVIII 319 $_{32}$ff. und Anm. S. 464).

Einleitende Worte [für die Monatsschrift „Die deutsche Volksschule“].

S. 252 $_{1}$—255 $_{31}$.

J: Die deutsche Volksschule, ein Monatsblatt für Schule und Haus, hgg. von Joseph Strigl, Domcapitular, Diöcesan-Schulen-Oberaufseher und k. k. Ehrendomherr in Linz. Linz, Fr. Eurichs Witwe, I. Jahrgang, 1852, Nr. 1, S. 1—3.

255 $_{18}$ Kinder, diese Knospen der Menschheit, Lieblingsbild Jean Pauls. Vgl. Levana, Vorrede zur 1. Auflage (55, S. XXIII): „die Knospenzeit des Kindes“, Vorrede zur 2. Auflage (ebda, S. XV): „Knospenzeichnungen künftiger Genies.“

[Patriotische Feier in Linz.]

S. 256 $_{1}$—260 $_{33}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 64, 15. März 1853.

256 $_{2}$ die großen Versuche über Elektrizität, besonders durch die Göttinger Physiker Karl Fr. Gauss und Wilhelm Ed. Weber, die einen elektrischen Telegraphen zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Institute hergestellt hatten. $_{26}$ unser wiedergeschenkter Kaiser, der bei dem am 18. Februar

von dem Ungarn Libenyi ausgeführten Attentate eine Verwundung erlitten hatte. **258**$_{23}$ die zehnten Jäger, das Feldjäger-Bataillon Nr. 10, das unter seinem Obersten Karl von Kopal bei Santa Lucia am 6. Mai 1848 heldenmütig gekämpft hatte. **259**$_{9}$ Feldmarschall-Lieutenant Fürst Taxis, Fürst Emmerich Thurn und Taxis, General der Kavallerie (1820—1900).

[Vorbereitungen zum Empfange der Braut des Kaisers.]

S. 261$_{1}$—261$_{25}$.

J: Allgemeine Zeitung, Nr. 103, 13. April 1854, S. 1636 bis 1637. Nicht gezeichnet.

261$_{2}$ Prinzessin Elisabeth, die Tochter des Herzogs Maximilian Joseph von Bayern, geb. zu Possenhofen am 24. Dezember 1837, gest. in Genf am 10. September 1898. Die Vermählung mit dem Kaiser Franz Joseph fand am 24. April 1854 statt.

[Der Empfang der Braut des Kaisers.]

S. 262$_{1}$—264$_{22}$.

J: Allgemeine Zeitung, Nr. 118, 28. April 1854, S. 1875. Nicht gezeichnet.

262$_{1}$ Vgl. den Bericht der Linzer Zeitung, Nr. 96, 22. April 1854. **263**$_{25}$ Erzherzog Max, Maximilian Ferdinand Joseph, der älteste Bruder des Kaisers (vgl. Anm. zu S. 280). $_{26}$ Herzog Ludwig, Ludwig Wilhelm, der älteste Sohn des Herzogs Maximilian Joseph von Bayern, der Bruder der Kaiserin Elisabeth (1831—1920).

Rede. Vorgetragen bei der Eröffnung des Lehrerseminars.

S. 265$_{1}$—267$_{7}$.

J: Die deutsche Volksschule, III. Jahrgang, 1854, Nr. 7, Juli, S. 152—154.

Die Eröffnung des Schullehrer-Seminars in Linz fand am 1. Juni 1854 statt. Vgl. Die deutsche Volksschule, III, S. 121 und S. 129.

265 19 Vgl. 191 5 und den in der Anm. hiezu herangezogenen ersten Inspektionsbericht Stifters. **266** 16 Ihr Herr Director, Mathias Lucht.

Kirche und Schule, I., II.

S. 268 1—270 29, 270 30—274 33.

J: Blätter für Erziehung und Unterricht. Herausgegeben von einem Vereine von Jugendfreunden. Redigiert von Heinrich Reitzenbeck, Salzburg, I, 1855. I: S. 4—6; II: S. 151—156.

Der erste Artikel ist mit Ausnahme der Einleitung 268 1 bis 268 10 eine Wiederholung des Artikels „Mittel gegen den sittlichen Verfall der Völker" (Der Wiener Bote, 1849) 126 7—128 27 (Schluß) mit wenigen geringfügigen Änderungen: 268 14 ernſtlichen] ernſtlichſten 24 Handlungsweiſe] Handelsweiſe 269 1 Umgang] Umgange 5 zum Verderben] zu Verderben 28 Lehre. Das Beiſpiel] Lehre; denn es 31 Beiſpiel] Beiſpiele 270 15 gern] gerne 22 Der Verfall] Die Verſchlechterung und das Zerfallen 23 iſt das] halte ich für das uebel] das erſte und größte Uebel 26 Zeichen dieſes Uebels] nu inzelne Zeichen dieſes allgemeinen Uebels. Gestrichen hat Stifter: 126 12 die ich deßhalb auch zu ſchildern geſucht habe als eine auf die beiden vorhergehenden Artikel verweisende Bemerkung. 127 17 verantwortlichſten und den Satz 127 26 Die Hohen der Kirche müſſen mit Unerbittlichkeit auf Güte und Vortrefflichkeit ihrer Untergebenen ſehen beides mit Rücksicht auf die Bestimmung dieses Artikels.

Ebenso ist Artikel II aus den Aufsätzen des Wiener Boten „Noch ein paar Merkmale über unsere gegenwärtige Lage" (270 30—272 10 = 120 1—122 21) und „Ueber unsere gegenwärtige Lage (Fortsetzung)" (272 23—274 29 = 123 3—125 32) zusammengesetzt, mit Kürzung des Einganges [vgl. 271 2 ſtürzt . . . der Religion mit 120 3 ſind . . . der Religion] und Hinzutreten des Schlusses 274 29 ff. Änderungen hat Stifter an folgenden Stellen vorgenommen: 270 31 welche die Menſchen] die uns 271 1 ſie] uns 3 Dieß hängt freilich wieder] Freilich hängt das wieder 7 iſt aber auch ein] iſt ein 12 die unermeßliche Schönheit] ihre unermeßliche Schönheit 13 derſelben eingef. 15 Liebe für . . . für] Liebe gegen . . . gegen . . . 16 Güter] ſeine Güter 25 Anbetung zu ihm] Anbetung gegen ihn 26 zu einander] gegen einander 272 17 und um göttliche] und göttliche 18 zu bekümmern] bekümmern 273 13 vermöge deſſen] vermöge welchem 29 ſchauen recht] ſchauen noch recht 274 5 bringen] bekommen 6 ein-

trägt] bringt $_{10}$ schlechtesten Stolze] schlechtesten aller Stolze $_{18}$ unedlen Menschen] unedler Bürger $_{29}$ ein großes Unglück] größerer Verfall und endlich das völlige Unglück. Gestrichen hat Stifter, was ihm nicht mehr zeitgemäß zu sein schien: 120 $_{15}$—120 $_{20}$, 122 $_{3}$ und bricht bis 122 $_{12}$ hielte, 123 $_{7}$ und auf das eigene Zerfallen hinarbeite 125 $_{14}$ Ueberall bis 125 $_{25}$ gesammelt habe und den der Religion der Heiden geltenden Satz 121 $_{17}$—121 $_{20}$.

[Aufruf zu einer Sammlung für Friedberg.]

S. 275 $_{1}$—277 $_{11}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 206, 31. August 1856.

Der in der Einleitung zu Bd. XIV, S. LXXXI veröffentlichte Artikel wird hier, um die Zeitereignissen gewidmeten Artikel Stifters vollständig zu bieten, nochmals gebracht.

Stifter hatte sich am 10. August 1856 an seinen Freund Mathias Greipl gewendet, um zu erfahren, ob er und seine Angehörigen von dem Brandunglück getroffen worden seien, seine Absicht, eine Sammlung einzuleiten, angekündigt und nähere Mitteilungen über den Umfang des Unglücks erbeten (vgl. Nachträge zu Bd. XVIII). Stifters Darstellung des Brandes geht offenbar auf die [nicht erhaltene] Antwort seines Freundes Greipl zurück.

275 $_{21}$ die Appretur- und Bleichanstalten des Kaufmannes Greipl, Mathias Greipl (1810—1861), der das von seinem Großvater gegründete, von seinem Vater Mathias zu großem Ansehen gebrachte Leinwandgeschäft weiter führte. **277** $_{8}$ Stifters Aufruf scheint keinen nennenswerten Erfolg gehabt zu haben; er selbst hatte 10 fl gezeichnet, aber die Linzer Zeitung vom 3. September 1856 konnte in dem Spendenverzeichnis nur 10 fl 20 kr ausweisen und die Sammlung scheint nicht weitergeführt worden zu sein.

[Vorbereitungen zur Feier von Schillers hundertstem Geburtstag.]

S. 278 $_{1}$—278 $_{26}$.

J: Allgemeine Zeitung, Nr. 309, 5. November 1859, S. 5046.

Die Linzer Schillerfeier und Stifters Anteil daran behandelt ausführlich Adalbert Horcicka, Adalbert Stifter und die Schiller-

feier in Linz im Jahre 1859, Deutsche Arbeit in Böhmen, IV. Jahrgang, Heft 12, 1905, S. 794—797.

278$_{10}$ Beitritt zur Schillerstiftung. Vermutlich stammt aus Stifters Feder der am 8. November in der Linzer Zeitung veröffentlichte „Aufruf zur Bildung des Zweigvereines der Schillerstiftung in Linz“: Als vor vier Jahren der Gedächtnißtag des vor 50 Jahren erfolgten Todes Schillers gefeiert wurde, faßten einige Männer den Entschluß, im Hinblick auf mannigfache Bedrängnis, welche dieser Mann in seinem Leben zu erdulden gehabt hatte, und welcher nach dem Laufe der Dinge manche geistige Größe in allen Ländern der Welt schon ausgesetzt gewesen war, als würdiges Denkmal Schillers eine Stiftung ins Leben zu rufen, welche den Zweck haben soll, bis zum November 1859 einen hinlänglich großen Fond aufzubringen, um aus den Zinsen desselben Schriftstellern und Schriftstellerinnen, welche sich dichterischer Formen bedienen und nach Art ihrer Kräfte die geistige Hebung unseres Volkes fördern, für den Fall einer Not Unterstützung gewähren, oder auch ihren etwa in Bedrängnis befindlichen Hinterlassenen Hilfe angedeihen zu lassen. Diese Stiftung führt den Namen „Schillerstiftung in Dresden“. Vgl. an Heckenast, 29. November 1859 (XIX, 190$_{6}$). Die anfangs reichlich eingegangenen Spenden verhießen einen Erfolg (vgl. Horcicka, S. 796), aber die Sammlung blieb in ihren Anfängen stecken. Vgl. Stifter an den Notar Dr. Karl Ritter von Kißling, Karlsbad, 29. Mai 1867 (Horcicka, S. 797). $_{14}$ Feierlichkeiten. Vgl. das als Ergebnis mehrerer Beratungen festgestellte Programm der auf die Zeit vom 5. bis 15. November verteilten Festlichkeiten und die wesentlichsten Teile der Durchführung bei Horcicka, S. 794 f., nach den Berichten der Linzer Zeitung. $_{15}$ In der Realschule sollte Professor Aprent die Rolle des Festredners übernehmen, war aber durch Krankheit verhindert, weshalb der Direktor Dr. Josef Karl Streinz die von Aprent verfaßte Rede hielt. Vgl. Hans Commenda, Materialien zu einer Geschichte der Linzer Realschule, Jahresbericht 1901/1902, Linz 1902, S. 25 u. Anm. XIX, S. 337.

[Ansprache bei der Schillerfeier.]

S. 279$_{1}$—279$_{16}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 258, 11. November 1859, in dem Berichte über die Schillerfeier. Horcicka erklärt in seinem Artikel (Deutsche Arbeit, IV, S. 795 Anm.) irrtümlich, der Wortlaut der Rede habe sich nicht erhalten.

279 $_{11}$ Stifter mochte hiebei außer an Jakob Grimm und Karl Lachmann auch an seinen Freund Anton v. Spaun denken. Das Nibelungenlied schätzte er sehr. Vgl. an Sigmund v. Handel, 23. Juli 1865 (Briefe, hgg. von Joh. Aprent, III, S. 158): das unausstaunbare Werk der alten Deutschen, das ich seiner Grundlage „Königstreue und Mannestreue", wenn auch nicht der Rundung nach, weit über die Ilias und den Odyssens sezen muß, die Nibelungen. Im „Nachsommer" erhält Heinrich von seinem Vater das Nibelungenlied, sehr schön gebunden und auf den Deckeln mit halberhabener Arbeit versehen (VII 254 $_{16}$). Im „Witiko" lassen sich Beziehungen auf das Nibelungenlied nachweisen (vgl. Anm. zu XX, S. 392).

Kaiser Maximilian.

S. 280 $_{1}$—282 $_{15}$.

J: Wiener Zeitung, Abendpost, Nr. 161, 16. Juli 1867.

J^{1}: Vermischte Schriften, II, S. 321—323.

Maximilian Ferdinand Joseph, geb. 6. Juli 1832, vermählt am 27. Juli 1857 mit Charlotte, der Tochter des Königs der Belgier, Leopold I. (1840—1927), Kaiser von Mexiko, wurde am 19. Juni 1867 in Queretaro erschossen. Der Tod Maximilians berührte die Freundin Stifters, die Schriftstellerin Emilie von Binzer besonders schmerzlich. Ihr hatte der Erzherzog die Durchsicht seiner Reiseberichte und Tagebücher anvertraut (vgl. Josef Bindtner, Eine Freundin Adalbert Stifters, Der Wächter, 1923, S. 70). Emilie von Binzer ehrte auch sein Andenken durch den Artikel „Erinnerung an Kaiser Maximilian. Zum 19. Juni, seinem Todestage" in der Beilage zur Allgem. Zeitung, Nr. 171, 19. Juni 1868. Durch ihre Vermittlung erhielt der Linzer Kunstverein die Erlaubnis, ein Bild Peter J. N. Geigers, das einen Sklavenmarkt darstellte und für den Erzherzog, den Geiger auf seiner Orientreise begleitet hatte, gemalt war, auszustellen, eine Zusage, die freilich wieder zurückgezogen wurde (vgl. XIX 69 $_{23}$, 115 $_{15}$). Vermutlich war die Persönlichkeit des Erzherzogs, der sich für Literatur und Kunst interessierte und selbst dichtete und Reiseskizzen schrieb, durch Frau von Binzer und Zedlitz, den Maximilian hochschätzte, Stifter nahegebracht worden (vgl. Eduard Castle, Der Dichter des Soldatenbüchleins, Grillp. Jahrb. VIII, S. 105 f.). An Emilie Binzer schrieb Stifter am 19. Juli 1867 (Briefe, hgg. von Joh. Aprent, III, S. 331): Wie Maximilian Ihrem Hause in wahrhafter Liebe zugethan war, so wird auch bei Ihnen jezt die Trauer sein. Ist

doch mein eigenes Herz, welches, was kommen wird, voraus sah, jezt gleichsam zerschmettert, da das Vorausgesehene gekommen ist. Jedes, was ich an Maximilian wegen seines Zuges nach Mexiko getadelt habe, ist verschwunden, und Alles, was groß an ihm ist, steht vor meiner Seele. Ich soll Ihnen einen Trost sagen. Was ich zu sagen wüßte, habe ich mir selber gesagt und es steht gedrukt auf dem Blatte, das ich Ihnen hier sende. Erzherzogin Sophie sendete Stifter ein Danktelegramm (Salzburg, 19. Juli 1867) und das Sekretariat des Erzherzogs Franz Carl am 28. Juli 1867 ein Schreiben, das Stifters Nachruf besonders anerkennt: Von den vielen bisher bekannten Darstellungen . . . ist wohl kaum eine . . . der Wahrheit so nahe gekommen als wie die, welche von Euer Hochwohlgeboren . . . erschienen ist. **281** $_{15}$ Mannestreue und Königstreue hat Stifter in dem Briefe an Sigismund v. Handel (siehe Anm. zu 279 $_{11}$) als Hauptmotive des Nibelungenliedes hervorgehoben.

Übersetzung aus der Römischen Geschichte des Livius.

S. 283 $_{1}$—300 $_{27}$.

J: Lesebuch zur Förderung humaner Bildung in Realschulen und in andern zu weiterer Bildung vorbereitenden Mittelschulen von Adalbert Stifter und J. Aprent, Pesth. 1854. Verlag Gustav Heckenast, S. 212—224.

284 $_{23}$ deſſen] deſſem J 289 $_{30}$ Carthago] Rom J 292 $_{21}$ nähern] nähren J 300 $_{25}$ Cumä] Cannä J.

Die Entstehungsgeschichte des Buches läßt sich in den Briefen der Jahre 1853 und 1854 an Heckenast verfolgen. Vgl. XVIII, 137 $_{13}$ ff., 142 $_{25}$ ff., 147 $_{22}$, 163 $_{4}$ ff., 180 $_{23}$, 201 $_{12}$, 230 $_{30}$ ff. und die Anmerkungen S. 417, 423, 425, 435, 439. Von Anfang an war die Aufnahme von Auszügen aus den Alten vorgesehen. Stifter wollte die aus dem Griechischen und Lateinischen genommenen Bestandtheile besorgen und größtentheils selbst übersezen (137 $_{17}$), aber er tat dies nur bei den Livius-Bruchstücken, gab die Proben aus Homers Ilias und Odysse (S. 32—52) „nach der Übersetzung von Voß“ und Bruchstücke „Aus Phädon von Platon“ ohne Angabe der Vorlage. Aus dem Geschichtswerk des T. Livius Patavinus wählte Stifter nur Abschnitte aus der Geschichte der punischen Kriege, und zwar aus dem XXI. Buche die Stellen c 3—c 5 § 3, c 9 § 3—11 § 2 und das Kapitel 18, aus dem XXII. Buch c 4—7 und aus dem

XXX. Buch c 19 (Schluß)—c 20. Stifter übernahm die auf Livius zurückgehende Einteilung des Werkes in Dekaden (10 Bücher) und hielt sich in der Kapitelangabe an seine Vorlage.

Zur Charakteristik der in vieler Hinsicht verunglückten Übersetzung mögen folgende Belege dienen, zunächst für Verstöße durch falsche Wiedergabe einzelner Worte oder Redensarten: **285**$_2$ die Gestalt des Mundes, die Züge des Angesichtes: *eundem ... habitum oris lineamentaque* [*os* bedeutet hier Angesicht, nicht Mund; also: dasselbe Gesicht und dieselben Züge. **288**$_1$ und nehmen die Sache noch einmal von der Seite des Bündnisses auf [statt: fordern auf Grund des Bündnisses Genugtuung: *res ex foedere repetuntur.* **290**$_6$ ob Hannibal... Sagunt erobert habe [statt: belagert habe] : *oppugnasset.* Ebenso 290$_{23}$. $_{14}$ eure frühere Gesandtschaft... war eine eitle [statt: übereilte]: *praeceps vestra ... prior legatio fuit.* 293$_{30}$ desto geringer sei auch fast die Gefahr [statt: in der Regel] : *eo minus ferme periculi esse.* 295$_{29}$ oder, wo sie vergeblich sich beeilt hatten [statt: sich abgemüht hatten] *aut nequiquam fessi.* $_{32}$ und.. theilweise niedergehauen wurden [statt: und überall niedergestoßen wurden]: *atque ... passim trucidabantur.* Stifter hat *passim* und *partim* verwechselt. **296**$_{22}$ eine unter den wenigen aufgezeichneten Niederlagen des römischen Volkes [statt: eine der denkwürdigsten Niederlagen des römischen Volkes] : *inter paucas memorata populi Romani clades.* **297**$_1$ entließ von den Gefangenen Die des lateinischen Namens [statt: ... die des latinischen Stammes]: *qui essent Latini nominis.* $_{25}$ So viele Zufälle es für das besiegte Heer gab [statt: so vielerlei Unglück] : *quot casus exercitus victi fuerant.* **299**$_{33}$ und über die Schmählichkeit meiner Rückkehr wird sowohl P. Scipio jubeln und sich erheben, als auch Hanno, der... [statt: .. wird Publius Scipio nicht so jubeln und sich brüsten wie Hanno] : *neque hac deformitate reditus mei tam P. Scipio exsultabit atque efferet sese quam Hanno* mit Verkennung der Bedeutung des *neque tam ... quam.* Die auffälligste Entgleisung, die ebenso die Unkenntnis des Latein wie den Mangel an den nötigen historischen Kenntnissen verrät, liegt **288**$_6$ vor: Stellt die Insel Ägate und Erice vor eure Augen [statt: die Aegatischen Inseln und den Eryx] : *Aegatis insulas Erycemque ante oculos proponite.*

An vielen Stellen fällt der allzu enge Anschluß an das Original auf, der die Übersetzung schwerfällig und undeutsch macht. Das gilt von der Übersetzung des Wortes *animus* und seines Plurals, das oft am besten gar nicht wiedergegeben wird: **287** $_4$ daß sie die Gemüther der Seinigen vorbereiteten : *ut praepararent suorum animos.* Ebenso 291 $_{22}$ mit den Gemüthern, mit denen sie ihn [den Krieg] angenommen haben, werden sie ihn auch führen. 293 $_{33}$ war der Geist nicht einmal fähig, die Waffen zu ergreifen und für die Schlacht zu recht zu richten. 296 $_{31}$ wozu die Gemüther der Schreibenden fast zu geneigt sind: *quo nimis inclinant ferme scribentium animi* [mit der oben nachgewiesenen Verkennung der Bedeutung von *ferme*]. **291** $_{17}$ Hier tragen wir euch Krieg und Frieden [statt bringen: *portamus*]. **293** $_{28}$ durch das Eisen entstehe ein Weg mitten durch die Schlachtordnungen : *per medias acies ferro viam fieri.* Ebenso 294 $_{15}$ daß keine Hoffnung des Heiles sei, als in der Rechten und im Eisen. **294** $_3$ Auch war... der Gebrauch der Ohren größer, als der der Augen : *et erat... maior usus aurium quam oculorum.* $_{32}$ aber um den Consul war die Schlacht heftiger und feindseliger [statt: hitziger und heftiger] : *circa consulem tamen acrior infestiorque pugna est.* **295** $_{19}$ Waffen und Mannschaft wurden eines über das andere gestürzt : *armaque et viri super alium alii praecipitantur.* **296** $_{13}$ sie... rissen sich, so schnell sie nur konnten, von hinnen : *quam citatissimo poterant agmine sese abripuerunt.* **296** $_{21}$ Diese ist die berühmte Schlacht am Trasimenus: *Haec est nobilis ad Trasumennum pugna.* $_{25}$ strebten... gegen Rom : *urbem petiere.* Die Stelle **295** $_{23}$ und sie vertieften sich in dasselbe [das Wasser], insoferne sie nur mit den Häuptern und Schultern hervorragen konnten ist ohne das Original kaum zu verstehen : *in aquam ... quoad* [ältere Lesart *quod*] *capitibus umerisve extare possunt, sese immergunt* [so daß sie nur mit Kopf und Schultern aus dem Wasser herausragten]. **286** $_{24}$ Unterdessen wurde verkündet, daß von Rom Gesandte gekommen seien, denen von Hannibal Leute an das Meer entgegen geschickt wurden, die... mit Verkennung der relativen Anknüpfung, die durch die Einschiebung eines Nebensatzes zu einem völligen Mißverstehen des Sinnes der Stelle führt: *Interim ab Roma legatos venisse nuntiatum est; quibus*

obviam ad mare missi ab Hannibale [sunt], *qui* ... Unterdessen wurde gemeldet, es seien Gesandte von Rom gekommen; diesen wurden von Hannibal Leute an das Meer entgegen geschickt, die ...

Ueber die Behandlung der Poesie in Gymnasien.

I.

Die Poesie und ihre Wirkungen.

S. 301 $_{1}$—318 $_{22}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 243, 6 doppelseitig beschriebene Großoktav-Blätter (21:13) mit 2—3 cm breitem Rande, von Stifter numeriert und auf jedem Blatte mit der Aufschrift Poesie in Gimnas. versehen. Stifters Korrekturen scheinen zwei Überarbeitungen anzugehören. Die Bleistift-Korrekturen rühren von Aprent her, der die Handschrift als Druckvorlage verwendet hat.

J: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgg. von Johannes Aprent, Pest, Heckenast, 1870, I. Band, S. 307—327, unter dem von dem Herausgeber geänderten Titel: Die Poesie und ihre Wirkungen. Ein Beitrag zur Behandlung der Poesie in Schulen. Aprent hat an vielen Stellen den Text geändert.

Im Titel ist in H unter Die Poesie und ihre Wirkungen gestr. Die Poesie in Gimnasien und vermutlich erst darnach der Haupttitel darüber eingefügt **301** $_{4}$ Macht] Potenz gestr. Macht a. R $_{12}$ vor Jugendjahre gestr. bestimmte $_{14}$ dieser] diesen Schreibfehler Dinge] Potenzen gestr. Dinge a. R. darnach gestr. und die erste Lesart durch Unterstreichung hergestellt, schließlich nochmals a. R. Dinge eingesetzt **302** $_{5}$ gesammelt] gemacht gestr. gesammelt a. R. $_{11}$ und bis $_{12}$ werden. a. R. eingefügt $_{14}$ erkennen ü. d. Z. über gestr. bekräftigen $_{15}$ sein, Lücken] vor Lüken gestr. obgleich $_{20}$ Manches M aus m korrig. **303** $_{6}$ Allgemeines A aus a korrig., ebenso 303 $_{9}$ und 303 $_{18}$ $_{12}$ aufhört am Ende der Zeile hö gestr. Trennungszeichen nach auf eingesetzt und die zweite Silbe an den Beginn der nächsten Zeile gestellt $_{17}$ dort ü. d. Z. eingef. $_{27}$ und in so ferne a. R. eingef. **304** $_{19}$ Subjectives S aus s korrig. **305** $_{3}$ bestimmten ü. d. Z. über. gestr. reinen $_{5}$ würdevolle aus würdevollste korrig. und ü. d. Z eingef. ernste aus ernsteste korrig. $_{6}$ huldvoller aus huldvollster korrig. $_{13}$ Thatsachen] Begebnisse gestr. Thatsachen a. R. eingef. $_{15}$ uns ü. d. Z. eingef. $_{16}$ nach er gestr. eher $_{20}$ verachten] betrachten gestr. a. R. verachten **306** $_{2}$ auf ihn zurük kehre, nämlich a. R. eingef. $_{4}$ die Selbstliebe ü. d. Z. eingef. $_{7}$ auch in der Welt]

möglich gestr. auch in der Welt a. R. $_{10}$ anfangs] Anfangs A aus a korrig. Unsere Schreibung folgt den in der Mitteilung Nr. XIII der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen", Prag, 1906, S. 43 ff „Zur Rechtschreibung unserer Stifterausgabe" festgelegten Regeln (vgl. S. 46). $_{13}$ ab ü. d. Z. eingef. $_{17}$ und Stettigkeit a. R. eingef. $_{19}$ gefangen a. R. eingef. $_{25}$ nach ein drei Worte durchgestrichen [unleserlich] davor ihr ü. d. Z. eingef. $_{28}$ auftritt, im] nach auftritt gestr. gerne $_{29}$ nach Wer ü. d. Z. eingef. daher und gestr. $_{31}$ jedes] alle gestr. jedes a. R. **307** $_{4}$ tiefften Gefühle] Wünsche gestr. tiefften Gefühle a. R. eingef. Verderbtheit aus Verderblichkeit korrig. $_{7}$ des Verderbens a. R. eingef. $_{11}$ nach an gestr. wenn das Wesen verloren geht $_{13}$ um den Beweis zu stärken a. R. eingef. $_{14}$ nach und ü. d. Z. eingef. man und gestr. so ü. d. Z. eingef. $_{19}$ Phrase] Frase nach gestr. P[hrase] man weiß nicht, a. R. eingef. $_{21}$ alleiniger a. R. eingef. $_{32}$ in denen doch das Holde liegt, a. R. eingef. wie in der] nach wie ü. d. Z. eingef. in der aus die korrig. **308** $_{1}$ sie haben keinen Zwek, und a. R. eingef. $_{4}$ nach Gemüthes gestr. wenn sie nicht etwa gar ungescheut die Anbetung des Lasters verkünden und anschließend gestr. Endlich verkünden sie geradezu den Dienst des Lasters. dann a. R. eingef. Hierauf schreiten sie unbedingt zu dem Dienste des Lasters. $_{12}$ Großes G aus g korrig. $_{14}$ meist werden sie da auch von den großen Geistern der Gegenwart erfaßt und behandelt; a. R. eingef. $_{17}$ wird aus werden korrig. $_{19}$ verdankte aus verdankten korrig. $_{20}$ mehrmals aus mehrmahls korrig. $_{22}$ verschwinden. Während der Ausdruck als ein litterargeschichtliches Denkmal übrig bleibt, ist er als Kunstwerk todt ist das Ergebnis folgender Vorstufen, deren zweite nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann: verschwinden, während der Ausdruk als ein litterargeschichtliches Denkmal übrig bleibt, als Kunstwerk darnach vier Worte durchgestrichen [unleserlich] todt ist. Darnach verschwinden, während das Göttliche durch alle Zeiten und Menschenalter ein Wort unleserlich durchgestr. der Ausdruk dieses Modehaften Blinken[?] als ein litterargeschichtliches Denkmal übrig bleibt, als Kunstwerk aber todt ist hievon das Göttliche bis Blinken[?] a. R. eingefügt vor gestr. der Ausdruk ü. d. Z. eingef. aber todt ist über den gestrich. Worten hierauf nach aber ebenfalls ü. d. Z. eingef. ist er und nach todt gestr. ist. Endlich der Zusatz a. R. gestr. Punkt nach verschwinden statt Beistrich Während aus während korrig. der Ausdruk ü. d. Z. über demselben Worte eingef. bleibt ü. d. Z. über demselben gestr. Worte danach ist er ü. d. Z.

eingef. und aber ist er gestr. $_{28}$ an Lucinde. a. R. eingef. $_{33}$ wie viele Menschen gekommen und gegangen sind a. R. eingef. **309**$_{1}$ nach sind gestr. und verschwinden ü. d. Z. eingef. über gestr. vergehen $_{5}$ eigenen ü. d. Z. eingef. $_{12}$ und leben muß, a. R. eingef. $_{27}$ nach erhalten gestr. haben $_{31}$ so ü. d. Z. eingef. **310**$_{3}$ Liebe der Eltern zu den Kindern, Liebe der Geschwister a. R. eingef. $_{7}$ Anderes A aus a korrig. $_{8}$ um nur zu dauern, a. R. eingef. $_{12}$ ihrer ü. d. Z. über gestr. seiner $_{13}$ des Menschen a. R. eingef. $_{20}$ nicht für zu oft wiederholbar] vor nicht gestr. für ü. d. Z. wiederholbar über gestr. zu sagen $_{21}$ Verdüsterung] Verwilderung gestr. Verdüsterung a. R. eingef. $_{23}$ ferneren ü. d. Z. über gestr. ursprünglichen $_{28}$ nach was gestr. oben **311**$_{4}$ großen a. R. eingef. $_{10}$ der Mensch] er gestr. der Mensch a. R. eingef. $_{14}$ Innere aus Inneres korrig. $_{18}$ die sich entwickelnden Völker] die ü. d. Z. entwikelnden aus entwikelnde korrig. $_{24}$ unsäglich a. R. eingef. schien ü. d. Z. über gestr. war $_{31}$ verstehen, sie in eine . . . Waffe in ihrer Hand umzuwandeln] nach verstehen gestr. daß nach sie ü. d. Z. eingef. in nach Hand gestr. werden a. R. eingef. umzuwandeln **312**$_{1}$ die Menschheit] das Volk gestr. die Menschheit a. R. eingef. $_{2}$ ihre ü. d. Z. über gestr. seine $_{5}$ seiner ü. d. Z. über gestr. der $_{7}$ vermag] versteht gestr. vermag a. R. eingef. $_{10}$ sich gestaltet hat] ausgesehen habe gestr. sich gestaltet hat a. R. eingef. $_{12}$ ihn vor zunächst gestr. und nach dem Worte eingef. $_{14}$ nach und ü. d. Z. eingef. in $_{15}$ gleichsam in ihre Essenzen und Prinzipe verkörpert. a. R. eingef. $_{17}$ aufzunehmen verstehen] zu und verstehen ü. d. Z. eingef. $_{24}$ Phantasie] Fatasie Schreibfehler den ü. d. Z. über gestr. ihren $_{25}$ Beide ü. d. Z. über gestr. sie wie sich Erregungen immer steigern, a. R. eingef. $_{28}$ rechte Wirksamkeit vorspiegeln] recht wirksam zu werden versprechen nach rechte aus recht korrig. wirksam zu werden versprechen gestr. und Wirksamkeit vorspiegeln ü. d. Z. eingef. sie immer ärger werden] sie sich immer steigern nach sie gestr. sich nach immer gestr. steigern und ärger werden ü. d. Z. eingef. $_{32}$ nach Erfahrungen gestr. sammelten und nach Geschichte $_{(33)}$ a. R. eingefügt **313**$_{4}$ Gemeinschaftlichkeit] Solidarität gestr. Gemeinschaftlichkeit a. R. eingef. $_{7}$ es ist uns nicht erlaubt] nach uns gestr. aber auch ü. d. Z. erlaubt über gestr. gegönnt $_{9}$ ihre Bewältigung ist schwierig, aber der a. R. eingef. vor gestr. Der davor Punkt durch Beistrich ersetzt $_{11}$ weil man bis $_{14}$ ist, a. R. eingef. $_{15}$ unseres ü. d. Z. eingef. $_{16}$ Vorschreitens aus Vorschreiten korrig. $_{17}$ doch ü. d. Z. eingef. in der Kunst] nach in gestr. manchen Zweigen unter manchen gestr. den meisten noch ü. d. Z. über demselben gestrichenen Worte

19 nicht bloß die Vernunft allein a. R. eingef. 25 da sein] vorhanden gestr. da ü. d. Z. vor sein eingef. 33 denselben aus demselben korrig. **314** 5 Mächten der Welt] Geschöpfen gestr. Mächten der Welt a. R. eingef. 10 Mancher in] man durch gestr. Mancher in ü. d. Z. eingef. 11 setzt] verkünden will gestr. sezt a. R. eingef. 12 Doppelpunkt vor und an Stelle eines Beistriches gesetzt 13 aus der Last] wegen der vor Last gestr. a. R. eingef. wegen und gestr. darüber aus seiner hierauf seiner gestr. und darüber der eingef. 16 darauf] nachher gestr. darauf a. R. eingef. Mancher M aus m korrig. 26 er ü. d. Z. eingef. nach Erlangung gestr. des 27 hegen mag] hegt gestr. hegen mag a. R. eingef. 28 Gewalt ü. d. Z. eingef. vor gestr. Macht 32 nämlich ü. d. Z. eingef. über gestr. die **315** 1 in dem es erreichbar ist] in dem er es erreichen kann er gestr. erreichen kann durch Streichung und Darübersetzung verwandelt in erreichbar ist irdische Glück] Ideal gestr. irdische ü. d. Z. Glük unter d. Z. eingef. 2 ausmacht] ist gestr. a. R. eingef. ausmacht, vor diesem Worte a. R. eingef. und gestr. auf Erden ja sogar ü. d. Z. eingef. nach wenn gestr. ihn 3 zum himmlischen Glücke führt] geradezu dahin führt gestr. aus Versehen bloß geradezu und a. R. eingef. zum himmlischen Glüke führt Strichpunkt vor so an Stelle eines Beistriches eingesetzt 4 nach führt gestr. ihn vor sie gestr. und 5 daher ü. d. Z. über gestr. daher ohne Anmaßung 7 nach Schwester gestr. immer 10 nach Götter gestr. und 16 der Mann ehrt sie noch, und wenn er] nach der Mann gestr. der a. R. eingef. ehrt bis er 18 dankt [er] ihr er durch die Änderung der Stelle bedingt, aus Versehen nicht eingefügt und vom Herausgeber ergänzt 19 entweder ü. d. Z. eingef. 20 selbst ü. d. Z. eingef. 22 nach ihm gestr. bei seinen Tändeleien 23 überdeckt] überbreitet gestr. überdekt a. R. eingef. 25 sind die Früchte der Phantasie] nach sind gestr. ihre ü. d. Z. eingef. die nach Früchte a. R. eingef. der Fantasie 26 und in ihren Verirrungen auch] nach und gestr. oft auch schon nach Verirrungen ü. d. Z. eingef. auch 28 nun zur Phantasie noch das Göttliche gesellt] nach nun gestr. das Übersinnliche zu ihr gesellt a. R. eingef. zur Fantasie noch das Göttliche gesellt 29 schönsten Gefühle] nach schönsten gestr. Gefühle ü. d. Z. Zustände gestr. und Gefühle eingef. hat ü. d. Z. eingef. 30 zur Beherrschung ü. d. Z. eingef. 31 und es hat bis 316 1 der Kunst] nach und gestr. zieht in alle Herzen ein. Dieses größte Reich aber ist das Reich der Kunst a. R. eingef. es hat bis der Kunst **316** 1 [sein.] vom Herausgeber ergänzt Sie geht in alle Seelen, wo es Seelen gibt] nach Sie gestr. allein nach geht gestr. durch den Reiz der ihr innewohnt

nach in gestr. die ü. d. Z. eingef. ‚alle nach Seelen gestr. aller Menschen ü. d. Z. eingef. wo es Seelen gibt $_{2}$ das Göttliche hebt] nach das gestr. Hohe und nach Göttliche gestr. das sie bringt, $_{4}$ so ü. d. Z. eingef. $_{5}$ anregt ü. d. Z. über gestr. wirkt regt ü. d. Z. eingef. über gestr. wirkt Allgemeines A aus a korrig. $_{9}$ ergreift sie auch] nach ergreift Ansatz zu er gestr. ü. d. Z. eingef. diese Kunst dann gestr. und durch sie ersetzt $_{12}$ Wirkungen endlich gar ü. d. Z. über gestr. Resultaten selbst $_{15}$ Fächern ü. d. Z. eingef. so bewegt die Kunst alles Das mit einem Male und noch etwas mehr, sie malt den Himmel in die Seele] so nimmt die Kunst allein alle Kräfte in Anspruch, sie umgaukelt den Menschen auf seinen einsamen Gängen mit dem Spiele aller Kräfte, sie zeigt ihm glükselige Inseln, über gestr. nimmt ü. d. Z. bewegt nach Kunst gestr. allein aus alle korrig. alles gestr. Kräfte bis Inseln ü. d. Z. das mit einem Male und noch etwas mehr, sie mahlt den Himmel in die Seele, in dieser Einschiebung nach und gestr. den $_{17}$ begleitet mit der heiteren Miene oft noch den Geschäftsmann in die Stube seiner Marter.] nach begleitet gestr. ihn oft noch nach mit ü. d. Z. der aus Versehen heiterer belassen statt heiteren [vom Herausgeber eingesetzt], nach Miene ü. d. Z. eingef. oft noch den Geschäftsmann nach die gestr. ernste nach Stube gestr. seines Geschäftes und durch das angefügte seiner Marter ersetzt $_{19}$ Auch nicht minder tief, als allgemein, wirkt die Kunst. ist das Ergebnis wiederholter Änderung: Auch durch ihre Art sichert sich die Kunst ihr Reich. gestr. in der Zeile darunter Auch die Art der Kunst zielt auf Allgemeineres. Was der Mensch hier abgebrochen und die ganze Zeile durchgestr. darunter Nicht weniger tief als allgemein regt die Kunst an. gestr. a. R. eingef. Auch durch die Art ihrer Einwirkung hat die Kunst ein großes Reich. gestr. und darüber quer am Rande die letzte Fassung $_{24}$ und sein ganzes Innres erfaßt] und entzündet gestr. und sein ganzes Innres erfaßt a. R. eingef. $_{25}$ unauslöschliches korrig. aus unlöschliches durch Einfügung der Silbe aus ü. d. Z. $_{29}$ wilder und brausender Guß der thierischen Empfindungen.] nach wilder gestr. Fanatismus a. R. eingef. und brausender Guß der thierischen Empfindungen. 317$_{6}$ sich allsogleich in ihrem äußern Thun und Wesen] nach sich gestr. gleich an ihnen a. R. eingef. allsogleich in ihrem äußern Thun und Wesen $_{10}$ die ü. d. Z. eingef. ersichtlich ist. a. R. eingef. $_{16}$ und wirkt auf die nächstfolgenden Zeiträume befruchtend ein. a. R. eingef. $_{23}$ Die Kunst ist also eines der größten menschlichen Dinge. ü. d. Z. über gestr. Die Kunst ist also eines der höchsten menschlichen Dinge

30 dann nur mehr a. R. eingef. 32 gerade das menschlichste aller menschlichen Dinge] gerade die menschlichste aller Gaben nach gerade korrig. das aus die nach aller gestr. Gaben a. R. eingef. menschlichen Dinge **318** 5 Menschen und Zeiten, die Kunst] nach Menschen gestr. dieses Kleinod a. R. eingef. und Zeiten, die Kunst 6 zu hegen und zu steigern] nach hegen ü. d. Z. und nach zu gestr. pflegen und es in seiner reinsten Würde zu bewahren ü. d. Z. steigern über pflegen 7 Zwecken] Dingen gestr. Zweken a. R. eingef. 8 eines der höchsten, größten Augenmerke] nach gestr. Wortansatz s[ein] ein höchstes Augenmerk über gestr. ein gesetzt eines der höchstes korrig. in höchsten und darnach ü. d. Z. eingef. größten und nach höchsten korrig. Augenmerke aus Augenmerk 9 sie einerseits zu fördern und anderseits zu ehren] nach sie gestr. zu heben a. R. eingef. einerseits zu fördern nach und ü. d. Z. eingef. anderseits 10 nicht nur ü. d. Z. eingef. an sich ü. d. Z. 11 sondern ü. d. Z. über gestr. und auch ü. d. Z. eingef. 12 der Staaten korrig. aus des Staates 16 sage, wie ü. d. Z. eingef. 17 jene ü. d. Z. über gestr. unsere geleitet werden sollen ü. d. Z. über gestr. erörtere 18 höherer aus hoher korrig. 19 wollen, wie diese Jugend die Gebilde der Kunst meistens zu theuren Gespielen hat, und wie sie gerade durch sie mit Vermittlung der Lehrer zu ehrwürdigen Männern reifen kann.] nach wollen, gestr. und wenn ich andeute, in welches Verhältnis wir die zu erziehende Jugend mit der Kunst sezen sollen darunter wie diese Jugend die Gebilde der Kunst meistens zu theuren Gespielen haben, und wie sie gerade durch sie mit Vermittlung der Lehrer zu ehrwürdigen Männern reifen können. nach diese ü. d. Z. eingef. Jugend nach zu ü. d. Z. theuren über gestr. Jugend = am Zeilenschluß vor gespielen, das Stifter aus Versehen nicht durch Gespielen ersetzt hat, haben irrtümlich belassen, vom Herausgeber durch hat ersetzt nach sie ü. d. Z. eingef. gerade nach zu gestr. tüchtigen und unter d. Z. ehrwürdigen eingef. können vom Herausgeber durch kann ersetzt

Aprent strich den Obertitel Über die Behandlung der Poesie in Gimnasien durch und fügte unter Die Poesie und ihre Wirkungen ein Ein Beitrag zur Behandlung der Poesie in Schulen sowie am Rande: von Adalbert Stifter. Im Manuskripte gehen folgende Änderungen auf ihn zurück: 301 9 die Lehranstalt des Gymnasiums ist] Lehranstalten sind A. 11 ihr] ihnen ebenso in derselben Zeile nochmals und in 301 13. 303 16 als solchen gestr. 305 5 würdevolle und ernste] würdevollste und ernsteste mit Wiederherstellung der früheren Lesart. Außerdem weicht der Druck infolge nachträg-

licher Änderungen Aprents noch an mehreren Stellen von der Handschrift ab; er glaubte sich hiezu berechtigt, da das Manuskript nicht als druckreif bezeichnet werden kann. Geringfügiges bei Seite lassend, verzeichne ich, um Aprents Vorgehen zu kennzeichnen: 301 $_{19}$ da eine] und eine J mit Vermeidung der Wiederholung der den Satz einleitenden Konjunktion. 304 $_{25}$ die Vernunft] die Kunst J sinnstörender Druckfehler. 307 $_{19}$ dann] und dann J. 308 $_{8}$ unterging] unterlag J. 309 $_{22}$ wer weiß, ob nicht ... sei ... und ... müsse] wer weiß, ob nicht ... ist ... und muß J. 313 $_{2}$ auf dem ... Gesichtskreise zu weilen] in dem ... J. 315 $_{27}$ ff. führt Aprent sie [die Phantasie] als Subjekt durch, während bei Stifter 315 $_{29}$ dasselbe $_{30}$ und $_{31}$ es sich auf das Göttliche beziehen und $_{32}$ wieder mit sie das Subjekt des vorhergehenden Satzes aufgenommen wird. Daher ändert Aprent $_{29}$ dasselbe durch sie in sie durch dasselbe $_{30}$ es in sie und ebenso $_{31}$. 316 $_{15}$ bewegt] bringt J. 317 $_{20}$ betrachtete und vergliche, so würde] betrachtet und vergleicht, so wird J. 318 $_{8}$ eines der höchsten, größten Augenmerke] auch das höchste und größte Augenmerk J. $_{9}$ einerseits ... anderseits] einestheils ... anderntheils J. $_{17}$ jene Jugend] eine Jugend J irrtümliche Lesung des undeutlich geschriebenen Wortes $_{20}$ sie] Jünglinge J, um die durch Korrektur entstandene Inkongruenz in H zwischen sie, das auf Jugend 318 $_{19}$ bezogen werden muß, und können 318 $_{22}$ zu vermeiden.

Die im folgenden gegebenen Verweise auf andere Artikel und Schriften und die Briefe Stifters zeigen, daß er sich in diesem Artikel in gewohnten Bahnen bewegt und im wesentlichen nichts als eine Zusammenfassung seiner an anderen Stellen ausgesprochenen Ansichten bietet. Vgl. S. 496 Nachträge.

303 $_{1}$ Stifter ist im Gegensatz zu Kants „Kritik der Urtheilskraft“ wie Schiller der Ansicht, daß das Schöne nicht bloß subjektiv sei, daß es ein allgemeines Kennzeichen des Schönen gibt. $_{5}$ Aber etwas Allgemeines muß das Gefallen .... doch haben. Vgl. Programm der Vorträge über Ästhetik (XIV 6 $_{11}$): Das Schöne wird der Erfahrung zu Folge als ein allgemein ohne Bedingung Gefallendes bezeichnet. **304** $_{9}$ Vgl. ebda (XIV 7 $_{19}$): es ist daher das der höchsten Kraft Zusagende zugleich das Zusagendste, mithin menschlich Allgemeinste (Sittliche) und daher das unbedingt Gefallende. und (9 $_{26}$): Sittlichkeit ist also das der Menschheit Zusagendste ... also das erste Merkmal des Schönen ... Das Sittliche, daß es als

Schönes wirke, muß sinnlich wahrgenommen werden. Hierin berührt sich Stifter mit Kants Kritik der Urtheilskraft, § 59. **305** $_2$ in der reinen, heitern, anspruchlosen... Skulptur der Griechen sehen wir die... gegenständlichste... Menschlichkeit in huldvoller Naivetät entsprechend Herders Charakteristik in den „Briefen“ 65 (17, S. 352): „Die griechische Kunst kannte, ehrte und liebte die „Menschheit im Menschen“. „Gegenständlichkeit“ und „gegenständlich“ gebraucht Stifter oft. Vgl. 312 $_{23}$: Gegenständlichkeit der Welt, 312 $_{29}$: Darum sind die Alten so wahr und gegenständlich in ihren Kunstgebilden, 343 $_{31}$, 344 $_{23}$. Vgl. Anm. XIX, S. 302, mit dem Verweis auf Goethe. $_6$ in den Gebilden Shakespearestritt uns die ganze Gewalt und Macht des Sittenbewußtseins entgegen. Ebenso äußert sich Stifter in dem Briefe an Heckenast, 11. Februar 1858 (XIX 93 $_{31}$): Das Sittengeseß allein ist in seiner Anwendung Kraft (darum weil es in *Shakespears* Stüken über den Leidenschaften thront, sind sie groß, nicht, weil Leidenschaften darin sind). **306** $_{32}$ ff. die Kunst eines Volkes der Zeiger seiner sittlichen Höhe. Vgl. Anm. zu 119 $_{12}$. **307** $_{32}$ ff. Die Charakteristik der Kunst des deutschen Mittelalters: unbeholfene Mittel, schreiende Formfehler, in denen doch das Holde liegt kehrt im „Nachsommer“ wieder und zwar in derselben Gegenüberstellung mit Werken einer verfallenden Kunst (vgl. VII 98 $_{28}$, 151 $_8$). **308** $_{16}$. Stifter wendet sich hier gegen Tendenzkunst wie bereits in dem Briefe an Heckenast, 9. Januar 1845 (XVII 138 $_{23}$): Das junge Deutschland habe ich am meisten gefürchtet, indem ich mit einer Schattirung desselben, die Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Litteratur zu mischen, ganz und gar nicht einverstanden bin, sondern im Gegentheile meine, daß das Schöne gar keinen andern Zwek habe, als schön zu sein.... $_{28}$ Ardinghello, Ardinghello oder die glükseligen Inseln von Joh. Jak. Wilhelm Heinse, Lemgo, 1787. Lucinde von Fr. Wilh. Schlegel, Berlin, 1799. **309** $_{32}$ Vgl. Programm der Vorträge über Ästhetik (XIV 9 $_{16}$): Höchstes Vermögen des Menschen: Vernunft und Freiheit. **310** $_2$ Vgl. Vorrede zu den Bunten Steinen, V $_1$, 7 $_{23}$ ff. **311** $_5$ Das höchste Schöne ist die Welt. Wenn der Mensch schafft, so ahmt er Stücke derselben nach. Vgl. Programm, XIV 9 $_{32}$ und den Ausstellungsbericht, 1867, XIV 216 $_{17}$. **312** $_4$ Da der Dichter die Welt darstellen

soll, so muß er auch die Welt umfassen (vgl. 312 $_{18}$), eine Forderung, die Schiller stellte: „Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen, wenn man nicht überhaupt Menschlicher Gemüther sagen will, so wenig leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen und überall ein Ganzes der Menschheit zu fodern“ (an Goethe, Jena, 7. September 1797). $_{29}$ Darum sind die Alten so wahr und gegenständlich in ihren Kunstgebilden ... (vgl. 313 $_{9}$) sagt Stifter in Übereinstimmung mit Jean Paul, Vorschule der Ästhetik, I, § 17 (49, S. 71, 73): „Die erste [Hauptfarbe] ist ihre Plastik oder Objektivität ... Der Grieche sah selber und erlebte selber das Leben, ... daher sein scharfer Umriß der Wirklichkeit, so daß man aus der ‚Odyssee‘ eine Topographie und Küstenkarten ziehen kann.“ $_{31}$ Vgl. an Heckenast, 31. Okt. bis 2. Nov. 1861 (XX 20 $_{32}$, Anm. S. 337): Darum verlangten die Alten, daß man in höheren Jahren Dichter und Staatsmann sei. **313** $_{27}$ Das, was wir Genie heißen, ist ... das Blühen aller geistiger Kräfte ... nach Jean Pauls Vorschule, I, § 11 (49, S. 53): „Im Genius stehen alle Kräfte auf einmal in Blüthe.“ $_{30}$ Vgl. Anm. zu 10 $_{3}$. **314** $_{12}$ jener uralte Grieche ... Sophokles soll von seinem Sohne Jophon wegen Geistesschwäche und Unfähigkeit, sein Haus zu verwalten, mit der Forderung der Herausgabe des Vermögens gerichtlich geklagt worden sein und die Richter durch die Vorlesung seines „Oedipus auf Kolonos“ zu seiner Freisprechung veranlaßt haben. Stifter kannte die auch von Cicero im *Cato maior* c. 7 überlieferte Anekdote vielleicht aus Jean Pauls „Vorschule“ III, 2 (51, S. 411) und übernahm wohl aus ihr auch den 314 $_{16}$ anschließenden Ausfall gegen die Dichter seiner Zeit: „Wenn Sophokles auf die Klagschrift seiner Kinder, daß er toll sei, keine andere Schrift ... einreichte als seinen ‚Ödip‘, so gewann er durch Schreiben den Prozeß, den die meisten jetzigen Dichter dadurch eben verlören, so daß immer zwischen ihm und ihnen ein gewisser Unterschied bleibt.“ $_{31}$ Ausbildung des Menschen als Menschen, nämlich Humanität, der höchste irdische Zweck, sagt Stifter mit Herder, der im 1. Kapitel des 15. Buches der „Ideen“ den Leitsatz „Humanität ist der Zweck der Menschen-Natur und Gott hat unserm Geschlecht mit diesem Zweck sein eigenes Schicksal in die Hände

gegeben“ (14, S. 207) ausführt und in den „Briefen“, 27 (17, S. 138) erklärt: „Humanität ist der Charakter unsres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angebohren, und muß uns eigentlich angebildet werden.“ **315**$_5$ Kunst ... die irdische Schwester der Religion. Vgl. Anm. zu 177$_{28}$. **317**$_{11}$ Ein einziger Dichter ... hat es [das Volk] oft in einem Ruck mehr gehoben, als jahrelange Belehrungen und vortreffliche Gesetze. Vgl. 177$_{31}$. Ähnlich sagt Stifter in dem Briefe an Heckenast, 6. März 1849 (XVII 323$_8$): Mein Gott, ich gäbe gerne mein Blut her, wenn ich die Menschheit mit einem Ruke auf die Stufe sittlicher Schönheit heben könnte, auf der ich sie wünschte. **318**$_1$ ff. Zitat aus Schillers Gedicht „Die Künstler“ v. 30 — 34. Ebenso XIV 142$_6$. Vgl. Nachsommer, VII 154$_{23}$: Darum hat nur der Mensch allein die Kunst und wird sie haben, so lange er ist, wie sehr die Aeußerungen derselben auch wechseln mögen. $_7$ Vgl. Anm. zu 175$_3$. $_{12}$ Vgl. Anm. zu 177$_{30}$.

Die Volksschule in Oberösterreich in den Jahren 1850—1865.

S. 319$_1$—324$_{32}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 156, 2 Großquartblätter mit breitem Rand, beiderseits beschrieben. Das mit voller Namenszeichnung unter dem Titel versehene Manuskript bricht in der letzten Zeile der Seite 4 mitten im Satze ab. Die Blätter tragen rechts oben die Aufschrift Volksschule 1, bzw. 3, alle Seiten sind numeriert. Seite 1 hat überdies links oben den Vermerk Stifters für die österr. Revue. Ungedruckt.

319$_{21}$ Volkserziehung recht eingerichtet würde] vor recht Wortansatz ei[ngerichtet] gestr. **320**$_1$ sie über gestr. die Staaten $_9$ seine Vollendung finden werde] nach seine gestr. Entwiklung finden werde $_{13}$ nach Erde gestr. nur von $_{29}$ Greises aus Greisen korrig. **321**$_{31}$ enge, steile, finstere Straße] nach enge gestr. Wortansatz fi[nstere] **322**$_{17}$ vor Stadtpfarrschule gestr. Wortansatz Pf[arrschule] $_{30}$ verwerfen das zweite r ü. d. Z. eingef. **323**$_9$ nach Dach gestr. hat **324**$_6$ nach Menschen Wortansatz g[ewiß?] gestr. $_7$ dazu bedarf er nicht eigens einer Leidenschaft a. R. eingef. $_{15}$ nach Sie vor errichtete gestr. bau[te] $_{30}$ nach waren gestr. wiederholt

Adolf von Kriegs-Au, der während seiner Wirksamkeit in der Linzer Statthalterei Stifters Freund geworden war,

leitete seit dem Herbst 1865 als Sektionschef die nach Auflassung des Ministeriums für Cultus und Unterricht errichtete Abteilung des Staatsministeriums (vgl. Anm. XX, S. 404) und schrieb Stifter am 16. Oktober 1865: „Was Sie über Volksschule denken, Sie, der Sie nicht blos mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen leben, das möchte ich wissen. Vielleicht reden wir darüber." Stifter antwortete am 4. November 1865 (Briefe, hgg. von Joh. Aprent, III, S. 185): „Ich habe meine Aufmerksamkeit schon vierzig Jahre auf diesen Gegenstand gerichtet, ich halte ihn für höchst wichtig und für eine der ersten Staatsaufgaben. Was ich aber sagen könnte, wäre ein Buch, kein Brief, und das kann ich jezt nicht abfassen. Es ist schon lange meine Absicht, daß es mein lezter Dienst sein soll, welchen ich dem geliebten Österreich leiste, ein Werk in meinen älteren Tagen über Volkserziehung und Volksunterricht abzufassen. . . . Indessen werde ich anfangen, allerlei, wenn auch nicht im folgerechten Zusammenhange, auf Blätter zu schreiben und werde Ihnen diese Blätter senden. Aber Kriegs-Au erhielt keine Sendung, wie aus seinem Vermerk „Nie etwas gekommen" auf der im Stifter-Archiv erliegrnden Abschrift dieses Briefes hervorgeht. Das vorliegende Bruchstück hängt zweifellos mit diesem Plane zusammen und ist nach der am 25. November 1865 erfolgten Versetzung Stifters in den Ruhestand entstanden. Die Randnote auf S. 1 zeigt, daß Stifter den Artikel für die Zeitschrift „Österreichische Revue" bestimmt hatte.

319$_{13}$ Fürst Clemens Metternich war am 11. Juni 1859 gestorben. $_{19}$ daß die Staaten, um mit all den Schäden zurecht zu kommen, die aus unzulänglicher Volkserziehung entspringen, mehr Geld ausgeben, als wenn gleich die Volkserziehung recht eingerichtet würde. Vgl. an Türck, 26. April 1849 in der Anm. zu 46$_5$. **320**$_{25}$ Vgl. Anm. zu 180$_8$. $_{29}$ daß der Plan für Entwicklung der Menschheit ungemein groß angelegt sein muß, und daß ein Jahrtausend eine Stunde ist, ein Leitgedanken des 15. Buches der „Ideen" Herders. Vgl. Kap. 4 (14, S. 235): „Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenigmerklichen Fortgang des Guten in der Geschichte rühren daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges siehet." **321**$_{17}$ Über die Schulhäuser hatte Stifter sich schon in seinem ersten Inspektionsberichte (Festgabe, S. 42) eingehend geäußert: „Die Schulgebäude, die mir bisher bekannt

geworden sind, sind sehr gemischter Art. Die neuen sind gewöhnlich gut, wenn auch den objectiven Forderungen des Schulanstandes, der Gesundheit (es entwikeln sich ohnedem ganz eigentlich specifische Schulkrankheiten) und des Lehrzwekes nicht entsprechend. Ich habe aber auch sehr schlechte, man könnte den Ausdruk gebrauchen, fürchterliche Schulörtlichkeiten getroffen. $_{23}$ In dem genannten Berichte, der in der „Festgabe“ nicht vollständig wiedergegeben ist, führte Stifter auch bereits Klage über das Gebäude und die Lage der Linzer Normalschule und Vorstadt-Josephsschule und der Kreishauptschule in Steyr. **323**$_{25}$ der damalige Statthalter..., Eduard Freiherr von Bach, der Nachfolger des Dr. Alois Fischer, war von 1851—1862 Statthalter von Oberösterreich.

II.

Literatur und Theater.

Kunst- und Litteraturbriefe aus Wien.

S. 327 $_{1}$—331 $_{33}$.

J: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 249, 6. September 1847, S. 1985.

Aurelius Buddeus, der Redakteur der Allgemeinen Zeitung, hatte sich im Juli 1847 an Stifter mit dem Ersuchen um Beiträge gewendet (vgl. XVII 238 $_{13}$, 239 $_{28}$). Stifter erklärte sich in der erst am 21. August gesendeten Antwort (XVII 246 $_{24}$ ff.) bereit, von Zeit zu Zeit wie sich eben der Anlaß gibt, über künstlerische Leistungen, künstlerisches Leben etc (im weitesten Sinne) von Österreich Nachricht und Urtheil zu geben; er möchte noch lieber allgemeine Ansichten über Kunst in dem Blatte nieder legen, etwa ästhetische Briefe, lehnt aber die Anregung des Redakteurs, einen Aufsatz über Hebbel zu geben, ab und begründet sein Verdammungsurteil (248 $_{1}$—250 $_{3}$) durch eine ausführliche Charakteristik. Hieran schließt er mit den Worten Wollen Sie aber das Folgende Ihrem Blatte einverleiben, so thun Sie es die Besprechung des „armen Spielmann“ von Grillparzer (250 $_{6}$—252 $_{14}$) und der beiden Bilder der Maler Steinfeld und Fischbach (252 $_{15}$—254 $_{33}$). Stifter stellte, durch eine frühere Erfahrung (vgl. Anm. zu 340 $_{1}$ ff.) veranlaßt, die Bitte, daß keine Kürzung oder Änderung ohne sein Einvernehmen vorgenommen werde.

Unsere Ausgabe bietet den Text nach dem Druck in der „Allgemeinen Zeitung“, der geringfügige Abweichungen von dem

des Briefes an Aurelius Buddeus aufweist: 327 $_{2}$ Jahrgang J.] Jahrgange $_{10}$ ältern] älteren $_{11}$ Anderes] anders $_{21}$ äußern] äußeren 328 $_{3}$ müſſen. Ueber] müſſen: Über $_{15}$ Geſchlechts] Geſchlechtes $_{20}$ goldenen] goldnen $_{28}$ liegen. Daher] liegen: Daher kommt] kömmt 329 $_{17}$ erfreuliche] erfreulichen $_{23}$ unſeres] unſers **330** $_{17}$ ſieht man] iſt $_{21}$ aufgeht. Der] aufgeht, der $_{23}$ Unglücks] Unglükes $_{27}$ angemeſſen—ruhig] angemeſſen: ruhig 331 $_{7}$ liegenden] liegendem $_{21}$ Gegentheil] Gegentheile $_{31}$ unſern] unſeren. $_{32}$ künſtleriſchen Streben] künſtleriſchem Ernſte

327 $_{5}$ Stifters Erzählung „Der arme Wohlthäter“ (Austria f. d. J. 1848, umgearbeitet „Kalkstein“ der „Bunten Steine“) zeigt den Einfluß der Erzählung Grillparzers. Vgl. Wilhelm Kosch, Adalbert Stifter und die Romantik, Prag, 1905, S. 13, ferner V$_{1}$, S. XXIX. Auch in den „Turmalin“ übernahm er aus ihr Motive. $_{19}$ Unbedeutenheit. Diese auffallende Schreibung gebraucht Stifter auch in den „Feldblumen“ 1 101 $_{22}$: und mich blätterweiſe in Unbedeutenheiten umtreibe und im „Nachsommer“, VII 45 $_{28}$: Meine Habſeligkeiten ſinken dagegen zu Unbedeutenheiten herab. Ebenso Grillparzer, Meine Erinnerungen aus dem Revolutionsjahre, Sämtliche Werke, XVI, S. 43, Z. 4. **329** $_{12}$ Stifter kannte die Wiener Kritik. Sigmund Engländer brachte im „Humoristen“ Nr. 268, 9. November 1847 eine verständnislose, abfällige Kritik des „armen Spielmann“, die sich zugleich auch gegen Stifters ebenfalls in der Iris f. d. Jahre 1848 erschienene Erzählung „Prokopus“ wendete (vgl. Anm. XVII, S. 429). $_{20}$ worüber ich nächstens berichten werde. Dies geschah nicht. Der im Drucke mit I bezeichnete Artikel erhielt keine Fortsetzung. $_{26}$ Steinfeld, Franz Steinfeld (1787—1868). Vgl. Anm. XVII, S. 407, 425. **330** $_{32}$ Fischbach, Johann Fischbach (1797—1871), mit Stifter befreundet. Vgl. XVII 54 $_{8}$, 61 $_{8}$, 65 $_{24}$, Anm. S. 346. XVIII 273 $_{12}$ ff. (Stifter an Fischbach, 9. September 1855). Stifter hat mehrere Bilder Fischbachs, besprochen: XIV 45 $_{8}$, 62 $_{32}$, 111 $_{3}$, 330 $_{20}$—332 $_{8}$.

Carl Löfflers Ölgemälde „Das Erdbeermädchen“.

S. 332 $_{1}$—334 $_{7}$.

J: Der Botschafter, IV. Jahrg., Nr. 5, 5. Jänner 1865. Feuilleton: Bildende Kunst.

Der Maler Carl Löffler (geb. in Haslach in Oberösterreich am 13. Februar 1823, gest. in Wien am 30. Juni 1905) war ein Freund Stifters (vgl. Anm. XX, S. 332). Der Herausgeber und verantwortliche Redakteur des „Botschafter" war der Schriftsteller Friedrich Uhl, der zu den Wiener Freunden des Dichters zählte (vgl. Anm. XX, S. 356).

332 $_4$ Stifter hatte von seinem Sommeraufenthalte aus am 17. September 1864 (XX 220 $_2$) an Löffler geschrieben: Höchst schmerzlich war es mir, daß ich Ihre Bilder in der Linzerausstellung nicht sehen konnte, und noch viel schmerzlicher, daß es mir nicht gegönnt war, sie in der Zeitung zu besprechen, aber er sah die Bilder doch noch, da sie erst im Spätherbst an den Maler zurück gingen, war mit ihrer Besprechung in der Linzer Zeitung nicht einverstanden und versprach Löffler in dem Briefe vom 18. November 1864 (XX 232 $_{18}$): Eine meiner ersten Arbeiten, wenn ich wieder in meinen Nerven vollständig bin, soll ein großer Aufsaz über Sie in einem großem Blatte sein. Dazu kam Stifter nicht, sondern nur zu der vorliegenden kleinen Anzeige, die durch die Nachricht Löfflers über den Verkauf seines im Wiener Kunstvereine ausgestellten Bildes „Das Erdbeermädchen" veranlaßt wurde (vgl. XX 251 $_{14}$ und Anm. S. 390). $_{10}$ seine ersten Veröffentlichungen, in einer Ausstellung des oberösterr. Kunstvereines im Jahre 1856 unter dem Namen C. Lichtenau, unter seinem Namen zum ersten Mal im Jahre 1859. Vgl. Anton Schlossar, Adalbert Stifters Beziehungen zu dem Maler Carl Löffler in Wien, Deutsche Arbeit in Böhmen VIII, 1908/09, S. 774. $_{16}$ Ein Mädchenkopf mit Fehlern, die Anfänger haben, von Stifter Angela nach der Heldin seiner „Feldblumen" genannt (vgl. XIV 193 $_3$ und XX 75 $_{11}$, Anm. S. 348). $_{22}$ Die Gestalt des Erdbeermädchens. Vgl. die Wiedergabe in Bd. XX und die Anm. ebda S. 390. **333** $_{25}$ Mit dem Rate, Löffler möge sich von dem Einflusse hoher, alter Meister befreien, wiederholt Stifter, was er dem Maler nach dem Studium seiner Bilder am 18. November 1864 (XX 231 $_{22}$) geschrieben hatte: daß Sie Ihre Augen vielleicht zu sehr an die alten herrlichen Bilder gewöhnt haben, und daß Ihnen der bräunlich schwarze Ton, den sie durch Alter angenommen haben, schon in Ihre neuen Farben kömmt (vgl. ebda, Anm. S. 385). Stifter stimmt hierin mit dem Kritiker der Linzer Zeitung, Nr. 193, 24. August 1864 überein (vgl. ebda S. 382). Dem „Erdbeermädchen" spendete auch

Ludwig Speidel in dem Fremdenblatt, Nr. 333, 2. Dezember 1864, sein Lob (vgl. ebda S. 390).

Neue Gesänge in obderenns'schen Volksmundart von Franz Stelzhamer.

S. 335 $_{1}$—339 $_{32}$.

J: Allgemeine Theaterzeitung, Nr. 176, 177, 24., 26. Juli 1841.

Franz Stelzhamer, geb. in Groß-Piesenham bei Ried in Oberösterreich am 29. November 1802, gest. in Henndorf bei Salzburg am 14. Juli 1874. Vgl. XVII 74 $_{24}$ (Anm. S. 358), 308 $_{25}$ ff., 311 $_{6}$ (Anm. S. 450 f.).

335 $_{2}$ Stifter bezeichnet die „neuen Gesänge" als zweiten Band der Dialektgedichte Stelzhamers, obwohl der Titel keinen derartigen Zusatz enthält, mit Rücksicht auf Stelzhamers „Lieder in obderennsischer Volksmundart", die Wien, 1837, bei Peter Rohrmann erschienen. Auf diese erste Ausgabe beziehen sich Stifters Verweise 336 $_{29}$ und 337 $_{3}$. Diesem Büchlein gilt eine überaus anerkennende Besprechung Ernst von Feuchterslebens in der Wiener Zeitung Nr. 122, 13. August 1841 (Lebensblätter, Wien, 1841, S. 129, S. W. 3, S. 117), die zu einer Zeit erschien, als die „neuen Gesänge" bereits vorlagen. $_{4}$ im Innkreise, in dem Innviertel, in dem Groß-Piesenham liegt. $_{7}$ Hebel, Johann Peter Hebel (geb. in Basel am 10. Mai 1760, gest. zu Schwetzingen am 22. September 1826), dessen „Allemannische Gedichte" 1803 in Karlsruhe erschienen sind. Auch Feuchtersleben zieht in seiner nach Stifters Artikel veröffentlichten Besprechung Hebel zum Vergleich heran; er sieht in ihm einen Vertreter der subjektiven Seite der Poesie und glaubt, der Dialekt sei ihm bloß das Vehikel für seine Absicht, das Volk zu bilden und zu belehren, während er Stelzhamer einen originellen und echt poetischen Charakter und die Gabe, zugleich subjektiv und objektiv zu sein, zuerkennt. **336** $_{29}$ aus dem ersten Band, den „Liedern". den Spiellump: Dá Spiellump, S. 120. $_{30}$ das Lümperl: s'Lümperl, S. 105, 'SMüederl: Mein Müederl, S. 40, 'N Aehnl seine Lehrn: n'Ähnl seine Lehrn, S. 148. $_{31}$ aus dem zweiten, den „neuen Gesängen". 'S Muedastübl: s'Muedástübl, S. 132. $_{32}$ da Hadara: Dá Hádára, S. 51, da Pikan: Dà Pickan, S. 69, n'Menschen sein Fürnehma: m'Menschen sein Fürnehmá, S. 148. $_{33}$ Waldg'sangl: Woldg'sángl, S. 174,

's Gläut : 's G'läut, S. 210, s'Vaderhaus : s'Vadernhaus, S. 250. **337**$_1$ Resolut, S. 272, n'Vogel seine Frühlingsg'sangl : n'Vogl sein Fruehlingsg'sángl I—IV, S. 274. $_3$ In den Gedichten des ersten Bandes: d'Bläemerl : Dö Blüeml, S. 9. $_4$ d'Sterndl : D'Stern, S. 14. $_5$ da Tauba : Dá Dauba, S. 10. des zweiten: s'alte G'sang: s'Olte G'sang, S. 65, da Gimpel : Dá Gimpel, S. 285. $_{25}$ Maurus Lindermair, richtig Lindemayr (geb. in Neukirchen am 17. November 1723, gest. am 19. Juni 1783), Benediktiner, Pfarrer in Neukirchen. Seine „Lieder und Komödien des oberösterreichischen Bauers" wurden erst 1822 mit dem Zusatze „aus dem nachgelassenen Manuskript" herausgegeben. $_{26}$ Stifters Charakteristik des Landes Oberösterreich und seiner Bewohner ist ein trefflicher Beleg dafür, wie richtig August Sauer über Stifters enges Verhältnis zu diesem Lande in seiner Rektoratsrede „Literaturgeschichte und Volkskunde" (Österreichische Rundschau, Bd. XIV, 1908, S. 54) geurteilt hat: „Adalbert Stifter, der seine Jugend wie seine Spätzeit in Oberösterreich verbrachte, der auch wesentliche Bildungseinflüsse dort erfuhr, wurzelt tief im oberösterreichischen Volksktum." **338**$_9$ Liebe der Mutter zum Sohne und umgekehrt, in den Gedichten, in denen Stelzhamer sein eigenes Erleben und Empfinden gestaltet hat (vgl. Leopold Hörmann, Fr. Stelzhamers Ausgewählte Werke, I. Bd., Deutsch-österr. Klassiker-Bibl., S. IX). $_{12}$ Müederl : Mein Müederl: „Lieder", S. 40. **339**$_1$ Waldg'sangl I und II : Woldg'sángl : „Neue Gesänge", S. 174. $_2$ in den Frühlingsgesängen des Vogels : n'Vogl seine Früehlingsg'sángl, ebda S. 274. $_3$ Waldfräuerl : s'Woldfräuerl (*Musa ruralis*), ebda S. 17. $_5$ Woldg'sángl III, S. 179. $_8$ Mahrl von Furtbach : s'Máhrl von Furtbach, II G'sángá und á Vor- und Nachg'sángl, S. 83—126 (vgl. dazu Stelzhamers Erläuterungen in dem den Gedichten vorausgeschickten „Extrablättchen", S. VI. $_{15}$ d'Augn : D'Augn, S. 78, Fenstag'sangl: Fenstágsángl S. 197. $_{16}$ d'Aufrichtikeit : D'Aufrichtikeit (Duett), S. 296. $_{16}$ dö G'sanga vom verhexten Jaga : Dö G'sánga v. vohexten Jágá I—V, S. 296—314. $_{22}$ Wer sö nix zimmt, der is nix : S. 157 mit dem Zusatz: „Á G'sangl für d'Leut, dö ollweil gern umsunst interholten sein mechten".

Mohnkörner, gesammelte Erzählungen von Ernst Ritter.

S. 340 $_{1}$—346 $_{13}$.

J: Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 205, 24. Juli 1846, S. 1634—1636.

Mohnkörner. Gesammelte Erzählungen von Ernst Ritter, Pesth, 1846. Verlag von Gustav Heckenast, Leipzig bei Georg Wigand. Erster Band, 227 S. Oktav: Schloß Wartberg (S. 1—117), Gerhardine (S. 119—227). Zweiter Band, 211 S. Oktav: Die Verlobung (S. 1—82), Ulysses (S. 83—189), Herbstwochen am See (S. 190—261).

Ernst Ritter, der Deckname für Emilie von Binzer, geb. von Gerschau, geb. 1801, gest. in München am 9. Februar 1891. Vgl. Josef Bindtner, Eine Freundin Adalbert Stifters, Der Wächter, Organ des Eichendorff-Bundes, 1923, 2. Heft, S. 65—71. Chr. Frh. von Zedlitz, der Freund der Familie Binzer, vermittelte Stifters Verbindung mit der Allgemeinen Zeitung (vgl. Anm. XVII, S. 393). Stifter erbat sich das Buch von Heckenast (XVII 156 $_{25}$) und schrieb ihm am 17. März 1846 (XVII 157 $_{27}$): Über Ritter habe ich doch etwas geschrieben, lauter Lobendes (mit ganz winzigem Tadel), Zedliz wird es nach Augsburg senden. Aber Zedlitz mußte ihn noch am 26. April mahnen und nochmals am 15. Mai (vgl. Anm. XVII, S. 390).

Der Artikel erfuhr Kürzungen, worüber sich Stifter bei Zedlitz beklagte, wie aus dessen Schreiben an ihn vom 18. August 1846 hervorgeht (vgl. hiezu Anm. S. 465 $_{1}$): Was Ihre ganz richtig *motivirte* Klage über die Verstümmlung Ihres Artikels in der Allg. Zeit. anlangt, so bin ich in der Lage, Ihnen darüber Aufschluß geben zu können, weil grade wie Ihr Brief ankam zufällig *Kolb* [Redakteur der Allg. Zeitung] bei uns in *Aussee* zum Besuch war um von hier über *Triest* nach *Wien* und *Prag* zu gehen. — Er selbst war nicht in *Augsburg*, und würde sonst ein *Veto* eingelegt haben. Da aber im Allgemeinen es Grundsatz der *Redaction* ist, nur übersichtlich über die vorhandenen Erscheinungen zu sprechen, und in die Einzelheiten nicht ein zu gehen, um keine „Recensionen" zu liefern, so haben seine Stellvertreter auch bei Ihrem Aufsatze nach diesem Grundsatze verfahren, und die Kritik der einzelnen Novellen ausgelassen, die, wäre *Kolb* in *Augsburg* gewesen, aus wahrer und großer Hochachtung für Ihren Namen, er nicht gestrichen haben würde. *Kolb* trägt mir

auf, Ihnen zu sagen, daß er keinen größeren Wunsch habe als Sie zu den *permanenten* Mitarbeitern der Allg. Zeitung zu zählen, und er läßt Sie sehr bitten, dieses Gesuch nicht abzuweisen ... Wie sehr *Ernst Ritter* die Verstümmlung Ihres Aufsatzes bedauerte, können Sie sich leicht vorstellen. Er war trostlos darüber! —.

Die „Mohnkörner" wurden in der Theaterzeitung, Nr. 71, 72 v. 24. und 25. März 1846 von Anton Langer günstig besprochen und Stifters Novellen an die Seite gestellt. Ebenso lobend sprach sich der Kritiker N. [Nordmann?] der „Sonntagsblätter" in Nr. 15, 12. April 1846 aus, die sich wiederholt mit der Persönlichkeit des Verfassers und seinem Werke beschäftigten. Vgl. in Nr. 8 die Notiz Aus Ungarn, in Nr. 34 die Notiz „Kein Ritter. Eine Mitteilung für Damen" von L. A. Frankl, der gleichfalls die „Mohnkörner" als Stifter gleichwertig rühmt, und in Nr. 39 v. 27. September eine Notiz, die den Namen der Verfasserin bekannt gibt. Als Ernst Ritter begegnen wir Emilie von Binzer bereits 1837 mit einigen Beiträgen in Witthauers „Wiener Zeitschrift"; ihre Dramen „Die Gauklerin" und „Karoline Neuber" kamen auch unter diesem Autornamen im Hofburgtheater zur Aufführung (vgl. XVII 194 $_4$, 195 $_6$ und Anm. S. 404).

340 $_{12}$ jedes Große, dachte er, sei so einfach, wie das Fließen der Luft ... Stifters erste Prägung seiner Ansicht über das Große und das Kleine in Natur und Menschenleben, die er in dem Album des Freifräuleins Emilie von Schlechta am 8. Mai 1847 (XVII 214 $_{15}$) wieder ausgesprochen und in der Vorrede zu den „Bunten Steinen" zur Abwehr der Angriffe Hebbels (V 1, 4 $_{13}$) ausführlich entwickelt hat. **341** $_8$ große Quadern, die keinen Palast machten, ein in dem Briefe an Aurelius Buddeus, 21. August 1847 (XVII 248 $_6$) in der Kritik Hebbels wiederkehrendes Bild: Er hat ein bestimmtes auffallendes Geschik in Handhabung rohen Materials, nehmlich der Quadern und Lasten, woraus ein Pallast werden soll, nur der Pallast wird nie. $_{16}$ der Affekt .. stets Schwäche. Vgl. an Heckenast, Juli 1847 (XVII 240 $_{31}$): Jede Größe ist einfach und sanft, wie es ja auch das Weltgebäude ist, und jede Erbärmlichkeit poltert wie Pistol in *Shakespeare*, und die Unkraft lärmt auch und schlägt um sich, wie es die Knaben in ihren Spielen thun, wo sie Männer darstellen. **342** $_{27}$ die Würde und Unverletzlichkeit des Sittengesetzes. Vgl. Anm. zu 305 $_6$. **343** $_{15}$ es ist allen Dingen, auch den unschein-

barsten, ein Auge gegönnt... wie Emilie Binzer selbst in dem Vorworte sagt: „Die Novellen .. erzählen die einfachsten Dinge mit den einfachsten Worten. In ihnen geschieht durchaus nichts Außerordentliches, ja in den „Herbstwochen am See“ geschieht eigentlich gar nichts“. **344**$_{17}$ Darum kann das Große klein sein und das Kleine groß. Vgl. die Vorrede zu den Bunten Steinen, V 1, 4$_{10}$, „Nachsommer“, VI, 235$_{11}$: Großes ist mir klein, Kleines ist mir groß, und Nachweise anderer Stellen bei Stifter und seiner Übereinstimmung mit Herder, Goethe, Jean Paul und Wilhelm von Humboldt: Stifters Werke, Bong, Teil IV, S. 10 ff. Emilie v. Binzer verkündet in den „Herbstwochen am See“ (Mohnkörner II, S. 236) dieselbe Anschauung: „Ein Heuspringer hüpfte auf die ruhende Hand des Dichters und mit ungeheurer Schnellkraft wieder in das Gestein. Es war ein Riesensprung und doch kaum zwei Ellen weit; — so sind die ungeheuersten Thaten der Erde oft nicht größer als der Sprung eines Grashüpfers — und was uns unbedeutend erscheint, ist in Wahrheit oft unübersehbar groß, durch den Sinn, aus dem es hervorging“. $_{19}$ sogenannte große Stoffe. Vgl. an Ottilie Wildermuth, 8. Februar 1854 (XVIII 192$_{27}$) und an August Piepenhagen, 15. Januar 1865 (XX. 258$_{19}$). Stifter stimmt hierin mit Jean Paul überein (vgl. Anm. XVIII S. 429). **345**$_{11}$ raubt... Hieran schloß sich im Manuskript die Besprechung der einzelnen Novellen, die von der Redaktion der Allgemeinen Zeitung gestrichen wurde (vgl. oben S. 470). $_{14}$ Der Tadel des Gebrauches der fremden Worte — das ist der ganz winzige Tadel, von dem Stifter in dem Briefe an Heckenast (siehe oben S. 470) spricht — lag Stifter nahe, der bei der Umarbeitung seiner Erzählungen für die „Studien“ die Fremdwörter tilgte (vgl. August Sauer in der Einleitung zu Bd. I, S. LXI), und war berechtigt, wie eine kleine Auslese zeigen kann: Bd. I: Schloß Wartberg S. 40: „ein immens reicher Mann“. S. 69: „er verlangte peremptorisch“. S. 92: „wenn ihre Geisteskräfte je sehr akuter Art gewesen wären“. Gerhardine: S. 133: „daß man hier nur in äußerster Publicität verkehren kann“. S. 190: „bis die Auszahlung von Gerhardinens Vermögen regulirt war“. Bd II: Die Verlobung, S. 16: „die unermeßliche Perspektive von Glück und Wonne“ S. 63: „nach Popularität strebende Familiarität“. S. 76: „von der Kanzel herab als ein Brautpaar proklamirt werden“. Ulysses S. 108: „um sich in seinen Hauptgedanken

von irgend Jemand influenziren zu lassen". S. 111: „Detail der Fortschritte". S. 172: „aus desappointirtem Ehrgeiz" „aus Calcul hat er Isabellen diesen Schimpf gethan". Herbstwochen am See, S. 212: „Stadtreminiscenzen und Prätensionen". S. 225: „da um drei Stimmen sich die vorhandenen recrutirt hatten". Emilie von Binzer hatte offenbar aus den Adelskreisen, in denen sie aufwuchs und verkehrte, die Vorliebe für den Gebrauch von Fremdwörtern übernommen. $_{31}$ die sogenannten Wirkungsgedichte, die den Erfolg im bloßen Stoffe suchen. Vgl. an Heckenast, 29. Juli 1858 (XIX 128 $_{28}$): Abdias ist jetzt in der hiesigen Ausstellung, und da hat es der Zufall zu einem Effectbilde gebracht, und es zeigt sich da recht augenscheinlich, was Dauer hat ... Es gibt auch solche Effectdichtungen. Ich sagte von solchen Kunstwerken: sie spielen mit der ersten Karte ihren höchsten Trumpf aus, oft einen sehr bedeutenden, aber dann machen sie keinen Stich mehr.

Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Anton Gartner.

S. 347 $_{1}$—347 $_{23}$.

J: Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Anton Gartner. Einbegleitet von Adalbert Stifter, Pesth, 1848. Verlag von Gustav Heckenast, Leipzig, bei Georg Wigand.

Anton Gartner, geb. in Pernstein in Oberösterreich am 8. Dezember 1817, gest. in Vöcklabruck am 27. Mai 1858. Vgl. Anm. XVII, S. 427. Stifter lernte die Gedichte Gartners durch ihn selbst kennen, der sie in Wien in einem Kreise von Freunden vorlas, und empfahl sie Heckenast am 14. Dezember 1846 für seinen Verlag (XVII 192 $_{12}$ ff.): Die Gedichte sind weit über Kastelli, Seidl, Klesheim, Kaltenbrunner und Kobell, und wenn sie auch vielleicht noch nicht so plastisch und kernhaft sind wie Stelzhammers, so sind sie poetischer und geben Hoffnung, daß ein nächster Band auch in der Kürze und Stärke der Form den Stelzhamer erreichen, vielleicht übertreffen wird ... Ich möchte von dem Fertigen, von dem manches noch jugendlich heiß und etwas zu subjectiv empfindsam ist, nur das Beste für einen Band auswählen, deßhalb geht es so lange her. Am 1. März 1847 schreibt Stifter an Heckenast, der nach Wien reisen wollte (XVII 213 $_{31}$): Dr. Gartner wird Ihnen seine Gedichte hier übergeben, sobald Sie kommen. Er freut sich, Ihnen einige vorlesen zu können. Ich glaube, daß der Verlags-

artikel nicht blos sehr gut, sondern hervorragend und ausgezeichnet gut ist. Sonst würde ich ihn nicht bevorworten. Stifter gab auch seinem Freunde den erbetenen Bescheid über die Entstehung und Bedeutung der Worte „Schnaderhüpfl“ und „Locherl“, wofür er Anton von Spaun zu Rate gezogen hatte; denn Gartner fügte der Ausgabe einen Anhang mit Erklärungen an. Vgl. an Türck, 22. August 1847 (XVII 257 $_{10}$) und an Dr. Anton Gartner, 14. September 1847 (XVII 260 $_{1}$). Dieser Brief ist der einzige erhaltene Stifters an Gartner.

Zwei Briefe Gartners an Stifter erliegen im Stifter-Archiv: Modena, 20. September 1853 und Vöcklabruck, 17. Februar 1857. Im Jahre nach Gartners Tod, am 29. April 1859, wendete sich dessen Witwe Gabriele an ihn mit der Bitte, die ihr versprochene Grabinschrift zu senden, und dankte ihm für die vielen Beweise seiner Liebe und Freundschaft.

Gartners Gedichte fertigte der Rezensent im Österreichischen Morgenblatt (gez. J. Stb.) Nr. 138, 17. November 1847, S. 551 als Jargonpoesie ab und erklärte am Schlusse seiner Besprechung: „Wie übrigens Herr Adalbert Stifter dazu gekommen, diese Jargonpoesie zu bevorworten, ist uns ein Räthsel.“ Die Gedichte erschienen in zweiter Auflage im Jahre 1856, Pest, Heckenast (vgl. die Besprechung in der Linzer Zeitung Nr. 121 vom 28. Mai 1857).

Nikolaus von Lagusius, Gedichte der Großeltern.

S. 348 $_{1}$—349 $_{17}$.

J: Gedichte der Großeltern. Ihren der Kindheit entwachsenen Enkeln und Enkelinnen gewidmet von Nikolaus von Lagusius. Wien, Druck und Commissionsverlag der typograph.-literar.-artist. Anstalt (L. C. Zamarski, A. Dittmarsch u. Comp.) 1859. Zweite Auflage: Leipzig, 1860, bei Schrag, ebenfalls mit Stifters „begleitenden Worten“.

Nikolaus von Lagusius, geb. in Wien im Jahre 1793 als Sohn des Konzipisten bei der böhmisch-österr. Hofstelle Leopold Edler von Lagusius und der Franziska L., geb. Edle von Jacquin (vgl. Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, hgg. v. Emil Blümml, München, G. Müller, 1919, I. Band, S. 158, Anm. S. 495), gest. ebda am 16. November 1869, gehörte

dem Offiziersstande an, diente in den Infanterie-Regimentern Nr. 49, zuletzt als Hauptmann, und Nr. 4, seit 1841 als Major und Kommandant des 1. Landwehr-Bataillons, und wurde 1844 pensioniert. Lagusius war schriftstellerisch tätig; er schrieb u. a. eine Erzählung „Marie“ (Witthauers Wiener Zeitschrift 1837, Nr. 105—108) und einen Artikel „Über stehende Heere“ (ebda, 1848, Nr. 147—154). Lagusius gehörte zu dem Freundeskreis des Hauses Türck. Stifter suchte Heckenast für einen Roman des Herrn v. Lagusius als Verleger zu gewinnen. Vgl. an Türck, 22. August 1847 (XVII 257_{15}) und an Heckenast, 19. Oktober 1847 (XVII 262_{1} ff.), dem er dessen Besuch ankündigt: ich rechne es mir zur Ehre, ihn meinen Freunden beizählen zu dürfen, und kann Sie versichern, daß Sie in ihm einen vortrefflichen Mann kennen lernen.

Am 13. August 1859 konnte Lagusius seinem Freunde Stifter melden, daß von den Gedichten mit Einschluß der Pflichtexemplare gegen 300 Bändchen abgesetzt wurden und der sich in Leipzig etablierende Berliner Kunsthändler Hoffmann bereit ist, die Ausgabe eines II. Bändchens solcher Gedichte „Gedichte der Großeltern ihren Enkeln im Jünglings- und Jungfrauen-Alter gewidmet“ — das Manuskript war dem Briefe beigelegt — zu übernehmen: Doch wünscht er, so wie ich, daß Sie die übergroße Güte hätten, diese Gedichte ... einer, wenn auch nur kurzen Einbekleidung [sic!] zu würdigen. Ob Stifter diesen Wunsch erfüllt hat, ist nicht bekannt. Ein zweites Bändchen ist nicht erschienen.

Joseph Kehrein, der Verfasser des Lexikons der katholischen deutschen Dichter und Schriftsteller im 19. Jahrhundert, der sich am 20. August 1867 an Stifter wegen biographischer Daten gewendet und ihn auch um Auskunft über Gartner und Lagusius gebeten hatte, erhielt in der Antwort vom 18. September 1867 den Bescheid: Adresse des H. von Lagusius erhalten Sie bei Joseph Türk, Hofjuwelier, Bauernmarkt 2 in Wien.

„Der Heimgarten.“

S. 350_{1}—351_{30}.

J: Der Botschafter, III. Jahrg. 1864, Nr. 175, 26. Juni 1864.

Der Heimgarten, ein Haus- und Volksblatt mit Bildern, herausgegeben von Dr. Herman Schmid, München, Expedition des Heimgarten. (Redigiert unter der Verantwortlichkeit von Fr. Pustet sen. in München.) Druck von Fr. Pustet sen. in München,

erschien bloß in 2 Jahrgängen 1864 (IV 616 S.) und 1865 (IV 628 S.). „Der Heimgarten“ brachte in Nr. 6–8 des Jahrg. 1864 Stifters Erzählung „Nachkommenschaften“.

350 23 Sintram] Sutram J Druckfehler

350 5 da ich krank war. Stifter erkrankte im Dezember 1863, sein Leiden verschlimmerte sich nach eingetretener Besserung im März 1864 und ermöglichte es ihm erst nach längerer Pause, seine literarische Tätigkeit fortzusetzen (vgl. XX 178 30, 184 23, 192 27 und Anm. S. 373 f.). 19 Schmids .. Erzählung „der Schütz in der Pertisau: Herman Schmid, Der Schütz von der Pertisau, S. 2 ff. in 5 Nummern 20 A. Pichlers .. Allerlei Geschichten aus Tirol: Adolf Pichler (1819—1900) gab die hier S. 193 ff. veröffentlichten Erzählungen mit anderen vereinigt unter diesem Titel bei Frommann, Jena, 1867 heraus. 22 Max Haushofers .. Erzählung Sintram: Max Haushofer (1840—1907), Sintram. Eine Erzählung aus den Bergen, S. 161 f., 177 f. 24 „der Kapitalist“ von Ferdinand Kürnberger: Ferdinand Kürnberger (1823—1879) „Der Kapitalist“, Novelle, S. 273 ff. **351** 3 „Schule der Demuth“ von Ottilie Wildermuth. (1817—1877), S. 243 ff., 258 ff. 4 E. Geibels .. Gedicht „die Blutrache“ Emanuel Geibel (1815—1884), S. 209. 15 Pichlers „Edelweiß“, Edelweiß und Jochraute, S. 56 ff. 16 August Schilling, Gifte in den Nahrungsmitteln, S. 76 ff mit Fortsetzungen in der zweiten Hälfte des Jahrganges. 17 August Silberstein, Die Vögel als Ärzte und Chirurgen, S. 12 ff. (mit einer Fortsetzung: Die Vögel als Baumeister, S. 222). 18 eine anmuthige Erzählung aus Raimunds Leben, unter dem Titel „Eine kleine Komödie Raimunds“, S. 125, 139. 20 Die hier angekündigte Besprechung hat Stifter nicht geschrieben. Die nach dem Erscheinen dieser Anzeige folgenden Nummern des ersten Jahrganges brachten u. a. Beiträge von Felix Dahn, Wilhelm Jensen, Hermann Kurz und Otto Ruppius.

Der Fechter von Ravenna.

S. 352 1—354 8.

J: Linzer Zeitung, Nr. 42, 18. Februar 1855, S. 169.

Das Trauerspiel „Der Fechter von Ravenna“ von Friedrich Halm (Frh. Eligius F. J. Münch-Bellinghausen

(1806—1871) wurde ohne Nennung des Verfassers am 18. Oktober 1854 zum erstenmal im Hofburgtheater aufgeführt. Julie Rettich, Halms Freundin, die Darstellerin der Thusnelda, brachte im Juli 1854 das Stück nach München mit (vgl. Briefe Franz Dingelstedts an Friedrich Halm, mitgeteilt von Alexander v. Weilen, Grillp.-Jahrb. VIII, S. 146). Dort wurde es im Hof- und Nationaltheater am 16. Januar 1855 mit großem Erfolge aufgeführt. Dann veranlaßte der Bacherl-Streit (vgl. Anm. XIX, S. 294) den Intendanten Dingelstedt, das bisher anonym gegebene Stück unter dem Dichternamen des Verfassers am 15. April 1856 aufführen zu lassen (Grillp.-Jahrb. S. 147). Über Stifters Beziehungen zu Halm gibt sein am 2. Februar 1857 an ihn gerichteter Brief Aufschluß (XIX 5_{1}). Halms „Griseldis“ hatte Stifter in dem Briefe an Frh. Adolf v. Brenner, 10. November 1836 (XVII 61_{14}) einer scharfen Kritik unterzogen.

352 $_{5}$ Vielleicht hatte Julie Rettich auf ihrer Reise nach München bei einem Aufenthalte in Linz Stifter mit dem Stücke bekannt gemacht und ihn in das Geheimnis eingeweiht, das er auch in seiner Besprechung nicht verrät (vgl. 353_{28}); denn er schreibt am 2. Februar 1857 (XIX 5_{11}) an Halm, der ihm einen Teil seiner Gesammelten Werke übersendet hatte: Das Dramatiſche konnte ich aus Vorſtellungen außer dem Fechter, den ich als gedrucktes Manuſcript las und auch hier gar nicht ſchlecht geben ſah (*Caligula* war ſogar trefflich). Jezt kann ich mit Muße Plan und Ausführung durchgehen. $_{8}$ Die Absicht, eine ausführliche Besprechung des Stückes zu schreiben, führte Stifter nicht aus, obwohl er sie auch dem Redakteur der Allgemeinen Zeitung Gustav Kolb am 16. April 1855 (XVIII 244_{10}) angekündigt hatte, und fand einen Grund hiefür in der ein Jahr später ausgebrochenen Bacherl-Fehde. Vgl. an Halm 2. Februar 1857 (XIX 5_{15}): Den Fechter wollte ich ausführlich in der allgemeinen Zeitung beſprechen, verſchob es aber des leidigen ausgebrochenen Bacherlverhältniſſes willen. Etwa kann ich ſpäter umfangreicher ſprechen. Mich erfüllt es mit Freude, wie Öſterreich jezt ſo weit voran geht. **353** $_{9}$ Ebenso äußerte sich Stifter in dem Briefe an Heckenast, 3. April 1855 (XVIII 242_{3}): Der Fechter troz ſeiner Fehler iſt eines der größten deutſchen Werke, und freuen wir uns, wieder ein öſterreichiſches. $_{22}$ Anders, aber doch Stifters Urteil nahekommend äußerte sich der Kritiker der Allgemeinen Zeitung Nr. 19, 20. Januar 1855): „Es ist ein Tendenzstück, aber kein wohlfeiles, parteiisches, sondern ein charakteri-

sierendes". $_{25}$ wie uns schon Tacitus schildert, als im Streite mit einander liegend und dadurch der Macht Roms preisgegeben. Vgl. Tacitus, Annales I, c. 55, II, c. 26, und Halms Fechter von Ravenna, I. Akt v. 325 ff. $_{28}$ wenn der Verfasser ein Anderer ist, als unser großer Grillparzer. Die Vermutung, Grillparzer sei der Verfasser des Dramas, hatte Zedlitz in einem Briefe an Emilie von Binzer, 15. Januar 1855, ausgesprochen (vgl. Anton Schlossar, Grillp.-Jahrb. VII, S. 205). In der „Monatsschrift für Theater und Musik", hgg. von Josef Klemm, I. Jahrg., 1855, S. 153 zieht der Verfasser der Correspondenz aus Linz, im März diese Besprechung heran und behauptet, Stifter habe sich für Grillparzer als Autor ausgesprochen, und führt hierauf der Reihe nach die Argumente an, die für die Autorschaft Grillparzers, Gutzkows und Laubes sprechen. Vgl. hiezu Linzer Zeitung Nr. 119, 19. Mai 1855. 354_8. Die Redaktion der Linzer Zeitung hat an den Schluß des Artikels die Fußnote angefügt: „Wir werden die Besprechung des Stückes demnächst aus einer andern Feder folgen lassen, und bemerken nur vorläufig, daß dasselbe bei seiner 1. und 2. Aufführung auf hiesiger Bühne am 15. und 16. d. M. einen sehr glänzenden Erfolg hatte."

Das Gastspiel der Lucile Young-Grahn im Jahre 1856.

S. 355_1—358_{29}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 152, 28. Juni 1856, S. 649.

J^1: Vermischte Schriften von Adalbert Stifter, hgg. von Johannes Aprent, I. Band, S. 213—216: Lucile Young-Grahn als Yelva (= 355_{16}—358_{29}).

Lucile Young, geb. Grahn, geb. in Kopenhagen 1825, gest. am 31. März 1907 in München, Enkelin des Grafen Stange, des Ministers des Königs Christian von Dänemark, ehemals Schauspielerin, widmete sich später der Tanzkunst, erwarb sich als eine der bedeutendsten Tänzerinnen durch ihr geistvolles Spiel in Berlin, Hamburg, München, Leipzig, Wien, London und Paris einen Weltruf und trat 1875 als Directrice der Ballettschule des Hoftheaters in Dresden in den Ruhestand. Lucile Grahn vermählte sich im Jahre 1856 mit dem 1826 in Ofen geborenen Tenoristen Friedrich Young, der ursprünglich für den Handelsstand bestimmt war und

seine Theaterlaufbahn in Linz begann (vgl. Oppenheim-Gettcke, Deutsches Theaterlexikon, Leipzig, 1889, S. 336 und Linzer Zeitung, Nr. 73, 27. März 1855, S. 293). Im Jahre 1867 bewarb sich die Künstlerin um die Stelle einer Ballettmeisterin an der Hofoper in Wien, wurde aber nicht engagiert. Vgl. Franz Dingelstedt an Friedrich Halm, Weimar, 13. September 1867 (Grillp.-Jahrb. VIII, S. 178: „Wenn ich zwischen diesen Zeilen [eines Schreibens der Lucile Young-Grahn] richtig gelesen habe, so wünscht Letztere an der k. k. Hofoper als Balletmeisterin angestellt zu werden, was mir, nachdem sie in München während meiner Verwaltung in derselben Eigenschaft für wenig Geld Vortreffliches geleistet hat, nur erwünscht sein würde. Vorausgesetzt, daß Ihr gegenwärtiger Balletmeister nichts tauge, und daß nicht hinter ihm (oder seinen Favoritinnen im Ballet) mächtige Gönner stehen, die eine Reform im Tanzsaal an den Reformatoren heimsuchen würden."

355$_5$ Lucile Young-Grahn war nach Linz in Begleitung ihres Mannes gekommen, der im Juni 1856 ein Gastspiel in dem Linzer Theater absolvierte. Die Linzer Zeitung brachte in Nr. 146 vom 21. Juni 1856, S. 624, folgende Nachricht: „In Begleitung des hier gastierenden königl. bayrischen Hofopernsängers Herrn Fr. Young befindet sich auch seine Gemahlin, Lucile Grahn, mit welcher er sich erst kürzlich vermählte. Wir benützen diesen Umstand, einem mehrseitigen Wunsche Ausdruck zu geben, indem wir bemerken, daß sich das Theaterpublikum freuen würde, die gefeierte Künstlerin auch auf unserer Bühne auftreten zu sehen, wozu sich eben jetzt die beste Gelegenheit darbietet." Bereits am 24. Juni konnte die Zeitung das Auftreten der Künstlerin als Yelva in dem gleichnamigen Melodrama ankündigen und machte hiebei Mitteilungen über ihren Lebenslauf, die Stifter dazu veranlaßt haben mochten, zu sagen, sie sei sonst nur gewohnt, auf den Bühnen der ersten Städte Europa's sich zu zeigen. $_{17}$ Die Ankündigung lautete: „Als Benefice- und Abschiedsvorstellung des Herrn Friedrich Young, k. b. Hofopernsägers, unter Mitwirkung der Frau Lucile Young-Grahn (bei erhöhtem Eintrittspreis). Landesständisches Theater in Linz. Donnerstag den 26. Juni 1856: Ouvertüre aus Egmont von Louis von Beethoven. Duett aus Die Hugenotten von Meyerbeer. Hierauf Yelva oder die stumme Waise. Melodrama in 2 Akten nach dem Französischen des Scribe, von J. F. Castelli. Musik von Reisinger." Yelva war eine Glanzrolle der Charlotte Wolter (vgl. Jakob Minor, Charlotte Wolter, Grillp.-

Jahrb. VIII, S. 192). **356** $_3$ Dem überschwenglichen Urteile Stifters entgegengesetzt lautet eine Kritik der Künstlerin in der Allgemeinen Zeitung über ihr Gastspiel in Augsburg (Nr. 306, 2. November 1855): „Sie wollte die Yelva im Stücke gleichen Namens spielen und die Mandrileña tanzen. Die Künstlerin faßte beides jedoch als eine Gesamtleistung auf, denn sie tanzte wohl ein wenig zu viel in der Pantomime und zu wenig, nämlich nur mit den Füßen in der Mandrileña. Ihre Mimik scheint uns etwas gesucht, sie will zu viel sagen und verliert sich dadurch in den Details und in Künsteleien, welche nicht leicht zu runden sind, da Frln. Grahn aus äußerlichen Gründen die Anmut schwer fällt." $_7$ Sophie Schröder, geb. in Paderborn am 1. März 1781, gest. in München am 25. Februar 1868, war Mitglied des Hofburgtheaters in den Jahren 1798, 1815—1830, 1836—1839. Sophie Schröder hatte Stifter, wie er an anderer Stelle (377 $_3$, vgl. 379 $_2$) sagt, in seiner Jugend erfaßt und erschüttert. **358** $_{29}$ Lucile Young-Grahn dankte Stifter in einem undatierten Schreiben [28. Juni 1856] für seine „ebenso gütige als poesiereiche Beurtheilung" und erbat sich von ihm einen Band der „Studien" mit seiner Unterschrift.

Zur dramatischen Kunst.

S. 359 $_1$—363 $_{12}$.

J: Linzer Zeitung, Nr. 242, 22. Oktober 1859.

J^1: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, Bd. I, S. 217—220, mit Auslassungen und einigen, größtenteils unwesentlichen Abänderungen: 359 $_5$ ihm] mir J^1 von Aprent nach Weglassung des einleitenden Satzes (Der Verfasser ...) geändert, ebenso 359 $_6$ und 359 $_9$ die dritte Person durch die erste ersetzt 360 $_2$ Vergnügung] Vergnügen J^1 $_5$ lediglich] lediglich J^1 361 $_7$ fort fehlt J^1 $_{12}$ er fehlt J^1 362 $_5$ Die Träger bis 362 $_{16}$ darstellenden fehlt J^1 etwas] etwa J^1 $_{31}$ von Neuem] vom Neuen J^1

359 $_1$ Stifter bezieht sich hier auf seine Besprechungen der Linzer Kunstausstellungen (vgl. XIV 21 $_{16}$, 33 $_8$). Vgl. 177 $_{28}$ und Anm. hierzu. $_8$ Philippine Welser, Trauerspiel, Mainz 1859, von Oskar Freiherrn v. Redwitz-Schmölz (geb. zu Lichtenau in Mittelfranken am 28. Juni 1823, gest. in der Heilanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth am 6. Juli 1891. **360** $_{12}$ das Wesen der Kunst... die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Vgl. „Aphorismus" XIV 12 $_1$, an G. F. Richter,

21. Juni 1866 (Briefe, hgg. von Aprent, III, S. 240): dort [in Kremsmünster] hörte [ich] zum ersten Male den Saz, das Schöne sei nichts anderes als das Göttliche in dem Kleide des Reizes dargestellt. Ebenso 383 $_4$. **361** $_{19}$ Stifters zurückhaltende Kritik sticht wesentlich ab von der des Berichterstatters der Linzer Zeitung Nr. 239, 19. Oktober 1859: „Der Stoff, den sich der Dichter hier zum Vorwurf genommen, ist zum Theile aus der Geschichte, zum Theile aus mehreren älteren dramatischen Bearbeitungen bekannt. Herr von Redwitz hat sich durch die neuerliche Bearbeitung kein großes Verdienst erworben, er hat sich auch keine besondere Mühe gegeben. Das Stück ist bühnengerecht gegliedert. Die Charaktere nicht zu grell gezeichnet und konsequent durchgeführt; aber wir vermissen durchweg jene schöne, bilderreiche Sprache, die in anderen Dichtungen des Autors stets so wohlthuend hervortritt; sie erhebt sich hier selten über das Gewöhnliche hinaus. Wohl begegnen wir auch jenem frommen Geist, der Herrn von Redwitz frühere Schöpfungen durchzieht, doch nicht jenem weihevollen Schwung der Poesie, der sonst den Dichter vortheilhaft kennzeichnet.“ Vielleicht hat erst diese Kritik Stifter veranlaßt, sich gleichfalls über das Drama zu äußern. **361** $_{27}$ wesentlich von dem üppig wuchernden Schönheitsgestrippe der Amaranth verschieden. Das romantische Epos „Amaranth“, Mainz, 1849 erschienen, hatte Stifter in dem Briefe an Heckenast, 16. Juli 1851 (XVIII 67 $_{10}$) als „einen der herrlichsten Versuche“ bezeichnet, aber in dem an Ottilie Wildermuth, 8. Februar 1854 (XVIII 193 $_{25}$) mit gereifterem Urteil das Gebrechen des Werkes bloßgelegt: „Nicht Gluth und sittliche Tiefe allein bilden den Künstler, sondern auch das Gestaltungsvermögen, das alle Glieder wahr, rein, harmonisch und liebreich bildet. Sonst wäre die Amaranth die vollendetste Dichtung, in der so erschrecklich viel Schönheitsgestrüppe wuchert, und die Stämme nicht so gesund und einfach emporragen, als wären sie in der That auf dem natürlichen Erdboden gewachsen. **362** $_{17}$ auf den Brettern, die nach des Sängers Ausspruch die Welt bedeuten, nach Schillers Lied „an die Freunde“ v. 44 ff.: „Sehn wir doch das Große aller Zeiten / Auf den Brettern, die die Welt bedeuten, / Sinnvoll, still an uns vorübergehn.“ $_{24}$ Stifters Klage betrifft die Vorherrschaft des französischen Konversationsstückes und anderer noch leichterer Ware der Franzosen, die durch Heinrich Laube im Burgtheater heimisch wurden und von da aus auf die Provinzbühnen kamen.

Theater in Linz.

Das Gastspiel der Frau Julie Rettich und des Fräuleins Satran im Jahre 1862.

I.

S. 364$_1$—366$_{33}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 244, 2 Großquartblätter, halbbrüchig beschrieben, das erste beiderseitig, das zweite nur auf der ersten Seite bis zur Mitte; auf diesem links oben die Zahl 2. Unter der Unterschrift: (Ich bitte mir das Manuscript zurük).

J: Linzer Zeitung, Nr. 150, 2. Juli 1862, S. 609.

J^1: Vermischte Schriften, I. Band, S. 221—224 mit Weglassung des letzten Satzes.

364 $_{15}$ lenkt] stürzt gestr. lenkt a. R. eingef. $_{16}$ Herrschsucht] Herschsucht Flüchtigkeitsfehler, vom Herausgeber berichtigt $_{17}$ hohes ü. d. Z. eingef. $_{19}$ über das man weggehen will] das man unter sich treten will gestr. über das man weggehen will a. R. eingef. $_{21}$ Werkes] Werks **365**$_2$ Aeschilos] Aeschylos über gestr. γ ü. d. Z. i $_3$ dem] den J $_6$ ist bloß an das Ewige] nach ist gestr. nur a. R. in der folgenden Zeile blos vor an angefügt das ü. d. Z. eingef. $_{12}$ doch ü. d. Z. $_{13}$ edelsten über gestr. erhabensten $_{18}$ Lyrik. Der Mangel] nach Lyrik gestr. Die Hofschauspielerin Rettich (vgl. Z. $_{19}$) $_{26}$ von dannen.] davon gestr. von dannen. a. R. eingef. $_{29}$ war die Mutter in der Darstellung der Frau Rettich, und diese Mutter muß] muß diese Mutter gestr. war die bis muß a. R. eingef. **366**$_3$ Schöne über gestr. Herrliche $_4$ so klar] nach so am Ende der Zeile Wortansatz (klar?) gestr. klar a. R. der nächsten Zeile angefügt $_5$ gerade ü. d. Z. eingef. $_6$ wie wir bis $_9$ Ganzheit war.] der Frau Rettich. Was aber als Wesen dieser Dichtung angegeben wurde, erschien erst wesentlich in ihrem Spiele als eine leuchtende Ganzheit, und dieses Ganze getragen von der einen Seele der Dichtung war eben die Vollendung der Darstellung der Künstlerin. alles gestr. und a. R. eingef. wie wir bis Ganzheit war. $_{11}$ als eben dieses eine Ganze] nach eben gestr. das a. R. eingef. dieses eine vor Ganze $_{12}$ ein größtes und schönstes Kunstwerk korrig. aus eines der größten und schönsten Kunstwerke trat ü. d. Z. über gestr. steht $_{19}$ tiefste über gestr. größte $_{24}$ war rührend naiv] nach war gestr. äußerst ü. d. Z. eingef. rührend dann gestr. und a. R. eingef.

Aprent nahm im Manuskripte mit Bleistift folgende für den Abdruck in den Vermischten Schriften bestimmte Korrekturen

vor: Zusätze: die Aufschrift Über das Gastspiel der Frau Rettich in Linz I., 365 $_{27}$ und 365 $_{28}$ die im Originale fehlenden Beistriche, 366 $_{10}$ nach jeder Theil a. R. eingef. ihrer Darstellung. Streichungen: 366 $_{19}$ (Thalmann), der Schlußsatz 366 $_{32}$, Stifters Unterschrift und der eingeklammerte Zusatz betreffs Rückstellung des Manuskriptes. Der Druck weist außerdem noch folgende Abweichungen von dem Original und dem Druck in der Linzer Zeitung auf: 364 $_{15}$ insbesonders] insbesondere J^{1} 365 $_{21}$ Die Frau Rettich] Diese Frau J^{1}

Das Linzer Gastspiel der Frau Rettich und des Fräuleins Rosine Satran begann am 30. Juni und schloß am 7. Juli 1862. Die beiden Gäste spielten an 6 Abenden in folgenden Stücken: 1. 30. Juni: Schiller, Die Braut von Messina (Donna Isabella: Frau Rettich; Beatrice: Frl. Satran). 2. 1. Juli: Töpfer, Hermann und Dorothea (Frau Feldern: Frau Rettich; Dorothea: Frl. Satran); Frau v. Girardin, Die Furcht vor der Freude (Frau v. Aubiers: Frau Rettich; Blanche: Fräulein Satran). 3. 2. Juli: Hero und Leander, Ballade von Schiller mit Musik von Lindpaintner, vorgetragen von Fr. Rettich; Goethe, Die Geschwister (Marie: Frl. Satran), Schillers Demetrius (Marfa: Frau Rettich). 4. 4. Juli: Halm, Elektra in Delphi (Elektra: Fr. Rettich; Iphigenia: Frl. Satran); 5. 5. Juli: Putlitz, Don Juan d'Austria (Anna Gräfin Bouches: Frau Rettich; Diana: Frl. Satran). 6. 7. Juli: Putlitz, Waldemar (Agnes von Brandenburg: Frau Rettich; Ingeborg, Tochter des Herzogs von Mecklenburg: Frl. Satran).

364 $_{8}$ Stifter streift mit den Worten „Schicksalstragödie" und „Unnatur der Chöre" Fragen, die von dem Erscheinen der „Braut von Messina" bis in unsere Zeit viel umstritten waren und in einer großen Anzahl von Schriften erörtert wurden. **365** $_{2}$ Stifter schätzte die Dramen des Äschylus besonders hoch. Homer und Äschylus bilden den Gegenstand seiner Gespräche mit Dr. Wilhelm Werckmeister, der ihn in Linz besuchte (vgl. an Heckenast, 12. Juni 1856, XVIII 315 $_{13}$). Im „Nachsommer" liest Heinrich der Fürstin in deutscher Übersetzung die Ilias und Odyssee und einiges aus Aeschylus vor (VII 188 $_{6}$). $_{11}$ Vgl. Schiller in der Vorrede zu dem Drama: „Ich habe den Chor zwar in zwei Teile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt; aber dies ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mithandelt." **366** $_{20}$ sein [des älteren Chorführers] Aufruf zur Rache, im III. Akt, Szene 5 der Bühnenbearbeitung,

v. 1985: „Aber wehe dem Mörder, wehe“. Anders urteilte über die Chöre und den Darsteller des Cajetan der ständige Theaterreferent der Linzer Zeitung, Nr. 150, 2. Juli 1862: „Die Chöre — die allbekannte Achillesferse des wunderbaren, sprachlich vollendetsten Trauerspieles unseres großen Meisters — ließen wieder (wie auf jeder Provinzbühne) gar vieles zu wünschen übrig. Herr Thalmann sprach zwar gut, selbst mitunter schön, doch that er, hingerissen von der Macht der Dichtung und im besten Willen wohl, leider des Guten häufig gar zu viel!“

2.

S. 367_1—369_{22}.

H: Stifter-Archiv Nr. 244, 1 Foliobogen, halbbrüchig bis zur Mitte der 3. Seite beschrieben, mit dem Vermerke unter der Unterschrift (Ich bitte mir die Handschrift zurük).

J[1]: Linzer Zeitung, Nr. 152, 4. Juli 1862, S. 617.

J[2]: Vermischte Schriften, hggb. von Aprent Bd I, S. 224 bis 225 (367_{12}—368_{27}).

367$_2$ über dramatische] nach über dasselbe Wort wiederholt und gestrichen $_8$ Gefühle auszusprechen] nach Gefühle ü. d. Z. eingef. über sie und gestr. $_9$ als Ausdruck eines] nach als gestr. die ü. d. Z. Ausdruk $_{10}$ können, doch auch nach der Aufnahme, die] können a. R. vor doch eingef. nach doch gestr. nach der allgemeinen ü. d. Z. auch nach der nach Aufnahme ü. d. Z. die $_{13}$ nach unserer Meinung trefflichen a. R. eingef. $_{16}$ trauert, in] nach trauert gestr. in Angst geräth, durch den Umstand, daß der Sohn $_{19}$ oder gar tödte] nach oder gestr. sie etwa gar stürbe ü. d. Z. vor tödte eingef. gar $_{19}$ nach ü. d. Z. über gestr. durch **368**$_6$ Darstellung der] nach Darstellung gestr. der wie S (Wortansatz zu Silberfluß? vgl. Z. 15) $_7$ nach Rettich gestr. und der and[ern] $_9$ Hermann] Herrmann H. ebenso 369_1. $_{13}$ doch ü. d. Z. $_{21}$ Der unkünstlerische Stoff nimmt jede Gestalt an a. R. eingef. $_{22}$ lieb aus lieblich korrig. $_{24}$ in der vorzüglichen] nach der dasselbe Wort wiederholt und gestr. $_{29}$ anzuschließen] einzuschließen Schreibfehler $_{29}$ nach Gebauers gestr. im vor in **369**$_7$ öftere Thränen] öftere aus öfter korrig. Thränen ü. d. Z. eingef. $_9$ nach Mayers Wortansatz an (ausgezeichnet?) gestr. $_{15}$ noch ü. d. Z. eingef.

Aprent bezeichnete mit Bleistift durch die dem Artikel vorgesetzte Zahl II den Anschluß an den vorhergehenden und strich den Eingang 367_1—367_{12} und 368_{27} Wir können bis 369_{22}

(Schluß) durch. Der Druck bietet 367 $_{19}$ irrtümlich nach allen Vorbereitungen statt nach allerlei Vorbereitungen.

367 $_{14}$ Frau von Girardin, Delphine Girardin (geb. Gay, geb. 26. Januar 1804 in Aachen, gest. 29. Juni 1855 in Paris) schrieb außer lyrischen Dichtungen mehrere Romane und eine Reihe von Bühnenwerken. Ihr Schauspiel „Lady Tartuffe" hat Laube übersetzt. Das Schauspiel „Die Furcht vor der Freude" (Übersetzung Reclams Univ. Bibl. Nr. 975) wurde von ihm im Jahre 1854 im Burgtheater zur Aufführung gebracht. Frau Julie Rettich hatte die Hauptrolle der Frau von Aubiers. $_{26}$ es war eine wirkliche hohe, geist- und seelenbegabte, glühend empfindende Mutter ... Daß Frau Rettich in dieser Rolle eigenen Empfindungen Ausdruck gab, läßt sich aus der Gedenkschrift ihrer Freundin Betty Paoli, Julie Rettich. Ein Lebens- und Charakterbild (Wien, 1866, Leopold Sommer), erkennen: „Mit welcher schwärmerischen Zärtlichkeit sie dieses Kind [die im Jahre 1834 geborene Emilie], das ihr einziges blieb, umfaßte, weiß nur der, dem ein Einblick in ihr Verhältnis zu ihrer Tochter gegönnt war. Diese Liebe war ihr ein Kultus, der all' ihr Thun und Lassen bedingte, dem sie freudig Alles opferte, unbekümmert, ob das Opfer nicht unverhältnismäßig größer sei, als der damit zu erreichende Zweck. .... Es ist charakteristisch für Juliens ganzes Wesen, daß die Mutterliebe, diese einzige Liebe, der kein Atom von Selbstsucht innewohnt, die stärkste und heftigste Leidenschaft war, die sie empfand (S. 16 f.). Betty Paoli gedenkt auch S. 27 mit besonderem Lobe dieser Rolle der Frau Rettich. **368** $_{9}$ „Hermann und Dorothea" von Töpfer, Karl Friedrich Töpfer (geb. in Berlin am 26. Dezember 1792, gest. in Hamburg am 22. August 1871) war Schauspieler und Schriftsteller, besonders Lustspieldichter. Das idyllische Familiengemälde „Hermann und Dorothea" wurde zum ersten Male in Wien im Jahre 1820 aufgeführt. Goethe äußerte sich über Töpfers Dramatisierung seiner epischen Dichtung gegenüber Eckermann am 4. Februar 1829: „Es können Dinge ganz hübsch zu lesen und hübsch zu denken sein, aber auf die Bretter gebracht sieht das ganz anders aus, und was uns im Buche entzückte, wird uns von der Bühne herunter vielleicht kalt lassen. Wenn man meinen „Hermann und Dorothea" liest, so denkt man, das wäre auch auf dem Theater zu sehen. Töpfer hat sich verführen lassen, es hinaufzubringen; allein was ist es, was wirkt es, zumal wenn

es nicht ganz vorzüglich gespielt wird, und wer kann sagen, daß es in jeder Hinsicht ein gutes Stück sei?“ Vgl. hiemit 368 $_{11}$ ff. 369 $_{17}$. Der ständige Berichterstatter der Linzer Zeitung äußerte sich in derselben Nummer über die Schülerin der Frau Rettich: „Daß Fräulein Satran eine Anfängerin sei, annonciert mit ehrender Bescheidenheit täglich der Zettel und es verraten dies auch einzelne hie und da noch unfertige Bewegungen u. s. w. Sie ist also eine Anfängerin, aber bei dem künstlerischen Fonde, der in ihr zu liegen scheint, fing unter solch einer herrlichen Meisterin das talentierte Fräulein glücklich da an, bis wohin hunderte ihrer minder begünstigten Genossinnen nach langen Jahren vergeblicher Qual leider noch immer nicht gekommen sind. Wir haben nicht bald so viele Augen in Thränen der innigsten Rührung glänzen sehen, als bei dem naiven, unschuldsvollen Spiele dieses lieben Mädchens als Dorothea und als Blanche in der „Furcht vor der Freude“. Wir mußten ihrer holden Reinheit glauben und glaubten ihr sie vom Herzen gern, das eben überwältigte alle Herzen und gewann sie der fast kindlich unbefangenen Debutantin.“

3.

S. 369 $_{23}$—372 $_{29}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 244, 1 Foliobogen, 3 Seiten, halbbrüchig beschrieben. Unterzeichnet: *Adalbert Stifter.*

J: Linzer Zeitung, Nr. 154, 6. Juli 1862, S. 625.

369 $_{25}$ Hermann] Herrmann $_{31}$ nach entdekt gestr. und obwohl sie nie eine eigentliche Schülerin gehabt hat 370 $_{1}$ irgendwie a. R. eingef. $_{3}$ dermaligen a. R. eingef. $_{7}$ gewohnter gestr. dann ü. d. Z. wiederholt (? Lesart unsicher) gestr. und a. R. eingef. $_{8}$ nach Meisterin Wortansatz fr[eundlich] vor sehr gestr. $_{15}$ nur ü. d. Z. eingef. von deren manchen, wie z. B. vom Chore] deren aus denen korrig. manchen, wie z. B. vom Chore a. R. eingef. und zwar manchen über gestr. einigen $_{16}$ daß sie auf] nach sie gestr. wie z. B. dann zuerst seine Be[merkungen] hierauf die über den Chor auf in der Tragödie davon zunächst gestr. auf dann die ganze Stelle $_{17}$ nach stoßen gestr. würden 371 $_{8}$ als korrig. aus in $_{12}$ Vergleichung] Verehrung H ebenso J. offenbar Schreibfehler $_{21}$ allen ü. d. Z. eingef. nach absichtlich Wortansatz ange[wendeten?] vor zurechtgelegten gestr. $_{27}$ nur ü. d. Z. eingef. 372 $_{1}$ nach retten gestr. Es freut uns $_{15}$ nach Iphigenia gestr. die mit dem

vorgesetzten Beistrich $_{18}$ alt ſein über d. Z. über gestr. gehen $_{19}$ nach von gestr. ſo

369 $_{27}$ Friedrich Halms Trauerspiel „Elektra in Delphi“ war im Jahre 1856 zum erstenmal aufgeführt worden. Stifter konnte die Vorstellung vom 5. Juli „Don Juan d'Austria“, Drama von G. zu Putlitz, zum Vorteil des Frl. Rosine Satran gegeben, nicht in die Besprechung einbeziehen (vgl. Linzer Zeitung, Nr. 156, 9. Juli 1862). **371** $_{2}$ die Worte Hamlets über Schauspielkunst in Shakespeares Hamlet III, 2. Szene. Vgl.: „paßt die Gebärde dem Worte, das Wort der Gebärde an: wobei Ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten“. **372** $_{1}$ Frl. Satran wurde im folgenden Jahre an dem Thaliatheater in Hamburg engagiert, an dem sie mit glänzendem Erfolge gastiert hatte (Linzer Zeitung, Nr. 73, 31. März 1863). $_{15}$ Der Theaterkritiker der Linzer Zeitung äußerte sich ähnlich wie Stifter über die Iphigenia des Frl. Satran in derselben Nummer des Blattes: „Frl. Satran schien uns als Iphigenia noch etwas zu schwach und ihre an sich schöne Leistung hinter den bereits gesehenen zurückzustehen, so lieblich schöne Momente sie auch aufzuweisen hatte.“

4.

S. 372 $_{29}$—377 $_{33}$.

H: Stifter-Archiv Nr. 245. 2 Großquartblätter, beiderseits beschrieben, mit Rand, der unten um die Hälfte schmäler ist als oben, da Stifter die Zeilenanfänge immer weiter herausrückte. Die Blätter tragen links oben die Bezeichnung durch die Nummern 1, bzw. 2. Der Artikel ist mit der Überschrift Theater in Linz versehen und mit dem vollen Namen unterzeichnet. Auf S. 1 steht links oben am Rande (Ich bitte mir das Manuſcript zurük).

J: Linzer Zeitung, Nr. 160, 13. Juli 1862, S. 650f.

J^{1}: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, I. Bd, S. 225—230 mit Weglassung des Einganges 372 $_{21}$—373 $_{4}$ und der beiden letzten Absätze samt dem vorausgehenden Urteile (377 $_{10}$) über das Schauspiel von Putlitz.

373 $_{6}$ Burgtheater e vor a ü. d. Z. eingef. vor 36 Jahren a. R. eingef. $_{7}$ nach Bühne gestr. nannte vor zu nennen pflegte $_{13}$ nach auch gestr. eine Freude $_{15}$ das vielleicht ein Steinchen beiträgt,] nach vielleicht gestr. auch dem Urtheile der andern (? Lesung unsicher) a. R. eingef. das Urtheil der Mitwelt dar-

über bessern beides gestr. ein Steinchen beiträgt, a. R. eingefügt nach vielleicht $_{17}$ zu bilden] zu ü. d. Z. vor bilden eingef. hilft nach bilden gestr. ist die Gegenwart doppelt wesentlich,] nach ist gestr. das um so wichtiger a. R. eingef. und gestr. dieses um so wesentlicher ebenso die Gegenwart um so wesentlicher hierauf daneben eingef. die Gegenwart doppelt wesentlich, $_{20}$ wäre. In der dargelegten Liebe nicht bloß der Kunstfreunde, wie ich, sondern der Besten im Leben und in der Kunst dauert aber der ewig fort, dessen Werk sonst] nach wäre zwei und eine halbe Zeile gestr., einige Worte nicht lesbar: Wenn nicht bloß Kunstkenner wie ich . . (1 Wort unleserlich) sondern auch die, welche die Kunst . . . . (4 oder 5 Worte unleserlich) aussprächen, dann würde in ihrer Liebe der fortbestehen, dessen Kunstwerk a. R. eingef. In der bis Werk sonst hievon dargelegten ü. d. Z. eingef. nach nicht ü. d. Z. eingef. blos nach der gestr. bloßen nach dauert ü. d. Z. eingefügt aber $_{23}$ der Augenblick gebar und der Augenblick verschlang] mit dem Augenblike geboren wird, und mit dem Augenblike vergeht gestr. mit korrig. der aus dem ebenso gebar aus geboren wird mit gestr. der Augenblik korrig. aus dem Augenblike ü. d. Z. verschlang über gestr. vergeht $_{28}$ vor] von J dem Ruhme jüngerer emporstrebender Geschlechter] Ruhme nach dem ü. d. Z. eingef. jüngerer emporstrebender Geschlechter korrig. aus jüngeren emporstrebenden Geschlechte $_{29}$ so ü. d. Z. eingef. $_{31}$ aufrecht a. R. eingef. **374** $_{3}$ durch sie über gestr. in ihnen $_{6}$ nämlich] nehmlich a. R. eingef. $_{9}$ diese aus die korrig. $_{10}$ hin ü. d. Z. $_{16}$ sehr ü. d. Z. eingef. $_{17}$ in der Dichtkunst a. R. eingef. $_{21}$ der Wissenschaft] nach der gestr. Kunst a. R. eingef. Wissenschaft $_{25}$ aber] oder J **375** $_{5}$ von Kraft a. R. eingef. $_{13}$ dazu ü. d. Z. eingef. $_{18}$ einen Theil a. R. eingef. $_{20}$ nach den gestr. Wortansatz Th[eil] vor Antheil $_{26}$ zwei und zwanzigjährigen nach gestr. 22 $_{30}$ nicht zu leben vermochte] nach nicht ü. d. Z. eingef. zu nach leben gestr. konnte $_{31}$ spielen über d. Z. über gestr. geben $_{32}$ hinriß] hinrieß Schreibfehler, vom Herausgeber berichtigt **376** $_{5}$ nach meine Wortansatz gestr. manche] mache Schreibfehler $_{17}$ die Frau a. R. eingef. vor Rettich $_{26}$ mir ü. d. Z. eingef. $_{26}$ Rolle ü. d. Z. eingef. $_{32}$ überhaupt a. R. eingef. **377** $_{1}$ wäre ü. d. Z. über gestr. ist $_{2}$ jetzigen] jezigen gestr. und a. R. wieder eingef. $_{3}$ der Frau Schröder an] vor Fr (in unserem Text aufgelöst in Frau) gestr. Frau vor an ü. d. Z. eingef. und gestr. in ihren besten $_{11}$ mir ü. d. Z. eingef. $_{13}$ nach Putlitz gestr. halte (vgl Z. 14) $_{17}$ mich ü. d. Z. über gestr. Wortansatz me [inen?] (vgl. Z. 19) $_{18}$ und Schauspiele-

rinnen a. R. eingef. vor Fr gestr. Frau $_{19}$ nach herzlichen gestr. und innigen $_{28}$ vor solche aus Versehen (vgl. Z. 27) öfter wiederholt, vom Herausgeber gestr.

Aprent strich im Manuskript mit Bleistift die Überschrift Theater in Linz, strich die von ihm a. R. vorgenommene Bezeichnung des Artikels IV durch und ersetzte sie durch die dem Artikel vorgesetzte III, da er die 3. Besprechung, die nur dem Frl. Satran gilt, nicht in die Vermischten Schriften aufnahm; er strich ebenso im Texte die Einleitung 372 $_{19}$—373 $_{4}$ gestatten, ließ den Artikel mit dem folgenden der beginnen und führte den Satz durch die Randergänzung so gestatte ich mir über das Gastspiel der Frau Rettich noch einige Bemerkungen zu Ende. Ebenso strich er mit Bleistift 377 $_{10}$ Über das Schauspiel bis 377 $_{33}$ (Schluß). Vgl. S. 487.

373 $_{2}$ nach dem Urtheile der Linzer Zeitung in Nr. 156, am 9. Juli 1862, S. 633, in der Besprechung der Vorstellungen v. 5. und 7. Juli (Putlitz: Don Juan 'Austria, Waldemar), $_{6}$ das alte Burgtheater in Wien vor 36 Jahren. Stifter rechnet hier bis zur Zeit seiner Ankunft in Wien im Herbst 1826 zurück. $_{25}$ Orpheus .. große Griechen. Orpheus der thrakische Sänger, von Aeschylus im „Agamemnon“ (v. 1629), und von Euripides im der „Iphigenia in Aulis“ (v. 1211) und in den „Bacchen“ (v. 564) genannt. $_{26}$ Roscius, der Schauspieler Quintus Roscius, den Cicero in der unvollständig überlieferten Rede „*pro Q. Roscio Comoedo*“ in einer Geldersatzsache im Jahre 76 v. Chr. verteidigte. Cicero rühmte nicht nur hier (bes. in c. 10 und 11), sondern auch in seiner Schrift *de oratore* (c. 2, 7, c. 3, 26) die große, auf sorgfältigem Studium beruhende Kunst des in Rom sehr beliebten Schauspielers. Vgl. 379 $_{32}$ff. $_{27}$ unser großer Meister Anschütz, Heinrich Anschütz (geb. in Luckau am 8. Februar 1785, gest. in Wien am 29. Dezember 1865) war von 1821 bis 1864 Mitglied des Hofburgtheaters. Stifter hat Anschütz als Lear gesehen und den gewaltigen Eindruck im „Nachsommer“ (VI 207 $_{1}$ff.). verewigt $_{29}$ Tiecks dramaturgische Blätter, Ludwig Tiecks dramaturgische Blätter, 2 Bände, Breslau 1825—26 (Nachdruck, Wien, 1826) erschienen zum erstenmal vollständig gesammelt, mit einem Vorbericht von Eduard Devrient, Leipzig, 1852 [nach dieser Ausgabe im Folgenden zitiert] und auch unter dem Titel Kritische Schriften, III. und IV. Band. Tieck weilte im Mai 1825 in Wien und sah Anschütz im „König

Lear". Vgl. Dramat. Blätter, Bd. II, S. 33—37: „König Lear im Burgtheater". Näheres über Tiecks Aufenthalt in Wien bei Heinrich Anschütz, Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken, Wien, 1866, S. 250, 310 f. und Grillparzers Gespräche und Charakteristiken II (Schriften des Literar. Vereines, Wien, 1905, Bd. III), S. 271, 464. **374** $_{16}$ denn sonst müßte, wie Jean Paul sagt, jede Blume in der Dichtkunst so langsam wachsen, wie in der Natur, und noch dazu unter so vielem Grase, Jean Paul in der Vorschule der Ästhetik I, § 3 (49, S. 33): „Ich meine, widerspricht man denn nicht sich . . und dem Schönen, . . wenn in diese verklärte Welt die Wilden der Leidenschaft aussteigen sollten mit dem rohen Schrei des Jubels und der Qual, wenn jede Blume darin so langsam und unter so vielem Grase wachsen müßte als auf der trägen Welt." **375** $_{1}$ denn nach demselben Jean Paul wäre der Teufel als Verneinung jedes Guten und Großen feige, ehrlose Schwäche, in der „Vorschule" I, § 20 (49, S. 79): „Das Unsittliche ist nie als solches poetisch, sondern wird es nur durch irgend eine Zumischung z. B. durch Kraft, durch Verstand; daher ist . . nur ein rein-unsittlicher Karakter, nämlich grausame und feige Ehrlosigkeit, unpoetisch . . . Man wende nicht ein: je größer ein Milton, desto größer seine Teufel. Denn zur Schilderung der Teufel-Superlativen als umgekehrter Götter ist nicht eine bejahende innere Anschauung, sondern nur eine Verneinung alles Guten vonnöthen." **Anm. zu** $_{29}$ Lange, Josef Lange (geb. in Würzburg am 1. April 1751, gest. am 18. September 1831) war Mitglied des Hofburgtheaters von 1770 bis 1810, wurde nach seiner Pensionierung 1817 wieder engagiert, blieb bis 1. Juli 1821 im Verbande des Theaters und trat noch öfter in den folgenden Jahren als Gast auf. **376** $_{6}$ Vgl. Anm. zu 379 $_{1}$. $_{15}$ Margaretha im Egmont, von Julie Rettich zuerst 1841 gespielt. $_{24}$ Als Electra in Friedr. Halms Drama „Electra in Delphi". Vgl. das uneingeschränkte Lob des ständigen Berichterstatters in der Linzer Zeitung, Nr. 154, 6. Juli 1862. $_{28}$ in dem neuen Schauspiele von Putlitz „Waldemar", das am 7. Juli 1862 zum Vorteile der Frau Rettich in Linz zum ersten Male aufgeführt wurde. Gustav Heinrich Gans Edler zu Putlitz (1821—1890. Vgl. Anm. XX, S. 353) hielt sich damals in Linz auf Vgl. Linzer Zeitung, Theaterbericht, Nr. 156, 9. Juli 1862. **377** $_{11}$ in diesen Blättern, ebda,

S. 634: „Das Stück dürfte übrigens trotz mancher schon in dieser Skizze sichtbaren Schwächen zu den besten des Dichters zählen und wurde hier mit voller Theilnahme aufgenommen, so sehr ihm, namentlich für uns Süddeutsche das allgemeine Interesse mangelt, so sehr wir (wir urtheilen nur nach unseren subjektiven Eindrücken) namentlich im 4. Akte im Fortbewegen der Handlung die Lebendigkeit vermißten, dem Hauptträger des Dramas die Schärfe der Charakteristik, dem Schlusse die überragende Wahrheit, die Befriedigung absprechen zu müssen glauben."

Julie Rettich.

S. 378_1—380_{14}.

J: Linzer Zeitung, Nr. 90, 20. April 1866. Abdruck: Wiener Abendpost, Nr. 91, 20. April 1866, S. 375—376.

J: Vermischte Schriften, hgg. von Joh. Aprent, I, S. 230 bis 232.

Julie Rettich, geb. Gley (geb. in Hamburg am 17. April 1809, gest. in Wien am 11. April 1866), Mitglied des Burgtheaters 1830—1833, 1835—1866. Literatur: Betty Paoli, Julie Rettich. Ein Lebens- und Charakterbild, Wien, 1866; Heinrich Laube, Das Burgtheater, 1868, S. 285; Heinrich Anschütz, Erinnerungen aus dessen Leben und Werken, 1866, S. 353 ff.; Ludwig Speidels Schriften IV, 1911, S. 7 ff.; A. v. Weilen, Julie Rettich. Erinnerungsblatt zum Gedächtnisse ihres 100. Geburtstages, 17. April 1809, Wien, 1909, und hiezu die wertvolle, vieles ergänzende Anzeige von Fr. Arnold Mayer, Euphorion XVIII, S. 526 ff.

378$_1$ Stifter war seit dem Ende des Jahre 1863 leidend, gab sich aber immer wieder der Hoffnung auf Genesung hin. Am 24. April 1866 schrieb er an Therese von Jäger [ungedruckt]: „Ich bin faſt völlig geſund ... Übermorgen gehe ich wieder nach Karlsbad, und hoffe, daß dann vollkommen mit allen Reſten aufgeräumt ſein wird." $_{10}$ als Fräulein Gley in des „Meeres und der Liebe Wellen", in der Rolle der Hero bei der ersten Aufführung am 5. April 1831 oder einer der wenigen ihr folgenden. Bekanntlich hat erst Marie Bayer-Bürck als Hero dem Drama unter Laubes Direktion vollen Erfolg gebracht. Beachtenswert ist das Urteil von Heinrich Anschütz in seinen „Erinnerungen" S. 356: „Eine ihrer ersten neuen Rollen war Hero

in Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen." Ich habe von ganzem Herzen eingestimmt in die rauschende Anerkennung, welche die mit Recht gefeierte Bayer-Bürck in dieser Rolle 20 Jahre später gefunden hat. Aber Julie Gley hat ihr in keiner Hinsicht nachgestanden. Daß die eine begabte Künstlerin diesen Moment glücklicher zum Ausdruck bringt, die andere jenen, das liegt eben in der Individualität. Auf der Hero, wie sie Julie Gley hingestellt hat, lag unnennbarer Zauber, lag aller Schmelz und alle Weihe weiblicher Jugend und in der erschütternden tragischen Gewalt des 5. Aktes war sie ihrer Nachfolgerin weit überlegen . . ." Fr. Arn. Mayer weist sehr richtig auf die auffallenden Widersprüche in der Beurteilung der Leistungen dieser Künstlerin hin. Das überschwengliche Lob ihres Kollegen Anschütz dürfte ebenso eine Abdämpfung erfordern wie auf der anderen Seite die Stimmen der Gegner, denen Stefan Hock (Einleitung zu Grillparzers Werken, Gold. Klass.-Bibl., T. VI. S. 12) folgt: „Die verständige und gebildete Künstlerin, die dann als Frau Rettich heroische großzügige Gestalten mit Vorliebe und Erfolg darstellte, war unschön und anmutlos, ihrem Wesen fehlte jene sinnliche Wärme und jede eingeborene Tragik." **379**$_1$ Man tadelte an Julie Rettich in ihrer späteren Zeit besonders ihre rhetorische und affektierte Manier, das Langsamsprechen in der Art des großen Anschütz (vgl. Fr. Arnold Mayer, S. 531), ferner ihre kleinliche Detailmalerei und den Singsang der Deklamation (ebda, S. 532). $_3$ Der Vergleich mit Sophie Schröder lag nahe. Schreyvogel übertrug Julie Gley, nachdem sie im Oktober 1830 Mitglied des Burgtheaters geworden war, Johanna von Montfaucon und Sappho, zwei der gefeiertsten Partien Sophie Schröders (Anschütz, S. 355). Dingelstedt stellte sie 1854 sogar über Sophie Schröder (v. Weilen, Julie Rettich, S. 60). Stifter schrieb in noch frischer Erinnerung an ihr Gastspiel am 13. Januar 1863 an Guido Lehmann (XX S. 93 $_{17}$): Sie hat eine Reihe herrlicher Darstellungen hier im Sommer vorgeführt, wobei ich Züge erlebte, die noch die große Schröder übertreffen, weßhalb die alte Flamme, die ich für diese Frau habe, wieder lichterloh aufbrannte. Sie war auch recht freundlich gegen uns und hat manche Stunde bei uns zugebracht. $_{22}$ „Flüchtig ist des Mimen Kunst" sagt Schiller, im Prolog zum „Wallenstein", v. 32: „Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst, / Die wunderbare an dem Sinn vorüber, / Wenn das Gebild des Meißels, der Gesang / Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben."

380$_9$ Wir aber, die ihr näher standen und das warme Herz kannten, das sie für ihren Gatten, für ihre Kinder, für ihre Freunde, ja für die unbedeutendsten Menschen trug ... Stifter stand ihr, wie der oben zitierte Brief an Guido Lehmann bezeugt, nahe. Hein (Adalbert Stifter, Prag, 1904, S. 456) teilt aus Erinnerungen des Fräuleins Marie Rint mit: „Er sagte einmal selbst: ‚Ich gehe hier, mit seltenen Ausnahmen, ungern ins Theater, weil sie scheußlich spielen.' ‚Ja, wenn die Julie Rettich da wäre', so hörte ich seine Frau oft klagen, ‚dann würde mein Mann bis zu Ende bleiben.' Der Dichter hat diese Künstlerin sehr verehrt; sie kam auch einmal nach Linz, um ihn zu besuchen." Erhalten ist nur die eine kurze Botschaft Stifters an Frau Rettich, 15. November 1862 (XX, 84$_1$), die ihr das Scheitern des Planes, am 13. November mit Amalia in Wien einzutreffen, meldet. Julie Gley hatte sich am 9. April 1833 mit dem an dem Burgtheater engagierten Schauspieler Karl Rettich (geb. in Wien am 3. Februar 1805, gest. am 18. November 1878) vermählt. Ihr einziges Kind, die im Jahre 1834 geborene Tochter Emilie (vgl. Anm. zu S. 367$_{26}$) heiratete in Italien — sie hatte sich für die italienische Oper ausgebildet — den Impresario Eugenio Merelli. Die beiden Enkelkinder kamen, da ihre Eltern ein unstetes Wanderleben führen mußten, in das Haus der Großmutter und wurden von ihr erzogen (vgl. Betty Paoli, S. 16, 32). Die Tochter Emilie und deren Kinder meint also Stifter, wenn er ungenau sagt für ihre Kinder. Viele Züge des edlen Herzens der Künstlerin hat Betty Paoli festgehalten: „Ihre unermüdliche Fürsorge und Theilnahme beschränkte sich aber nicht bloß auf den Kreis ihrer Freunde; jeder Unglückliche, jeder Bedrängte hatte darauf ein unverlierbares Anrecht (S. 28). Julie Rettich gründete mit anderen Frauen einen Verein für Arbeitsschulen, leitete selbst eine dieser für heranwachsende Mädchen bestimmten Schulen und bereitete den in ihrer Obhut stehenden Kindern jährlich nach monatelanger Sammelarbeit eine reichliche Weihnachtsbescherung (S. 29, 35). Ihre innige Freundschaft mit Friedrich Halm war durch ihren Seelenadel vor jeder üblen Nachrede gefeit.

Ueber Beziehung des Theaters zum Volke.

S. 381 $_{1}$—388 $_{12}$.

J: Linzer Abendbote, XIII. Jahrg., Nr. 172, 173, 29. und 30. Juli 1867.

J^{2}: Vermischte Schriften, hgg. von Johann Aprent, I. Bd., S. 205—212.

381 $_{1}$ Den größten Antheil nimmt der Mensch immer wieder nur an dem Menschen. Vgl. Wilhelm v. Humboldt, Briefe an eine Freundin I, 8. Brief (3. Aufl., 1849, S. 21): „und es giebt doch in der Welt nichts Interessanteres für den Menschen, als wieder der Mensch". **382** $_{11}$ Vgl. Anm. zu 360 $_{12}$. $_{29}$ in dem kleinsten Geschöpfe sieht der Forscher den göttlichen Finger und bewundert ihn, wie Herder in der Vorrede zu den „Ideen" (13, S. 7): „Der Gott, der in der Natur Alles nach Maas, Zahl und Gewicht geordnet ... hat, so daß vom großen Weltgebäude bis zum Staubkorn, von der Kraft, die Erden und Sonnen hält, bis zum Faden eines Spinnegewebes nur Eine Weisheit, Güte und Macht herrschet ..." und u. a. Buch III, 4 (13, S. 99) mit den Beispielen: Fortpflanzung des Polypen, Künstlichkeit des Schneckenhauses, Gespinst der Raupe und des Seidenwurms, Zelle der Biene. $_{31}$ Faltern, die in meiner Heimath den schönen Namen Lustinen führen. Faltern. Stifter bevorzugt die schwache Pluralform. Vgl. I, 377 $_{27}$ Anm. zu Feldblumen I, 158 $_{16}$; I, 195 $_{3}$, 303 $_{11}$. Dieselbe Erinnerung an die Heimat bringt bereits „Der Waldgänger" (Werke, Bong, Teil V, 72 $_{38}$): Die Kinder und viele Landleute geben in jener Gegend den Faltern auch den ſchönen Namen Luſtinen, und wir redeten daher bloß von weißen und goldenen Luſtinen. **383** $_{9}$ Humbolds Einleitung zum Kosmos. Alexander von Humboldt sagt in der Einleitung zum Kosmos (Cotta, 1845, I. Bd., S. 16): „Wenn nun der Mensch, indem er die verschiedenen Entwicklungsstufen seiner Bildung durchläuft, minder an den Boden gefesselt, sich allmählich zu geistiger Freiheit erhebt, genügt ihm nicht mehr ein dunkles Gefühl, die stille Ahndung von der Einheit aller Naturgewalten. Das zergliedernde und ordnende Denkvermögen tritt in seine Rechte ein; und wie die Bildung des Menschengeschlechtes, so wächst gleichzeitig mit ihr bei dem Anblick der Lebensfülle, welche durch die ganze Schöpfung fließt, der unaufhaltsame Trieb, tiefer in den ursach-

lichen Zusammenhang der Erscheinungen einzudringen." $_{13}$ Vgl. Anm. zu 119 $_{12}$. **384** $_{32}$ man denke nur an den großen Geist Lessings. Die Bühne ist vielfach die Schule der Sitte und Bildung genannt worden. Stifter bezieht sich hier auf Lessings „Hamburgische Dramaturgie", 1. Stück: „Selbst der dramatische [Dichter], wenn er sich zum Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern; nicht aber ihn in seinen Vorurtheilen, ihn in seiner unedeln Denkungsart zu bestärken". 2. Stück: „Wunder dulden wir da nur in der physikalischen Welt: in der moralischen muß alles seinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moralischen Welt sein soll." **385** $_{1}$ Vgl. Franz X. Stauber, Historische Ephemeriden über die Wirksamkeit der Stände von Österreich ob der Enns, hgg. vom oberösterr. Landesausschusse, Linz, 1884, Fink, S. 282: „Nach Einstellen des protestantischen Kultus durch Kaiser Ferdinand II im Jahre 1625 ... zeigen die ständischen Schlüsse v. 20. März 1711 und 7. Dezember 1731, daß wie früher die protestantischen Schulvorstände, so auch die Jesuiten ein eigenes Auditorium und Theater hatten, zu dessen Erbauung die Stände im Jahre 1711 6000 fl bewilligten und im Jahre 1731 zur Wiederherstellung desselben, weil es baufällig, weitere 4000 fl hinzufügten ... Im Jahre 1792 wurden nach dem Antrag der Stände 10.000 fl zur Erbauung eines ordentlichen Schauspielhauses bewilligt." Aus welcher Quelle Stifter seine Angaben und das Zitat entnommen hat, müßte noch festgestellt werden. **386** $_{13}$ Ferdinand Raimunds Märchendramen kamen mit Ausnahme der beiden ersten in den Studienjahren Stifters und den nächstfolgenden Jahren auf die Bühne. $_{19}$ Stifters Klage über das gesunkene Volksstück trifft die Stücke von Nestroy, Anton Langer, Friedrich Kaiser u. a. **387** $_{22}$ Das sogenannte Publikum ist, wozu man es macht, sagt Stifter in Übereinstimmung mit Schiller in der Vorrede zur „Braut von Messina": „Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behaupten hört, daß das Publikum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publikum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch die Künstler gefallen." $_{24}$ Stifter weilte, von Karlsbad kommend, im Jahre 1865 vom 26. bis 29. Juni in Nürnberg. Vgl. an Adolf Frh. v. Kriegs-Au, 28. Juni 1865 und an Heckenast, 7. Juli 1865 (XX 327 $_{23}$, XXI, S. 2). $_{25}$ was in unserem Lande sogar an den schönen Wege-

säulen, die man noch oft an den abgelegensten Theilen des Mihelkreises findet, bewiesen wird. Im „Nachsommer“ (VI 204 $_1$) sieht Heinrich einige Wegsäulen sehr alter Art, die ihn an die reinen und anspruchlosen Gestalten erinnerten, die er bei dem Meister [Roland] auf dem reinen Papier mit reinen Linien gesehen hatte.

Nachträge.

Zur Einleitung, S. XXXIV: Mit Stifters Theorie des Schönen beschäftigt sich eingehend Margarete Gump, Stifters Kunstanschauung, Berlin, Emil Ebering, 1927 (Dissertation der Universität München). Vgl. bes. Einleitung, S. 5; S. 11 ff. Mit Recht wird Stifters Denken als „wenig originell und wenig scharf philosophisch“ bezeichnet. Dieser Untersuchung verdankt der Herausgeber die Hinweise auf Kant und Schillers Briefe über ästhetische Erziehung.

Zu den Lesarten und Anmerkungen: zu 10 $_{12}$ und 177 $_{28}$: Walter Rehm, Jacob Burckhardt und das Dichterische, Euphorion XXVIII (1927), S. 85 bis 107, weist überzeugend nach, wie nahe Burckhardt und Stifter einander stehen. Auch Burckhardt will „ein Priester des ewig Schönen“ sein, auch seine Kunstanschauung ist von ethischen Forderungen getragen, wenn es ihm auch ferne liegt, in dem Sittengesetz den Kern der Kunst zu erblicken. Beide sind Erben des Klassizismus in ihrer Verehrung für die Griechen, freilich Burckhardt mit viel größerer Weite des Blickfeldes als Stifter; beide teilen mit Goethe die Ehrfurcht vor den Dingen und den Willen, das Unerforschliche als ein Mysterium zu verehren. Sie begegnen sich auch in der Schätzung der Kunst Claude Lorrains (vgl. Margarete Gump, S. 56). Ihrer Zeit gegenüber fühlen sie sich isoliert und ihr Schaffen steht unter dem Zeichen weltentsagender Resignation.

Zu 110 $_{14}$: Staatsdinge sind wie eine Blume, die man hegt und wartet, dann wächs't sie, die man aber über Nacht durchaus nicht hervorbringen kann. Margarete Gump verweist S. 13 hiezu treffend auf Goethe, „der auch in politischen Dingen alles Gewaltsame und Sprunghafte als nicht naturgemäß ablehnte“ und von der Rose in seinem Garten nicht verlangte, daß sie schon Ende April blühe (Eckermann, Gespräche mit Goethe, III, 27. April 1825).

Register.

Personenregister:

Angerer, zwei Brüder 216 $_{10}$.
Anschütz Heinrich XL; 373 $_{28}$. 489. 491 ff.
Aprent Johann XI; 449. 459 ff. 482 ff. 484. 489.
Arneth Michael von 406.
Äschylus 365 $_{2.\ 10}$. 483. 489.

Bach Eduard Freiherr von 248 $_{2}$. 251 $_{27}$. 264 $_{18}$. 323 $_{25}$. 465.
Bachaus 412.
Barth-Barthenheim Adolph Graf 76 $_{13}$. 411.
Bayer-Bürck Marie 491 ff.
Benz 441.
Binzer Emilie von (Pseudonym: Ernst Ritter) XXXVII ff.; **340** $_{1}$. 450. 470 ff.
Bissingen-Nipperburg Cajetan Alex. Graf 246 $_{21}$. 441.
Bonitz Hermann XVIII.
Brauner Martin 216 $_{1}$ ff. **219** $_{1}$.
Brunner Wenzel 441.
Buddeus Aurelius XX, XXXVII; 465. Vgl. Briefe Stifters.
Burckhardt Jacob 496.

Castelli (Kastelli) Ignaz Franz 473. 479.
Christus 197 $_{4}$. 224 $_{15}$. 255 $_{20}$. 435. 438.
Cicero Marcus Tullius 373 $_{27}$. 379 $_{33}$. 462. 489.
Comenius Amos 427.

Dahn Felix 476.
Dankesreither Johann Ritter von 406.
Deák Franz 411.
Defoe Daniel 145 $_{8}$. 425.
Dingelstedt Franz 477. 492.
Doblhoff Anton Freiherr von XIII, XXIII; 246 $_{10.\ 24}$. 402. 441.

Egger Franz XIII.
Elisabeth Kaiserin von Österreich **261** $_{1}$. **262** $_{1}$. 446.
Engländer Sigmund 466.
Euripides 489.
Exner Franz XV. XXIII.

Falkenhayn (Falkenhain) Johann Graf 76 $_{22}$. 83 $_{24}$. 411.
Ferdinand d. I. Kaiser von Österreich XIV; 33 $_{18}$. 245 $_{14}$. 398. 410. Manifeste: 246 $_{27}$. 247 $_{2}$. 441. 442.

Ferdinand d. II., deutscher Kaiser 64 11. 495.
Feuchtersleben Ernst Freiherr von XXIII, XXVIII, XXXII ff.; 393. 398. 402. 403. 415. 416. 417. 418. 419. 421. 424. 425. 427. 428. 429. 431. 432. 433. 434. 435. 438. 443. 468.
Figuly v. Szep Ignaz 441.
Fink Vinzenz 441.
Fischbach Johann XXXVII; **330** 32. 465. 466.
Fischer Alois XVI; 76 21. 83 27. **243** 1. 414. 429. 437. 439 ff.
Fischer Ferdinand von Erlau (Edelau) 243 20. 440.
Fischer Theresia 82 11. 83 33. 413.
Fischer Joseph 244 1. 440.
Frankl Ludwig August 471.
Franklin Benjamin 60 14.
Franz Joseph der I., Kaiser von Österreich XVII; 44 15 ff. 56 2. 59 10. **75** 1. **80** 14 ff. 83 24. **214** 1. 218 14. 219 23. 251 28. **256** 1. 263 2. 402. 408. 437. 445. 446.
Franz Karl, Erzherzog von Österreich 451.
Friedrich der VI., Herzog von Tirol 243 16. 440.

Gartner Anton XXXVIII; **347** 1. 473 ff. 475. Vgl. Briefe Stifters.
Gartner Gabriele 474.
Gauß Karl Friedrich 445.
Gebauer 368 29.
Geibel Emanuel 351 4. 476.
Geiger Peter Johann Nepomuk 450.
Girardin Delphine, Die Furcht vor der Freude: 367 14 ff. 369 25. 483. 485.
Glaßbrenner Adolf 395.
Goethe Johann Wolfgang von XXIII; 279 8. 461. 472. 496. Egmont: 376 15. 490. Faust: 374 30 ff. 394. Die Geschwister: 371 12. 483. Hermann und Dorothea: 368 8 ff. 369 4. 485.
Görgey Arthur 77 4. 79 6. 412.
Gredler Andreas XXXIX.
Greipl Mathias 275 22. 448.
Grillparzer Franz. XIV, XXXVII ff.; 353 29. 416. 421. 423. 426. 478. Des Meeres und der Liebe Wellen: 378 10. 491 ff. Der arme Spielmann: **327** 1. 465 ff.
Grimm Jakob 406. 450.
Gutmann Wilhelm XVIII.
Gutzkow Karl 478.

Häfner Leopold XV.
Halm Friedrich (Eligius Franz Josef Freiherr von Münch-Bellinghausen) XL; 493. Elektra in Delphi: 369 27. 372 15. 376 24. 483. 487. 490. Der Fechter von Ravenna: **352** 1. 476 ff. Griseldis: 477.
Haushofer Max 350 22. 476.
Haynau Julius Jakob Freiherr von 83 26. 413.
Hebel Johann Peter 335 7. 468.
Hebbel Friedrich 395. 465. 471.
Heckenast Gustav XI, XIII; Vgl.: Briefe Stifters.
Heiliger 412.

Heinse Johann Jakob Wilhelm, Ardinghello: 308 28. 461.
Helfert Josef Alexander Freiherr von XIX ff.; 440.
Herder Johann Gottfried von XXIII—XXXIII; 55 23. 422. 472. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit: XXVI ff. 397. 398. 420. 421. 423. 424. 427. 430. 433. 438. 462. 464. 494. Briefe zur Beförderung der Humanität: XXVII ff. 395. 421. 426. 427. 429. 431. 432. 461. 463. Nemesis: XXIX. Schulreden. 435. 436.
Herodot 431.
Hohenbalken Caspar von 440.
Homer 431. 483.
Horcicka Adalbert XII.
Hormayr Josef Freiherr von Hortenburg 243 18. 440.
Höß (Heß) Josef 83 9 ff. 413.
Humboldt (Humbold) Alexander von, Kosmos: 383 9. 494.
Humboldt Wilhelm von 472. Briefe an eine Freundin: 494.

Jean Paul (Joh. Paul Fr. Richter) XXIV; 9 8. 374 16. 375 1. 8. 472. Levana: XXXVI; 426. 436. 445. Vorschule der Ästethik: 394. 395. 462. 490.
Jellačič (Jellachich) de Buzim Joseph Graf 83 26. 413.
Jensen Wilhelm 476.
Johann Erzherzog von Österreich 35 1. 400.
Joseph der II. röm. deutscher Kaiser 86 19.

Kaindl Albert 39 15. 401.
Kaindl Alois 39 1. 401.
Kaindl Alois jun. 39 15. 401.
Kaindl Franz Joseph 401.
Kaindl Katharina 41 1 ff. 401.
Kaiser Friedrich 495.
Kaltenbrunner Karl Adam 473.
Kant Immanuel XXXVI; 416. 460. 461. 496.
Karl der Große XXX ff.; 157 15.
Karolina Augusta, Kaiserin von Österreich 84 5. 414.
Kehrein Joseph 475.
Kenner 83 29.
Klesheim Anton Freiherr von 473.
Kobell Franz Ritter von 473.
Koch XXXIX.
Kolb Gustav 470. Vgl. Briefe Stifters.
Kopal Karl von 446.
Körner Reinhold 77 15. 83 28.
Kossuth Ludwig 63 3. 408. 410.
Kreibig Eduard XL.
Kriegs-Au Adolf Freiherr von 463. Vgl. Briefe Stifters.
Kudler Josef XIII.
Kürnberger Ferdinand 350 24. 476.
Kurz Hermann 476.

Lachmann Karl 406. 450.
Lagusius Nikolaus von XXXVIII; 348 1. 474 ff.
Lang Joseph 406.
Lange Josef 375 29. (Anm.). 490.
Langer Anton 471. 495.
Lasser Josef Ritter zu Zollheim 247 13. 442.
Laube Heinrich 478. 481. 485.

Lehmann Guido XL; Vgl. Briefe Stifters.
Lessing Gotthold Ephraim 384 33. 495.
Lindemayr (Lindermair) Maurus 337 25. 469.
Löffler Carl XXXVII; **332** 1. 466 ff. „Angela“: 332 16. 467.
Lorrain Claude 496.
Lucht Mathias 447.
Ludwig Wilhelm Herzog von Bayern 263 26. 446.
Lykurgus XXXI.

Maria Anna, Kaiserin von Österreich 84 5. 414.
Maria Theresia 64 13.
Maximilian Ferdinand Joseph, Erzherzog von Österreich, Kaiser von Mexiko 263 25. **280** 1. 446. 450.
Mayer (Schauspieler) 369 1 ff.
Merelli Emilie geb. Rettich 493.
Merelli Eugenio 493.
Metternich Clemens Fürst XIII; 319 13. 464.
Montecuccoli Albert Graf 405.
Möser Justus 416.
Moshamer Josef XVIII.
Mozart Josef XVIII.

Nestroy Joh. Nep. 495.
Nikolaus Kaiser von Rußland 65 2. 408. 409.

Orpheus 373 25. 489.
Osborne Gherard 71 4. 410.
Ottenwalt 406.
Ovidius Publius Naso 177 30. 318 13. 432.

Palmerston Henry John, Viscount **71** 1. 74 14. 409 ff.
Paoli Betty XIII; 485. 493.
Paskewitsch 408.
Pichler Adolf XXXIX; 395. Allerlei Geschichten aus Tirol: 350 20. 476. Edelweiß: 351 15. 476.
Pisistratus XXXI.
Planck (Plank) Karl von 77 11. 441.
Proschko Franz Isidor 398. 412.
Pulszky Franz 410.
Pustet Franz sen. 350 5. 475.
Putlitz, Gustav Heinrich Gans Edler zu P., Waldemar: 376 29. 377 10. 483. 490 ff.
Pyrrhus 143 24.

Radetzky Johann Joseph Wenzel Graf 64 19 ff. 83 26. 408.
Raimund Ferdinand 351 19. 386 13 ff. 476. 495.
Rapp Joseph 441.
Redwitz-Schmölz Oskar Freiherr von, Philippine Welser: XL; **359** 1. 480 ff. Amaranth: 361 28. 481.
Reitzenbeck Heinrich XXIII.
Rettich Karl 493.
Rettich-Gley Julie XL ff; **378** 1. 491 ff. Rollen: Hero: 378 10. 491. Thusnelda: 477. Linzer Gastspiel: **364** 1 bis **377** 33. 483. 485. 490 ff.
Rint Johann jun. 36 14. 400.
Rint Marie 493.
Roscius Quintus (Schauspieler) 373 26. 380 1. 489.
Ruppius Otto 476.

Sassai Anton Freiherr von 84 10. 414.
Satran Rosine XL; 366 22. 369 17. **369** 23 ff. 486 ff.
Sauer August XLII; 469.
Schiller Friedrich von 394. 425. 462. Schillerfeier in Linz: **278** 1. **279** 1. 448 ff. Braut von Messina: 364 6 ff. 369 24. 370 14. 483. 495. Prolog zum Wallenstein: 379 22. 492. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen: XXXVI; 421. 432. 460. 496. Die Künstler: 317 33 ff. 463. Lied an die Freunde: 362 17. 481.
Schilling August 351 16. 476.
Schlegel Friedrich Wilhelm, Lucinde 308 28. 461.
Schlosser Christoph Friedrich 54 20. 55 7. 406.
Schmid (Schmidt) Christoph von 177 19. 431.
Schmid Herman 350 4. 19. 475 ff.
Schreyvogel Joseph XXXIX; 492.
Schröder Sophie XL; 356 7. 358 3. 377 3. 379 2. 480. 492.
Schuselka Franz 420.
Schwarzenberg Anna Maria Fürstin XV. XXV.
Schwarzenberg Felix Fürst 247 5. 442.
Schwarzenberg Friedrich Prinz, Kardinal 76 4. 411. 441.
Schweitzer Leopold XVII.
Schwind Moriz von 405.
Scribe Eugène 479.
Seidl Joh. Gabriel XVIII; 473.
Shakespeare William, 305 6. 461. 471 (Die lustigen Weiber von Windsor). Hamlet: 371 2. 487. Macbeth: 305 8. Othello: 374 21 ff. König Lear: 305 9. 489. Richard der Dritte: 305 8.
Silberstein August 351 17. 476.
Sonnleithner Rudolph von 219 16. 438.
Sophie Erzherzogin von Österreich 84 5. 414. 451.
Sophokles 314 12. 365 2. 462.
Spaun Anton von XXIV. XXXV; **51** 1. 404 ff. 450. 474. Beiträge zur Bildung für Jünglinge: 54 2. 405. Heinrich von Osterdingen und das Nibelungenlied: 54 18. 406. Die Nibelungenklage: 55 8. 406. Die österreichischen Volksweisen: 55 16. 406.
Spaun Joseph Freiherr von 405 ff.
Speidel Ludwig 468.
Splenyi Baron 410.
Springer Johann XIII.
Stadion-Warthausen Franz Graf XV; 247 5. 402. 442.
Steinfeld Franz XXXVII; **329** 26 ff. 465 ff.
Stelzhamer Franz XXXVIII; **335** 1. 468 ff.
Stifter Magdalena 423.
Streinz Josef Karl 449.
Szalay Ladislaus von 410.
Széchény (Seceny) Stephan Graf 73 12. 410 ff.

Tacitus Publius Cornelius 16 13. 353 25. 396. 478.

Teleki von Szék Ladislaus Graf 410.
Thalmann 366 19. 484.
Thurn-Taxis Emmerich Fürst 259 10. 446.
Tieck Ludwig 490. Dramaturgische Blätter 373 29. 489 ff.
Töpfer Karl Friedrich, Hermann und Dorothea 368 9 ff. 369 1. 483. 485 ff.
Trollope Mistreß 417.
Türck Joseph XXXVIII; 475. Vgl. Briefe Stifters.

Uhl Friedrich 467.

Viktoria, Königin von England 44 33.
Voltaire François Maria 416.

Wagner Joseph 216 7.
Walter (Schauspielerin) 377 30.
Washington George 60 14.
Weber Wilhelm Eduard 445.
Weißenwolf Johann Graf 398.
Werckmeister Wilhelm 483.
Wessenberg-Ampringen Johann Philipp Freiherr von 246 32. 442.
Wildermuth Ottilie 351 3. 476. Vgl. Briefe Stifters.
Windischgrätz Alfred Fürst 402.
Wohlgemuth Ludwig Freiherr von 413.
Wolter Charlotte 479.

Young Friedrich 478 ff.
Young-Grahn Lucile 355 1. 478 ff.

Zedlitz Christian Freiherr von Nimmersatt 450. 470. 478. Vgl. Briefe Stifters und an Stifter.

Geographisch-topographisches Register.

Orte.

Aschach 261 17.

Braunau am Inn 322 25.

Chur 244 5. 440.

Enns (Ens) 322 29.
Eylau [Preußisch E.] 65 9. 408.

Freistadt 322 27.
Friedberg an der Moldau 275 1. 448.

Graz 244 7.
Grieskirchen 322 31.

Haslach (Mühlviertel, Oberösterreich) 332 10.

Imst 244 20.
Innsbruck 244 6. 25. 245 29.

Karthago (Carthago) XXIX, 149 31.
Komorn (Comorn) 79 29. 80 2 ff. 412. 413.
Kremsier 61 21. 246 24. 407.
Kremsmünster 51 8. 481.

Landeck 243 11 ff. 440.
Laudeck 243 13. 440.

Linz Hauptplatz 82 5. 398.
Haus Kaindl 39 11. 401.
Schulhäuser 321 21 ff. 465.
Theater der Jesuiten 385 3. 495.
Ständisches Theater XXXIX ff.; 352 1 bis 377 33.
Freinberg 260 7.
Pöstlingberg 260 7.
Strasserinsel 77 20. 412.
und Oberösterreich in den Jahren 1848 und 1849 63 1. 78 7. 214 5. 245 21. 408. 412. 437.
Gemeinde-Ausschuß 66 1. 409.
Kunstverein-Ausstellung 332 4. 467.
Dankfest 78 1.
Empfang des Erzherzogs Johann 35 1.
Empfang des Kaisers Franz Joseph 214 1. 437.
Empfang der Braut des Kaisers XXII; 261 1. 262 1. 446.
Geburtstag des Kaisers 75 1.
Namenstag des Kaisers 80 1.
Nationalgarde, Fahnenweihe 33 1. 36 19 ff. 77 22. 398.
Regiment Wohlgemuth, Fahnenweihe 82 1. 413.

Linz Schillers 100. Geburtstag 278 1. 279 1. 448 ff.
Eröffnung der Unter-Realschule 248 1. 442 ff.
Eröffnung der Ober-Realschule 444 ff.
Eröffnung des Lehrerseminars 265 1. 446.

Mailand 408.
München 176 20. 431. 477.

Niederthalheim (bei Schwanenstadt, Oberösterreich) 323 4 ff.
Nürnberg 387 24. 495.

Oberplan, Kirche zum guten Wasser 176 17.
Olmütz 246 27 ff.
Olympia 157 13. (vgl. XXX).

Passau 261 3. 16.
Pavia 244 31. 441.
Pest (Pesth) 45 4. 402.
Pfunds 243 14. 440.

Ried (Innviertel, Oberösterreich) 322 23.

Salzburg 243 5. 244 33 ff. 441.
Santa Lucia 398.
Schärding (Scherding, Oberösterreich) 322 26.
Steyr 322 11.
Steyrdorf 322 18.

Urfahr 36 19 ff. 37 19. 77 28. 260 7. 412.

Venedig 79 6. 412.
Verona 64 19. 408.
Vicenza 398.
Vilagos 412.

Wallern 216 2. 218. 219 2 ff. 438.
Wels 322 21.
Wien. Belagerungszustand 43 26.
Stimmung der Bevölkerung bei Beginn des Jahres 1849 42 1. 402.
Revolution im Oktober 1848 61 15.
Versammlung der Provinzialstände 53 2. 405.
Burgtheater 356 17. 373 6. 375 26. 378 13. 489.
Kunstverein, österreichischer 332 5. 467.
Wiesberg 244 3. 440.

Länder und Völker.

Ägypten (Egypten) 95 15.
Amerika 60 11. Nordamerika 60 6. 117 10.
Asien 113 16. 115 24. 117 13. 118 8 ff.
Assyrien 95 15.
Athener 157 9.

Babylonien 95 15.
China 118 20.
Croatien 73 5.

Deutsche [Germanen] 115 20 ff. 116 5. 117 11.

England, Engländer 71 11. 96 25. 134 12. 336 19. 416.
Europa 117 10. 22. 119 15 ff. 120 8.

Frankreich 139 11. 424. franz. Literatur: 118 32. 346 2. franz. Drama: 362 24. 481. franz. Heer: 140 7.

Griechenland: Bildende Kunst: 115 4 ff. 176 24 ff. 305 2. 315 11. 461. Literatur: 115 6. 177 18. Drama: 305 1. Schicksalsglaube: 364 9. Vgl. „Athener" und „Spartaner."

Italien 34 9. 61 23. 31. 79 3. 408.
Inder 336 18.

Judäa 95 15.

Kärnten 245 29.

Mexiko 280 4 ff.

Österreich 120 6. 421 ff.
Oberösterreich, Charakteristik des Landes und der Bewohner: 78 12. 211 16 ff. 337 26 ff. 437. Stifters zweite Heimat: 337 17. 347 18. 469.
Ertrag des Gewerbes 170 2.
Kunst 387 25. 496.
Oberösterreich Innkreis 335 4.
Mühlkreis 387 25.
Traunkreis. 347 3.

Perser 118 20. 336 18.
Phönizier XXIX; 150 4.
Polen 63 17. 65 4.

Rom, Römer XXIX; 114 18 ff. 117 1 ff. 126 3. 134 13. 423.
Rumänen [=Romanen] 73 6.
Rußland, Russen 63 4. 20. 64 32 ff. 408. 411. 420.

Sardinien 79 6. 412.
Schweden 64 10.
Serben 73 6.
Slaven 73 2.
Slavonien 73 5.
Spanier 336 18.
Spartaner XXX; 157 7.
Siebenbürger Sachsen 73 6.

Tirol 245 32. 246 12 ff. 441.
Türken 118 21.

Ungarn 61 23. 31. **63** 1. 71 18 ff. 79 3. 118 21. 173 22. 408. 410.

Sachregister.

Ackerbau 123 12. 272 32.
Antike 312 30. 462.
Armee österreichische 139 33 ff. 218 6. 423; 10. Jägerbataillon: 258 23. 446. Regiment Wohlgemuth: 82 1 ff. 413.

Bibel 197 4. 224 15. 435. 438.
Bildung 139 29. 153 12. 423.
Buchdruck XXX; 156 7. 159 6. 426.
Burgtheater. Vgl. Wien.

Census **103** 1. 418.
Christentum 185 11. 254 15.

Dichter, Dichtkunst 310 27 ff. 461. Wirkung: 317 11. 328 16. 463. Dichterische Ruhe: 343 17. Stoffe, große: 12 5. 344 19. 396. 472; unkünstlerische: 368 21. Effektdichtung: 345 31. 473. Tendenzdichtung: 308 15 ff. 309 6. 461. Lyrische Dichtung: 348 10. 365 17.
Dramatische Kunst: Tendenzdramen: 352 18. Verfall: 359 23. 363 3. 385 20 ff. Schauspielkunst: künstlerisches Maßhalten: 372 10. Miterleben der Rolle: 371 22. 375 15 ff. Richtiges Maß des Realismus: 375 10 ff. Wirkung; Publikum und Schauspielkunst: 362 17. 373 17 ff. 379 29. 384 10. 386 29 ff. 387 22. 495.

Elektrizität 256 2. 445.
Erziehung 127 33. 137 13. 153 29. 156 30. 185 18. 320 9. 427. 433.

Familie XXVIII; 24 5. **132** 1. **135** 1 **151** 1. 422 ff. 425.
Freiheit 43 14. 56 9 ff. 62 19. 78 8. **91** 1. **94** 1. **97** 1. 407. 415. 416. 417.
Fremdwörter 345 14. 472.

Gegenständlichkeit, gegenständlich 305 4. 461.
Gemeinde, Gemeindegesetz: 43 12. **68** 1. **85** 1. **89** 1. **208** 1. **211** 1. 409. 414. 436 ff. Sittenpolizei der Gemeinden: 129 9.
Genie 313 27.
Geschichte 8 14. 114 10 ff. 140 14 ff. 312 14. 393.
Gesetze: 24 31. 95 32 ff. 98 17. 415. 416.
Assoziationsgesetz: 43 11. 402.
Gemeindegesetz: vgl. oben.
Gewerbe: 123 13. 272 23. Gewerbefreiheit 130 28.

Heldensage, deutsche 54 9. Heldensang (Volksepos): 279 10.

Innungen (Zünfte) 130 22 ff. 131 12 ff.
Instinkt der Tiere XXVI; 142 5 ff.
Jugend, ihre Verwilderung durch die Revolution 205 10 ff.

Kindheit: Wirkung der ersten Eindrücke: 206 24. 436. Kinder: 255 18. 445. Vgl. Christus.
Kirche. Vgl. Religion. Kirchenmusik 177 2 ff.
Konstitution XIV; 23 24. 32 8. 182 8. 398. konstituierende Versammlungen: 59 27.
Krieg XXXIII; 180 8. 223 14. 320 25. 397. 432.
Kunst. Wesen und Bedeutung der Kunst: 175 6 ff. 302 18 ff. 317 23. 430. Kunst und Religion: 177 29. 315 5 ff. 360 12. 364 1. 382 11. 383 4. 431. 463. Kunst und sittliche Höhe eines Volkes: 119 12. 178 11. 306 30 ff. 420. Sinken der Kunst: 118 31. 333 8 ff. Tendenzkunst: 309 7 ff. Ägyptische, assyrische, indische, griechische, christliche Kunst: 382 16. Deutsche Kunst des Mittelalters: 36 18. 307 32. 387 23. 461.
Künstler, schlechte 111 13. 420.

Leidenschaft (Affekt) 15 16 ff. 305 30. 307 23. 316 27. 341 14 ff. 396. 461. 471.
Lüge, ihre Rechtswidrigkeit 236 15 ff.

Malerei, historische: 329 19. Landschaftsmalerei: 329 21.
Mensch, das höchste der Geschöpfe XXVI ff; 142 25.
Menschheit, ihre Bestimmung und ihr Ziel (Humanität). 192 16. 204 27. 223 24. 224 8. 314 31. 320 1 ff. 29. 462. 464.
Minnesang 279 10.
Mittelalter 138 12.
Moral im Verhältnis zum Recht 225 23 ff.
Musik 176 32 ff. 307 17. Vgl. Kirchenmusik.

Nibelungenlied 54 18. 55 3. 281 11 ff. 450. 451.

Person (Rechtsbegriff) 232 10 ff.
Phantasie 315 13 ff.
Philosophie 8 15. 394.
Politiker 420.
Preßfreiheit 10 31. 23 24. 395.
Preßgesetz 43 10.

Recht, Rechtsbegriff: **224** 7. Oberster Rechtssatz: 224 10. **225** 1 ff. Vgl. 320 16. Rechtsschuldigkeit: 225 21. Rechtskreis des Menschen: **229** 10 ff. Recht auf die eigene Person: **231** 2. Personenrechte: **235** 1. Rechte über den Körper: **239** 1.
Reichstag in Kremsier 59 14. 407.
Religion 127 10 ff. 161 20. 254 28. 255 12. 269 16. Abnahme: 120 9 ff. 122 12. 271 2. Religion und Kunst: vgl. „Kunst".
Revolution im März 1848 und ihre Folgen XIII, XVI; 21 19 ff. 98 22 ff. 99 9 ff. 403. 429. Vgl. Linz und Oberösterreich.

Schillerstiftung 278 10. 449.
Schöne, das Wesen des Schönen 302 24 ff. 311 5. 340 8. 341 13. 460. 461. 496.
Schrift XXX; 156 6. 158 1 ff. 159 5 ff.
Schriftsteller. Erfordernisse: 6 2. 7 20. 9 2. 394. Charakterlosigkeit: 16 3. schlechte Schriftsteller: 111 12. 420. Modesprache: 177 13. 431. (vgl. 100 8 ff. 417.)
Schulwesen:
Bedeutung der Schule für den Staat: 127 10. 30. 137 16 ff. 156 29. 165 29. 252 6 ff.
Bildung, humanistische und realistische: 248 8 ff. 435. 443.
Schularten: Volksschule, Landschule: **155** 1. 190 14. 252 6 ff. 319 1 ff. Bürger- (Gewerbeschule): **167** 1. 429. 443. Kunstschule: **175** 1. 430 ff. Wissenschaftsschule (Gymnasium, Universität): **171** 1. 430. Gymnasien: 199 1. 435. Realschule: 249 16 ff. 444.
Schulhäuser in Oberösterreich 321 17 ff. 464.
Lehrerbildung, Präparanden-Kurse: 187 15 ff. 190 17 ff. 433.
Konkurse 189 15 ff. 193 32.
Schulgeld: 164 32. 166 5. 428 ff. 435.
Reformen: Vorbereitung: **46** 1. Abschaffung der Konkursprüfungen: 47 18. 403. 434. Privatdozenten: 48 22 ff. 404.
Forderungen Stifters: Vielseitige Ausbildung: 193 9 ff. 265 15 ff. Längere Vorbereitung und Erprobung der Tauglichkeit (Übungskurse): 200 1 ff. 436. Bessere Besoldung durch den Staat: 164 10 ff. 196 22 ff. 428 ff. Kritik des üblichen Auswendiglernens: 191 5. 199 6 (vgl. 403 ff.) 434. Lebendiger Unterricht: 161 24. 427. 435. Liebe zum Amte: 199 16 ff. 436.
Unterricht ein Teil der Erziehung: 185 18 ff. 198 20. 433 ff.
Selbstmord 240 28 ff. 439.
Sittengesetz 223 28. in der Kunst: XXXVI, XLI; 304 4. 305 7 ff. 309 29. 342 27. 364 19. 374 18. 375 15. 461. 496.
Sprache XXX; 156 2 ff.
Staat:
Entstehung, Notstaat: 19 5. 94 1 ff. 416. Familie als Urbild des Staates: 24 6 ff. 132 5 ff. 397. 422 ff. „Ordnungsidee der Menschheit": 254 26. „Organischestes Produkt menschlicher Tätigkeit": 317 29.
Arten des Staates: absoluter Staat, Monarchie: 24 26. 30 4. konstit. Staat: 32 8. 398. Republik: 28 16. 31 15. 397. Aristokratie: 30 20. Demokratie: 30 3. Oktroierte Verfassung: XVII; **56** 1. 407.

Pflichten des Staates: „Menschwerdung" des Menschen: 127 31. 153 7. 407. 422. 425. Mittel hiezu: Unterricht und Erziehung (gute Schulen): 127 32. 154 8. 270 4 ff. 319 19 ff. 403. Staatskenntnisse 160 21 ff. 395. 427.

Wesenheit 7 31. 393.
Wirtshäuser 129 12 ff.
Wissen. Hoffart des Wissens 266 21.
Wissenschaften 171 17 ff. 174 13 ff. 430.
Wissenschaft und Kunst 175 2. 374 4 ff. 383 6.

Zeitschrift für österreichische Gymnasien XVIII ff. XXXVI.
Zeitungen: schlechter Einfluß 119 4.
Augsburger Allgemeine Zeitung: XX, XXII; 470.
Der Wiener Bote: XVIII, XXII. XXXIV.
Constitutionelle Donau-Zeitung XIV.
Die Constitution: XV.
Linzer Zeitung: XVII.
Presse: XVII.

Stifters Leben und Werke.

Leben.

Rechtsstudium an der Wiener Universität XIII.

Besuch des Burgtheaters 373 $_{4}$. 375 $_{26}$. 489.

Zusammenkünfte bei dem Freiherrn von Doblhoff XIII.

Märztage 1848 und ihre unmittelbaren Folgen XIII ff.

Stifter in Linz bis zur Ernennung zum Schulrate XV ff. Aufenthalte in Wien, Beratungen im Unterrichtsministerium XV, XIX; 42 $_{1}$. 401.

Eröffnung der Unter-Realschule in Linz im Jahre 1851 **248** $_{1}$. 442 ff.

Eröffnung der Ober-Realschule in Linz im Jahre 1852 444.

Eröffnung des Lehrer-Seminares in Linz im Jahre 1854 **265** $_{1}$. 446.

Schillerfeier 1859 XXII; **278** $_{1}$. **279** $_{1}$. 448. 449.

Krankheit XI; 378 $_{1}$. 439. 491.

Testament XI.

Werke.

Wien und die Wiener: Wiener Salonszenen: 424.

Studien: Feldblumen: 432. 466. 467. 494. Die Mappe meines Urgroßvaters: XXIV. Narrenburg: XXIV; 431. Hagestolz: XXIV, XXXII. Zwei Schwestern: 431.

Bunte Steine: Vorrede: 431. 461. 471. 472. Kalkstein: 466. Turmalin: 466.

Erzählungen: Prokopus: 431. 466. Der Waldgänger: 494. Nachkommenschaften: 476.

Nachsommer: XXIV, XXXII; 393. 394. 395. 396. 417. 422. 425. 431. 433. 461. 463. 466. 472. 483. 489. 496.

Witiko: 396. 450.

Lesebuch: XXIV, XXXV ff.; 451 ff.

Gesuch um Bewilligung öffentlicher Vorträge über Ästhetik XXXVI; 396. 431. 460. 461.

Gutachten der Vertrauensmänner bezüglich Errichtung eines Landesschulrates 407. 422. 425. 428.

Gutachten über die Umgestaltung des Präparanden-Unterrichtes 434.
Gutachten betreffs Errichtung eines Lehrerseminares 436.
Inspektions-Bericht 428. 434. 437.
Kunstvereins-Berichte 421. 431. 432. 461. 463.
Aphorismus über die Kunst 431. 480.
Dramatisches für Liebhabertheater [nicht erhalten:] XXXIX.

Pläne.

Abhandlungen: Briefe aus der Gegenwart: XXXIV. Über Politik in der Poesie: XII. Über das gesamte Gebiet des Rechtes: XXXIV. Briefe über verschiedene Zeitfragen: ebda.
Über Lesebücher: 160_{15}. Handbuch (Ergänzung des Lesebuches für Realschulen): XXXVI.
Dichtungen: Nausikaa-Drama: XXXIX. Lustspiel: ebda.

Briefwechsel.

Briefe Stifters.

An Emilie v. Binzer 450.
Adolf Freiherrn v. Brenner 477.
Aurelius Buddeus 465. 471.
Louise v. Eichendorff 393.
Dr. Anton Gartner 474.
Mathias Greipl 448.
Friedrich Halm 477.
Sigmund Freiherrn v. Handel 450.
Gustav Heckenast XII, XV, XXII. XXXIX; 395. 396. 397. 402. 405. 407. 410. 411. 412. 415. 416. 417. 420. 423. 426. 428. 432. 435. 439. 443. 449. 461. 462. 463. 470. 471. 473. 475. 477. 483. 495.
Marie v. Hrussoczy 432.
Therese v. Jäger 491.
Joseph Kehrein 475.
An Dr. Karl Ritter v. Kißling 449.
Gustav Kolb 477.
Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au 464. 495.
Guido Lehmann 492. 493.
Carl Löffler 467.
Dr. Hermann Meynert XXXIII.
August Piepenhagen 396. 472.
Julie Rettich 493.
G. F. Richter 480.
Emilie Freifräulein v. Schlechta (Albumblatt) 471.
Amalia Stifter 402.
Louise Stifter 423.
Josef Türck 394. 398. 400. 403. 408. 419. 421. 443. 464. 474. 475.
Ottilie Wildermuth 472. 481.
Christian Freiherr v. Zedlitz XXXIX.

Briefe an Stifter.

Von Dr. Anton Gartner 474.
Gabriele Gartner 474.
Joseph Kehrein 475.
Adolf Freiherrn v. Kriegs-Au 464.
Nikolaus v. Lagusius 475.
Von Erzherzogin Sophie (Telegramm) 451.
dem Sekretariat des Erzherzogs Franz Carl 451.
Christian Freih. v. Zedlitz 470.
Lucile Young-Grahn 480.

34585
1904
v. 16

Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen, Mähren und Schlesien

Herausgegeben
im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste
für die Tschechoslowakische Republik
Begründet von August Sauer
Band XL

Adalbert Stifters
Sämmtliche Werke

Sechzehnter Band
Vermischte Schriften. Dritte Abteilung

Mit Benutzung der Vorarbeiten
von
Adalbert Horcicka

herausgegeben
von
Gustav Wilhelm

Herausgegeben mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen
und Volkskultur

Prag 1927

Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste
für die Tschechoslowakische Republik
Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg
Printed in Czecho-Slovakia

Im gleichen Verlag ist erschienen:

Bibliothek

deutscher Schriftsteller aus Böhmen.

Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik von August Sauer.

I. **Moritz Reich, Ausgewählte Werke.** Hrsg. von Dr. Rud. Fürst. Mit Porträt. XV und 288 Seiten. Preis Kč 4·40.

II. **Nikolaus Hermann, Die Sonntags-Evangelien.** Hrsg. von Dr. Rud. Wolkan. Mit Porträt. 8°. XVI und 256 Seiten. (Vergriffen.)

III. **Friedrich Bach, Gedichte.** Von Julius Reinwarth. Mit Porträt. XLI und 166 Seiten. Preis geh. Kč 3·—.

IV. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Erster Band: Leichenreden. Nach dem Urdruck (1559). Verkürzte Ausgabe mit Kommentar, nebst einem Lebensabriß des Verfassers. Von Professor Dr. Georg Loesche. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Mit 2 Lichtdrucktafeln. XXXVIII und 289 Seiten. Preis geh. Kč 4·40.

V. **Josef Rank, Erinnerungen aus meinem Leben.** Mit Porträt. 410 Seiten. Preis geh. Kč 6·—.

VI. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Zweiter Band: Hochzeitspredigten. Hrsg., erläutert und eingeleitet von Professor Dr. Georg Loesche. Mit Porträt. XXI und 388 Seiten. (Vergriffen.)

VII. **Josef Messner, Ausgewählte Werke.** Hrsg. erläutert und eingeleitet von Paul Messner. Mit Porträt. 8°. XV und 306 Seiten. Preis geh. Kč 4·80.

VIII. **Deutsche Lieder auf den Winterkönig.** Hrsg. von Dr. Rudolf Wolkan. Mit Porträt und 7 Tafeln in Lichtdruck. XVIII und 412 Seiten. (Vergriffen.)

IX. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Dritter Band: Luthers Leben und Predigten. Nach dem Urdruck. Kritische Ausgabe mit Kommentar von Professor Dr. Georg Loesche. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 5 Porträts. 8°. XXII und 620 Seiten. Preis geh. Kč 6·40.

X. **Justus Frey, Gesammelte Dichtungen.** Hrsg. von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. XI und 415 Seiten. Preis geh. Kč 5·60.

XI. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Erster Band: Studien. Erster Band hrsg. von August Sauer. Mit dem Bildnisse des Dichters und 2 Lichtdrucktafeln. (Vergriffen.)

XII. — Vierzehnter Band: Vermischte Schriften. Erste Abteilung hrsg. von Adalbert Horcicka. Mit 18 Lichtdrucktafeln, LXXXV und 402 Seiten. (Vergriffen.)

XIII. **Ausgewählte Werke des Grafen Kaspar von Sternburg.** Erster Band: Briefwechsel zwischen J. W. von Goethe und Kaspar Graf von Sternburg (1820—1832). Hrsg. August Sauer. Mit 3 Bildnissen Sternburgs. 8°. LI und 434 Seiten. Preis geh. Kč 6·—.

XIV. **Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke.** Vierter Band: Handsteine. Hrsg. von Professor Dr. Georg Loesche. Mit 2 Lichtdrucktafeln. 8°. 704 Seiten. Preis Kč 10·80.

XV. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Fünfzehnter Band: Vermischte Schriften. Zweite Abteilung hrsg. von Adalbert Horcicka und Gustav Wilhelm. (Im Druck.)

XVI. **Josef Bayer, Literarisches Skizzenbuch.** Gesammelte Aufsätze. Mit dem Bildnis des Verfassers. 358 Seiten. Preis Kč 5·20.

XVII. **Goethes Briefwechsel mit Joseph Sebastian Grüner und Joseph Stanislaus Zauper** (1820—1832). Hrsg. von August Sauer. Mit Einleitungen von Josef Nadler. Mit 12 Lichtdrucktafeln und 1 Zeichnung. CL und 533 Seiten. Preis Kč 13·20.

XVIII. **Moritz Hartmanns gesammelte Werke.** Erster Band. Moritz Hartmanns Leben und Werke von Dr. Otto Wittner. Erster Teil. Mit 5 Lichtdruckbildern. XIII und 465 Seiten. Preis Kč 7·60.

XIX. — Zweiter Band: Moritz Hartmanns Leben und Werke von Dr. Otto Wittner. Zweiter Teil. Mit 4 Lichtdruckbildern. XIII und 661 Seiten. Preis Kč 10·40.

XX. **Josef Bayer, Studien und Charakteristiken.** Dramaturgisches und Erinnerungen an Persönlichkeiten. Mit der Reproduktion einer Porträtbüste des Verfassers. XVII und 499 Seiten. Preis Kč 7·20.

XXI. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Zweiter Band: Studien. Zweiter Band. Unter Mitwirkung von Franz Hüller. Hrsg. von Rudolf Frieb, Hans Hartmann, Josef Taubmann. Mit 2 Lichtdrucktafeln und einem Stammbaum. LXXIV und 373 Seiten. (Vergiffen.)

XXII. — Dritter Band: Studien. Dritter Band. Hrsg. von Franz Hüller, Karl Kobliſchke, Josef Nadler. Mit 7 Lichtdrucktafeln. LXXXVII und 407 Seiten. Preis Kč 7·60.

XXIII. — Vierter Band. Erster Teil: Studien. Vierter Band. Unter Mitwirkung von Franz Hüller. Hrsg. von Leopold Müller und Josef Nadler. LXV und 320 Seiten. Mit 1 Lichtdrucktafel. Preis Kč 7·20.

XXIV. — Vierter Band. Zweiter Teil: Lesarten und Anmerkungen zu Band II—IV. Erste Hälfte. X und 287 Seiten. Mit 1 Lichtdrucktafel. Preis Kč 6·—.

XXV. — Fünfter Band. Erste Hälfte: Bunte Steine. (Text.) Unter Mitwirkung von Franz Hüller und Hugo Sturm. Hrsg. von Franz Egerer und Adolf Raſchner. Mit 4 Lichtdrucktafeln. XCV und 392 Seiten. (Vergriffen.)

XXVI. — Fünfter Band. Zweite Hälfte: Bunte Steine. Lesarten und Anmerkungen. (Im Druck.)

XXVII. **Graf Kaſpar von Sternberg, Ausgewählte Werke.** Zweiter Band: Materialien zu meiner Biographie. Hrsg. von Wladimir Helekal. Mit 6 Lichtdrucktafeln. XXX und 312 Seiten. Preis Kč 5·20.

XXVIII. **Franz Anton Graf Sporck, Ein deutſch-böhmiſcher Mäzen und ſeine Streitgedichte gegen die Schurtzer Jeſuiten.** Von Artur Kopp. Mit Porträt. VI und 230 Seiten. Preis Kč 3·60.

XXIX. **Ludwig Auguſt Frankl, Erinnerungen.** Hrsg. von Stephan. Hock. Mit 3 Bildniſſen, 1 Abbildung und 1 Faksimile. XVI und 391 Seiten. Preis Kč 6·40.

XXX. **Briefe aus dem Vormärz.** Eine Sammlung aus dem Nachlaß Moritz Hartmanns. Hrsg. und eingeleitet von Dr. Otto Wittner. LV und 557 Seiten. Preis Kč 8·80.

XXXI. **Adalbert Stifters ſämtliche Werke.** Sechſter Band: Der Nachſommer. Erſter Band. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller Mit 5 Abbildungen. XCVIII und 337 Seiten. Preis Kč 12·—.

Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg.

XXXII. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Siebenter Band: Der Nachsommer. Zweiter Band. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller. 569 Seiten. Preis Kč 6·—.

XXXIII. — Achter Band. Erste Hälfte: Der Nachsommer. Dritter Band. Schluß des Textes. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller. Mit 1 Lichtdrucktafel. 239 Seiten. Preis Kč 8·—.

XXXIV. — Siebzehnter Band: Briefwechsel. Erster Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Stifters Gattin und 1 Lichtdrucktafel. XXIV und 459 Seiten. Preis Kč 8·—.

XXXV. — Achtzehnter Band: Briefwechsel. Zweiter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Stifters Gattin. XXVI und 469 Seiten. Preis Kč 10·—.

XXXVI. — Neunzehnter Band: Briefwechsel. Dritter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Gustav Heckenast. XXIII und 360 Seiten. Preis Kč 12·—.

XXXVII. — Vierter Band. Zweiter Teil: Lesarten und Anmerkungen zu Band II. IV. Zweite Hälfte. Hrsg. von Franz Hüller. 402 Seiten. Preis Kč 20·—.

XXXVIII. **Hermann Bachmann, Gesammelte Erzählungen.** Hrsg. von Alfred Klaar. XVIII und 226 Seiten. Preis Kč 14·—.

XXXIX. **Adalbert Stifters sämtliche Werke.** Zwanzigster Band: Briefwechsel. Vierter Band. Mit Benützung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka hrsg. von Gustav Wilhelm. Mit 1 Abbildung.

Forschungen zur Kunstgeschichte Böhmens.

Veröffentlicht von der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik.

I. Band: **Mittelalterliche Wandgemälde und Tafelbilder der Burg Karlstein in Böhmen.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. 14 Bogen Text mit 50 Lichtdrucktafeln. Folio.

II. „ **Der Bilderzyklus des Luxenburger Stammbaumes aus Karlstein.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. 7 Bogen Text, 16 Lichtdrucktafeln und Abbildungen im Text. Folio. (Vergriffen.)

III. „ **Die Wandgemälde im Kreuzgange des Emauskloster in Prag.** Bearbeitet von Professor Dr. Josef Neuwirth. $12^1/_2$ Bogen Text. Mit 34 Tafeln und 13 Abbildungen im Text.

IV. „ **Beiträge zur Geschichte der Dintzendorfer.** Bearbeitet von Professor Dr. Hugo Schmerber. Mit 7 Tafeln und 27 Abbildungen im Text. 4^0.

V. „ **Johann und Ferdinand Maximilian Brokoff.** Hrsg. von Oskar Pollak. Mit 8 Lichtdrucktafeln und 47 Abbildungen im Text. 1910.

VI. „ **Beiträge zur Kenntnis der Tafelmalerei Böhmens im 14. und am Anfang des 15. Jahrhunderts.** Von Dr. Richard Ernst. 1912. 29 Seiten. Mit 60 Lichtdrucken. (Vergriffen.)

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

3 0112 126288437